Velhagen & Klasings Monatshefte

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

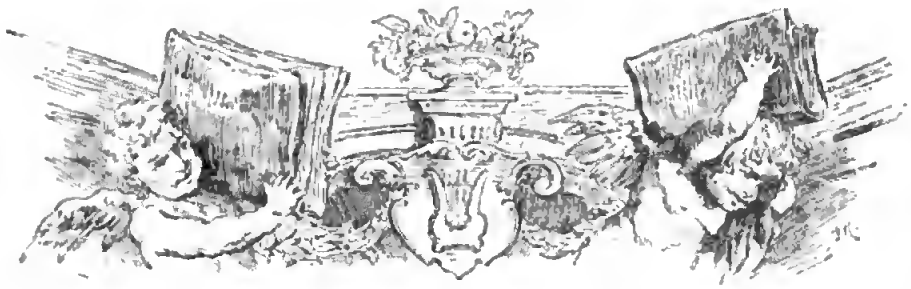
Jahrgang 1892/93.

II. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK



Inhaltsverzeichniß.

AP30
V4
v.7:2
pt.1

VII. Jahrgang 1892/1893. — Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Seite

Bobertag, Bianca (Viktor Valentin): Mit allen Waffen. Roman in drei Büchern. Forts. u. Schluß 27, 145, 244, 392, 513, 593
Frapan, Ilse: Hab' ich Recht oder nicht? Erzählung 561
Merk-München, Emma: Die Trennung. Novelle 337
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von: Der Freiherr von Tollenstein. Novelle . 465
Seidel, Heinrich: Radau! Eine Skizze nach dem Leben 462
Testa, Sylva: Er und Sie. Skizze . . 321
Villinger, Hermine: Der jüngste Nothelfer. Novelle 289
Wohlbrück, Olga: Glück. Ein Lebensbild 113
von Wolzogen, Ernst: Das gute Krokodil. Novelle 75

Gedichte, Sprüche.

Behrend, Ernst: Der Friedhof im Grunewald 143
— — Minnelied Ottos IV mit dem Pfeile, Markgrafen von Brandenburg. Faksimile-Nachbildung des Originals im sogen. Manesse-Codex, nebst Transskription und Übertragung ins Hochdeutsche . . 416, 417
*— — Heidesegen. Mit Kopfstück von Moritz Röbbecke 555
Falke, Gustav: Die feinen Ohren . . . 366
Frapan, Ilse: Wie lockte mich's vor Jahren 217
von Gaudy-Dresden, Alice Freiin: Tassos letzter Traum 26
*— — Waldesschweigen. Initial von Fritz Reiß 626
*Haide, Hans: Wohl, — weil es Sonntag war. Vignette von Leonh. Hellmuth 592
*von Hellen, E.: In dem Weinberg des Papstes Julius. Initial von Fritz Reiß 430
Hoffmann, Hans: Idylle 181
*Hoffmann, Hans: Romfahrt 544
*Lenbach, Ernst: Maigruß. Mit Rahmen von Edwin Heine 280
— — Die Ruhe des Mogul 376
*— — Märtyrer 512
von Lippe, E.: Judith 390
Reisenrath, Friedrich: Märzenwind . . 74
Rittberg, Hedwig Gräfin: Frühlings-Erwachen 272
*von Rohrscheidt, G.: Der Halsring des Hatto. Bilder von Paul Hey in Tondruck 281
*Schanz, Frida: Erwachen. Vignette von Anton Lewy 309
Scherer, Georg: Frühling 272
— — Ferienkolonie 661
*Seidel, Heinrich: Der frühe Schmetterling. Mit Vignette 243
Trojan, J.: Pfingsten im Schnee . . . 272
— — Das Großstadtkind 659
Vogel, Georg: Treu 496

Kunst und Litteratur.

F. D.: Die Versteigerung der Sammlung Spitzer 645
*Ebby: Der Bilderschmuck des Pantheon und des Stadthauses zu Paris. Mit 10 Bildern 129
*Gerlach, Gustav: Amerikanische Kunst. Ein Umblick. Mit Skulpturen von Loredo Taft, Carl Rohl Smith und Bildern von W. M. Chase, E. H. Blashfield, A. B. Wenzell, F. D. Millet, R. E. Sherwood, A. H. Thayer und H. Pyle 507
*Graul-Wien, Dr. Rich.: Adolph Schreyer. Mit Porträt, 2 Einschalt- und 14 Textbildern und Studien, zum Teil in Farbdruck 418
*von Grotthuß, Jeannot Emil Frhr.: Richard Voß. Mit Porträt 664
*Knackfuß, H.: Franz Hals. M. 16 Abbild. 1

Seite

*Rosenberg, Adolf: Gustav Eberlein. Mit Kunstbeilage in Heliogravüre, Porträt, für die Monatshefte gezeichnet von Anton Schöner, und 15 Textbildern in Aquarell- und Chromodruck 225
*— — Der Verein für Originalradierung in München. Mit Porträtstudie nach einer Radierung von Peter Halm 624
*Schanz, Frida: Tiroler Lyrik. Mit Porträts von Hermann von Gilm und Hans von Vintler in Vignette von Leonhard Hellmuth 442
*Seidel, Paul: Die bildenden Künste unter den Hohenzollern in der Zeit des Großen Kurfürsten. Mit 12 Illustrationen . . 648
*von Szczepański, Paul: Das Duse-Gastspiel in Berlin. Mit den Porträts von Eleonora Duse und Cavaliere Andó 64
*— — Neues vom Büchertisch 106, 218, 331

Sonstige Aufsätze.

*Berolinensis: Ein Sommertag im Berliner zoologischen Garten. Mit 9 Bildern von G. Koch 367
*Bohrdt, Hans: Der Künstler im Dienste der amerikanischen Reklame. Mit 8 Illustrationen von demselben 545
*Groller, Balduin: Ferien! Eine Hochsommer-Plauderei. Bilder von August Mandlick 572
*Harden, Hasso: Das Schloß zu Öls. Mit 8 Bildern von Anton Lewy in Aquarelldruck 69
*Hirsch, Franz: Thorn, die Wacht an der Weichsel. Ein Städtebild aus Vergangenheit und Gegenwart. Mit Illustrationen von Robert Aßmus in Farbdruck . . . 584
*Marshall-Leipzig, William: Maskeraden in der Tierwelt. Mit 4 Abbildungen 431
*Meurer, Julius, Präsident des Öster. Touristen-Klubs: Burgen und Schlösser in Österreich. Mit 6 Bildern 182
*Pantenius, Theodor Hermann: Maria Stuart in Schottland. Mit 7 Porträts und einer Denkmünze 93
*Schwarzkopf, Christian: Die Brieftauben. Mit 13 Bildern 205
*Stinde, Julius: Die Wunder Cagliostros. Mit 2 Porträts 193
*von Szczepański, Paul: Chicago und die Weltausstellung. Mit 10 Illustrationen 453
*Trojan, J.: Blumen in Berlin. Mit 7 Bildern von W. Zehme in Chromodruck 310
*Try, William: Das malerische New York. Mit 9 Radierungen von F. W. Mielatz u. 3 Federzeichnungen von T. R. Manly 497
*Wigand, Dr. Paul: Marburg. Illustrationen von Fritz Stoltenberg u. a. in Farbdruck 377
*Wislicenus-Hamburg, Georg, Kapitänleutnant a. D.: Sind Seeschlangen? Mit 10 Illustrationen 627
*Wurm, Dr.: Eine süße Plauderei. Mit 6 Abbildungen 273
von Zobeltitz, H.: Der Welfer Land . . 556

Seite

*** Feste aus der Zeit der Medici . . . 190
Ebby: Zu unsern Bildern 223, 335, 447: 560, 671
Briefkasten 559

Kunstbeilagen.

Hals, Franz: Bildnis eines Admirals oder Kapitäns. Titelbild.
Eberlein, Gustav: Der Bogenspanner. Marmorstatue. Heliogravüre. . zw. 224 u. 225
Reiß, Fritz: Widmungsblatt Juni. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromodruck . . . . . zw. 336 u. 337
— — Widmungsblatt Juli. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromodruck. zw. 448 u. 449
— — Widmungsblatt August. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromodruck. zw 560 u. 561

Einschaltbilder, selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter.

Allers, C. W.: Clown (Carl Godlewsky). 48
Andreotti, F.: Im Grünen. Buntdruck zw. 328 u. 329
von Angeli, H.: Fesch 597
Bacher, O. H.: Ringwerfen auf einem Oceandampfer. 391
Becker, C.: Aus der Zeit der Mediceer. zw. 192 u. 193
— — Spanierin. . . . . zw. 200 u. 201
Beckmann, Johanna: Hase und Igel. Silhouette mit der Schere geschnitten . 112
— — Silhouette 448
Bellini, Giovanni: Männlicher Studienkopf 152
Beyschlag, R.: Spielkameraden . . . 621
Blaas, E. von: Marianna. Farbdruck, zw. 336 u. 337
Blashfield, E. H.: Weihnachtsglocken. . 491
Chase, W. M.: Spanischer Zigeuner. . 486
Chicago, zu: Das Deutsche Haus auf der Weltausstellung . . . . . zw. 448 u. 449
Circignano da Pomarancio, Nicolo: Studien zu einer Verkündigung . 161
Conti, Tito: Orientalin. Farbdruck zw. 464 u. 465
A. D.: Silhouette. In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten 271
Eilers, W.: Im Schloßhof . zw. 608 u. 609
von Ende, F.: Verfolgung . zw. 640 u. 641
Fink, Aug.: Frühjahr . . . . zw. 64 u. 65
Fröscht, C.: Frisch gewagt. 441
Gebhardt, K.: S' war nur ein Traum. zw. 544 u. 545
Gentz, Ismael: Ernst Frhr. von Wolzogen. Für die Monatshefte gezeichnet . . . 80
Gräbhein, W.: Entwichter Braten zw. 112 u. 113
Grützner, Ed.: Studienkopf 611
Halm, Peter: Porträtstudie. Radierung 625
Hasse, Ernst: Geflügel. Nach einer Radierung 63
Haug, Rob.: Studienzeichnung 601
Hellmuth, Leonhard: Studienkopf . . 348
Herpfer, Carl: Mozart beim Orgelspiel. zw. 128 u. 129

	Seite
Herterich, J. C.: Gruppe aus dem Schäfflertanz in München	57
Hiddemann, F.: Studien	356, 357
Haff, Carl: Bauerfrau aus dem Schwarzwald	148
Kallmargen, Friedr.: Ostermontag (Bruchstück)	177
Knaus, Ludwig: Ein Zweikampf	zw. 48 u. 49
Kohnert, H.: Im Spreewald. Nach einer Radierung in Farbdruck	zw. 528 u. 529
König, Hugo: Maikätzchen	zw. 240 u. 241
Kühler, Aug.: Lagerscene	25
Lambert, E.: Yarkshire-Terrier	345
Lançon, Aug.: Tierstudien	33
Liebermann, Max: Das Altmännerhaus in Amsterdam	292
Lassow, Heinr.: Amaryllis	305
Law, W. H.: Narciß	353
Lüben, Adolf: Die ersten Frühlingsboten	250
— — Beim Beerensuchen	zw. 592 u. 593
Maisan, Rud.: Lachendes Mädchen. Porträtbüste	40
Makart, Hans: Weibliches Porträt	169
Marr, Carl: Studie	165
Meißner, C.: Heimkehr vom Sturm	zw. 96 u. 97
Messerschmitt, P. F.: Studie	593
Millet, F. D.: Zwischen zwei Feuern	520
Nagel, L. v.: Ziegen im Stalle	301
Pyle, Howard: Eine Frage	536
Rau, E.: Reisei	zw. 144 u. 145
— — Feuer gefangen	zw. 496 u. 497
Raupp, K.: Vom Sturm gejagt. Farbdruck	zw. 360 u. 361
Richter, Alb.: Sommer	408
Schleich, Rud.: Viehmarkt in Oberbayern. Zeichnung	660
Schöner, Anton: Unser Liebling	288
Schreyer, Ad.: Auszug des Scheiks.	zw. 424 u. 425
— — Walachische Paßstation	zw. 432 u. 433
Schütze, W.: Dachbadenidylle	zw. 88 u. 89
Schweitzer, Ad.: In den Lofoten	zw. 272 u. 273
Schwenzen, B.: Heideblümchen. Farbdruck	zw. 400 u. 401
Seifert, Alfred: Täubchen	297
— — Bertha. Farbdruck	zw. 512 u. 513
Sherwood, Rosina Emmel: Aprilschauer	525
Sichel, N.: Cetheris. Buntdruck	zw. 256 u. 257
Smith, Carl Rohl: Statue Benjamin Franklins für die Elektrizitäts-Ausstellung zu Chicago	480
Taft, Lareda: Der Schlaf der Blumen. Plastische Gruppe in der Gartenbau-Ausstellung zu Chicago	472
Thayer, Abbott H.: Madonna	533
Thumann, Paul: Mutter und Kind	289
— — Am Brunnen zu San Remo. Zeichnung	571
Uhde, Fritz von: Studienköpfe	396, 397
van den Bas: Eine Dame nach der Mode,	zw. 560 u. 561
Wagner, Paul: Der Forellenfischer,	zw. 616 u. 617
Wahl, Anna van: Es war einmal	247
Wenzell, A. B.: Vor hundert Jahren	506
Zick, Alex.: Aktstudien	156

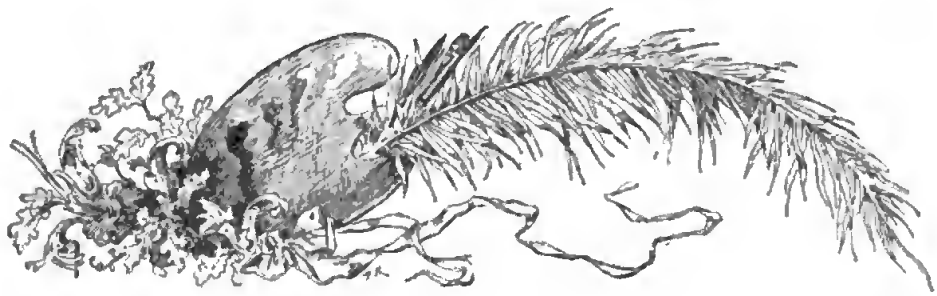
Gratisbeilage:

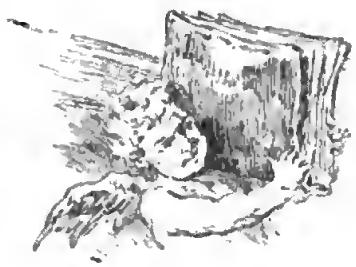
Velhagen & Klasings Romanbibliothek. III. Band Nr. 7 bis 12:

Jerry. Nach dem Amerikanischen von S. B. Elliott. Roman. (Fortsetzung und Schluß.)

Geheime Magie. Von G. van Stokmans (Germanis).

L'omicida. Ein Erlebnis am Gardasee. Von B. Schulze-Smidt.





Velhagen & Klasings

Monatshefte

Früher erschienen

und können, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind, durch alle Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spaettgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2, 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf } als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von E. von Wellnitz, } als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, } als Anhang: gratis

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" von Jacques Vincent, „Onkel Piper von Pipersberg" von Casma, (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band I.) } als Anhang: gratis

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 4 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band II. „Der Telamone" von F. von Zobeltitz, „Die Kinder Klingströms" von M. v. Reichenbach, } als Anhang: gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände: I.—VI. Jahrg. Band I u. II à Band 90 Pfg.
Monatsheft-Viertelbände: IV.—VI. Jahrg. Band I, 1. 2 u. II, 1. 2 à Band (2 Teile) 1 Mk. 80 Pfg.
Romanbeigaben: I. Jahrg.: „Fremdes Blut" — II. Jahrg.: „Um jeden Preis" u. „Der Geiger von Thun" — III. Jahrg.: „Der Sternburger Kreis" u. „Auf der Dobenau" — IV. Jahrg.: „Die zweite Mutter" u. „Das Fritzche" — V. Jahrg.: „Ein tapferes Herz" à Band 50 Pfg. u. Velhagen & Klasings Romanbibliothek I. Band — VI. Jahrg.: Velhagen & Klasings Romanbibliothek II. Band à Band 75 Pfg.

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. 1. Band vergriffen. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Der Geiger von Thun" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Auf der Dobenau" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

IV. Jahrg. 1889/90. 1. und 2. Band 9 Mk.
Romanbeigaben: „Das Fritzche" gegen Nachzahlung von à 1 Mk. für den Einband.

V. Jahrg. 1890/91. 1. und 2. Band à 9 Mk.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband und V. & K.s Roman-Bibliothek Band I gegen Nachzahlung von 1 Mk. 50 Pf. für den Einband.

VI. Jahrg. 1891/92. 1. Band vergriffen. 2. Band 9 Mk.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung
Velhagen & Klasing.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

VII. Jahrgang 1892/93.

Heft 7, März 1893.

Franz Hals: Bildnis eines Admirals oder Kapitäns. (Im Ermitage-Museum zu St. Petersburg.)
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 7, März 1893.

Franz Hals.

Von

H. Knackfuß.

(Abdruck verboten.)

Nachdem in dem langen Kampf der Niederlande gegen die spanische Herrschaft sich die Trennung der nördlichen Provinzen von den südlichen vollzogen hatte, trat die nordniederländische oder holländische Kunst in ganz andere Bahnen, als diejenigen waren, in denen die belgische Kunst sich weiter bewegte. Am augenfälligsten zeigt sich dies in der Malerei, die ja in den Niederlanden schon seit langer Zeit die meistbegünstigte und volkstümlichste Kunst war. Während in den südlichen Provinzen, die unter der Oberhoheit Spaniens und beim katholischen Glauben blieben, die überlieferte und von der italienischen Kunstweise beeinflußte Geschichts- und Heiligenmalerei in voller Geltung verblieb und durch die gewaltige Künstlerkraft eines Rubens zu ungewöhnlich glänzenden Erscheinungen geführt wurde, konnte in dem jungen protestantischen Freistaat, der den Bruch mit den staatlichen und kirchlichen Überlieferungen der Vergangenheit siegreich durchgeführt hatte, die Kunst kein Gefallen mehr finden an dem herkömmlichen, hier ganz unzeitgemäß gewordenen Stoffgebiet. Es war sozusagen eine naturgesetzliche Notwendigkeit, daß hier die Kunst ihre volle Kraft der Gegenwart zuwendete, bei einem gleichsam neu erstandenen Volke, das mit vollberechtigtem Selbstbewußtsein auf die glücklich erkämpfte und behauptete Freiheit und auf eine großartige, stetig wachsende Zunahme an Macht und Ansehen blickte. Für die holländischen Maler bildeten somit Erscheinungen des Lebens, das sie in der Wirklichkeit umgab, das von selbst sich erschließende Stoffgebiet.

Wenn die Kunst es sich zur Aufgabe macht, dasjenige, was in der Wirklichkeit vorhanden ist, um seiner selbst willen darzustellen, so ist es nur ein folgerichtiger Schritt, daß sie dazu gelangt, das in der Wirklichkeit Vorhandene auch gerade so wiederzugeben, wie es sich in Wirklichkeit zeigt. Die Kunst wird also im eigentlichen Sinne „realistisch." Die Erscheinung des künstlerischen „Realismus" konnte in der holländischen Malerei um so voller zur Geltung kommen, als schon seit dem ersten aufsehenerregenden Aufblühen der niederländischen Kunst ein ausgeprägter realistischer Zug in derselben lebte. Beruht doch die erhabene Größe der Brüder van Eyck zum großen Teil auf der liebevollen Treue, mit welcher sie die Erscheinungen der Wirklichkeit beobachtet und wiedergegeben haben. Auch während der Zeit, wo die Nachahmung der Italiener die Kunst beherrschte, ging diese angestammte Neigung zu unbedingter Naturtreue nicht unter; vielmehr läßt sich ihr Vorhandensein beständig in mancherlei Werken wahrnehmen. Insbesondere behauptete sich die gewissenhafte künstlerische Wahrheitsliebe auf einem Gebiete, auf dem ihre vollste Berechtigung unanfechtbar ist: auf demjenigen der Bildnismalerei. Gerade die nordniederländischen Maler haben in der lebenswahren Darstellung von bestimmten

Abb. 1. Franz Hals. Bildnis des Meisters im Rathaus-Museum zu Haarlem.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Persönlichkeiten während des ganzen XVI. Jahrhunderts sehr bedeutende Erfolge erzielt. Der Gefahr, in Nüchternheit zu verfallen, wirkte dabei der den Niederländern gleichfalls von alters her eigene Sinn für die Poesie der Farbe, durch die sich jegliches Ding über die alltägliche Gewöhnlichkeit hinausheben läßt, entgegen. — So war der Weg vorbereitet, auf dem die holländische Malerei zu ihrer eigenartigen Größe gelangen sollte, als die Friedenszeit, welche dem Waffenstillstandsabschluß von 1609 folgte, ihr Gelegenheit zu freier und reicher Entfaltung gab.

Die Bildnisse von Zeitgenossen festzuhalten, wurde die erste und wichtigste Aufgabe der holländischen Malerei. Das Bewußtsein, an der Schaffung des neuen Staatswesens mitgewirkt zu haben, verlieh sozusagen jedem Bürger desselben einen höheren Wert, und es ist begreiflich, daß gar viele darauf bedacht waren, ihr Bild den Nachkommen zu überliefern, sei es in einem Einzelporträt, sei es in einem Gruppenbild, als Mitglied eines Vereins, innerhalb dessen sie ihre Thätigkeit entfaltet hatten. Schon in früherer Zeit hatte man in den nördlichen Niederlanden eine Vorliebe für Gruppenbilder gehabt; namentlich die Schützengilden, aus denen sich die Bürgerwehr der Städte zusammensetzte, hatten die Ausbildung dieses besonderen Zweiges der Porträtmalerei gefördert. Jetzt trat diese Kunstgattung an die vornehmste Stelle; sie nahm in der holländischen Malerei denjenigen Rang ein, den anderswo die große Geschichtsmalerei behauptete. „Regentenstücke“ und „Dulenstücke“ sind die Namen,

mit denen man Bilder solcher Art bezeichnete und auch jetzt noch zu bezeichnen pflegt; „Regenten“ wurden die Vorstandsmitglieder von Vereinen und Gesellschaften jeglicher Art genannt, und „Doelen“ (ausgesprochen Dulen) hießen die Schützenhäuser.

In Regenten- und Dulenstücken hat auch der größte Meister der holländischen Bildnismalerei, Franz Hals, in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens die Höhe seiner Kunst gezeigt.

Franz Hals war ausschließlich Bildnismaler. Es lag im Wesen einer auf sorgfältig getreue Wiedergabe der wirklichen Erscheinungen gerichteten Kunst begründet, daß sie sich im Laufe der Zeit mit mehr oder weniger scharfer Begrenzung in einzelne Fächer spaltete, je nachdem die einzelnen Künstler für diese oder jene Gattung der natürlichen Erscheinungen eine besondere Vorliebe besaßen. Die Porträtmalerei, das sogenannte Genre, die Landschaft, die Tiermalerei fingen an, sich voneinander zu scheiden. So hat auch Franz Hals sich nie auf einem anderen Kunstgebiet versucht, als auf demjenigen, welches die sprechend naturwahre Wiedergabe des besonderen Charakters und des ständigen oder flüchtigen Ausdrucks bestimmter Persönlichkeiten zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung machte. Hierin aber hat er alle seine Vorgänger, seine Mitstrebenden und seine Nachfolger in Holland, welche das nämliche Gebiet betreten haben, übertroffen — den großen Rembrandt nicht ausgenommen, dessen hohe künstlerische Bedeutung anderswo lag und der ja überhaupt nicht zu den Realisten der Malerei gezählt werden kann, da er alles, was er malte, mit einem nicht in der Wirklichkeit vorhandenen, sondern nur von ihm selbst erschauten Lichtzauber dichterisch verklärte.

Franz Hals stammte aus einer alten angesehenen Haarlemer Familie. Seine Geburtsstadt aber ist Antwerpen, wohin sich seine Eltern im Jahre 1579 begeben hatten. Wann er geboren wurde, steht nicht fest; die Überlieferung nennt das Jahr 1584. Auch darüber fehlt die Kunde, wie lange der Aufenthalt der Familie in Antwerpen dauerte, und wann Franz Hals nach Haarlem kam, wo er während der ganzen Zeit seiner Thätigkeit verweilt hat. Überhaupt sind die urkundlichen Nachrichten über ihn dürftig, ungeachtet der emsigen Bemühung, mit welcher verdienstvolle holländische Kunstforscher in den letzten Jahrzehnten nach solchen gesucht haben. Es ist eine Aufzeichnung entdeckt worden von der Hand eines Malers Mathias Scheits aus Hamburg, welcher Franz Hals persönlich gekannt hat. Derselbe erzählt dessen Leben mit den wenigen Worten: „Der treffliche Bildnismaler Franz Hals von Haarlem hat gelernt bei Karl van Mander aus Meulenbecke. Er ist in seiner Jugend etwas lustig von Leben gewesen; als er alt war und mit seinem Malen (welches jetzt nicht mehr so war wie früher) nicht mehr die Kost verdienen konnte, hat er einige Jahre, bis daß er starb, von der hohen Obrigkeit von Haarlem ein gewisses Geld zu seinem Unterhalt gehabt, um der Tüchtigkeit seiner Kunst willen. Er ist um das Jahr 1665 oder 66 gestorben und nach meiner Schätzung wohl 90 Jahre oder nicht viel weniger alt geworden.“

Der als Lehrer des Franz Hals genannte Karl van Mander (geboren 1548) war ein Anhänger der italienischen Richtung. Er hatte in seiner Jugend in Rom studiert, hatte sich dann zuerst in Brügge und darauf in Haarlem niedergelassen und siedelte zuletzt nach Amsterdam über, wo er im Jahre 1606 starb. Sein Name ist der Nachwelt weniger durch seine Gemälde, als durch seine schriftstellerische Thätigkeit im Gedächtnis geblieben. Er hat nämlich ein „Schilderboek“ (Malerbuch) verfaßt, worin er Künstlergeschichte erzählt.

Da Karl van Mander Haarlem im Jahre 1602 verließ, so muß die Ausbildung des Franz Hals um diese Zeit vollendet gewesen sein. Aber die ersten sicheren Werke von seiner Hand, welche sich erhalten haben, stammen aus erheblich späterer Zeit.

Die erste urkundliche Nachricht über Franz Hals ist von 1611. Dieselbe meldet, daß derselbe in diesem Jahre in Haarlem einen Sohn taufen ließ, welchen ihm seine Ehefrau Anna Hermanß geschenkt hatte. Die nächstfolgende Kunde besagt, daß Franz Hals im Februar 1616 vor die städtische Obrigkeit geladen wurde, um wegen Mißhandlungen seiner Ehefrau eine amtliche Rüge zu bekommen, und daß er bei dieser Gelegenheit geloben mußte, sich fernerhin der Trunkenheit und ähnlicher Ausschweifungen zu enthalten. Diese Nachricht berührt um so peinlicher, als man weiter erfährt, daß die

Abb. 2. Festmahl der Offiziere von den St. Georgs-Schützen (1616). Im Rathaus-Museum zu Haarlem.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.

arme Frau ganz kurze Zeit darauf starb. Ehe noch ein Jahr abgelaufen war, verheiratete er sich zum zweitenmal, mit Lisbeth Reyniers, die ihm schon in der zweiten Woche ihrer Ehe ein Kind gebar. Wenn wir hiernach keine gute Meinung von dem Menschen Franz Hals und von seinem „etwas lustigen" Leben bekommen, so erhalten wir eine um so höhere Meinung von seiner Meisterschaft als Maler im Anblick seines ersten beglaubigten Gemäldes, das eben jenem Jahre 1616 angehört.

Dieses Gemälde ist ein großes „Dulenstück;" es zeigt uns die Offiziere der Schützengilde zum heiligen Georg (St. Jorisdoelen). Dasselbe befindet sich im Hauptsaal des städtischen Museums im Rathaus zu Haarlem, wo nicht weniger als acht Regenten- und Dulenstücke eine vollständige Übersicht über die künstlerische Art des Meisters bis in sein höchstes Greisenalter hinein gewähren. Ebendort befindet sich, wohl von der Hand eines Schülers gemalt, ein Bildnis des Franz Hals aus dessen reiferen Jahren (Abb. 1). Gewiß ist das Porträt sehr ähnlich. Unverkennbar sprechen aus diesen gedunsenen Zügen die Wirkungen des Alkohols. Um so merkwürdiger ist der Gegensatz zwischen dem Gesicht des Meisters, wie es uns hier vorgeführt wird, und den Werken desselben. Aus den Werken spricht ein heller, mit großartiger Schärfe der Beobachtung begabter Geist, eine liebenswürdige muntere Laune, vereint mit einer ungewöhnlichen künstlerischen Kraft und einem hochentwickelten Geschmack; es offenbart sich uns eine geradezu verblüffende Sicherheit von Auge und Hand, die überhaupt nicht ihresgleichen hat. — Das Bild von 1616 zeigt uns die Offiziere der St. Georgs-Schützen beim festlichen Mahl versammelt. Man ist in bester Unterhaltung begriffen, und eben schickt der Vorsitzende sich an, den Braten vorzulegen, als die drei Fähnriche, welche wohl einen Grund zur Verspätung haben müssen, eintreten. Auch von vorn, wo sich der Beschauer befindet, mag man sich jemanden herantretend denken, so daß es sich erklärt, daß mehrere der Versammelten ihre Blicke hierhin wenden. So ist es dem Künstler gelungen, die von früheren Malern derartiger Gruppenbilder niemals vollständig gelöste Schwierigkeit der Aufgabe, das bildnismäßige Zeigen einer größeren Anzahl von Gesichtern mit einer zwanglosen, natürlichen Gruppierung zu vereinigen, wenn auch nicht vollständig, so doch beinahe vollständig zu überwinden. Dabei hält ein wunderbarer Reiz der malerischen Hell- und Dunkelwirkung und der Farbenstimmung das Gemälde künstlerisch zusammen. Jeder einzelne Kopf aber ist für sich allein schon ein vollendetes Meisterwerk. Man sieht sie leben, man glaubt sie sprechen zu hören, diese tüchtigen Männer, die jetzt in fröhlicher Geselligkeit guter Dinge sind, die aber jeden Augenblick wieder bereit sein werden, mit Gut und Blut für das Vaterland einzustehen, wenn der Ablauf des Waffenstillstandes dasselbe von neuem in Gefahr bringen sollte. Nicht weniger wie jeder Kopf ist jede Hand ein Meisterwerk von Leben und Charakterdarstellung (Abb. 2).

Aus dem nämlichen Jahre 1616 sind die ältesten erhaltenen und bekannten unter den kleineren Bildern von Franz Hals, in denen er mit sprudelnder Laune seinem Übermut die Zügel schießen läßt. Wenn man klassifizieren wollte, würde man diese Gattung Hals'scher Bilder zum größten Teil mehr unter die Genredarstellungen als unter die Porträts rechnen müssen; denn es kommt in denselben weniger auf die abgemalte Persönlichkeit als auf die Schilderung eines Augenblicks aus deren Thun und Leben an. Immer aber blicken wir in die Gesichter von Menschen, die keine Erzeugnisse künstlerischer Vorstellungskraft sind, sondern die wirklich gelebt haben und gerade so ausgesehen haben, wie Franz Hals sie gemalt hat. Bisweilen sind diese Sittenschilderungen — wenn man sie so nennen will — von einer Derbheit, die den heutigen empfindsameren Beschauer verletzen könnte, wenn nicht der unvergleichliche Humor, der in ihnen lebt, alles sich unterordnete und auch den Beschauer überwältigte. Zudem war in jener Zeit im allgemeinen, und in Holland vielleicht mehr als anderswo, eine unbefangene Derbheit, die uns heute kaum begreiflich erscheint, selbst in den besten Ständen ganz gewöhnlich und kaum anstößig. In der Gesellschaft, in welcher Franz Hals seine Erholung von der Arbeit suchte, herrschte wohl ein besonders kräftiger Ton, der dann wiederklang in den aus eben dieser Gesellschaft geschöpften Bildern. Es sind des genußfrohen

Abb. 3. Bildnis eines vornehmen Herrn. In der Kgl. Galerie zu Kassel. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.

keit entstanden wäre, und so ist sie eine vollkommen entsprechende Ausdrucksform für schnellbewegliche Erscheinungen. In dieser Hinsicht üben derartige Hals'sche Bilder eine überzeugendere Wirkung aus, als selbst die heutigen Augenblicksphotographien; denn die letzteren stehen dadurch, daß sie in ihrer gleichmäßigen Verdeutlichung jeder Einzelform dem Auge mehr zeigen, als dasselbe in der Wirklichkeit zu erfassen im stande ist, mit dem von der Wirklichkeit ausgehenden Eindruck im Widerspruch. Franz Hals' lachende Gesichter scheinen sich wirklich zu bewegen.

Gelegentlich übertrug der Meister die Lustigkeit der Auffassung und die Blitzartigkeit der Malweise auch auf ein wirklich als solches geltendes Bildnis; so hat er einen Patrizier, der seinen Reichtum wohl seiner Heringsflotte verdankte, abgemalt, wie derselbe eigenhändig einen Korb voll der eben angekommenen Fische aufgenommen hat und mit lautem Ruf das Lob der frischen Ware verkündet.

Wenn es auch begreiflicherweise nur selten geschah, daß der Besteller eines Bildnisses gerade solch einem übermütigem Einfall des Malers mit gleicher Laune entgegenkam, so fand Franz Hals doch häufig Gelegenheit, Bildnisse in einer Weise aufzufassen, welcher seine Augenblicksmalerei — wenn dieser nach dem Ähnlichkeitsbeispiel der Momentphotographie gebildete Ausdruck statthaft ist — als die geeignetste Art der Ausführung entsprach. Er erreichte dadurch eine unvergleichliche Lebendigkeit. In anderen Fällen bildete er die Porträts mit dem äußersten Maß von liebevoller Sorg-

Meisters Zechgenossen, die da mit ihren lustigen Freundinnen so ausgelassen in das Leben hineinlachen.

Die Wiedergabe des Lachens in allen Abstufungen, vom leisen Schmunzeln an bis zum hellen Gelächter ist das Wunderbarste in der Kunst des Franz Hals. Bei anderen Malern hat es fast immer etwas Unangenehmes, wenn eine so flüchtige Bewegung der Gesichtsmuskeln in der Unbeweglichkeit des Bildes festgehalten wird. Franz Hals aber malt gleichsam die Flüchtigkeit selbst mit. Er hat eine nur ihm eigentümliche, auf einer ganz einzig dastehenden Begabung beruhende Art, das Sprechende in der Bewegung der Gesichtszüge mit unvermittelt hingeworfenen, unfehlbar sicheren Pinselstrichen wiederzugeben; es sieht aus, als ob die ganze Malerei mit blitzartiger Schnellig-

falt durch. Sind schon auf dem Schützenbild von 1616 die Köpfe durch eine bewunderungswürdige Sorgfältigkeit der Ausführung ausgezeichnet, so ging der Meister hierin bei Einzelbildnissen bisweilen noch weiter. Da konnte er einen so hingebenden Fleiß entfalten, daß er hierdurch den Beschauer fast ebenso sehr fesselt wie andere Male durch seine Keckheit. Betrachten wir zum Beispiel die Bildnisse eines vornehmen Ehepaares, welche sich in der Gemäldegalerie zu Kassel befinden. Dieselben sind, wie man aus der Tracht mit Sicherheit schließen kann — denn im XVII. Jahrhundert wechselten die Kleidermoden schnell und schroff — um das Jahr 1620 entstanden (Abb. 3 und 4). Mit welcher staunenswürdigen Feinheit sind da die Gesichter bis in die letzten Einzelheiten der Formen ausgeführt, ohne daß durch die Sauberkeit der Malerei die Frische der Auffassung und die überzeugende Lebenswahrheit der Persönlichkeiten irgendwie Schaden gelitten hätten. Und mit was für einer fleißigen Genauigkeit sind der feine Battist der großen Halskrausen, die kostbaren Spitzen der Haube und der Manschetten, das künstlich gearbeitete lilafarbene Seidenkleid der Frau und deren mit schwarzem Federpelz besetzter Überrock aus schwarzem Damast, sowie die schwarze Atlaskleidung des Mannes gemalt, ohne daß diese Durchbildung des Einzelnen den malerischen Reiz des Ganzen und die feine Einheitlichkeit der Farbenstimmung auch nur im Geringsten beeinträchtigte.

Abb. 4. Bildnis einer vornehmen Dame. In der Kgl. Galerie zu Kassel. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.

Schon der Umstand, daß der Meister von so vornehmen Persönlichkeiten dazu ausersehen wurde, ihr Bild zu malen, würde hinreichen, um zu beweisen, daß man ihm sein leichtes Leben um seiner Kunst willen, und vielleicht auch um seiner guten Herkunft willen, gern verzieh. Daß er ungeachtet der unerquicklichen Vorkommnisse von 1616 sich eines guten Ansehens erfreute, geht auch aus mancherlei anderweitigen Zeugnissen hervor, so zum Beispiel daraus, daß er von einem der Pflege der Litteratur gewidmeten, sogenannten Rhetoriker-Verein zum Ehrenmitglied ernannt wurde; auch der Umstand spricht dafür, daß er Mitglied der Bürgerwehr von Haarlem war und daß er später sogar in den Vorstand seiner Gilde gewählt wurde.

Zwischen dem Malen von ernsten Bildnissen, welche großen Aufwand von Zeit und Mühe erforderten, mochte es dem

Meister eine rechte Erholung sein, sich mit dem Schaffen jener leicht und schnell hingemalten genreartigen Darstellungen zu vergnügen. Diese bald aus einem einzelnen Kopf, bald aus einer Zusammenstellung von zwei oder mehreren Halbfiguren, meist in lebensgroßem Maßstab, bestehenden Gemälde bildeten ihm zugleich eine Quelle des Erwerbs, indem dieselben gern gekauft wurden, wenn auch nur zu niedrigen Preisen. Was für liebenswürdige Werke Franz Hals in dieser Gattung von Malerei entstehen lassen konnte, zeigen die singenden Knaben der Kasseler Galerie (Abb. 5). Man kann sich nicht satt sehen an diesem frischen blonden Jungen, der im Verein mit einem Genossen so ganz aufgeht in dem Einüben des Liedes, das er zur Laute vortragen will. Mit unfehlbaren Pinselstrichen ist das Spiel der Gesichtsmuskeln beim Singen wiedergegeben — eine Thätigkeit, die für andere ebenso spröde gegen das Festhalten im Bilde zu sein pflegt, wie das Lachen. — Ähnliche Darstellungen singender und musizierender Knaben von der Hand des Meisters befinden sich in verschiedenen Sammlungen. Ganz besonderen Beifall erzielte, wie die mehrfach vorhandenen Wiederholungen bekunden, ein figurenreicheres Bild, welches einen „Rommelpotspieler" darstellt, einen verkommenen alten Kerl, der durch die komischen Töne seines brummenden und schnurrenden Instrumentes die Straßenjugend in Entzücken versetzt. — Auch wenn Franz Hals seine Gestalten aus dem fragwürdigen Volk herausgreift, welches Wirtshäuser niedrigster Klasse belebte, weiß er denselben durch den Zauber seiner Kunst und durch die ungekünstelte Frische seines Humors alles Abstoßende zu nehmen: im Gegenteil fesseln auch diese Gestalten den Beschauer ganz unwiderstehlich mit einem nicht zu beschreibenden Reiz. Wer könnte zum Beispiel, wenn er der lachenden Dirne, der sogenannten bohémienne, im Louvre (Abb. 6) entgegentritt, etwas anderes empfinden als einen wirklichen Kunstgenuß? Oder wer könnte ohne Vergnügen den lustigen Zecher in der Galerie zu Kassel (Abb. 7) ansehen, einen Mulatten in verschossener roter, gelb ausgeputzter Kleidung, der den Deckel des Weinkrugs aufklappt und mit vom Rausche klein gewordenen Augen, von denen das eine in Feuchtigkeit schwimmt, während das andere funkelt, und mit schwerer, naßglän-

Abb. 5. Die singenden Knaben. In der Kgl. Galerie zu Kassel.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.

Abb. 6. La bohémienne. Im Louvre zu Paris.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

zender Unterlippe, in einer ſo unbeſchreiblichen Miſchung von Glückſeligkeit und Stumpfſinn den Beſchauer anlacht?

Sich ſelbſt und ſeine Gattin Lisbeth hat Franz Hals in einem köſtlichen Bilde, welches ſich im Reichsmuſeum zu Amſterdam befindet, gemalt, und zwar in ganzen Figuren, in landſchaftlicher Umgebung. Das Ehepaar ſitzt in einem parkartigen Garten unter einem Baum. Sie lächelt und er lacht zum Beſchauer herüber. Man ſieht, daß beide das Leben nicht von der tragiſchen Seite zu nehmen pflegen.

Der Entſtehungszeit nach liegt dieſes Bild zwei Dulenſtücken im Haarlemer Rathaus nahe, welche beide die Jahreszahl 1627 tragen und von denen das eine die Offiziere der St. Georgsſchützen, das andere diejenigen der St. Adriansſchützen darſtellt. Vergleicht man dieſe beiden großen Porträtgruppen mit dem um elf Jahre älteren Bilde der nämlichen Gattung, ſo gewahrt man ein großes Fortſchreiten des Meiſters hinſichtlich der dort ſchon ſo glücklich angeſtrebten Zwangloſigkeit der Gruppierung. Auch in der geſam-

ten Auffassung besteht ein bemerkenswerter Unterschied zwischen dem Dulenstück von 1616 und den beiden von 1627. Dort zeigte sich gemessener Ernst mit der Heiterkeit des Festmahls gepaart. Hier herrscht eine ungebundene Fröhlichkeit auf fast allen Gesichtern. Man ist nicht mehr beim ersten Glas, man trinkt, lacht und plaudert, alles ist in Bewegung. Die sprühende Lustigkeit, die in anderweitigen Werken des Meisters lebt und die gerade um diese Zeit ihren Höhepunkt erreicht, hat sich auch der wackeren Vaterlandsverteidiger bemächtigt.

Eine völlig andere Auffassung zeigt das der Zeit nach folgende Dulenstück: die Offiziere der St. Adrians-Schützen im Jahre 1633 (Abb. 8). Hier spiegelt sich die ernster gewordene Zeit; immer mehr wurde ja der niederländische Freistaat in die Wirrnisse des dreißigjährigen Krieges hineingezogen. Wir sehen die Bürgerwehr-Offiziere nicht in fröhlicher Tafelrunde vereinigt, sondern dieselben haben sich mit ernsten Mienen im Garten des Schützenhauses versammelt. Eine Anzahl von Hauptleuten, Leutnants, Fähnrichen und Sergeanten umgibt stehend den Oberst, der in gemessener Würde dasitzt, die Rechte auf seinen Stock gestützt. Andere sind miteinander in einem leise geführten Gespräch begriffen, ein Buch wird aufgeschlagen, das wohl Auskunft geben soll über eine aufgeworfene Frage. Doch tritt das Genremäßige, die Darstellung eines Vorgangs, der die Figuren zu einander in Beziehungen setzt, hier in den Hintergrund; die Mehrzahl der Abgebildeten wendet sich in ruhiger Haltung dem Beschauer zu. Aber auch diese unthätigen Personen sind mit außerordentlichem Geschmack zusammengruppiert. Die bewegten und die unbewegten Gestalten vereinigen sich zu einem Bilde von höchstem Reiz der malerischen Gesamterscheinung. Mit der künstlerischen Wirkung von hell und dunkel geht die prächtige Farbenwirkung Hand in Hand, bei welcher der landschaftliche Hintergrund — tiefschattige Bäume, die Gebäude des Schützenhauses mit roten Ziegeldächern, ein Stückchen Abendhimmel — bedeutsam mitspricht. Unübertrefflich ist bei diesem Bilde auch die Sorgfalt der Ausführung, die namentlich bei den Köpfen mit der größten Liebe auf die feinsten Einzelheiten eingeht. Mit Recht gilt das Dulenstück von 1633 als das vorzüglichste Meisterwerk von Franz Hals.

Um diese Zeit stand überhaupt der nicht mehr junge Meister auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Zahlreiche Bestellungen von Einzelbildnissen, namentlich von seiten der höheren Stände, nicht bloß Haarlems, sondern auch anderer holländischer Städte, hielten ihn in beständiger Thätigkeit. Wohl die Mehrzahl der vielen trefflichen Bildnisse, die von seiner Hand auf uns gekommen sind, gehören dem Ende des dritten und dem vierten Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts an. Eines der ausgezeichnetsten Halsschen Porträts enthält die fürstlich Liechtensteinsche Gemäldesammlung zu Wien in dem Bildnis eines vornehmen Haarlemer Bürgers in ganzer Figur, das durch seine wunderbare Lebensfülle die schönen van Dyckschen und Rubensschen Bildnisse, von denen es umgeben ist, überstrahlt. Das Berliner Museum besitzt neben mehreren Bildnissen kleineren Maßstabes, unter denen die beiden mit der Jahreszahl 1627 bezeichneten besonders bemerkenswert sind wegen der Art und Weise, wie in ihnen nicht die Auffassung allein, sondern selbst die malerische Behandlung den verschiedenartigen Charakteren der dargestellten Persönlichkeiten angepaßt ist, ein hervorragendes Meisterwerk aus der Mitte der dreißiger Jahre. Es ist das Bild eines kleinen Kindes, das, nach der Mode der Zeit in steifem Putz wie eine große Dame gekleidet, auf dem Arm seiner Wärterin sitzt; aus Spitzen und Goldbrokat blickt das frische Gesichtchen mit bezauberndem frohem Kindeslächeln hervor, und die bäuerische Amme scheint ganz glückselig darüber zu sein, einen so schönen Pflegling dem Beschauer zeigen zu können.

Wie der Ruhm von Franz Hals sich über Haarlem hinaus verbreitete, das wird am sprechendsten durch den Umstand bekundet, daß auch eine Amsterdamer Schützengilde ihn auserwählte zur Anfertigung eines Gruppenbildes ihrer Offiziere, obgleich es doch damals in der aufblühenden Hauptstadt der vereinigten Provinzen nicht an tüchtigen Bildnismalern fehlte. Das betreffende Dulenstück, welches im Stadthaus zu Amsterdam aufbewahrt wird, wurde im Jahre 1637 ausgeführt. Es zeigt die Bürgerwehr-Offiziere, dreizehn an der Zahl, in einer Art von Aufmarsch, aber in zwanglosen Hal-

tungen daſtehend. Faſt alle ſind in Schwarz gekleidet; denn das Schwarz fing damals an, für die vornehmſte Kleiderfarbe zu gelten, und verdrängte allmählich die frühere heitere Buntheit aus der Modetracht der beſſeren Stände. Dieſer Umſtand hat aber den Maler nicht verhindert, in dieſem trefflich ausgeführten Gemälde wieder ein Meiſterwerk der Farbenwirkung zu ſchaffen.

Zwei Jahre ſpäter trat an Franz Hals zum drittenmal die Aufgabe heran, die Offiziere der Haarlemer St. Georgen-Schützen, denen er ſelbſt angehörte, zu malen. Auch in dieſem Bilde, welches ſein figurenreichſtes iſt — die Zahl der Abgebildeten beträgt 19 —, wählte der Meiſter die Anordnung eines Aufmarſches (Abb. 9). Ober- und Unteroffiziere ſind in zwei Gliedern angetreten; eine dritte Reihe kommt von einer mit Bäumen bepflanzten Anhöhe herab, um ſich erſt zu ordnen und ihre Plätze einzunehmen. Im erſten Gliede ſteht im Geſpräch mit dem ſtattlichen Fähnrich, welcher rechter Flügelmann iſt, der Oberſt Johann van Los, mit zweifacher Schärpe umgürtet, die beiden Hände vor ſich auf den Knopf ſeines Stockes gelegt. Ihm zur Linken wendet der Schatzmeiſter Michel de Waal ſich nach dem nächſten der drei mit Partiſanen bewehrten Hauptleute um, welche weiterhin im erſten Gliede ſich anreihen. Ruhig und ſchweigend ſtehen im zweiten Gliede mehrere Leutnants, welche Partiſanen wie die Hauptleute tragen, zwiſchen den an ihren Hellebarden kenntlichen Sergeanten. In beiden Gliedern bilden Fähnriche den linken Flügel. In dem noch ungeordneten dritten Gliede erblicken wir zwiſchen dem Fahnenträger und einem ganz oben in der Ecke erſcheinenden Sergeanten den Kopf des Malers ſelbſt. Auch Franz Hals blickt hier ganz ernſt, wie alle übrigen Perſonen dieſes prächtigen Bildes.

Abb. 7. Der luſtige Zecher. In der Kgl. Galerie zu Kaſſel.
Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl, Kunſtverlag A.-G., München.

Eine heitere Stimmung würde jetzt ganz unangemeſſen geweſen ſein in einem zu öffentlicher Aufſtellung beſtimmten Bilde holländiſcher Wehrleute. Das Jahr 1639 war ein ernſtes Kriegsjahr, aber ein ſehr ruhmreiches für die freien Niederlande. Zweimal nacheinander ſchlug der Admiral Tromp eine ſtolze ſpaniſche Flotte, und ganz Europa mußte die junge holländiſche Seemacht als die erſte der Welt anerkennen.

Wenn wir uns eine lebendige Vorſtellung machen wollen von den Helden, welche damals mit und unter Tromp für Hollands Macht und Ehre ſtritten, ſo können

wir uns keinen sprechenderen Charakterkopf denken, als derjenige ist, der aus dem prachtvollen Bildnis eines unbekannten Offiziers zu uns spricht, welchen Franz Hals in eben jener Zeit gemalt hat (s. Titelbild). Das Bild befindet sich in der kaiserlichen Gemäldesammlung der Ermitage zu St. Petersburg, deren Meisterwerke auch weiteren Kreisen von Kunstfreunden durch mustergültige photographische Wiedergaben zur Kenntnis gebracht zu haben ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst der Anstalt von Braun & Cie. in Dornach ist. Wir sehen einen noch ziemlich jugendlichen Mann, der in selbstbewußter, aber ungesuchter Haltung, den rechten Arm keck auf die Hüfte gesetzt, uns halb von der Seite ansieht. Hinter ihm öffnet sich ein Ausblick auf den Schauplatz seiner Thaten, auf die weite, dunkle See. Jahre des Kampfes gegen Wind und Wetter, wie gegen die Waffen der Feinde, haben die Züge des von Natur rundlichen Gesichtes hart und groß gemacht. Aus jeder dieser markigen Formen spricht die Kraft eines eisernen Willens und die Lust zu kühnen Unternehmungen; aber auch das erkennen wir, daß der harte Kriegsmann gern bereit ist, die Lebensgenüsse, welche die Gunst einer flüchtigen Stunde ihm bietet, in vollen Zügen auszukosten, und daß er gutgelaunt an Scherzen Gefallen findet, die gar nicht so sehr fein zu sein brauchen. Trefflich steht zu diesem wettergestalten Gesicht die Umrahmung durch das in dichter Fülle unter dem breitrandigen Filzhut hervorquellende, gleich einer Löwenmähne herabwallende Haar. Das Haar so lang und so ungekünstelt zu tragen, war jetzt die neueste, vielleicht zuerst bei den Kriegsleuten aufgekommene Mode — die mancher freilich nur mit Hilfe einer Perücke mitzumachen imstande war; diese Mode verdrängte jetzt vollständig die früher lange Zeit hindurch herrschend gewesene Sitte, das Haar ganz kurz scheren zu lassen, wie wir es auf dem Schützenbild von 1616 bei fast sämtlichen Personen, bei demjenigen von 1639 aber nur noch bei einem einzelnen alten Herrn sehen. Wie meisterhaft Franz Hals das Beiwerk der Kleidung als etwas Nebensächliches zu behandeln und dabei doch auf das treffendste zu kennzeichnen und zur Wirkung zu bringen wußte, davon gibt dieses Bildnis ein ausgezeichnetes Beispiel. Mit welcher kecken Sicherheit die Spitzen des Weißzeugs, das polierte Metall des Harnisches, die derben Falten des starkstoffigen Wamses und die leichte Seide der Schärpe in schnellen, bald breiten, bald spitzigen Pinselstrichen hingemalt sind, das ist auch in der Abbildung deutlich zu erkennen, dank der selbst das malerische Machwerk bis ins Einzelne wiedergebenden Schärfe der Braunschen Photographie.

In der Reihe der von Franz Hals gemalten großen Gruppenbildnisse, welche die Sammlung des Haarlemer Rathauses schmücken, folgt der Zeit nach auf das Schützenstück von 1639 ein Genossenschaftsbild ganz anderer Art. In diesem Bilde, welches im Jahre 1641 entstanden ist, sehen wir eine Anzahl von Bürgern vereinigt, welche sich nicht zu gemeinsamer Übung der Wehrhaftigkeit, sondern zu Zwecken der Wohlthätigkeit zusammengefunden haben. Es sind die Vorsteher des St. Elisabeth-Hospitals zu Haarlem (Abb. 10 und 11). Die fünf „Regenten" des Krankenhauses haben sich in einem schmucklosen Zimmer um einen kleinen Tisch, auf dem sich Schreibgerät befindet, versammelt. Alle haben ihre Hüte auf; denn die Bürger der freien Niederlande legten Wert darauf, daß bei öffentlichen Zusammenkünften jeder seinen Kopf bedeckt hielt, zum Zeichen der Gleichberechtigung. An den nachdenklichen Mienen der ernsten Männer erkennen wir, daß es eine wichtige und schwierige Angelegenheit ist, welche sie in Anspruch nimmt. Einer der Herren, der in der Mitte des Bildes sich dem Beschauer gegenüber befindet — vermutlich der Vorsitzende — hat eben seinen Bericht beendet; seine Rechte ruht noch auf einem Büchlein, aus dem er seine Nachweise vorgelesen hat; die Finger seiner Linken spielen mechanisch mit einer Quaste der Kragenschnur oder mit einem Rockknopf. Auf seine Worte ist ein Augenblick allgemeinen Schweigens gefolgt. Mit geschlossenen Lippen und geschlossenen Händen erwägt der Schatzmeister — für diesen müssen wir ihn nach den vor ihm ausgebreitet liegenden Geldstücken halten — das eben Gehörte. Auch der bejahrte Herr, der dem Vortragenden gegenübersitzt, hat noch keine Antwort gefunden auf die Frage, welche in dessen Zügen liegt; er wendet den Kopf und sieht ins Weite, seine Hand liegt aus-

Abb. 8. Die Offiziere der St. Adrians-Schützen (1633). Im Rathaus-Museum zu Haarlem.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

gestreckt am Rande des Tisches, gleich wird er anfangen mit den Fingern zu trommeln. Wer zuerst das Wort ergreifen wird, darüber können wir keinen Augenblick im Zweifel sein. Es ist der jüngere Mann mit dem vollen, freundlichen Gesicht, der in Zügen und Haltung Lebhaftigkeit und Freimütigkeit erkennen läßt, und der ein gewisses heiteres Wesen auch in seiner Kleidung nicht verbirgt; seine Lippen scheinen sich schon zu schnell fertigem Wort zu öffnen. Dagegen wird das jüngste Mitglied nur leise seine bescheidene Bemerkung dem Vorsitzenden zuflüstern, sobald dieser, durch eine schüchterne Berührung seines Ärmels auf den hinter ihn getretenen jungen Mann aufmerksam gemacht, sich nach demselben umwenden wird. — Die abgerundete Zusammenfassung der Bildnisse zu einer Art von Genrebild, so daß die dargestellten Personen nicht, um sich dem Beschauer zu zeigen, sondern um ihrer gegenseitigen Beziehungen willen da zu sein scheinen, ist hier dem Meister in der denkbar vollkommensten Weise gelungen. In der malerischen Wirkung und der Farbenstimmung ist dieses Bild wesentlich verschieden von den früheren Gruppenbildern. Die schwarzen Kleider der Männer, die Tischdecke, deren Grün so dunkel ist, daß es kaum noch als Farbe wirkt, die dunkelgraue Wand des Zimmers, deren Kahlheit nur von einer Landkarte ohne bestimmte Farbe unterbrochen wird, alles das bildet eine zusammenhängende Dunkelheit, aus der die Gesichter und Hände mit den weißen Kragen und Manschetten hervorleuchten in einem warmen, scharfen, beinahe sonnenscheinähnlichen Licht. Es ist nicht zu verkennen, daß Hals, so fest und ausgeprägt seine eigene Art und Weise auch war, in dieser Zeit einer Einwirkung nicht hat widerstehen können, die von den Werken Rembrandts ausging. Rembrandt hatte ja schon im Jahre 1632, als ein noch junger Maler, durch das genremäßig angeordnete Gruppenbild der Regenten der Chirurgengilde von Amsterdam das größte Aufsehen erregt, und um das Jahr 1640 stand er auf der Höhe der Schaffenskraft und der Berühmtheit.

Unter der geringen Zahl von Handzeichnungen, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit dem Franz Hals zugeschrieben werden, befindet sich eine — in der Albertina zu Wien —, welche dem Regentenstück von 1641 bis ins Einzelne genau entspricht (Abb. 10). Wenn dies wirklich der Entwurf des Meisters zu dem Gemälde ist, so wird dadurch nur bestätigt, was man auch sonst als wahrscheinlich annehmen müßte, daß Franz Hals seinen Bildern keine langen Überlegungen und Vorarbeiten vorausgehen ließ, sondern daß er mit der nämlichen Schnelligkeit, mit welcher er die Erscheinung einer Einzelperson auffaßte, sich auch über die Anordnung eines Gruppenbildes gleich im klaren war. Jedenfalls übertrifft das ausgeführte Gemälde den flüchtigen Entwurf sehr weit in bezug auf Leben und Ausdruck; bei vielleicht den meisten Malern pflegt das Gegenteil der Fall zu sein.

Einen von Rembrandts Gemälden ausgehenden Einfluß glaubt man noch in verschiedenen um das Jahr 1640 herum entstandenen Bildern von Franz Hals wahrzunehmen. Immerhin war dieser Einfluß ein ganz vorübergehender. Hals kehrte bald zu seiner eigenen Art und Weise des malerischen Sehens zurück, deren Besonderheit sich von nun an in deutlich wahrnehmbarer Weise immer stärker ausprägte. Schon seine früheren Bilder — abgesehen etwa von dem Schützenstück von 1616, bei welchem diese Eigenart noch weniger hervortritt — zeichnen sich durch einen überaus feinen einheitlichen hellen Ton aus, welcher alle Farben gleichsam überzieht und eine reizvolle harmonische Ruhe hervorbringt, mögen die einzelnen Farben auch noch so heiter sein. Dieser Ton ist bei den verschiedenen Bildern verschieden, je nach der beabsichtigten Stimmung. Ungefähr seit der Mitte der dreißiger Jahre aber wird derselbe fast ausschließlich ein lichtes Grau, dem Ton des natürlichen Tageslichts bei bedecktem Himmel entsprechend. In den vierziger Jahren kehrt dann, nachdem die Versuche mit dem zusammengehaltenen Rembrandtschen Licht überwunden sind, der gleichmäßige Ton in verstärktem Maße wieder, um sich in der Folgezeit immer mehr zu steigern, fast bis zur Unterdrückung der Lokalfarben, d. h. der den einzelnen Dingen von Natur eigenen Farben, durch den Gesamtton. Und je mehr der Ton das Übergewicht über die Farben bekommt, um so mehr vertieft sich derselbe, bis er schließlich beinahe schwärzlich wird, ohne aber darum jemals ins Trübe zu ver-

Abb. 9. Ober- und Unteroffiziere von den St. Georgs-Schützen (1639). Im Rathaus-Museum zu Haarlem.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

fallen und den Bildern die leuchtende Wirkung zu nehmen. Diese allmähliche Steigerung des grauen Tons tritt so ausgeprägt in die Erscheinung, daß nach seiner geringeren oder größeren Stärke und Tiefe die Entstehungszeit der Bilder, welche Franz Hals in den letzten 25 Jahren seines Lebens malte, durch Kundige mit Sicherheit bestimmt wird.

Gewiß nicht mit Unrecht wird darauf hingewiesen, daß die allgemeine Stimmung der Bilder eines Künstlers — die natürlicherweise etwas anderes ist als die besondere Stimmung, die derselbe absichtlich einem

Abb. 10. Entwurf zu dem Gemälde: „Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses“ im Haarlemer Museum. Zeichnung in der Albertina zu Wien.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Tarnach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

jeden einzelnen Bilde einhaucht — der unwillkürliche Ausdruck der allgemeinen Seelenstimmung desselben sei. Bei Franz Hals verdüsterte sich das Leben in demselben Maße, wie er seine Bilder in immer dunkleres Grau tauchte. Der lustige Meister war ein schlechter Haushalter. Wenn auch für die vierziger Jahre noch die urkundlichen Belege dafür fehlen, daß er sich in traurigen Verhältnissen befand, so genügt in dieser Hinsicht doch die eine Thatsache, die wir aus dem Jahre 1652 erfahren. In diesem Jahre mußte Franz Hals eine Anzahl von Gemälden und einen Teil seines Hausrats einem Bäckermeister verpfänden für rückständige Brotschuld und für bar geliehenes Geld. Der Gläubiger war indessen so anständig — und das spricht für das Ansehen, dessen Hals sich noch erfreute, — daß er die ihm zuerkannten Möbel und Bilder nicht in Besitz nahm, sondern dem Künstler auf Widerruf gestattete, dieselben zu behalten.

Übrigens waren weder die Armut noch das herangekommene Greisenalter im stande, des Meisters unverwüstliche Lebenslust, seine Freude am Lachen und seinen köstlichen Humor zu unterdrücken.

Das spricht mit voller Deutlichkeit aus seinen Bildern. Um das Jahr 1650 fand Franz Hals einen Gegenstand zu von Humor sprühender bildlicher Wiedergabe in der alten „Matrosenmutter“ Hille Bobbe, der „Hexe von Haarlem.“ Als eine Hexe zwar äußerlich ausstaffiert durch eine auf ihre Schulter gesetzte Eule, von Herzen aber sicherlich gutmütig in ihrem derb-lustigen Wesen, so schaut sie uns in dem berühmten, kostbaren Brustbild des Berliner Museums entgegen. Über was für Zauberkünste die Hille Bobbe in ihren alten oder jungen Tagen verfügt haben mag, wissen wir freilich nicht. Aber ein wirklicher großer Zauberer muß wahrhaftig der Maler sein, der

Abb. 11. Die Vorsteher des St. Elisabeth-Krankenhauses. Im Rathaus-Museum zu Haarlem.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Groffer in Leipzig.)

uns so unwiderstehlich festzubannen weiß vor diesem mit breiten, Schlag auf Schlag sitzenden Pinselstrichen hingeworfenen, beinahe farblosen Gemälde, der uns einen Schönheitsgenuß bereitet durch den Anblick dieses so lächerlich häßlichen, eine starke Neigung zu geistigen Getränken verratenden Gesichts, in welchem ein unbändiger plötzlicher Lachreiz alle Furchen stürmisch bewegt! — Kaum weniger komisch wirkt die Alte in einem Bilde der Dresdener Galerie, wo sie in einem Augenblick der Entrüstung aufgefaßt ist. Ein Stammgast ihrer Kneipe macht sich einen Spaß, indem er leise hinter ihren mit Fischen bedeckten Ladentisch getreten ist und, eine Wolke von Tabaksqualm ausstoßend, sie mit weit aufgesperrtem Munde anblökt; sie weicht unwillkürlich erschreckt zur Seite, sieht sich dabei aber mit lautem Keifen nach dem Störer um; aber wie ungehalten sie auch im Augenblick ist, man sieht doch, daß das Schelten sich gleich wieder in Lachen auflösen wird (Abb. 12).

Dieses letztere Bild ist wohl schwerlich ganz von der Hand des alten Franz Hals, denn so viel Beiwerk, und so sorgsam ausgeführtes totes Beiwerk, wie es hier die Fische sind, war nicht die Sache des alten Meisters, den nichts anderes mehr reizte, als die Wiedergabe des pulsierenden Lebens in Gesicht und Händen der Menschen. Wir dürfen hier wohl an die Mitwirkung seines gleichnamigen Sohnes, Franz Hals des Jüngeren, denken. Nicht weniger als vier Söhne zog der Meister zu Nachfolgern seiner Kunst heran, von denen freilich keiner ihm selbst gleichzukommen vermochte, von denen aber mindestens der älteste, Franz, sehr achtbare Erfolge erzielte, besonders auch auf dem in der holländischen Malerei jetzt neu aufkommenden Gebiet des sogenannten Stilllebens. Es verdient erwähnt zu werden, daß ein niederländischer Kunstschriftsteller der Zeit hervorhebt, die Söhne des alten Hals seien in der Gesellschaft beliebt gewesen, weil der Freimut, die Lebenslust und die gute Laune des Vaters sich auf sie alle vererbte.

Außer den eigenen Söhnen bildete Franz Hals noch eine ganze Anzahl von Schülern aus, die alle mit großer Ehrfurcht zu dem Meister hinaufschauten, und die auch gern dessen Ratschläge hörten, nachdem sie selbst schon längst es zu etwas Tüchtigem gebracht hatten. In dem Museum des Haarlemer Rathauses befindet sich ein künstlerisch zwar wenig bedeutendes, inhaltlich aber höchst interessantes Gemälde, welches uns einen Blick in den Kreis von Malern thun läßt, die in der Zeit gegen die Mitte der fünfziger Jahre den alten Hals als ihren Meister verehrten. Das Bild stellt ein Atelier dar, die Werkstatt des Franz Hals; eine Anzahl von Malern, die meistens schon nicht mehr ganz jung sind, ist dort versammelt, um nach dem Aktmodell zu zeichnen. Es rührt von der Hand eines der jüngeren der darauf Abgebildeten her, des Job Berck Heyde (geboren 1630, gestorben 1693 zu Haarlem). Wen die Hauptpersönlichkeiten vorstellen, darüber besteht kein Zweifel, da die Namen auf der Rückseite angegeben sind. Unter anderen, deren Namen die holländische Kunstgeschichte mit Ehren nennt, sitzt da neben den Söhnen des alten Meisters auch dessen jüngerer Bruder Dirk (Dietrich) Hals, schon ein bejahrter Mann, nahe dem Ende seiner Laufbahn (er starb 1656), bekannt als einer der Begründer der holländischen sogenannten Gesellschaftsmalerei, welche das Treiben lebenslustiger Kavaliere und schön gekleideter Damen in sauber ausgeführten Genrebildern wiederspiegelt. Der greise Meister selbst steht an der Thür und begrüßt den eben eintretenden Philipp Wouwerman, den gefeierten Maler von seinen Pferde- und Reiterbildern.

Die berühmtesten Schüler des Franz Hals befinden sich nicht unter den Insassen des von Berck Heyde gemalten Ateliers. Das waren die großen Genremaler Adrian Brouwer, der schon 1638 im Alter von nur dreiunddreißig Jahren gestorben war, und Adrian von Ostade (geboren 1610, gestorben 1685). Wenn auch Maler verschiedener Richtungen, Bildnismaler, Stilllebenmaler, Landschafter und selbst Architekturmaler, die Unterweisung des Franz Hals aufsuchten und gleichmäßig Nutzen zogen aus der Lehre und dem Beispiel des Meisters der schärfsten Beobachtung und der sichersten Hand, so wirkte seine Lehrthätigkeit doch am fruchtbarsten und nachhaltigsten auf die Genremalerei. Um seiner genremäßig aufgefaßten Darstellungen von charakteristischen Persönlichkeiten aus den hohen und niedrigen Schichten des holländischen Volkes willen könnte man ihn fast als den Vater der in Holland bald

so sehr volkstümlich werdenden eigentlichen Sittenbildmalerei bezeichnen. Auf seiner Kunst, den Charakter eines Menschen im Bilde schlagend zu kennzeichnen und das Leben selbst in seinen flüchtigsten Äußerungen mit sicherem Griff zu erfassen und auf die Leinwand festzubannen, auf dieser seiner Kunst fußte, wie das elegante, freilich mitunter sich auch in recht gemischter Gesellschaft bewegende Gesellschaftsstück, so auch die nach der entgegengesetzten Seite sich wendende Schilderung des Bauernlebens in seiner Urwüchsigkeit und Derbheit und seiner tollen Festtagsfreude. Was die Volks- und Bauernstücke von Adrian Brouwer und

Abb. 12. Hille Bobbe und der Rauchen. In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Adrian von Ostade zu den höchstgeschätzten Erzeugnissen der holländischen Genremalerei gemacht hat, die treffende Charakterzeichnung, das volle, frische Leben, der köstliche unbefangene Humor und nicht minder der

feine Ton der Farbengebung, all diese Eigenschaften sind entwickelt und ausgebildet worden in der Schule des Franz Hals.

Der alte Meister sah manchen seiner Schüler zum berühmten Manne werden, und manchen von ihnen sah er vor sich sterben. Er selbst aber arbeitete mit immer gleicher Frische und gleicher Lebendigkeit weiter, wenn er auch anfing, aus der Mode zu kommen, da der Tagesgeschmack sich mehr und mehr einer ins Kleine gehenden und in kleinem Maßstabe schaffenden Kabinettsmalerei zuwendete. Auch in der Bildnismalerei wurden im allgemeinen jetzt solche Maler bevorzugt, welche alles aufs sauberste und sorgfältigste ausarbeiteten, und auf sorgfältige Ausführung ließ der alte Hals sich nicht mehr ein, dem es genügte, wenn er mit möglichst wenigen Strichen ein möglichst lebendiges und sprechendes Abbild einer Persönlichkeit gegeben hatte. Doch fehlte es noch keineswegs an Leuten, welche die künstlerische Überlegenheit des Meisters der Bildniskunst über die Jüngeren würdigten und sich durch die breite und hastige Art seiner Malerei, durch das unverhüllte Zeigen des malerischen Machwerks nicht abhalten ließen, bei ihm ihre Bildnisse zu bestellen und dadurch ihre Erscheinung mit einer Lebendigkeit auf die Nachwelt gebracht zu sehen, wie sie auch den tüchtigsten anderen Bildnismalern kaum jemals erreichbar war. Von Franz Hals in den fünfziger Jahren gemalten Bildnisse sind noch in ziemlicher Anzahl vorhanden. Sie beweisen, daß der Siebzigjährige noch nichts eingebüßt hatte an seinen künstlerischen Fähigkeiten, weder an der Kraft und Schärfe der geistigen Auffassung, noch an der unfehlbaren Sicherheit von Auge und Hand. Es sind fast ausnahmslos Meisterwerke ersten Ranges, die ebenbürtig neben den Werken seiner besten Jahre stehen. — In Abb. 13 ist ein in der Sammlung der Ermitage zu St. Petersburg befindliches Bildnis wiedergegeben, welches, nach dem Schnitt des langen Haars und nach der Form des steifen Filzhutes zu schließen, gegen Ende der fünfziger Jahre oder noch etwas später entstanden ist. Wie überzeugend offenbart sich uns das Wesen dieses augenscheinlich den besten Ständen angehörigen Mannes, der, obgleich er kaum das fünfunddreißigste Lebensjahr überschritten hat, doch schon so müde in das Leben blickt, der es nicht für der Mühe wert gehalten hat, für die Porträtsitzung einen frisch geplätteten Kragen anzulegen, und der so nachlässig schief auf dem Stuhle sitzt, auf dessen durch den überfallenden Mantelkragen verdeckte Rücklehne er sich mit dem ganzen Oberarm aufstützt. Wie wunderbar hat der Maler in breitestem Machwerk dieses weiche Fleisch mit den vor der Zeit welk gewordenen Zügen wiedergegeben, und wie hat er es verstanden, bei einer an die Grenzen der Möglichkeit gehenden Einfachheit in der Behandlung der Nebendinge, doch das Stoffliche der Kleidung zu kennzeichnen; man betrachte die blitzartig hingesetzten Glanzlichter auf dem schweren schwarzen Seidenstoff des Wamses, durch welche mit so unanfechtbarer Richtigkeit die Falten angedeutet werden, in denen der Ärmel der Bewegung des Armes gefolgt ist.

Man könnte versucht sein, zu glauben, daß der durchgehende Zug von geistiger und körperlicher Ermüdung, der dieses Bild so auffällig unterscheidet von der Mehrzahl der lebensprühenden Halsschen Bildnisse, weniger auf Rechnung des Urbilds zu setzen wäre, als daß vielmehr in ihr sich unwillkürlich und unbewußt die Lebensmüdigkeit des hochbetagten, in traurigen Verhältnissen sich befindenden Künstlers spiegelte. Aber um uns zu überzeugen, daß dies nicht der Fall ist, brauchen wir bloß einen Blick zu werfen auf ein Bildnis in der Kasseler Gemäldegalerie, dessen Entstehung in die nämliche Zeit, um das Jahr 1660, fällt. Es ist das Bild eines nicht gerade den ersten Kreisen von Haarlem angehörenden Unbekannten, der als „der junge Mann mit dem Schlapphut“ bezeichnet zu werden pflegt (Abb. 14). Schlapphüte wurden allerdings beinahe während des ganzen Zeitraumes, innerhalb dessen Franz Hals seine Thätigkeit entfaltete, getragen, und man man kann wohl behaupten, daß die Mehrzahl seiner männlichen Bildnisse diese Kopfbedeckung zeigt. Aber in dem Bild, von welchem hier die Rede ist, spielt der Schlapphut eine Rolle, er trägt durch die Art und Weise, wie er aufgesetzt ist, sehr wesentlich mit bei zu dem lustigen Eindruck dieses Porträts. Der junge Mann sitzt, ähnlich wie der in dem eben besprochenen Bild dargestellte Herr, quer auf dem Stuhl, den

Abb. 13. Bildnis eines vornehmen Mannes. Im Ermitage-Museum zu St. Petersburg.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Groffee in Leipzig.)

rechten Ellenbogen auf die Rücklehne aufgestützt. Aber was dort als müde Gleichgültigkeit erscheint, das ist hier ein Überschuß an Lebhaftigkeit. Dieser junge Mann in seiner kecken Laune konnte sich nicht gerade auf den Stuhl setzen, ebensowenig wie er seinen Hut gerade aufsetzen konnte. Schief hängt auch der Mantel auf der linken Schulter. Es ist staunenswürdig, wie in dem Brustbild mit einem Arm die Stellung des ganzen Körpers angedeutet ist: aus der Linie, in welcher der vom Mantel bedeckte linke Oberarm den Körper verläßt, erkennt man, daß die linke Hand hoch aufgestemmt ist auf das Knie des linken, über das rechte geschlagenen Beins. Was die ganze Haltung uns sagt von dem übermütigen und munteren Wesen des Mannes,

das leuchtet in gesammelter Fülle aus dem Gesicht desselben. In diesen lustigen Augen, in dem zum Lachen bereiten Mund, da lebt noch mit ganz ungeschwächter Kraft die alte Meisterschaft von Franz Hals, seine Freude an der Wiedergabe vergnügten Daseins, sein gesunder Humor, der in der seinen Überlegenheit, mit welcher er das Komische erfaßt, stets etwas Vornehmes besitzt. — In der Farbe ist das ganze Bild schwärzlich grau, aber das Merkwürdige ist, daß innerhalb dieses grauen Tons das Fleisch seine Leuchtkraft bewahrt und mit voller Körperlichkeit wirkt, und daß die heitere Seelenstimmung gar nicht beeinträchtigt wird durch die schwärzliche Farbenstimmung. Wenn man das Bild für sich allein ansieht, so empfindet man kaum die Dunkelheit seiner Tönung, dieselbe verschwindet gänzlich, wenn man es länger betrachtet. Um so auffallender wird sie fühlbar, wenn man mit diesem Eindruck in den Augen vor die in der Nähe befindlichen Bildnisse hintritt, welche die nämliche Hand vierzig Jahre früher geschaffen hat, und die ganz wie in Licht getaucht erscheinen.

Franz Hals konnte noch völlig der alte sein, wenn es galt, ein lustiges Bild zu schaffen. Aber mochte er auch in der Kunst seinen Humor sprudeln lassen, im Leben war es dem hochbetagten Greis gewiß selten genug zum Lachen zu Mute. Seine Vermögensverhältnisse waren immer weiter zurück gegangen. Die Thatsache, daß ihm im Jahre 1661 von seiner Gilde die fernere Entrichtung der satzungsgemäßen Steuer erlassen wurde, weist darauf hin, daß er sich in dürftiger Lage befand. Wie groß aber seine Dürftigkeit war, erhellt daraus, daß er sich im Jahre 1662 an die Stadtobrigkeit von Haarlem mit einem Bittgesuch um eine jährliche Unterstützung von fünfzig Gulden und um ein Darlehen von 150 Gulden wendete. Den Wert eines Guldens in damaliger Zeit kann man auf ungefähr $3^1/_2$ Mark heutigen Geldes schätzen. Die Stadtobrigkeit willfahrte diesem Gesuch und im Anfang des Jahres 1664 erfüllte sie Hals eine weitere Bitte um Beihilfe, indem sie ihm drei Fuhren Torf zur Heizung schenkte und die Zahlung seiner rückständigen Wohnungsmiete übernahm. Außerdem gewährte die Stadt ihm vom 1. Oktober 1663 ab eine jährliche Pension von 200 Gulden auf Lebenszeit. Aus diesen verschiedenen Bewilligungen und insbesondere aus dem letzten Beschluß kann man entnehmen, daß die Stadtväter von Haarlem es als eine Ehrenpflicht empfanden, sich ihres als Künstler so

Abb. 14. „Der junge Mann mit dem Schlapphut.“ In der Kgl. Galerie zu Kassel.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A. G., München.

Abb. 15. Die Vorsteherinnen des Altfrauenhauses. Im Rathaus-Museum zu Haarlem.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

groß daſtehenden Mitbürgers in ſeiner Verarmung anzunehmen.

Seine künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit bewahrte er ſich auch jetzt noch. Zwei Gruppenbilder aus dem Jahre 1664 legen Zeugnis ab von dem Können des Achtzigjährigen. Die beiden Vorſtände des Haarlemer Aſyls für alte Leute, die Regenten des Altmännerhauſes und die Regentinnen des Altfrauenhauſes, haben ſich von dem armen alten Mann malen laſſen.

Eine lange Zeit, faſt ein Vierteljahrhundert, war vergangen, ſeit der Meiſter ſein letztes Regentenſtück geſchaffen hatte. Aber in dieſer Zeit hat derſelbe nichts von ſeiner Fähigkeit, aus einer Anzahl von Bildniſſen ein abgerundetes Bild zu geſtalten, und von ſeiner Sicherheit, jede einzelne Perſönlichkeit ſprechend zu kennzeichnen, eingebüßt. Mit der ſtaunenswürdigſten Friſche der Auffaſſung hat er in den beiden Bildern die vornehmen Leiter der Anſtalt, hier die ſorgfältig nach der Mode gekleideten Herren, dort die in ihrer Tracht eine geſuchte Einfachheit zur Schau tragenden Damen (Abb. 15) dargeſtellt. Die einen wie die anderen hat er als Leute, denen dieſes Amt nicht viel Sorge und Aufregung verurſacht, ohne eine beſondere Thätigkeit, wie zu einer recht unwichtigen Beſprechung verſammelt, um einen Tiſch herum gruppiert. Jeder dieſer Köpfe iſt ein unmittelbares Abbild des Lebens ſelbſt, das in ſeinen ſprechenden Zügen noch mit einer ebenſo unfehlbaren Sicherheit erlauſcht iſt, wie nur je in einem Werke aus den jüngeren Jahren des Meiſters. Wenn man insbeſondere die Köpfe der weiblichen Vorſtandsmitglieder eingehend betrachtet, ſo wird man nicht verkennen, daß in dieſer wunderbar feinen Beobachtung des verſchiedenartigen, bald grämlichen, bald gelangweilten, hier vom Bewußtſein einer ſchönen Pflichterfüllung gehobenen, dort ſehr würdevoll aufgeſetzten Ausdrucks der ehrſamen Damen auch der Humor des Meiſters noch leiſe mitſpricht, unwillkürlich vielleicht und ohne Abſicht. — In der Farbe weichen die beiden Bilder ſehr weit ab von den früheren großen Bildern des Meiſters, die mit denſelben im Hauptſaal des Haarlemer Rathauſes vereinigt ſind. In ihnen iſt das äußerſte Maß deſſen erreicht, was ſich als etwas ſtetig Fortſchreitendes in ſeinen Werken der vorhergehenden zwanzig Jahre verfolgen läßt: das Unterordnen der Eigenfarben der Dinge unter einen gemeinſamen grauen Ton, und die Vertiefung dieſes Tons bis zum Schwärzlichen. Alles iſt gleichſam eingetaucht in eine faſt farbloſe graue Stimmung, die ſchwarzen Kleider, die mit einem nachgedunkelten Landſchaftsgemälde geſchmückte Wand, die dunkle Tiſchdecke und das Weißzeug und die Köpfe und Hände. Und dennoch beſitzt das Ganze bei aller Spärlichkeit der Farbe eine harmoniſch reizvolle Farbenwirkung; und dennoch leuchten dieſe Geſichter in voller Körperhaftigkeit als die Geſichter lebendiger, von warmem Blut durchſtrömter Menſchen. Das äußerſte Maß des Möglichen hat Franz Hals hier auch in Bezug auf ſeine maleriſche Behandlungsweiſe erreicht. Man würde es nicht für denkbar halten, wenn man es nicht ſähe, daß es möglich iſt, mit ſo wenigen und ſo breiten Pinſelſtrichen alles Nötige in ſo erſchöpfender Weiſe zum Ausdruck zu bringen. — Ein einziger Umſtand macht ſich bemerklich, der als eine Schwäche des Alters erſcheint: der Meiſter, der noch mit ſo unvergleichlicher Friſche des Geiſtes das Weſen der Perſonen erfaßt, der mit ſo ſicherem Blick die Geſamterſcheinung der Geſichter und ihre Einzelformen erkennt, und der mit ſo jugendkräftiger Handfertigkeit alles hinmalt, ohne auch nur einen Fehlſtrich zu thun, dem beginnt das Eine zu mangeln, daß er die Verhältniſſe der ganzen Figuren richtig überſchaute; der Raumſinn, wenn man ſo ſagen darf, hat nachgelaſſen. Daher hier und dort ein allzulanger Arm, eine Hand, deren Größe zum Kopf nicht mehr im Verhältnis ſteht.

Die beiden Regentenſtücke von 1664 ſind die letzten Arbeiten des Meiſters, deren Entſtehungszeit bekannt iſt. So ſchließt die Reihe ſeiner erhaltenen und der Zeit nach beſtimmten Werke, wie ſie begonnen hat: Bildnisgruppen von den Vorſtänden Haarlemer Genoſſenſchaften bezeichnen den Anfang und das Ende der überſehbaren Thätigkeit von Franz Hals. Es iſt freilich ein großer Unterſchied zwiſchen den kräftigen, lebensfrohen und thatenbereiten Bürgerſchützen von 1616 und den gleichgültig und fade dreinſchauenden Pflegern einer wohlgeordneten Wohlthätigkeitsanſtalt von 1664. Welch' ein Stück Geſchichte ſpiegelt ſich auch

in der Reihe der Hals'schen Genossenschaftsbilder im Haarlemer Rathaus! Die Gestalten, welche der Meister uns in ihnen so unübertrefflich lebenswahr vorgeführt hat, sind mehr als die bloßen Abbilder zufälliger Persönlichkeiten, sie sind geschichtliche Charakterbilder, welche lebendig erzählen von dem Entwickelungsgange ihres Vaterlandes im Laufe eines halben Jahrhunderts. Wir sehen die kampfbereiten Söhne jener unbeugsamen Helden, die noch todesmutig ringen mußten um den Besitz der Freiheit; dann die Männer, welche die Jahre des schweren dreißigjährigen Krieges und des glänzenden Aufblühens der holländischen Macht durchlebten, Jahre, in denen die Lust an vollem Lebensgenuß sich mit ebenso unbändiger Kraft geltend machte wie der wilde Kriegsmut; schließlich das verflachende Geschlecht jener Zeit, für welche es bezeichnend ist, daß auf künstlerischem Gebiet der alles gleichmachende „Stil Louis XIV" zur Herrschaft gelangte und selbst über die so kräftig entwickelte Eigenart der holländischen Kunst das Übergewicht zu bekommen begann. — Franz Hals selbst aber war in seiner Kunst sich immer treu geblieben. Aus seinen letzten wie aus seinen ersten Werken tritt uns mit gleicher Deutlichkeit das Bild eines Künstlers von bestimmt ausgeprägter Besonderheit entgegen, und zwar eines ganzen Künstlers.

Franz Hals starb im Jahre 1666. Am 7. September wurde er in der „Großen Kirche" bestattet. Der Nachweis über die Kosten des Begräbnisses hat sich erhalten; dieselben betrugen nur 4 Gulden. — Lisbeth Reyniers überlebte ihren Gatten. Sie wird noch einmal erwähnt im Jahre 1675, wo ihr als besondere Gnadenbewilligung eine wöchentliche Zulage von 14 Sous zu dem gewöhnlichen Armengeld zuerkannt wurde.

Wenn auch die zahlreichen Schüler des Meisters dessen Andenken dankbar in Ehren hielten, für das große Publikum war er, dessen Art und Weise schon bei seinen Lebzeiten Jahrzehnte lang nicht mehr dem herrschenden Tagesgeschmack entsprochen hatte, nach seinem Tode bald vergessen. Seine Bilder wurden nicht mehr geschätzt. Unter den fürstlichen Kunstsammlern des XVIII. Jahrhunderts, welche die großen Galerien begründeten, waren nur wenige, welche einen Maler zu würdigen wußten, dessen künstlerische Art und dessen Malweise so von Grund aus verschieden waren von der Charakterlosigkeit und Glätte der Malerei jener Zeit. Erst seit wenigen Jahrzehnten ist die große künstlerische Bedeutung des Franz Hals wieder ihrem ganzen Werte nach zu allgemeiner Würdigung gelangt — ein nicht zu unterschätzendes Zeichen von Hebung des natürlichen Kunstgeschmacks.

Lagerscene. Gezeichnet von August Kühler.

Taſſos letzter Traum.

(Abdruck verboten.)

Die Ampel flackert müde. — Dämmerſchein
Dringt bläulich durchs verhüllte Fenſter ein.
Am Bett des fieberkranken Taſſo wacht
Ein Mönch und kürzt ſich mit Gebet die Nacht.
Jetzt lehnt er matt ſein lockig Haupt zur Wand,
Sein Roſenkranz entfällt der ſchlaffen Hand,
Und tiefer Schlummer, der den Kranken flieht,
Schließt gütig ihm ſein brennend Augenlid.

Da wendet ſich mit leuchtendem Geſicht
Der Dichter zu ihm: „Bruder, hörſt du nicht?
Von allen Türmen hallt der Glocken Klang,
Durch Romas Gaſſen wogt ein Feſtgeſang.
Mich ruft das Volk! Nun endlich wird zur That,
Was ich ein Lebenlang von Gott erbat:
Sie halten mir, o Tag der Seligkeit,
Auf hohem Kapitol den Kranz bereit.
Es wird der Dichterkrönung ſtolzer Ruhm,
Petrarcas Würde, heut mein Eigentum.
Anſelmo! Stütze mich, ich muß hinaus!
Schon drängen ſie vor das geſchmückte Haus.
Sie rufen mich!“ — Er richtet ſich empor.
Anſelmo neigt ſich ſchlummertrunken vor:
„Still — Taſſo — ſtill... Der Tag iſt nicht mehr fern...
— Schlaf — ich befehle dich dem Schutz des Herrn.“
Er ſchlägt das Kreuz, wie es ein Träumer thut.

In Taſſos Augen leuchtet Fieberglut:
Er ſieht die Zelle, drin das Lämpchen brennt,
Sich mächtig wölben, bis zum Firmament.
Im Frühlingswinde wogt ein Palmenwald,
Und Quellen rauſchen, Vogelſang erſchallt.
Wie er Armidas Gärten ſich gedacht,
Umgibt ihn ſeines Märchens Wunderpracht.
Und iſt's die Zauberin, die lächelnd naht?
Auf jeder Stelle, die ihr Fuß betrat,
Erhebt ſich froh ein Blumenangeſicht —
Aus ihren Blicken ſtrahlt es ſonnenlicht,
Und um die hohe, fürſtliche Geſtalt

Ein Mantel wie aus tausend Sternen wallt.
Sie wandelt leicht — fast gleicht ihr Schritt dem Tanz —
Die schlanke Hand trägt einen Lorbeerkranz.

Mild neigt sie zu dem Dichter sich herab:
„Bist du so ruhmesdurstig, nah dem Grab?
Nach jenem armen Kranz verlange nicht,
Den karge Mitwelt dir nur zögernd flicht.
Sieh, deine Muse hält dir mehr bereit:
Nimm hier die Krone der Unsterblichkeit!“ . . . .
Der Hora lautes Glockenzeichen gellt —
Anselmo schreckt empor. — Durchs Fenster fällt
Des jungen Tages goldenstrahlend Licht
Auf Tassos stillverklärtes Angesicht.
Die Ampel ist erloschen. — Lautlos fleht
Für den Geschiedenen des Mönchs Gebet.

Alice Freiin von Gaudy-Dresden.

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern

von

Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

18. Kapitel.

Die Wirtin zur goldnen Thürklinke war gestorben.

Was das sagen wollte, wußte kein Mensch so gut wie Alexander Weinhold. Das Lokal hieß eigentlich „Zum goldenen Lamm,“ das war sein offizieller Titel, aber unter den Stammgästen hieß es zur goldenen Thürklinke; und obgleich über den Ursprung dieser Benamsung eine ganze Sagenchronik im Schwange war, hätte doch keine gelehrte Forschung feststellen können, woher diese Bezeichnung stamme, da die Thürgriffe im goldenen Lamm erwiesenermaßen aus ganz ordinärem Messing waren. Das aber stand fest, daß die Wirtin dieses Restaurants dritter oder vierter Güte die einzige weibliche Person war, die Alexander Weinhold hochschätzte.

Der Herr Kommissionär galt nämlich mit Unrecht für einen vollen Junggesellen. Er war vielmehr in jungen Jahren einmal ein Vierteljahr lang verheiratet gewesen mit einer üppigen blonden Person, die ihn schon acht Tage nach der Hochzeit betrogen hatte, oder man kann auch sagen drei Monate nach diesem Termin, denn eher war Alexander als liebender Gatte nicht dahinter gekommen. Da aber hatte er kurzen Prozeß gemacht, in ungeheurem Tugendstolze die Ungetreue hinausgeworfen und sich dann von ihr scheiden lassen. Da er sich weiterhin zur Eingehung eines neuen Ehebündnisses nicht

hatte entschließen können, hatte er sich begnügt, immer nur mehr oder weniger flüchtige Verhältnisse zu unterhalten, die aber seine Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte nicht wieder herzustellen vermochten. Kurzum Herr Alexander war ein Mysogyn von jener verbissenen Sorte, die das ganze Unheil der Welt von der Existenz „der Weiber" herleiten; woraus ihm indes nicht der mindeste Vorwurf gemacht werden soll, wie denn einer, der Zeit seines Lebens in einer morastigen Gegend gelebt hat, leicht auf den Gedanken kommen mag, daß die ganze Erdoberfläche von der ihm bekannten schlammigen Konsistenz sei.

Immer aber war von seiner üblen Meinung seine Stammwirtin ausgeschlossen gewesen und zwar weil sie — von allen ihren übrigen Tugenden abgesehen — das Delikateste an Königsberger Klopsen leistete, was dem Kommissionär jemals vorgekommen war. Und er hatte sich wahrhaftig lange genug in allerlei Garküchen und Restaurants herumgegessen, so daß es kaum ein Lokal in der Stadt gab, sei es mit Kellner- oder seiner Damenbedienung, das er nicht mit seiner Gegenwart beehrt hätte, lange genug, um genau zu wissen, was von den Klopsen im goldenen Lamm zu halten sei. Was hatte Frau Hulda Pippert, die dicke Wirtin mit der hängenden Unterlippe und dem stetig kahler werdenden Scheitel aber auch für eine Art, diese Speise zu bereiten! Wo anders knirschten sie einem wie Sand zwischen den Zähnen oder waren verpfeffert oder mit schnöden Semmelbrocken durchsetzt, dagegen sie einem in der goldenen Thürklinke lieblich und wohlschmeckend wie Butter auf der Zunge zerschmolzen. Und gar die Sauce dazu! eine Kapernsauce, leicht gebräunt und sämig gemacht mit geröstetem Mehl, mit Citronensaft und dito Schale abgewürzt, und mit Muskat und Estragon und noch irgend einem Zeug, das die Kochkünstlerin mit seinem Lächeln verschwieg, eine Sauce, die niemals wie Wasser auf dem Teller herumlief und auch niemals pappig war. Und dann Frau Huldas Eisbeine mit Erbsen und Sauerkoht — niemals versalzen, niemals hart! oder ihre gepökelten Schöpsenzungen, ihre Gänsekeulchen! — Und jetzt war sie tot, tot, tot!

Wie hübsch auch war es gewesen, wenn Alexander nach vollendeter Mahtzeit, behaglich in den Zähnen stochernd — denn er stocherte immer in den Zähnen, um andere an die Echtheit seines Schmuckstückes glauben zu machen und auch ein bißchen, um seinen Siegelring zur Geltung zu bringen — zuhörte, wie sie nebenan die Küchenmägde schimpfte. Dann sagte sie nicht etwa: du dumme Gans, oder du Schmutzliese, sondern weit ausgesuchter: du dreimal ausgespucktes Kirschkuchengesicht, du zweibeiniger Griebsch und so dergleichen, worauf dann die Mamsells widerbelferten: ich habe Ihnen noch keinen zweibeinigen Griebsch abgegeben, Madame.

Aber sie war tot.

Alexander war wütend. Er betrauerte die an einem Schlaganfall Dahingeschiedene gar nicht einmal, er war bloß wütend, und da er als Geschäftsmann genötigt war, seinen Klienten, wie er alle mit ihm in Geschäftsverbindung Stehenden zu nennen beliebte, ein einladendes, vertrauenerweckendes Gesicht zu machen, rächte er sich furchtbar an allen Kellnern, Pferdebahnkondukteuren und was ihm sonst von dergleichen in die Quere kam. Um ein neues Stammgasthaus auszuproben, aß er jeden Tag in einem andern und aß jedesmal Königsberger Klopse oder was sich so nannte, um dann über Holzhackerfutter, Kanonenstöpsel u. s. w. zu räsonnieren und immerfort zu erklären, daß er sich nichts brauche gefallen zu lassen.

Darüber war er noch gar nicht einmal dazu gekommen, in Sachen der Lorenzischen Erbschaftsmasse die beabsichtigten Schritte zu thun. Endlich aber hatte er sich die Zeit dazu abgestohlen, in vertrauliche Konferenzen mit einigen Bewohnern des Hauses Engelstraße 27 zu treten, und hatte dann glücklich herausbekommen, daß der Kanzleirat entweder besinnungslos oder bereits verschieden gewesen sei, als er Frau Adeline die Mappe gegeben haben sollte, ein Umstand, von dem zwar niemand sichere Kunde hatte, den man aber guten Mutes war, sogleich beschwören zu wollen. Denn die Mutmaßung, daß Frau Rochefort ein großes Vermögen von ihrem Untermieter erhalten habe, hatte der ganzen Einwohnerschaft die moralische Überzeugung aufgedrängt, daß es hierbei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei und daß jeder ehrliche Mensch die Pflicht habe, die verletzte Ordnung wieder herzustellen, kurz, daß diese hochmütige Person,

die in keiner Weise etwas Besseres sei als andere Menschen, den beiseite geschafften Reichtum wieder herausrücken müsse. Was aber moralische Entrüstungsempfindungen für ausgezeichnete rückwirkende Kraft auf das Gedächtnis haben, wie sich unter dem Hochdrucke edler Gefühle die Vorstellungen klären und korrigieren — das weiß am Ende jeder.

Alexander Weinhold, der bekanntlich in juribus bewandert war, war überzeugt, daß er mit dem in der Hand gehaltenen Material einen erdrückenden Schuldbeweis von dem unrechtmäßigen Vorgehen seiner „Freundin" erbringen würde, und hatte sich eines Tages eben frisch darüber hergemacht, die Denunziation abzufassen, die das Gericht über Adelinens Beiseiteschaffung des Lorenzischen Vermögens aufklären sollte, als ihm, ganz plötzlich, ganz unvermittelt ein Gedanke kam, dem er, solange Hulda Pippert gelebt, niemals Raum in seiner Brust gegeben hätte.

Warum zum Teufel mußte er denn überhaupt bei Wind und Wetter draußen herumlaufen, um dann schlechtes Wirtshausessen zu genießen? Er war zweiundfünfzig Jahre, sah aus wie vierundvierzig — zur Schwerennot, er konnte ja heiraten! warum nicht? Eine gesetzte Person natürlich, die nicht gleich Geschichten mit anderen machte, und die etwas Geld hatte, genug wenigstens um ihre „Kleidage" zu besorgen und die Wirtschaftskosten zu bestreiten, vielleicht auch — noch etwas — etwas mehr. — —

„Ja, zum Teufel," schrie Herr Alexander laut lachend, „da hätte ich beinah eine rechte Dummheit gemacht, rechte Dummheit, habe sie am Ende schon gemacht! Schad nichts. Den Frauenzimmern aus der 27 können wir das Gedächtnis auch wieder anders dirigieren. Ich sehe nicht ein, versuchen ließe sich's. Sündenschade um das schöne Geld, und die Königsberger Klopse soll sie einrühren lernen. Alter Schlaukopp! und ein Hauptspaß obendrein, kapitaler Spaß. Na — und ganz fremd sind wir uns am Ende auch nicht."

Kurz, Alexander, der ein Mann rascher und thatkräftiger Entschlüsse war und dessen liebenswürdiger natürlicher Hang, eine Sache erst im Guten zu versuchen, seinen Eifer beflügelte, warf die Feder hin, sah nach der Uhr — fünf Minuten über vier — nahm eine große Waschung und Umkleidung vor und machte sich, in einen feinen schwarzen Rock und hellgraue Buxen gesteckt, mit blühendem Vorhemd und gelbgeschmitzter dunkelroter Kravatte geziert, parfümiert, daß er auf zehn Schritte nach Lawendel und Veilchen roch, auf und davon. Unterwegs lachte er immerfort. Wer lacht nicht gern über einen guten Einfall des eigenen Hirns? Vor ihren Opiaten und anderen Spezereien fürchtete er sich einen ganzen Quark. Alexander Weinhold — oho — der war helle — und eigentlich war es sogar ein bißchen amüsant, so prickelnd amüsant, und Furcht hatte er gar nicht, gar nicht im mindesten. Er, eine Natur wie aus Eisen, oho! Der schwindsüchtige Postsekretär, der gute Brommel, und der alte Rochefort, der gichtige Cichorienbuchhalter — na, denen konnte man schon mit einer sauern Gurke Leibschneiden machen, und das fällt von ein paar Fläschchen Morphium auf die Nase! Aber er, im besten Mannesalter, haha, ein ganzer Kerl wie er — der vertrüge schlimmstenfalls eine Schachtel Streichhölzer. Aber das war ja überhaupt bloß ein Argwohn, und bloß weil sie so etwas die Phantasie Anreizendes hatte, denn das hatte sie entschieden, etwas Anreizendes. Als er sie das erste Mal gesehen hatte, in einem Biergarten — potz Wetter, hatte er gedacht, das ist nichts Ordinäres, das ist etwas Apartes, etwas — ja, hm — na, wo was dahinter ist. Hahaha.

Nachdem sich der Herr Kommissionär in einem Handschuhladen ein paar Terrakottfarbene $8\,^1/_2$ hatte überziehen lassen, die geeignet schienen, auf ein weibliches Herz bestimmend zu wirken, trat er in einen Blumenladen. Da gab es allerlei. Weißen Flieder mit kleinen weißen Tulpen und Veilchen — recht hübsch, aber zu triste. Tapeten- und Theerosen, Algier-Import — nicht übel, aber verdammt teuer und schließlich auch ordinär, Rosen höchst ordinär. Alberne Dinger aus Primeln, Hyazinthen und Maiglöckchen — wie für Tanzstundenbackfische. Aber da — potz, das ließ sich sehen: feuerrote Azalien, geradezu brennendrot und dazwischen Tuffs von gelben Tazetten, alles in einem bronzierten Korbe geordnet, mit roten Attasschleifen ausstaffiert und prachtvollen dunklen Blättern, hübsch mit Öl abgerieben, daß sie recht glänzten. Der Teufel! fünfzehn Mark, das war viel,

bischen sehr viel. Na — man geht aber auch nicht alle Tage „auf die Freite," wie der Volksmund sagt, und fünfzehn Mark, auf dreißigtausend Thaler angelegt, ist immer noch keine üble Spekulation. Er bezahlte die fünfzehn Mark.

Ob der Korb wohin geschickt werden sollte?

Nein, aber eine Droschke könnten sie ihm holen lassen und das Ding da hineingeben.

Die Blumenmädel stießen sich an, er lachte immerfort und seine Hände sahen so „einzig" aus. Endlich fuhr er ab, den Korb sauber in Seidenpapier geschlagen.

Was sie für ein Gesicht machen würde! Haha! Die Weiber sind am Ende alle eitel: der vierte Freier bei siebenundvierzig Jahren! Na — und geschickt würde er's schon machen. Frau Kommissionär, Rendant a. D. und Genealogist Weinhold — Weinhold hieß auch nicht jeder Lump — 's war eigentlich ein hübscher Name. Adeline Weinhold. Klang prachtvoll, ein Name wie für 'ne junge Theatersoubrette oder was so mit nicht viel an in 'nem Tingeltangel singt. — Und was die am Abendstammtisch für Gesichter machen würden: der lahme Ratsschreiber, mit dem er kneipte, um herauszukriegen, was in der Stadtverwaltung beschlossen würde (denn das waren immer wichtige Sachen, und er hatte schon manches Grundstück billig gekauft und dann teuer an den Magistrat losgeschlagen) und der dicke Seidel, der Schnapsfabrikant, und der Klappert, der protzige Seifensieder, der durchaus Stadtrat werden wollte, und die ganze andere Blase. Haha! Reiche Frau — was? — aha — er auch reiche Frau. Das Kunststück kann schließlich jeder.

„Adeline," würde er sagen, „ich flehe dich um Liebe —" nein, das ging nicht, zu allererst mußte er sie doch versöhnen.

„Adeline, mein Herz wird von den Qualen der Reue gefoltert, kein Schlaf —" ach, das glaubte sie ja doch nicht. Weniger schroff, milder, wahrer.

„Adeline, ich habe mich das letzte Mal vergangen, ich habe mich hinreißen lassen" ꝛc.

Zum Kuckuck, da war er schon auf der Engelstraße, schon vor der Nr. 27. Nun fix die Treppe hinauf mit seinen Liebesboten.

Das kleine Dienstmädchen trocknete sich die nassen Hände an der Schürze, nachdem sie die Thür aufgemacht, und antwortete auf seine Frage, die „gnädige Frau" wäre zu Hause. Alexander verzog den Mund von einem Ohre bis zum andern. Also gnädige Frau ließ sie sich auf ihr gemauftes Geld hin schon nennen! Nun, nicht übel! Warum auch nicht? Gnädig ist, wer's bezahlen kann. Dabei riß er das Seidenpapier in Fetzen herunter, übergab Visitenkarte und Blumenbescherung der erstaunten Jungfer und sagte, er ließe bitten vorgelassen zu werden, er habe Wichtiges mit der gnädigen Frau zu sprechen.

Die Dame des Hauses saß — in der ehemaligen Stube des Kanzleirats — auf dem Sopha, trug einen türkischen Schlafrock, der wenigstens fünfzig Mark gekostet hatte aber bereits mit Hilfe einiger Fettflecken „gemütlich" gemacht worden war, hatte die Stirnhaare in Löckchen gebrannt und — — na ja, es muß gesagt werden: flickte sich mit schwarzem Zwirn einen zerrissenen Filzschuh (denn sie trug Filzschuhe bis in den Juni hinein), als das Mädchen die Bestellung ausrichtete. Ihr Mund verzog sich während der Meldung zu einer schwer definierbaren Grimasse, dann schnitt sie den Faden ab, zog den Filzschuh an und sagte: „Meinetwegen."

Strahlend kam der große Alexander hereingetänzelt, ohne Überzieher, den er draußen gelassen, den Cylinderhut in der Hand, in der ganzen Pracht seines Visitenanzuges, der schreienden Handschuhe und der flammenden Kravatte.

Er stand und sah sie an und lächelte, und sie lächelte auch. Langsam zog sich die neugierige Kleine zurück.

„Adeline," sagte er weich und in einiger Verlegenheit an den Terracottfarbigen knöpfend, „ich habe mich das letzte Mal arg vergangen, ich habe mich hinreißen lassen. Darf ich auf Verzeihung hoffen?"

„Was wollen Sie denn eigentlich noch von mir?" fragte spöttisch die begehrenswerte Dame, „ich denke, wir sind geschiedene Leute."

„Adeline — im Ernst — wir können nie geschiedene Leute sein. Vergiß doch nicht, daß wir — daß wir uns einmal nahe gestanden haben, daß *daher* das zarte Du stammt, das wir tauschen dürfen."

Frau Rochefort hielt die Arme unter

der Bruſt gekreuzt, ſah abwechſelnd auf ihn und die augenmörderiſche Blumengabe und — ſie begriff. Ein paar Sekunden lang hielt ſie die Augen geſchloſſen, ließ den zerriſſenen Filzſchuh auf ihren Zehenſpitzen tanzen und ſagte endlich: „Na, ſetz' dich nur auf alle Fälle.“

„Nicht eher, bis du mir verziehen.“ Und damit trat Alexander der Große vor, ergriff den Korb, kniete zierlich vor der rajeunierten Adeline nieder und ſagte, die linke Feuerflamme auf ſein Herz legend: „Adeline, laß dieſe Blumen für mich reden. Kannſt du mir meine Heftigkeit von neulich verzeihen?“

„Mache nur nicht ſo viel Faxen,“ ſagte die ſchöne Witwe halb ärgerlich, halb beluſtigt. „Und ſo 'n Haufen Blumen. Es war ganz überflüſſig, daß du das Geld für das Zeug ausgegeben haſt.“

„Das will ich nicht fürchten,“ ſagte der wieder Aufgeſtandene und legte den Kopf lächelnd auf die linke Seite. „Bin ich in alter Freundſchaft zu Gnaden aufgenommen?“

Sie warf das Kinn in die Höhe, was unzweifelhaft eine Bejahung ſein ſollte, und hielt, um ihre friedliche Geſinnung zu bekräftigen, ihre klaſſiſche Naſe einen Augenblick über die gelben Tazetten.

Der lächelnde Freier zog ſich einen Stuhl neben das grüne Plüſchſopha, das ſich die glückliche Erbin angethan hatte — es ſtammte aus einer Nachlaßauktion, auf der es von der induſtriöſen Tiſchlersgattin um ein billiges erſtanden worden war — und ſagte: „Laß mich noch ein paar Worte ſprechen, Adeline. Ich bin kein armer Mann. Was ich an jährlichen Zinſen und an Proviſionen einnehme, ſind etwa fünftauſend Mark, auch darüber; ich könnte ausgezeichnet leben; wenn ich ſparſam lebe, iſt es nur, um auf mein Alter deſto behaglicher meine Renten genießen zu können. Ich hätte meiner Frau ein angenehmes Leben zu bieten, ich bin, darf ich ſagen, eine nicht ungefällige Erſcheinung, ich bin geachtet von meinen Mitbürgern — Adeline, laß mich's kurz machen und dir wiederholen, was dir dieſe Blumen ſchon geſagt haben: es iſt mein Herz, das ich dir in dieſem Korbe anbiete, das Herz eines redlichen Mannes.“ Alexander war von ſeinen eigenen Wendungen ungemein befriedigt.

Adeline hatte ſich in den grünen Plüſch zurückgelehnt und ſah ihn mit kalten Fiſchaugen von oben bis unten an. Sie erwog augenſcheinlich ihr Schickſal.

„Ich würde ſo glücklich ſein, einer Frau, die ſchutzlos den Schwankungen des Lebens preisgegeben iſt, ein treuer Gefährte ſein zu dürfen, und, im Grunde genommen, haben wir uns doch eigentlich immer gut geſtanden. — Darf ich auf einen günſtigen Beſcheid hoffen?“ Und er legte ſich ein wenig vornüber und ſah ihr mit einer Art flehender Leidenſchaft in die Augen. Er war wirklich in dieſem Augenblicke in ſie verliebt. Man iſt immer in das verliebt, was man gern beſitzen möchte.

„Sage 'mal, du biſt wohl verrückt,“ antwortete die Dame endlich. „Mir mit ſo 'nem Unſinn zu kommen. Wenn du durchaus heiraten willſt, ſo gibt's doch wahrhaftig Junge genug Und dachteſt du wirklich, ich hätte meine paar Sparpfennige dazu? — nein, 's iſt zu albern. Nimm doch die Blumeu gleich wieder mit und bring' ſie um die Ecke herum an!“

Alexander war aſchfahl geworden. Eine abſchlägige Antwort hätte er ertragen, aber dieſe Form — dafür wollte er ſich an ihr rächen, gründlich. In dieſem Augenblicke war er feſt davon überzeugt, daß ſie den Kanzleirat und ihre ſämtlichen Männer umgebracht habe, und daß ſich die Beweiſe dafür würden herbeiſchaffen laſſen, wie 'ne Handvoll Kirſchen im Juli. Aber er ſagte nichts davon, wortlos ſtand er ihr gegenüber und ſtarrte ſie an. Adeline ſah mit furchtloſem Gleichmut nach dem Fenſter, als wenn er nicht da wäre.

„Empfehle mich Ihnen, Madame,“ ſagte er endlich heiſer und ging.

Sie zuckte die Achſeln. Dann holte ſie ihren Filzſchuh herauf und flickte ihn fertig. Er zeigte ein munteres Muſter in grün, rot und gelb, faſt ſo luſtig wie der Blumenkorb, der das Herz eines redlichen Mannes enthielt. —

Anderen Tages aber hatte das zuſtehende Amtsgericht die Anzeige, daß die verwitwete Buchhalter Rochefort, Adeline geb. Kodalle, aus der Daniel Lorenziſchen Erbſchaftsmaſſe ein Kapital von achtzig bis hunderttauſend Mark unterſchlagen haben müſſe und daß wiederum ihr Sohn, der Maurergeſelle Karl Kodalle, dieſer Summe ohne ihr Vorwiſſen

circa fünfhundert Mark widerrechtlich entnommen habe. Unterzeichnet von dem Agenten, Kommissionär, Rendanten a. D. und Genealogisten Alexander Weinhold.

19. Kapitel.

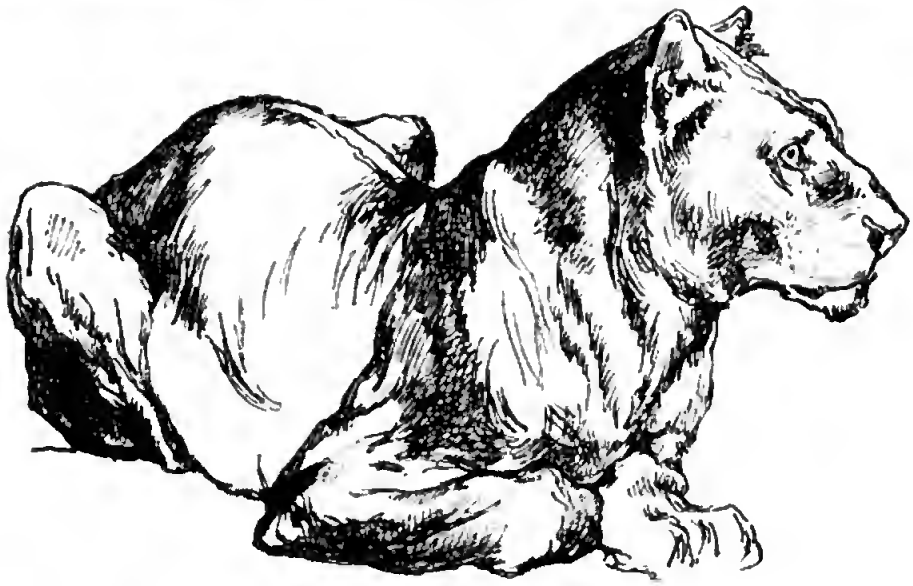
Der Himmel spendete der kahlen Erde um Mitte März einen strahlenden Vorfrühling.

Denn niemand wagte zu hoffen, daß diese Lenzeshuld dauern werde. Nur thörichte Menschen konnten an seine Beständigkeit glauben, Gemütsproletarier, die in ihren Empfindungen aus der Hand in den Mund leben und immer auf den Sieg des Guten im Leben hoffen; aber die meisten dachten gar nicht über diesen Punkt nach, das waren solche, die vor lauter philosophischen Grübeleien, poetischen Träumereien und inneren Wärmemessungen überhaupt zu keiner Abschätzung äußerer Temperaturverhältnisse gelangen und jedes Urteil über die Lebensfähigkeit meteorologischer Frühgeburten verschmähen.

Es war des Sonntags vor Tische, als Ernst Bürger am Stadtgraben entlang ging und zwar an der Promenadenseite, am sogenannten Wassergange. Freilich waren die Weiden und Birken, die dort am Ufer zum Wasserspiegel überhängen, noch schwärzlich und kahl, aber von den stärker geschwellten, da und dort aufspringenden Knospen sah das Gezweig voller aus, und über einigen hing es sogar schon wie ein bräunlicher oder zartgrüner Schleier und die feuchte Rinde glänzte bis in das feinste Geäst hinein silberweiß; Sonnenschein glitzerte über die tausend und aber tausend kleinen Wellen, in denen sich das Wasser kräuselte; der Himmel war blau. Die geputzten Spaziergänger und Kirchenbesucher, die des Weges kamen, hatten Frühlingsgesichter, fremde Leute sahen sich an, als wären sie gute Freunde, und viele trugen Blütenkätzchen oder Buchenschößlinge in Händen, die sie im Frevel gegen irgend einen Gesetzesparagraphen irgendwo geraubt hatten; als ginge das Grünen und Blühen einen andern etwas an, als dem der Busch gehört. Die Erde hatte einen scharfen würzigen Geruch, frischer Rasen sprießte an den Abhängen, und da und dort wagten sich Schneeglöckchen und Krokus hervor. Die Luft war klar und goldig, ihr feuchter Hauch koste weich und laulich um die Schläfen.

Ernst konnte nicht sagen, woher es kam, aber er mußte an diesem heiteren Tage viel an Klara Walter denken; es war die Frühlingsstimmung, der geheimnisvolle Zusammenhang des Webens und Lebens in der eigenen Brust mit den ersten Regungen in der Natur, des Keimens uneingestandener Wünsche mit dem Knospen und Schwellen rings umher. Er hatte seiner ersten Liebe durch alle Not seiner Jugendjahre hindurch die Erinnerung bewahrt, durch die Niederungen der Leidenschaft, in die er sich gelegentlich verirrt, hatte er ihr Andenken getragen wie ein knospendes Reis oder einen blühenden Lotosstengel; was Hohes, Ideales ihn je erfüllt und bewegt, hatte er mit dem Gedanken an jenes liebliche Mädchen in geheime Beziehung gebracht, wie im menschlichen Gemüt alles Reine und Hohe sich berühren mag in einer Empfindung. Immerhin war es auffallend, daß er sich der innigen Gefühle, die er für Klara gehegt, jetzt so viel lebhafter erinnerte als sonst, daß er so viel weicher, lyrischer gestimmt war als sonst. Er blieb an einer Stelle stehen, wo er einst vor Jahren ihr begegnet war und mit ihr gesprochen hatte; unter einer großen schwarzen Ulme, die damals ebenso kahl wie heute gestanden, die ersten Knospen leise lockernd und aus dem dunkeln Geist entfaltend wie ein finsteres Gemüt zärtliche Empfindungen, und deutlich sah er sie vor sich, das holde Gesicht mit dem klaren, reinen Ausdruck, die Güte und Heiterkeit in den Zügen, die Frische in ihrem ganzen Wesen, die ihr Bild so vorteilhaft von dem einer anderen, von ihren bleicheren Wangen, ihrer blasierten und allzu verstandesscharfen Miene abstechen ließen.

Da, über das glitzernde Gewässer ans jenseitige Ufer hinüberschweifend, erblickten seine überraschten Augen nicht minder reizend jene andere, und wie dieses sonderbare Mädchen ihn schon so oft durch einen neuen Ausdruck ihres Wesens in Erstaunen gesetzt hatte, that sie es in diesem Augenblicke wieder. Er hatte sie immer nur im Salon gesehen. Hier, wo sie leichtfüßig, die Wangen von der Luft gerötet, mit Federbarett und kurzem Jäckchen angethan, eilends dahinschritt, schien sie nichts von der Frische und Munterkeit zu entbehren, die er in Gedanken eben noch an ihr vermißt hatte. Und in diesem Augenblicke fielen ihm die Goetheschen Worte ein:



Löwin auf der Lauer.

Junger syrischer Bär.

Brauner Pyrenäen Bär.

Nordafrikanischer Affe.

Tierstudien. Nach der Natur gezeichnet von Aug. Lançon.

„Weg du Traum, so hold du bist, hier auch Lieb' und Leben ist.“ Er fühlte sich auf einmal froh und munter. Mochte sie ihn immerhin nur zum Gegenstande einer leichtfertigen Koketterie machen, auch darin schien ihm im Augenblicke etwas Schmeichelhaftes zu liegen, ein schönes und interessantes Mädchen war sie doch jedenfalls, und wenn ihr etwas daran lag, ihm zu gefallen, warum sollte er sich nicht als geduldiges Opferlamm ihre Künste gefallen lassen! Da sich ihm in diesem Augenblicke ein Kind mit Veilchensträußen entgegenstellte, suchte er den vollsten und hübschesten aus und eilte, sie damit einzuholen.

Melitta hatte ihn ebenfalls gesehen und den kleinen Handel beobachtet, und da sie nicht wußte, ob er sie bemerkt habe, überkam sie eine Neugier, für wen diese Blumen bestimmt sein möchten, ob für das eigene Knopfloch, was ihm sehr unähnlich sah, oder für eine weibliche Hand, und da eine solche Huldigung von seiten eines Ernst Bürger sehr viel schwerwiegender war als von seiten irgend eines andern, war sie um so neugieriger; die Vorstellung aber, daß er damit eine andere bedenken könne, mischte in ihre Neugier eine Art Eifersucht oder Beschämung, und wenn dies im Grunde genommen auch nur eine Regung verletzter Eitelkeit sein mochte, so war sie dennoch von dieser Empfindung beunruhigt oder betroffen. Freilich hatte sie ihn ursprünglich nur aus Übermut oder Langerweile an sich fesseln wollen, aber in diesem Augenblicke überkam sie ein dunkles Gefühl, als ob sie damit ein gefährliches Spiel getrieben. Gefährlich — für wen?

Damit nun näherten sie sich einander, und als er ihr die Blumen bot, sie sie nahm, geschah es mit so viel Verwirrung auf beiden Seiten, als eine an sich so harmlose Situation für die Beteiligten nur überhaupt haben kann. Er drehte um und bat, sie begleiten zu dürfen, und so gingen sie nebeneinander den Weg am Wasser entlang, den er eben gekommen war, und beide schwiegen. Und in diesem Schweigen, während seine Blicke auf den Boden gerichtet waren und er ihrer fast zu vergessen schien, in diesem Schweigen, das nur eine halbe Minute dauerte und eine Ewigkeit zu umspannen schien, enthüllte sich ihm das Geheimnis seiner Brust.

Wohin war er nun, dieser leuchtende Frühlingstag, wohin Duft und Sonne — Ernst empfand nur noch ein Großes, Wunderbares, Glänzendes, Überschwengliches, etwas, das zugleich unendlich süß und unendlich bitter und in der Bitternis seiner Hoffnungslosigkeit noch immer Seligkeit war. —

Das Wasser ging so hoch, daß es fast das niedrige Gitter bespülte, das den Weg sicherte, man hörte sein leises Gurgeln und Plätschern, und auf den sonnigen Wellen ruderten weiße und schwarze Schwäne und ein geschwätziges, kokettes Entenvölkchen.

„Lachen Sie nur nicht,“ sagte Melitta, ein Täschchen öffnend, das sie in Händen trug, „ich habe mir wie ein Schulmädchen Semmelbrocken mitgebracht und werde an dieser verschwiegenen Stelle die Biesterchen damit füttern. Hier mein magister omnium artium, haben Sie ein Teil, damit Sie sich an dem Liebeswerke beteiligen können, und gehen Sie hübsch sparsam damit um. — Aber weiter werfen! daß wir sie heranlocken.“

„Die Tiere sind wohl erst kürzlich wieder eingesetzt worden? noch neulich sah ich sie in ihren Winterquartieren,“ sagte er, mit den Semmelbrocken pompöse Kurven beschreibend.

„Freilich, sie sind erst seit gestern hier. Da! sehen Sie wohl, wie sie heranrudern! Ich liebe sie sehr, wie vornehm und majestätisch sie sich zwischen dem kleinen Gezücht bewegen!“

„Ganz Anmut, Würde und Gefräßigkeit.“

„Byron konnte keine Frau essen sehen, ich glaube, Sie sind ästhetisch noch empfindsamer und gönnen den Vögeln der Poeten das Futter so wenig wie ihren Musen. Da! Das ist ein Prachtstück, wie er sich reckt und mit den Flügeln schlägt! Oh — und der andere dort, der unsere Brocken mit so königlicher Geberde verschmäht!“

„Stolz lieb ich den Spanier. — Halt, nicht zu nah heran.“

„Meine Veilchen!“

„Weg mit dir.“

„Um ein Haar hätte er sie erschnappt.“

„Denken Sie mal, wenn wir Menschen so lange Hälse hätten, wie gräßlich steif und ungeschickt die meisten den ihren tragen würden. Aber das besitzt angeborene Grazie.“

„Wie viel Platz hätten die Damen dann, Rüschen, Perlen und Schleifen unterzubringen.“

„Wahrhaftig. Und die Herren gesteifte Kragen, pour le mérites und Stadtverordnetenketten."

„O du reizendes Tier. Wie es die weiße Brust bläht und die Flaumfedern kokett sträubt.

„Man hieß sie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war.

Wissen Sie, woraus das ist?"

„O freilich.

Der lumpigste Lump aus der Normandie
Wird Lord auf der Insel der Briten;
Ich sah einen Schneider aus Bayeux, er kam
Mit goldenen Sporen geritten."

Es konnte kaum ein albereneres Gespräch geben, aber die beiden schienen sich äußerst wohl dabei zu fühlen. Es liegt aber der Sinn oder wenn man will die Poesie eines solchen thörichten Geschwätzes zwischen zwei im Grunde genommen geistvollen Menschen in der reinen Entfaltung alles Äußerlichen, Sinngefälligen, das durch den Klang der Stimme, das Leuchten der Blicke, die Kraft oder Anmut der Bewegungen wirkt und wirken darf. So war alles nur ein gefälliges Spiel, hinter welches sie irgend welche Gefühle, Vorstellungen oder Absichten versteckten, ohne sie ganz zu verhüllen. Feinfühlige Menschen brauchen sich nie zu sagen, welches die Stimmung der Situation ist, aber sie sind bisweilen in der Lage, ihr Bewußtsein davon bemänteln zu wollen oder zu müssen, und leidlich gelingt dergleichen wohl auch. Dann sehen sie sich etwa mit einem triumphierenden Trotz in die Augen, und die ganze Spiegelfechterei setzt sie in eine Laune, aus welcher sich dann Scherz und Gelächter die Hülle und Fülle ergiebt.

„Dieser Schneider aus Bayeux befriedigt Sie vermutlich ungemein?" setzte Melitta hinzu.

„Wie so?"

„Na, den Socialdemokraten in Ihnen! Damals brachten es die Schneider noch zu etwas."

„Ich glaube, Sie überschätzen meine Socialdemokratie außerordentlich, gnädiges Fräulein."

„Oh, ich glaub's wohl, daß Sie alle Spiegelscheiben ganz lassen wollen."

„Ich verstehe darunter überhaupt nichts als den vielleicht etwas knatigen Stolz auf meine Abstammung aus dem Kern des Volkes und den heißen Wunsch, dem Elende des vierten Standes abhelfen und einigen Ausgleich der Verhältnisse schaffen zu können."

„Freilich, mein edler Gracche. Aber unsere Brocken sind zu Ende, und das undankbare Volk verläßt uns. Was meinen Sie? — ich glaube, Sie wären im stande, eine Million unter den Pöbel zu streuen, um dann von dem unersättlichen, wie wir von unseren Schwänen und dem raisonnierenden Entenplebs, verlassen zu werden."

„Sie trauen mir also mehr Gutherzigkeit als Verstand zu. Vielleicht würde ich doch die Besonnenheit haben, nur die Zinsen der Million zu verstreuen, wenn ich wirklich so selbstlos wäre, wie Sie mir die Ehre erweisen, es mir zuzutrauen."

Melitta antwortete nicht. Sie sah den davonrudernden Schwänen nach, und es lag dabei ein ihr sonst fremder Ausdruck von Bewunderung oder Zärtlichkeit in ihren Augen.

„Sie sind eine Tierfreundin?" fragte Ernst.

„Oh durchaus nicht. Ich liebe nur schöne Tiere und auch die nur in der Freiheit vorgeführt, das häßliche Zeug und das Stubengezücht ist mir samt und sonders zuwider."

„Aber Sie halten doch ein Ratzchen."

„Das hat mir die Mutter der kleinen Blondköpfe verehrt, die Sie bei mir gesehen haben. Ich konnte es unmöglich der Winterkälte preisgeben; sobald ich sicher bin, daß es die Jahreszeit aushält, laß ich es fliegen."

„Das thun Sie dann nicht aus Abneigung gegen das Tierchen, sondern aus Mitleid mit dem Gefangenen."

„Sie wollen mich durchaus besser machen als ich bin," sagte sie, sich in langsamem Tempo in Bewegung setzend. „Ich habe Ihnen schon neulich gesagt, daß ich gar kein Herz habe; ich bin überzeugt, ich hätte mich um jene Kinder nie gekümmert, wenn sie nicht so auffallend hübsch wären. Neulich bereute ich fast, mich überhaupt mit ihnen eingelassen zu haben. Es war, als sie die Mutter einmal selbst holte und sich dabei mit so schlimmen, neidischen Blicken in unsern Zimmern umsah, daß ich eine Art böses Gewissen hatte, es kam mir vor, als sei all das elegante Zeug diesen Leuten geraubt, als besäßen wir es zu Unrecht,

und seien die paar Kleinigkeiten, die ich den Kindern mitteilte, nichts als die dürftige Abschlagszahlung einer großen Schuld. Solche Empfindungen aber sind unbequem, wie alles unbequem ist, was unser Leben — ich meine seine Voraussetzungen, seine Berechtigung — plötzlich in Frage stellt. Wie wenig ich bei dieser billigen Wohlthuerei im Grunde genommen gemütlich beteiligt bin, können Sie übrigens schon daraus schließen, daß ich der Kleineren ganz in demselben Grade mehr zugethan bin, als sie hübscher ist."

„Wenn sich die Natur der Schönheit und des Liebreizes als eines Mittels bedient, um unser Herz zu rühren, uns weniger egoistisch zu machen — warum wollen Sie dieses Verfahren schmähen? Lassen Sie sie doch gewähren. Ein schönes Gefühl hinwegräsonnieren, heißt einem Schmetterlinge den Staub von den Flügeln streifen, der, wie wir jetzt wissen, *mehr* als ein Schmuck, der ein wesentlicher Teil seines Organismus ist."

„Ah, die Natur! Sie ist schön aber dumm, wie wir auch jetzt wissen. Sie verfolgt weder Ziele noch Zwecke, ist weder gut noch grausam, weder haushälterisch noch verschwenderisch — das heißt sie ist beides zu sehr abwechselnd, um eins von beiden zu sein — kurzum, sie ist überhaupt nichts, als *daß* sie ist."

„Sie sind sehr gereift für Ihre neunzehn Jahre. Denn mehr —"

„Ich bitte sehr, zweiundzwanzig. Aber Sie? gehören Sie zu jenen Dunkelmännern, die jedem Lebensalter, jedem Lebensjahre vielleicht, sicher jedem Geschlechte die Pflicht und das Recht zu einer andern Auffassung der Dinge zuerkennen? Es *steht* einem jungen Mädchen besser, unklar und verworren zu sein, wie? ererbte Vorurteile, abgestandene Theorien sollen ihm Schmuck und zugleich ein obligater Teil seines geistigen Organismus sein?"

„Etwas Wahres liegt allerdings darin," sagte er rasch, „Glauben und Vertrauen, eine gewisse Freudigkeit zum Handeln sind Tugenden der Jugend, Zweifel und zersetzendes Mißtrauen solche des Alters."

„Schade, daß mich der Himmel vor der Zeit alt gemacht!"

Er lächelte. „Ich glaube beinah, Sie denken zu viel."

„So? Nun damit, scheint es mir, ist's wie mit dem Pokulieren der Herren: Man kann zu viel denken aber niemals genug. Jedenfalls kann man sich nicht davor retten oder sich des Denkens enthalten. Bitte, was sind das für Pflänzchen hier am Wege?"

„Gentianen, dies hier Steinbrech, saxifraga granulata." Und er hatte eine schöne Gelegenheit, die zarten Blätter zu pflücken und ihr in die Hand zu geben, was dabei die Hauptsache war.

„Also Steinbrech, dieses hier, nicht wahr? eine Alpenpflanze, denk ich."

„Ganz recht. Haben Sie sich mit Botanik beschäftigt?"

„Nein. Ich habe überhaupt wenig Sinn für Naturbeschreibung."

„Und doch sind Sie," bemerkte er nach einer kurzen Pause, „ein Opfer sozusagen des modernen naturwissenschaftlichen Aufschwungs."

„Ich? ein Opfer?" fragte sie lachend.

„Ja. Sie haben etwas Vivisektorisches an sich, das Sie gegen sich selbst, gegen Ihre eigenen Empfindungen richten. Es ist gewiß ein großer Vorteil, daß die Naturforschung alles vorbehaltliche Denken, alle Lügen mit rücksichtslosem Wahrheitstriebe mehr und mehr wegfegt, aber sie hat uns zugleich die Neigung imputiert, uns selbst als wissenschaftliche Objekte zu behandeln. Durch sie haben wir die leidige Gewohnheit bekommen, für jeden Gedanken, für jedes leise anklingende Gefühl eine Basis in unserm sinnlichen Leben zu suchen. Indem wir wahrer gegen uns selbst zu sein und uns zugleich mit Bewußtsein der Natur zu nähern suchen, verlieren wir den letzten Rest von jener naiven Genußfähigkeit, von jenem Einssein mit dem Natürlichen, das die Griechen in so hohem Maße auszeichnete. Aus diesem Verlust aber ergiebt sich der pessimistische Hang, alle Erscheinungen herabzuziehen, überall nur den Ausfluß unserer mechanisch-tierischen Organisation, unsere Gefühle und Gedanken, die Fähigkeit unseres freien Willens sogar zu verdächtigen. Wir glauben nicht mehr an das Gute, das Edle in uns, wir spüren lieber egoistischen als den natürlicheren Motiven nach, wir haben die Scheu vor uns selbst verloren, vor dem Mystischen, Ahnungsvollen in uns. Erbarmungslos reißen wir den Schleier von den Thatsachen, mit dreister Hand packen

wir an alle Dinge, wir wühlen in unsern eigenen Eingeweiden, zergliedern unsere Schmerzen und träufeln die ätzende Lauge der Ironie auf unser eigenes zuckendes Herz. Wir gleichen einem Künstler, der ein Orchestrion oder sonst eine Musikmaschine erfunden hat und den der heimlich belauschte Gang des Räderwerks mehr ergötzt als die Melodie, die es erzeugt, den mehr der Verstand, der das Getriebe, als der Genius, der das Musikstück erfunden, erfreut. Das ist die Schattenseite unseres modernen naturwissenschaftlichen Bewußtseins: die Anbetung des Mechanischen. Und es ist das Patengeschenk der neidischen Fee an diejenigen, denen gute Genien hohe Vorzüge des Geistes verliehen, daß, indem sie die Gebote der Zeit erfüllen, sie alles tiefer, intensiver und darum schmerzlicher in sich durchleben müssen, daß, wo andere sich behaglich im Strome der Meinungen und Auffassungen dürfen treiben lassen, sie auch in seine Wirbel und Untiefen geraten. Diesen Fährnissen aber sollten wir nicht absichtlich nachgehen; wir sollen zuschauen und erwägen, aber nicht grübeln. Und so meinte ich es, wenn ich sagte: Sie denken zu viel. Unsere Seele ist ein zu schwankendes, unsicheres Objekt für diese naturwissenschaftliche Betrachtungsweise, zu nahe liegt es, zu verführerisch ist es, etwas in sie hineinzudenken, was nicht eigentlich darin liegt, womit wir uns dann schließlich doch selbst täuschen."

Sie waren während dieses Gespräches vor einer Promenadenbank stehen geblieben und hatten endlich darauf Platz genommen. Ernst sprach lebhaft, die Blicke in die Ferne gerichtet, indes Melitta vor sich nieder sah, dann und wann die Veilchen ihrem Gesicht nähernd, um ihren Duft einzuhauchen.

„Thäten wir nicht besser, manchmal die Naturwissenschaft sein zu lassen, um wieder selbst mehr Natur zu werden?" setzte er leise hinzu. Aber sie antwortete nicht. So fuhr er fort: „Ich würde dies alles zu sagen nicht gewagt haben, wenn ich nicht selbst einigen Teil hätte an eben der Gewohnheit, die ich an Ihnen table. Aber darum weiß ich auch, wie gefährlich sie ist, sie unterbindet unsere Thatkraft, sie macht diese ganze Welt zu einem Accidens unseres Subjekts und läßt uns über unsere natürlichen Empfindungen erröten, denen wir uns vielleicht hingeben sollten, freudig wie dem Eindrucke der ersten Frühlingstage."

Sie schwieg. Nur ein Seufzer verriet, daß seine Worte sie bewegten.

„Sind Sie böse, Fräulein Melitta?" fragte er leise, beugte sich zu den Veilchen nieder, die in ihren Fingern zu zittern schienen, und sah dann lächelnd zu ihr hinauf.

Aber sie blickte über ihn hinweg, hinweg über das sonnenglitzernde Wasser und die grünende Böschung wie nach einem fernen unsichtbaren Horizonte. Dann sagte sie:

„Das ist alles recht schön und es ist gewiß sehr viel Wahres darin — aber wir sind nun einmal nicht die schlichten Naturmenschen, als welche wir wohl glücklicher wären, sondern Geschöpfe einer raffinierten Kultur, die Enkel einer seit Jahrtausenden forschenden und grübelnden Menschheit." Und sie sagte das stockend, abgerissen, wie eine innere Bewegung unterdrückend, der sie nicht nachgeben wollte — „Jedenfalls," setzte sie wieder aufstehend hinzu, „wenn Sie besser von mir denken, als ich selbst von eben diesem Objekt, so soll es mich freuen, vielleicht hilft mir diese Ihre Schätzung sogar mit der Zeit zu einer Art günstigeren Meinung von mir. Leben Sie wohl. Und vergessen Sie nicht, morgen den Horaz mitzubringen, Sie wollten mich das Integer vitae lesen lassen, ich will mir auch rechte Mühe geben. Adieu."

Und hastig lief sie davon.

Er sah ihr nach, bis sie verschwunden war. —

Welches wunderbare Geschöpf!

Wennschon jedes junge Mädchen durch einen von natürlicher Scheu oder gebietender Sitte zurückgehaltenen Schatz von Empfindungen für einen jungen Mann ein Rätsel ist, als ein Wesen, das in seiner Menschlichkeit innig ihm verwandt doch fast in jeder Linie ihres Geistes von ihm abzuweichen scheint, ein Rätsel, das nur der Gemeine glaubt mit Leichtigkeit erraten zu dürfen, — wie vielmehr eine Melitta Falk, die, wie sie zugestand, sich selbst rätselhaft war in der widerspruchsvollen Zusammensetzung und Mannigfaltigkeit ihres Wesens, und wie vielmehr einem Manne wie Ernst Bürger, obschon sie gleich ihm den tiefen Schmerz, der alles Lebendige zerklüftet, in sich erfahren. — Und doch, indem er sie

betlagte, pries er das Schicksal, das ihn ein Mädchen hatte finden lassen, dem er sich verwandter fühlte als allen anderen, die er bisher gekannt, und so — trotz alles gemeinsamen Schmerzes, trotz der absoluten Aussichtslosigkeit seiner Liebe — wie er jetzt langsam, träumerisch seine Straße einschlug, genoß er nur ihr Glück; ein Glück, das so groß und reich war, daß es ihm gewaltiger dünkte, als alle siegende Kraft des jungen Frühlings, das selbst in jener Aussichtslosigkeit ein beruhigendes Moment zu haben schien; sofern es wahr ist, daß eine Überfülle des Glückes uns mit unheilvollen Schauern ängstigt.

20. Kapitel.

Zwei Wochen — eine wie kurze Spanne Zeit, wenn die Reihe der Tage gleichmäßig ruhig sich abrollt, eine wie unendliche, wenn sie in raschem Wechsel einen Überschwang seliger und schmerzlicher Empfindungen umschließt, wenn sie Keimendes entfaltet, Widerstrebendes verknüpft, Geheimes löst.

Morgens eine Unterrichtsstunde, die man lässig über die Zeit hinausdehnt, um sich am Schlusse mit gut geheucheltem Schreck zu entschuldigen, wie lange man einander aufgehalten, während lächelnde Blicke das Gegenteil zu versichern scheinen; des Nachmittags ein zufälliges Begegnen — wenn zwei ernstlich sich treffen wollen, haben sie bekanntlich das Glück, sich wirklich beständig in den Weg zu laufen, sei es auf der Promenade, im Museum, auf der Straße; des Abends ein plötzliches Wiederfinden im Theater; heut ein kurzes Wort, morgen eine tiefsinnige Unterhaltung, übermorgen eine muntere Neckerei, und jedesmal grüßen die Blicke sich verständlicher, wie aus einem leuchtenden Nebel treten die Geister einander näher und näher, und plötzlich ist es, als ob dieser Nebel sie zusammen umhülle und abtrenne von der übrigen Welt, in der nicht Menschen, nur bleiche Schattenbilder sich bewegen. Und doch keine Silbe, die den wunderlichen Zustand bekennt, nichts als das süße Doppelbewußtsein eines undefinierbaren Glückszustandes.

So wenigstens schien es Ernst. Ob sie ihn liebte? Er wußte es nicht, wie man weiß, daß zwei mal zwei vier ist, wie man am Thermometer den Wärmegrad und an der Uhr die Stunde abliest, aber er glaubte, es annehmen zu dürfen; und in dieser hoffenden Unsicherheit, in diesem heimlichen Wägen ihrer Worte und Blicke lag ein Reiz, von dem er wohl wußte, daß ihn einmal eine glückliche oder unselige Gewißheit ablösen würde, die er doch hinauszuschieben trachtete, um den an Geheimnissen unerschöpflichen Zustand des Ahnungsvoll-Schwankenden um so reicher zu genießen. Aber selbst wenn er den Charakter ihrer Gefühle verkannte — eines blieb sicher: daß ihr Wesen von Tag zu Tag sich liebenswürdiger, heiterer entfaltete; während das Bittere, Gereizte darin verschwand, gewann sie an Herzlichkeit, Natürlichkeit, Vertrauen, und der Sonnenschein, der über ihrem Gesicht lag wie über dem aufblühenden Frühling, schien sie zugleich noch zu verschönen. Oder waren seine Blicke schärfer geworden, daß sie mehr Leichtigkeit der Bewegungen, mehr Frische und Glanz an Wangen und Augen zu entdecken meinten? waren sie schmeichlerischer, daß sie Gestalt und Antlitz des Mädchens mit selbstgeschaffenem Reiz umkleideten? Wer vermöchte der wunderlichen Wechselwirkung nachzuspüren, wie Schönheit Liebe entfacht und Liebe Anmut erhöht oder neuen Liebreiz entdeckt, um sich um so heftiger zu berauschen. — Am liebsten zauberte seine Phantasie ihm die kleine Scene vor, wie sie, in der geöffneten Balkonthür stehend, dem Rotkehlchen die Freiheit gegeben hatten. Umsonst suchte Melitta erst das Tierchen aus seinem glänzenden Gefängnis zu scheuchen; als es aber endlich herushüpfte, nahm es nicht den Weg in die Weite, sondern ließ sich munter äugelnd auf des Mädchens Schulter nieder. „Verdenken kann ich es ihm nun gerade nicht, daß es nicht fort mag," hatte er da lächelnd gesagt, sie aber war in wunderlicher Nervosität bei der Berührung des Tieres zusammengezuckt, und da hatte er es ergriffen, zum Fenster hinausgehalten und fliegen lassen. Melitta hatte ihm mit einem Blicke der Sehnsucht nachgeschaut, Sehnsucht nicht nach dem fortfliegenden, sondern nach seiner Freiheit. Er aber hatte sie mit verzehrender Leidenschaft betrachtet, bis sie, im Gefühl der heißen Blicke, die er auf ihr ruhen ließ, sich errötend abgewandt.

Als sie ihm eines Tages mitgeteilt, daß sie eines Hausgastes wegen den Unterricht

für einige Tage aussetzen müßten, war es ihm wie eine schwere Entbehrung aufs Herz gefallen. Mit thörichtem Ungestüm eilte er dann zum festgesetzten Tage wieder hin, die Minuten aber, um die er zu zeitig ankam, brachten ihm köstlichen Gewinn. Das Lehrzimmer war noch leer, als er eintrat, aber die Thür zum Musiksalon nur angelehnt, und mächtig schlugen ihm Töne von drin entgegen. Diesmal kein wohltemperiertes Klavier, kein klingender pythagoräischer Lehrsatz, die Tannhäuserouvertüre war's, jener wunderbare Hymnus, in dem der furchtbare Widerstreit der Empfindungen aus den Tönen herausgewühlt, alle Qual der Menschenbrust zum Bewußtsein gebracht scheint, in dem es doppelstimmig aus Himmel und Hölle die Seele bestürmt, bis endlich der bangen die nicht mehr gehoffte Erlösung zu teil wird.

Noch stand der Lauscher mächtig erregt von der Gewalt dieser Musik, als auf einmal Gesang anhob. Tiefempfunden, leidenschaftlich und schmerzdurchbebt rauschte von einer mächtigen, wohllautenden Stimme getragen, das Heinesche Lied:

Lehn deine Wang' an meine Wang',
Dann fließen die Thränen zusammen!
Und an mein Herz drück fest dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen.

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unseren Thränen,
Und wenn dich mein Arm gewaltig umschließt —
Sterb' ich vor Liebessehnen.

Dann ist es still, ganz still. Ihm schlägt das Herz zum Zerspringen, er tritt unter die Thür und schlägt den Vorhang zurück — da sitzt sie und weint.

Erschrocken springt sie auf. „Verzeihung, ich konnte unsere Stunde vergessen!" sagt sie, trocknet ihre Thränen und greift nach den Büchern.

„Sie haben mich auf's tiefste bewegt," flüstert er, als sie an ihm vorbeistreift.

Sie lächelt.

„Und überrascht. Ich habe weder eine solche Stimme noch so tiefes Gefühl bei Ihnen vorausgesetzt." Und nun wagt er sie nicht mehr anzusehn, die Luft ist glühend, aus dem Boden zwischen ihnen scheint eine Flamme aufzuschlagen, sein Atem geht schwer.

„Ach glauben Sie doch nicht, daß das mit Gefühl gesungen war," sagt sie abgewandt in gezwungenem Tone, „das ist angelernt, ist Schule, Komödie."

„Und diese Thränen?"

„Ja so. Die sind vielleicht das Bedauern eben über diesen Empfindungsmangel oder — ach denken Sie doch nicht über meine Thränen nach, das peinigt mich, ich schäme mich meiner sentimentalen Regungen vor mir selber." Damit schlug sie den Cornel auf und las laut und ruhig: „Si verum est, quod aemo dubitat, at populus Romanns omnes gentes virtute saperavit, non est infitiandam, Hannibalem tanto praestitisse ceteros imperatores prudentia. quanto popalas Romanas antecedat fortitudine cunctas nationes."

Zuerst ging es mit dem Übersetzen wunderschön, dann wurde sie unsicher und er bemerkte, daß sie durch anderes voreingenommen war, durch etwas Schmerzliches, schien es, das sie ihm fernhalten wollte. Ihm aber schien es unmöglich, sich nach den herzlichen Beziehungen der letzten Zeit zurückdrängen zu lassen, die tiefe Leidenschaft ihres Musikvortrags hatte sein eigenes Empfinden mächtig gesteigert — ob sie ihm entweichen wollte oder nicht, er fühlte sich ihr näher als je. Als die Stunde beendet war, fand er den Mut, sie zu bitten, das kurze Lied noch einmal zu singen. Er that keine Fehlbitte, sie antwortete nicht, sie wandte sich nur in das andere Zimmer und forderte ihn durch einen Blick auf, ihr zu folgen. Während sie sang, lehnte er am Instrument und bemerkte dort beiläufig eine im Rahmen aufgestellte Kabinettphotographie, ein ihm widerwärtiges Gesicht semitischer Prägung, nicht häßlich, aber unangenehm durch den Ausdruck; es stellte den Berliner Professor vor, den er bei der großen Abendgesellschaft gesehen. Aber er bemerkte es doch nur flüchtig, seine Seele war voreingenommen. Als das Lied zu Ende war, trat er neben sie und dankte ihr; leise wiederholte sie die Melodie auf dem Flügel, daß es wie ein sehnsüchtiges Echo erklang. Kurz abbrechend und sich erhebend, sagte sie:

„Ich hätte lieber etwas Heiteres singen sollen." Indem sie aber die Noten auf das Instrument legte, stieß sie an das Bild und so richteten sich beider Blicke darauf. „Kennen Sie ihn noch?" fragte sie. „Es ist der große Sanskritgelehrte Jakob Dorn in Berlin. Ich könnte sogleich Frau Pro-

Lachendes Mädchen. Porträtbüste von Rud. Maison.

seſſor heißen und habe die Marotte, den Herrn auszuſchlagen, was mir den höchſten Zorn der Mama eingetragen hat," ſetzte ſie mit gezwungenem Lachen hinzu.

„Und warum ſchlugen Sie ihn aus? Sagen Sie: warum?" bat er.

„Aus purer Laune. Sie denken vielleicht, weil ich ihn nicht liebe — ich werde einen anderen ebenſo wenig lieben und doch heiraten. Was ſoll ſonſt aus unſereinem werden?"

„Sie werden einen andern ebenſo wenig lieben? und Sie lieben auch jetzt keinen? nie? niemand?" fragte er flüſternd.

Sie ſchwieg und ſah wie in Gedanken verloren in die Weite. Hinter ihr traf ein Sonnenſtrahl, der hellflutend durch die Vorhänge brach, die Wand und webte aus dem Muſter der koſtbaren Tapete einen Goldgrund für ihren Kopf, leuchtende Reflexe auf Haar und Geſicht ſtreuend, ihre Lippen zuckten, und es ſchien ihm, als ob ſie mit aufſteigenden Thränen kämpfte.

„Ich weiß nicht — ich — ach, es iſt ja alles Thorheit und Illuſion, alles Einbildung. Meinen Sie nicht, daß alles im Leben illuſoriſch iſt?"

„Nein, das meine ich nicht. Aber ſelbſt wenn es ſo wäre, warum wollen wir eine Illuſion mutwillig zerſtören, wenn ſie uns vielleicht beglückt? mag ſie dauern! Gibt es ein Glück an ſich? Das Weſentliche des Glückes iſt die Empfindung davon, und ſelbſt wenn wir wüßten, daß ſie nicht ewig währen kann, warum ſie vernichten, indem wir ſie anzweifeln?" flüſterte er über ſie gebeugt. „Suchen wir beim Erwachen nicht ſogar die Bilder eines heitern Traumes feſtzuhalten? einen Augenblick vielleicht nur, einen einzigen, uns ſchmeichelnd verſagtem Glücke andrängend —"

„Sie ſprechen wie ein Dichter," ſagte ſie lächelnd, „ich hätte ſolche Worte von Ihnen nicht erwartet."

Er errötete, denn er war ſelbſt von dieſem Paſſus betroffen, aber es war die Stimmung der Situation.

„Nein, ich kann ſo nicht denken," fuhr ſie fort, „freilich iſt alle Dichtung, alle Kunſt ſchöne Täuſchung, und ich bin nicht unfähig, mich ihr hinzugeben, doch im Leben bin ich zu ſehr geneigt, die realen Verhältniſſe ins Auge zu faſſen; ſelbſt wenn es mich gefangen nehmen will, widerſtrebe ich einem ſolchen Traumleben, ſelbſt wenn ich unter der wirklichen Lage der Dinge leide." Sie brach ab. Beide ſchienen ſchmerzlich erregt. Wenigſtens in ſeinem Herzen war der ſelige Glücksrauſch verweht, in dem er ſich gewiegt, alle Herbigkeit einer hoffnungsloſen Leidenſchaft ſtieg in ſeinem Herzen auf. Was hätte er darum gegeben, bis in die Tiefe des ihren ſehen zu dürfen.

Etwas überraſchend kamen ihm die Worte, die er jetzt von ihr hörte, in dem ironiſch-bittern Tone, den ſie ſchon verlernt zu haben ſchien.

„Wir Frauen," begann ſie, „dünken uns hier ſehr erhaben über die Türkinnen, die in ihrem Harem wie Sklavinnen gehalten werden, und denen ihr großer Prophet die Seele abgeſprochen hat — glauben Sie mir, wir ſind gar nicht viel weiter. Die Türkinnen haben auch ſtilvolle Möbel, lernen Franzöſiſch und Klavierſpielen und werden mit eleganten Roben und Bonbonnièren verſehen. Wenn es Zeit iſt, gibt man ſie irgend einem Manne, ganz wie uns, die ebenſo ſeelenloſen, die man für das neue Abhängigkeitsverhältnis ſorgfältig genug dreſſiert hat durch Anerziehung einer falſchen Sentimentalität, die tägliche Verſicherung ihrer untergeordneten Geiſteskräfte und die vage Halbbildung, die uns zu allem ungeſchickt ſein läßt außer zur Unſelbſtändigkeit. Nein, wir ſind Haremsexiſtenzen ſo gut wie jene Orientalinnen, nur daß jene gleich den abendländiſchen Damen wenigſtens den Vorzug haben, die Frauen der herrſchenden Klaſſe zu ſein, während wir aus dem Orient in den gaſtlichen Occident verſprengten Jüdinnen trotz des Geldes unſerer Väter noch die Tragödie unſeres Pariatums verwinden müſſen."

Ernſt ſtand erſchüttert, verlegen. Faſt beſchämt, daß der Umkreis ihrer Empfindungen Dinge in den Bereich ihrer Leiden ſchloß, an die er jetzt nicht gedacht hatte, und in einem Augenblicke, wo ſich in ihm alles zu einem einzigen Gefühle konzentrierte; er hätte gewünſcht, daß ſeine Perſon den einzigen Schmerz ihrer Seele ausmache, und er überſah nicht einmal den Zuſammenhang ihrer Leiden. So eiferſüchtig in ihrem Egoismus iſt die Liebe. So fand er nichts zu ſagen, als an ihre letzten Worte anknüpfend: „Sie übertreiben, gnädiges Fräulein, dieſes Pariatum beſteht nicht."

„Das glauben Sie selbst nicht. Es besteht in unserer Exklusivität allein, und wenn wir uns zehnmal einreden, daß sie die einer bevorzugten Rasse ist. Oder haben Sie nach nie darüber nachgedacht, was es heißt, kein Vaterland zu besitzen, nichts als die Zugehörigkeit zu einem überall verstreuten, überall nur geduldeten Stamm, die uns van denen trennt, unter denen wir leben, und uns immer wieder in beengende Fesseln schmiedet, uns abschneidet van dem lebendigen Zusammenhang mit einem Großen, Allgemeinen. Sie glauben wahl, weil dieses Gefühl so uralt ist, haben wir es als etwas Altmodisches abgethan — alle menschlichen Gefühle sind uralt und es ist nicht wahr, daß die Gewahnheit die Empfindung erstickt."

Er fand sie hinreißend in ihrer leidenschaftlichen Klage, aber was ihn am tiefsten berührte, war dach ihr Schmerz, sich von denen getrennt zu sehen, unter denen sie lebte, eine Wendung, die er glaubte auf sich beziehen zu dürfen. „Und doch wundert es mich," bemerkte er, „daß eine sa ausgesprochene Individualität wie die Ihre, ihr Schmerzbedürfnis, wenn ich sa sagen darf, an sa alten, sa typischen Leiden sättigt."

Diese Wendung kam ihr sa originell vor, daß sie darüber lachte. „Ich bin auch noch nicht fertig mit meiner Misère," sagte sie.

„Und was ist es, worüber Sie sich noch beklagen?" fragte er, und er wünschte, daß sie gesagt hätte: daß ich nicht die Freiheit habe, dem meine Hand zu schenken, dem mein Herz schon gehört, und daß sie ihm damit das Recht gegeben, ihr eine bündige Liebeserklärung zu machen, und daß er sie jetzt hätte küssen dürfen auf Mund und Augen, Wangen, Hals und Hände.

Aber Melitta ließ nichts van dem verlauten, was er zu hören sa sehr wünschte, halb ihm abgewandt, sagte sie, ihre Worte nach und nach bis zur Heftigkeit steigernd: „Haben Sie einmal ein Glockengeläut gehört, van dem windzerrissen einzelne Täne an Ihr Ohr gelangen, indes der Sturm die anderen fartträgt, weg, weit weg van Ihnen? Haben Sie das Stöhnen und Schluchzen in diesen halben, zerbrochenen Klängen gehört, die Sehnsucht in dem Unvallendeten — das ist der Anteil der Franen an der madernen Bildung! Und Sie erwarten noch, daß wir zufrieden sind? Sie halten uns noch für fähig, gefühlvoll und edel zu sein?"

„Sie sind es aber."

„Glauben Sie das nicht," sagte sie scharf und bitter, ihm die Hand entziehend, die er ergriffen hatte.

Es war jetzt nichts mehr van der weichen, süßen Stimmung zwischen ihnen, die ihn in der letzten Zeit sa aft beglückt hatte. Sie stand var ihm, als ab sie ihn anklage, daß man ihr einen vollen Lebens- und Glücksanteil verweigert. Und damit flateten auch in seine Seele der Trotz und die Heftigkeit zurück, die ihn im Gegensatz zur Welt zu halten pflegten. So standen sie gewissermaßen auf einer anderen Stelle und standen sich dach sa nahe als zuvar, und jetzt erst recht wallte er sie nicht lassen, ahne es auszusprechen, welches der Wert ihrer Beziehungen war.

„Und wenn Sie elend sind, so bin ich es auch, und sa finden unsere Seelen dennoch den Weg zu einander. Aus der Harmanie des Elends aber kann ebensogut das höchste Glück als das höchste Leid erwachsen."

„Es ist wahl möglich," sagte sie ausweichend, „warum nicht? unter gegebenen Umständen mag sich Schmerz und Schmerz aufheben — aber wem wird das sa gut?"

„Dem der liebt und wiedergeliebt wird."

Sie antwartete nicht.

„Fräulein Melitta — nehmen wir einmal an — ich wäre der arme Teufel nicht, der ich bin, ich wäre der Millionär, der Ihnen nach der Kanstellation der Gestirne zusteht — würden Sie mich lieben können?" Damit war er dicht neben sie getreten und hatte ihre Hand mit heftigem Drucke umfaßt: „Melitta, es ist nur eine Hypothese, aber geben Sie mir eine Antwort."

„Ach nicht, nicht das! nicht Liebe!" sagte sie schmerzlich, „was hülfe sie uns? Aber meine Freundschaft, wenn Sie die wallen —"

„Nein, deine Freundschaft, Mädchen, will ich nicht," sagte er heftig. „Die Freundschaft ist der Schimpf der Liebe, ihr Hahn, ihr Tad. Wisse, Melitta, in der Zärtlichkeit der Herzen gibt es eine Art Galdwährung. Zahle mir deine ganze Seele aus im Silber der Freundschaft und ich werfe dir den Plunder var die Füße, aber für eine Sekunde Liebe will ich mich töten lassen."

Digitized by Google

„Ich glaube, Sie wollen mich töten, Sie zerdrücken mir die Hand," sagte sie mit leisem Zittern der Stimme.

„Melitta!" Noch wartete er auf diese Sekunde. Sie aber machte sich los und wandte sich mit einem kurzen Kopfschütteln ab.

Ernst raffte mit einem bitteren Lächeln seine Bücher zusammen und rannte hinaus. Als er auf der Straße anlangte, stand sie oben am Fenster und sah mit feuchten Augen hinab. Er aber wandte keinen Blick hinauf, er haßte sie jetzt beinah. Thor, der statt lächelnd das sichere Entfalten einer Knospe abzuwarten, die erst halberschlossene, noch duftlose verdammt! Aber freilich, — wenn sonst die Geduld die Klugheit der Liebe ist — was hat die überschäumende Leidenschaft mit der Klugheit zu thun? wird doch eine von ihnen immer aufhören, wo die andere anfängt.

Den nächsten Tag saß Frau Laura Falk wieder stickend am Fenster. Ernst warf Melitta einen kurzen aber grimmigen Blick zu, denn er argwöhnte, daß sie der Dame etwas von seiner Verliebtheit angedeutet oder sie doch veranlaßt hatte, das Unterrichtspräsidium wieder zu übernehmen; daß die Dame, die tags zuvor dem neuesten Bewerber ihrer Stieftochter ein Langes und Breites von ihrem Schutzengelberufe erzählt, sich deshalb heute verpflichtet fühlte, auf ihren Posten heimzukehren, konnte Ernst natürlich nicht wissen. Sie sahen sich die ganze Stunde nicht an, und diese verlief anscheinend so langweilig mit Lesen, Übersetzen und grammatischen Erörterungen, daß die dame d'honneur am Fenster bei sich meinte, diese Art Bildungsgier oder Unterhaltungssucht wäre beinah beängstigend an dem Mädchen und sich schaudernd fragte, ob sie eigentlich auf noch etwas Gelehrteres warte als auf einen Sanskritprofessor.

Nein, langweilig verlief diese Stunde nicht, aber sie war ein Martyrium. Und so die nächsten Tage, an denen Frau Laura nicht minder fehlte; ein Martyrium war diese ganze Zeit, in der er sie nicht einmal mehr auf der Straße sah, um einen flüchtigen Gruß zu erhalten. So verging die Woche. Da als er am Schlusse der letzten Stunde unvermutet einem tiefen, gramvoll sehnsüchtigen Blick von ihr begegnete, konnte er nicht länger an sich halten.

„Eine Sekunde!" flüsterte er, heimlich zu ihr niedergebeugt. „Wenn Sie wüßten, wie mir zu Mute ist! ‚Ach, mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben.' Eine Sekunde, Melitta!"

Melitta warf einen kurzen Blick nach der Mutter, doch Dame Falk stand im Fenster und sah nach der Straße hinab, wo eben eine Abteilung Soldaten mit klingendem Spiel vorüberzog, und diesen glücklichen Zufall benutzend, streckte sie ihm beide Hände hin, lächelnd und errötend, wie es jede andere gethan haben würde, wenn sie sich nicht länger entbrechen kann, das Geständnis ihrer Zärtlichkeit zu machen. Da umfaßte er sie, drückte seinen Mund auf ihre Lippen und küßte sie — wer verrät es wie oft? Dame Laura nicht, denn sie war nicht das mindeste von diesem Vorgange gewahr geworden.

„Ich empfehle mich Ihnen, gnädige Frau," sagte er. Die Dame dankte mit einem leichten Kopfnicken. Als er seine Bücher nahm, lagen die drei gelben Rosen darauf, die auf dem Tische gestanden, und deren Stiele Melitta sorgfältig abgetrocknet hatte. Er dankte ihr mit den Augen und ging.

Draußen fluteten die Strahlen der sinkenden Frühlingssonne breit und goldig zwischen lichtumsäumtem Gewölk herab: dort über goldgrünem Rasen und zierlichen Beeten, aus dem feuchten Grunde neues, immer neues Leben weckend, dort im kindlichen Laub der Kronen zitternd wie leicht verstrickte Goldfäden, silberglänzend da im Frühlingsnebel, der den Horizont mit leichten Schleiern umwob, tausendfältig glitzernd in rötlichem Schein über den Fluß, dessen Wellen zu glühen, zu jauchzen, in rhythmischem Auf und Nieder zu tanzen schienen. Breite Flöße schwammen stromabwärts, auf dem leichtgezimmerten Gefüge brannten kleine Feuer, über denen die Ruderknechte ihre frühe Abendsuppe abkochten. Ernst sah von der Brüstung der Brücke hinabgelehnt ihrem Treiben zu; sonst hatte ihn dies elende Volk gedauert, heute sah er nur, daß sie — in ihren Schafspelzen um die Feuer vor ihren Strohhütten kauernd — sich lustig und malerisch da unten ausnahmen. Dampfer auch und Lustkähne trieben sich auf dem Gewässer herum, in dem sich der leichtbewölkte Himmel spiegelte und die grünenden Bäume, die neugierig über den Uferrand

ſchauten, ob ſchon junger Blütenſchnee ihre Häupter ziere. Überall das Bild erneuten Lebens, der Wiederſchein jungen Glückes, und er mitten darin, er, den ſie liebte, deſſen Küſſe ſie lächelnd geduldet. In dieſem überſchwenglichen Bewußtſein ſchwanden alle Nebengedanken an die Unmöglichkeit ihres Beſitzes, an das Leid der Entſagung, die Qual der letzten Tage, ſa wie Erdennat und Winterleid verſchwinden in der Wonne eines ſonnendurchfluteten Lenzes.

Denn das eben iſt das Große, Erhabene, Erlöſende der Liebe, daß ſie uns, unſer ganzes zerklüftetes Daſeinsgefühl, dieſe Individualität, auf die wir ſa ſtalz ſind, und die uns doch ſo oft zur Qual iſt, auslöſcht, uns über uns ſelbſt hinweghebt, uns zu Kindern, zu naiv empfindenden, wieder macht, mit der Friſche eines urſprünglichen Gefühles uns erfüllend; ſa daß wir, allen Widerſprüchen enthoben, wandeln wie in einem lichten Traume, in welchem wir, die Logik der Thatſachen verwirrend, Schweres und Leichtes vertauſchen und unſer Bewußtſein an neue wunderliche, lieblichere Bedingungen knüpfen.

21. Kapitel.

Als Ernſt am nächſten Tage das Falkſche Haus betrat, befand er ſich nach einer ſchlaflaſen Nacht in einem fieberhaften Zuſtande unſinniger Liebeshoffnungen und Befürchtungen vor dem jähen Ende, das heute aber eines anderen Tages Melitta ſeinem Glücke machen würde. Lieber Freund, würde ſie ſagen, wir können zuſammen nicht kammen, das Waſſer iſt viel zu tief. Und dann würden ſie unter Thränen und Herzweh und einem letzten Kuſſe ſich vaneinander reißen und ihrer Wege gehen und zuſehen, ob ſie es vor Sehnſucht nacheinander aushielten. Oder würde ſich ein Wunder begeben, würde ſie ſagen: Dein Gott iſt mein Gott, wo du biſt, da bin auch ich, und herabſteigen von galdener Höhe, ſein eigen zu werden? Leiſe trat er oben ein. Das Zimmer war nach leer, nebenan hörte er halblaut einen Walzer ſingen, vermutlich war es Frau Falk ſelbſt, die ſich damit ergötzte. Sein Herz ſchlug übermächtig, er verhielt ſich ruhig, um ſich erſt zu faſſen, ehe er der Geliebten gegenübertrat. Plötzlich brach der Geſang ab, er hörte eine Thür auf- und zumachen und gleich darauf die ewig banbonerſtickte Stimme Frau Lauras fragen: „Iſt Bürger nach nicht da?“

„Nein,“ antwortete Melitta.

„Deſta beſſer. Ich wallte dir noch etwas ſagen betreffs des Moſſiöhs, da es mir noch eben rechtzeitig einfällt. Ich ſah ihn geſtern mit Roſen in der Hand über die Straße gehen — ſtammten dieſe von uns?“

„Allerdings.“

„Hat er ſie genammen oder haſt du ſie ihm gegeben? Das erſte wäre unverſchämt, das zweite unpaſſend.“

„Ich habe ſie ihm verehrt. Beruhige dich, Laura.“

„Ich werde mich nicht beruhigen. Iſt er ein Botaniker? was gibſt du ihm Raſen? Es iſt gerade ſa unpaſſend, als wenn du ihm Lieder vorſingſt. Glaubſt du, daß wir dir Singſtunde zu zehn Mark die Lektion geben laſſen, daß du einem ſchäbigen Stundenlehrer varſingſt? Was ſall die Thorheit? Haſt du die Abſicht, dir einen Bewunderer mehr an ihm zu verſchaffen?“

„Und wenn ich ſie hätte!“

„Geſchmackvall, das muß ich ſagen! Einen Menſchen, den man ſtundenweiſe bezahlt. Und wa du Bewerber haſt wie Dorn, wie Rechtsanwalt Auerfeld, wie den jungen Herz, der ſo hinreißend Geige ſpielt, wie —“

„Genug, genug, ich kenne das ganze Abc.“

„Wahrhaftig: alles geiſtreiche, angeſehene Männer, und du findeſt Gefallen daran, einen ſalchen Geſellen an deinen Triumphwagen zu ſpannen. Haſt du dich vielleicht ſelbſt in ihn verliebt?“

Melitta lachte. „Du machſt mir Spaß mit deinen phantaſtiſchen Grillen, Mama. Du weißt, daß mein Herz nicht Feuer fängt, daß ich mich überhaupt nicht verliebe. Und nun in dieſen finſtern Sacialdemakraten mit den ſchlechtgewichſten Stiefeln und der eckigen Stirn —“

„Mein Gott, er hat ſehr ſchöne Augen, und excentriſche Einfälle und Gelüſte haſt du ja immer gehabt.“

„Ich bin aber gänzlich blaſiert gegen die Liebe. Wenn ich einmal heirate, nehme ich den, der mir am unausſtehlichſten iſt, damit ich nicht erſt in die Verſuchung komme, mich für ihn zu erwärmen, und von dieſem Geſichtspunkte aus könnte ich

mich vielleicht einmal für deinen neuesten Schützling, den Sanskritbeflissenen, entschließen. Bis dahin aber — warum soll mich's nicht amüsieren, den Pädagogen verliebt zu machen und das Herz durch seine Weste brennen zu sehen, wie Heine sagt. Die Männer sind so drollig, wenn sie verliebt sind, und ich habe dir schon einmal gesagt, daß kaltsinnige Koketterie die einzige Waffe ist, mit der wir uns an diesem tyrannischen und anmaßenden Geschlecht rächen können. Wie harmlos im übrigen unser Verkehr ist, davon hast du dich während deiner aufopferungsvollen Anteilnahme an unseren Stunden ja eigenhändig hinlänglich überzeugt."

„Du bist ein ebenso herzloses als eitles Geschöpf," sagte die Mutter. „Aber es ist mir beinah lieber, als wenn du Professor Dorn dieses Mossiöhs wegen ausgeschlagen hättest, was ich thatsächlich schon argwöhnte."

„Oh!"

„Melitta, laß doch endlich diesen Eigensinn! Dorn ist sogar liebenswürdig und durchaus nicht unausstehlich und er betet dich an, du kannst es glauben. Ein Wort — und er ist wieder hier."

„Quäle mich nicht, wenigstens jetzt. Die Männer sind mir alle so langweilig."

Dame Laura seufzte.

„Mama, ich bitte dich um Gotteswillen.

‚Dort vorne geht sie unter
Und kehrt hinten wieder zurück.'

Es ist alles so gräßlich egal. — Hast du noch petits-fours?"

„Nimm."

„Weißt du, Mama, wie ich meine schreckliche Kaltblütigkeit praktisch verwerten könnte? ich könnte Schriftstellerin werden. Die George Sand hat alle ihre Verehrer moralisch abgemeuchelt, ihre Leiber einbalsamiert und die Mumien in der Nekropolis ihrer Romane für die Nachwelt kaltgestellt. Eine wunderhübsche Verwendung für Sanskritprofessoren, Eisenwarenhändler, junge Philologen und —"

Die Falkschen Stubenthüren und -schlösser waren sehr gut geölt, sehr gut, und über die Teppiche konnte man mit gut oder schlecht gewichsten Stiefeln gehen, ohne irgend welches Geräusch zu machen. Als Melitta Falk einige Minuten später in das „Lehrzimmer" trat, war es leer, und die Stunde verlief, ohne daß jemand mit der Absicht erschienen wäre, Horazische Oden mit ihr durchzugehen oder die Feinheiten des Accusativus cum Infinitivo zu beleuchten.

Auf der Straße aber enteilte einer mit hastenden Schritten dem Bereiche ihres Hauses und wunderte sich, daß die Erde noch stand, daß die Sonne noch leuchtete und der sprossende Frühling noch grünte. Da war auch der Wassergang! Majestätisch ruderten die eitlen Schwäne, glänzende Straßen hinter sich herziehend, mit weißem Gefieder sich eitel in der Sonne brüstend, die Enten schnatterten sich eine Klatschgeschichte zu und fuhren dazwischen gierig in ihre Tröge. Am Ufer gingen kokette Backfische, zitterige alte Weiber und Dienstmädchen mit überputzten Kindern. Die Bäume dufteten, die Vögel zwitscherten und girrten — aber er sah und hörte nichts, er war allein.

Einer nur ging neben ihm, dicht neben ihm, ein schattenhafter, hämisch grinsender Gesell, der ihm ein Messer in die Brust gestoßen hatte, das er behaglich, das scharfe, tiefer und tiefer bohrte, so fest, daß es den Abfluß des quellenden Blutes wehrte, das ihm nun in heißen Wellen zum Haupte drang, davon ihm der Atem kürzer und heißer ging und ihn Schwindel erfaßte und brennendes Wehgefühl. An der Weide blieb er stehen, an der sie damals gestanden; gelehnt an den rissigen Stamm starrte er hinab in die Flut, deren gleißnerisches Glitzern seine Augen blendete.

„Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben."

Wo ist schon einer an seiner Liebe gestorben? Wo hätten sie je einen in den gelben Kasten legen und in die Grube werfen müssen, weil ihn ein Mädchen getäuscht? Aber bei Gott, die Dichter lügen immer, wenn sie die Wahrheit sagen, und kein Mensch nimmt den Mund so voll wie sie, um eine einfache Sache zu behaupten. Auch den guten Asras ist es immer nur zum Sterben elend gewesen, so elend, daß sie glaubten, ihr Herz verblute sich, es könne nicht Speise noch Trank mehr über ihre Lippen kommen und der Atem im Munde stocke ihnen.

O nein, er würde ja nicht sterben! Er konnte am Ende darüber lachen. Hunderte, Tausende hätten darüber gelacht, die Tausende, die da sagen: Ei, darüber setzt man

sich doch hinweg! Der plumpe Witz einer herzlosen Kokette, die man thöricht genug war, sich zum Narren haben zu lassen! Indes das ist eben nicht Sache jener anderen Narren und Phantasten, die sogar um den Felsen seufzen, dem die gischtigen Wellen die Brust zerrissen haben, um ihn dann hinunterzuzerren und hohnlachend über ihn wegzutanzen. Und niemals werden die Märtyrer ihres Stolzes und ihrer Leidenschaft von jenen glücklicheren Naturen verstanden werden, die eine Liebe welken und fallen sehen wie eine Rose vom Strauche. Märtyrer, die verzweifeln wollen an der Menschheit, wenn sie begreifen, daß es keinen Schmerz, keine Thräne, kein Lächeln, kein seliges Gewähren, kein Pathos, kein liebendes Erbarmen gibt, das mörderische Gefallsucht nicht beliebig gleich einer Maske vorzubinden weiß um ihres schnöden Zweckes willen. Wenn nicht mehr in dem Herzen eines jungen Mädchens — wo auf dieser jammervollen, elend zerrissenen, kotgetränkten Welt gab es noch Treue, noch Wahrhaftigkeit? Ach, daß er zurückkehren könnte aus diesem Ekelwust der „höheren" Stände zu jenem ungeberdigen rauhen Volke, dem er entstammt, jenem Arbeitervolke, in dessen schwieligen Händen die Vergeltung und die Zukunft liegt, daß er mit ihnen das Wehe der Not ertragen dürfte, statt des tausendfältig bitterern seiner gemordeten Liebe! Und er selbst, der Thor, hatte sich ihnen hochmütig entfremdet, hatte in unsinnigem Drange nach Zielen, die ihm höher und edler gedünkt, das Herz des Vaters mit Mißtrauen und Abneigung erfüllt, hatte den verbindenden Steg zu dem der Mutter abgebrochen mit frevlen Händen, die Kluft einer andern Welt zwischen ihnen aufgerissen, um jetzt als elender Überläufer von den giftgetränkten Pfeilen durchbohrt zu stehen, die frivoler Dünkel nach ihm geschleudert. *Wie* hatte er dieses Mädchen geliebt! mit jedem Blutstropfen, jeder Faser seiner Seele, mit jener demütigen Liebe, die den eignen Wert anzweifelt, die das Herz von Grund aufwühlt und genügsam ist, um eine Sekunde Gegenliebe zu erbetteln, um dafür sterben zu wollen. Aber was begehrte er nun noch? Nun hatte er den Tod.

„Herr Bürger? wenn ich nicht irre," weckte ihn eine schnarrende Stimme aus seinen finstern Gedanken.

„Ah — gewiß." Es war Herr Moritz Falk, Melittas ältester Bruder, der ihn anredete, eine steife Kaufmannsfigur.

„Sie kommen von uns, nicht wahr? Ich glaubte Sie erst eine Stunde später dort fertig und beabsichtigte, Sie um etwas zu fragen. Ich dürfte das vielleicht jetzt erledigen?"

„Bitte sehr."

Herr Moritz Falk nahm seinen Hut ab, zupfte das Seidenfutter auf und setzte ihn wieder auf den Kopf. „Da schreibt mir unser Direktor, der die Fabriken im Gebirge leitet, daß der neue Korrespondent schwer erkrankt ist, möchte ihm sobald als möglich einen neuen besorgen, einen jungen Mann von Bildung. Wie *ich* effektiv auch vorziehen würde. Nun kann man ja Leute haben, soviel man will, selbstverständlich — aber — da sind z. B. Guttmann und Caro, große Ölfabrik, haben einen jungen Kandidaten angestellt und sind *sehr* gut gefahren, der junge Mann auch, *sehr* gut eingerichtet. Würde akademisch Gebildeten auch vorziehen, Neusprachler; also — und Überfluß ist ja vorhanden? Schlechte Carriere, was?"

„Sehr schlechte. Gar keine sozusagen."

„Also ganz offen herausgesagt: habe an Sie gedacht. Junger Mann von Fähigkeit — kein Geschäft Privatstunden. Hab' ich nicht recht?"

„Hm. Sehr recht."

„Talentierten jungen Mann — würde sehr gern beschäftigen. Guttmann und Caro *sehr* zufrieden. Würde Ihnen achtzehnhundert Mark Gehalt geben und, wenn Sie wünschen, freie Wohnung. Sichere Stellung. Direktor höchst angenehmer, gescheiter Mensch, sehr aimabel. Bis wann wollen Sie Bedenkzeit?"

„Wo liegt der Ort?"

„Im Gebirge, zwischen Waldberg und Rittbach, großartig schön landschaftlich, herrliches Klima. Achtzehnhundert Mark und freie Wohnung. *Nur* — per sofort. Würden Sie sich bis morgen entscheiden können?"

„Ich gehe," sagte Ernst.

„Sagen wir bis morgen. Falls es Sie gereute. Man muß nichts überstürzen. — Wir trinken eine Münchener, Herr Bürger, da setze ich Ihnen das Nähere auseinander, welches Ihre Thätigkeit sein würde."

Mit einer finstern Entschlossenheit folgte Ernst dem jungen Geschäftsmanne in einen

der großen modernen Biertempel, der sich gerade am Wege zeigte. Es schien sein Schicksal zu sein, von diesen Falks nicht loszukommen. Nun — wenigstens kam er von Melitta los und der schändlichen Privatstundengeberei.

Mochte es denn kommen, wie's wollte!

Zweites Buch.

1. Kapitel.

Munter dampfte der Eisenbahnzug am schönen Maientage den Bergen zu; je tiefer hinein, desto mehr verengte sich der Ausblick, desto häufiger ging es durch schmale Schachte hindurch, an Waldsäumen entlang, an Schluchten vorüber. Und desto weiter war die Vegetation zurück. Doch blühten in diesem zeitig angebrochenen Frühjahr auch auf den Abhängen, in den Gärten der Dörfler schon die kaum begrünten Kirschbäume, lagen die Wiesen glänzend wie junge Saatfelder, umschleierten da und dort sich die Äcker, während auf den Höhen die Fichten und Kieferwaldungen in ihrem immergrünen Schmucke prangten.

„Dornbach! Zwei Minuten Aufenthalt."

Das war das Ziel, die Eisenbahnstation, von der aus man am bequemsten, das heißt in einer Stunde mit dem Wagen, nach Falkenhain gelangte, dem Fabrikdorfe, das, von Gerson Falk und Komp. in einer breiten Thatsenkung angelegt, den Namen seines Gründers trug.

Behend sprang Ernst hinaus und sah sich um. Kein Wagen erwartete den neuangestellten Korrespondenten. Er nahm sich also einen halboffenen Einspänner, dessen Lenker Bücherkiste, Koffer und Reisetasche willig auflud, und fort gings die Chaussee entlang in das waldige Hügelgelände hinein. Die Luft war noch rauh, aber von köstlicher Reinheit und Frische, würzigen Duft hauchten die Nadelwälder, kräftigen die zur Sommersaat bestellten Äcker aus. In reinster Schärfe zeichnete sich alles ab, noch in weiter Ferne ließen sich Hütten und Baumgruppen erkennen, blieben Form und Farbe noch deutlich, so klar und dunstfrei war die Luft, so hell die Beleuchtung. Am Horizont, an den höher getürmten Berglehnen, auf denen noch Spuren des Winters silberweiß lagen, wie zart die lichteren Töne, wie gesättigt die dunkleren der braunen Erdmassen, wie kräftig und laut der Ton der schallenden Axt und der Schrei des Raubvogels aus dem Gehölz. In der Stadt hatten die Kastanien schon in Blüte gestanden, hier regte sich nochmals das erste jugendliche Entfalten der zarten Blätter, die, fast zusehends von den Sonnenstrahlen hervorgelockt, aus den mächtig strotzenden Knospen brachen. Polternd ging es über eine kleine Brücke, und von unten her grüßte Ernst ein Rauschen und Glitzern, ein helles Gebirgsgewässer drängte sich zwischen rundlichen Steinen hindurch, weithin ließ sich sein besonnter Lauf verfolgen, bis wo sich buntes Steingehänge wie eine mächtige Koulisse vorschob, auf dem Gipfel von einigen Fichten bestanden, die ihre schwarzen Wipfel im glänzenden Frühlingslicht jung badeten.

Unbegreiflich dünkte es Ernst, wie ein zwischen den Bergen Geborener sich in den Pesthauch der Großstädte wagen mag. Freilich ist es der Gegensatz, der Überdruß des gewohnten Lebens, die Sentimentalität des gebildeten Empfindens, daß *wir* die Natur soviel schöner finden als die, denen sie zur Alltäglichkeit geworden, die sie mit dem Stumpfsinn des unentwickelten Auges betrachten. Und es ist der Zwang der Not, der jene aus ihren Thälern heraustreibt, oder der trügerische Glanz des reicher differenzierten Lebens, das sie mit bunten Verheißungen blendet und — täuscht. Doch weg mit allem Denken und Spintisieren, weg mit aller trüben Empfindelei! Frühling in den Bergen — hier wird die Klage zum Unrecht, der Schmerz zur Schuld.

Doch Trauer und Verwüstung auch hier. Das Gefährt hält an, gehemmt durch den Stamm eines Bäumchens, das ein heftiger Wind der vergangenen Nacht entwurzelt und das mit seinen jungen Blättern jammervoll wie ein am Wege verdorbenes Menschenkind sein frühes Leben im Staube der Straße verlor — schwankt jetzt vorsichtig durch das frisch aufgerissene und schon wieder verlassene Bett eines Gießbachs, der, aus den Rinnsalen des Bergwalds zusammengeströmt, in brausender Hast sich den Weg gesucht, die Schneifen zerwühlend, die Landstraße durchwaschend, die grünende Halde mit ungefügen Steintrümmern bedeckend, um, von neuen Schneeschmelzen getränkt, sich einen anderen Absturz zu suchen, und endlich im ausge-

weichten Kies ſtecken zu bleiben ſcheint. Ernſt ſteigt aus und hilft Kutſcher und Roß das Wägelchen über ſolche Fährniſſe hinwegbugſieren. Dann geht es wieder glatt den ſanft geneigten Abhang hinunter zwiſchen Feldern, von denen Ammern und Lerchen aufſteigen, unter Felſenthoren hindurch, die man zum Verkehr geſprengt hat und deren rötliches Geſchiebe bizarr und maleriſch in

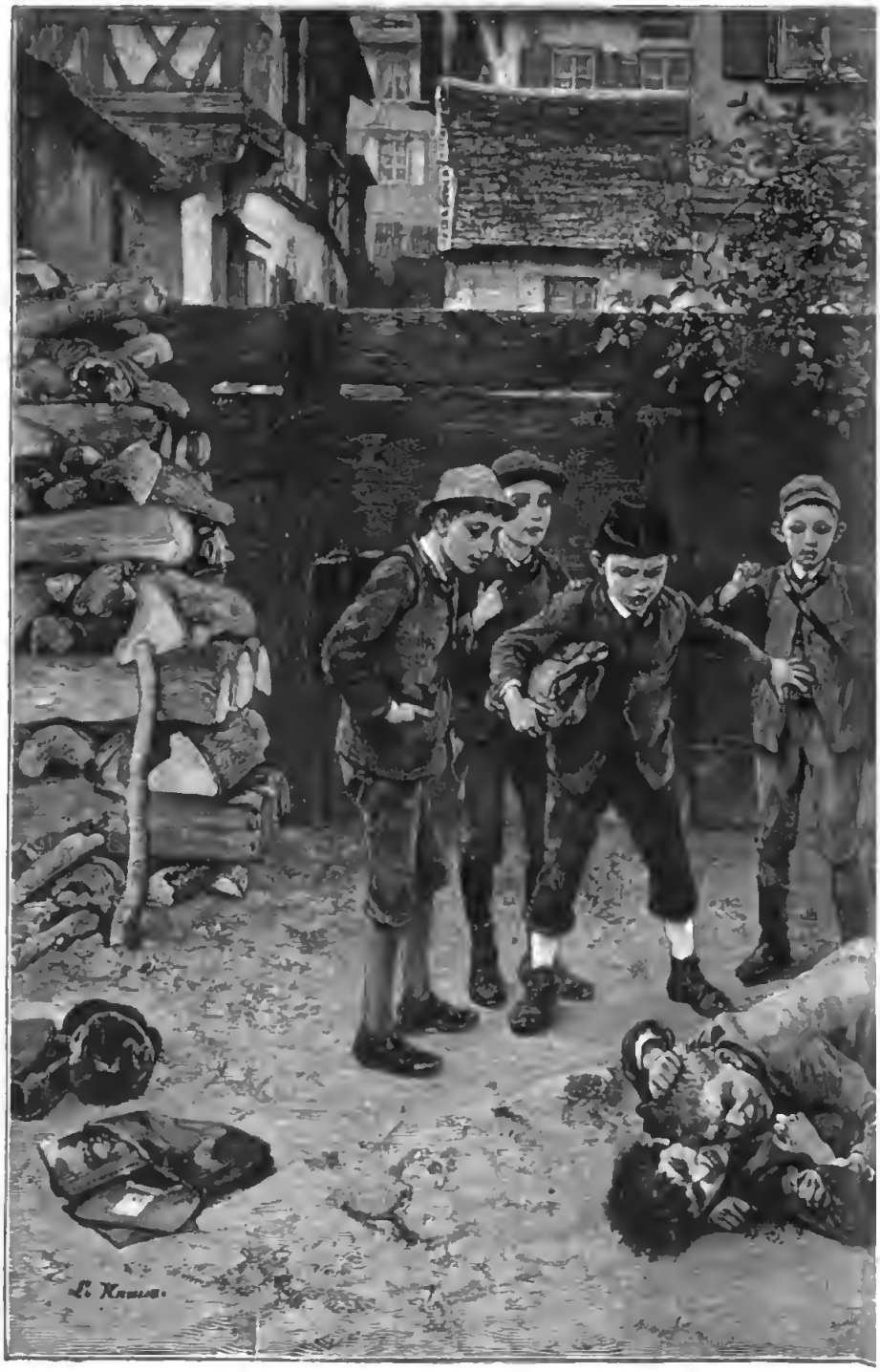
Da — auf einmal — ein qualmender ſchwärzlicher Dunſt, der auf der Niederung laſtet, die Höhen dämmernd hinanſteigt, der ſich dem Näherkommenden ſchwer auf die Bruſt legt, und jetzt — ein leiſes, dumpfes Schnauben, Dröhnen und Ächzen. Eine Wendung des Weges, und da liegt es, das „Etabliſſement Falkenhain," ein Komplex ſchmuckloſer, verräucherter Bauten, in der

Clown (Carl Godlewsky). Gezeichnet von C. W. Allers.

den blauen Himmel aufragt, bis unvermutet eine neue Beſiedelung auftaucht, rauchende Schornſteine, der hölzerne Glockenturm einer kleinen Kirche, Hütten und zum erſtenmal aus den winterlichen Ställen getriebenes Vieh, das emſig um die jungen Halme ſchnuppert. Welch buntes, wechſelvolles Gelände.

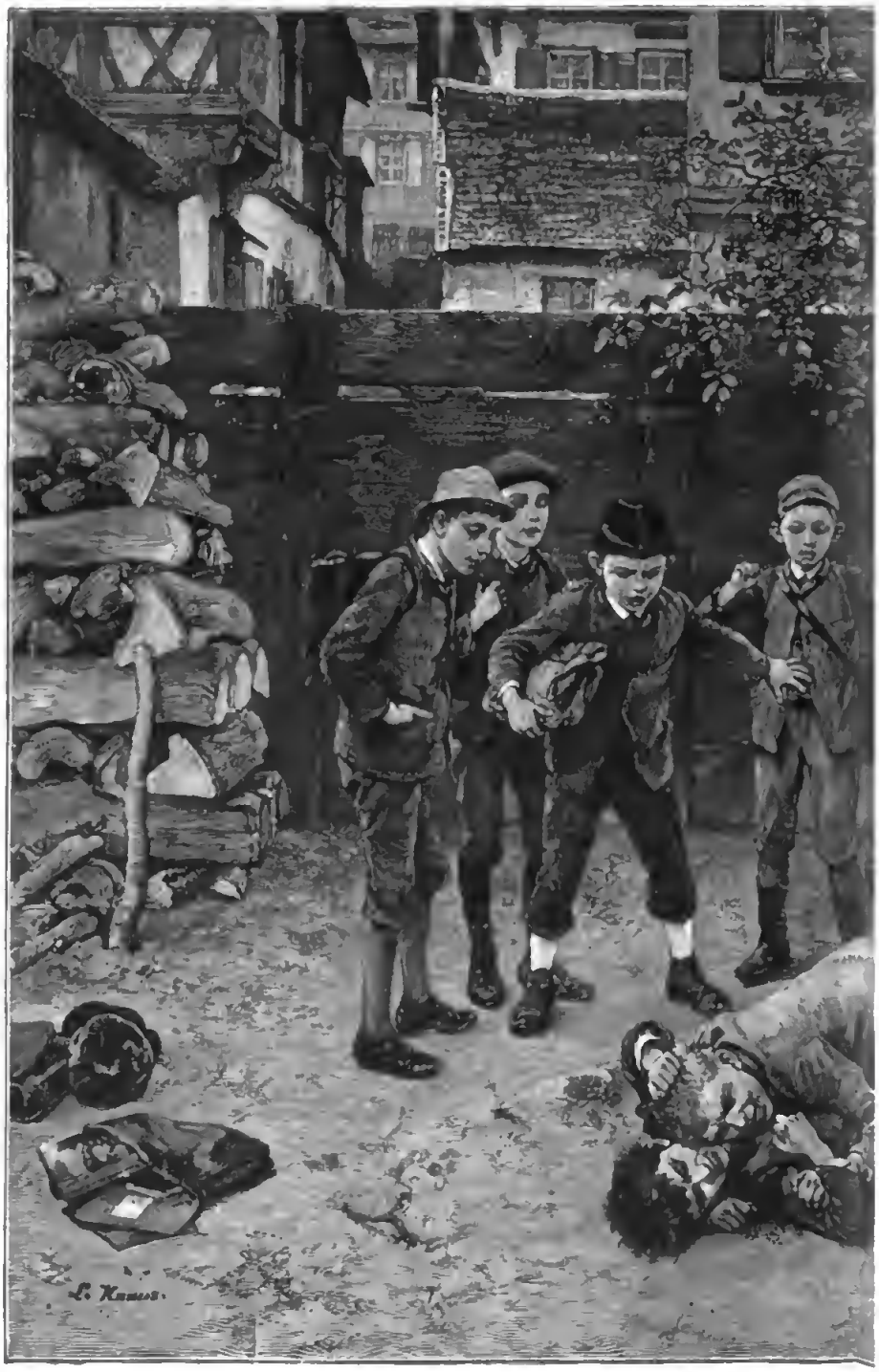
Hindurch!

Mitte die Fabriken, darum verſtreut ein Haufen ärmlicher kleiner Häuſer, die Arbeiterwohnungen; zwiſchen ihnen ſich hindurchwindend ein von üblen Abflüſſen verderbtes Gewäſſer. Dies die Geburtsſtätte des Reichtums — ein widriger Anblick. Aber ſiegreich über Dunſt und Schutt, über Qualm und Mühſal auch hier die goldene Frühlingsſonne. — —



Ein Zweikampf. Nach dem G

mälde von Ludwig Knaus.



Ein Zweikampf. Nach dem Gem

nälde von Ludwig Knaus.

Der Wagen fährt an einer eleganten kleinen Villa vorüber und hält vor einem zweistöckigen Wohnhause, dem „Beamtenhause." Ernst springt heraus, seine blauen Augen leuchten erwartungsvoll, während auf seinen Lippen ein etwas resignierter Zug liegt. War es doch in einer recht desperaten Stimmung gewesen, daß er sich von Moritz Falk zu dieser Stelle hatte anwerben lassen, zu der er sich — ach so wenig berufen fühlte und nur durch eine verzweifelte Lage gedrängt sah.

Noch mit der Ablöhnung des Kutschers beschäftigt, hörte er im Hausflur eine helle Stimme, einen eiligen, leichtbeflügelten Schritt.

„Nicht möglich. Schon da?" Dann ein munteres Lachen. „Kein Irrtum!"

„Ah — Justus! Du bist es?"

„Eigenhändig. Nun das nenn' ich ein Wiedersehn, mein Junge. Sei willkommen in den Bergen!"

„Mein Gott —"

„Wie ich mich gefreut habe, dich mit mir selbst zu überrumpeln. Du hattest natürlich keine Ahnung?"

„Nicht die mindeste. ‚Direktor Moller' — ich dachte mir irgend einen alten Geschäftsonkel."

„Haha. Aber wie lange ist das nun her, daß wir uns nicht gesehen haben? Vier, fünf Jahre, und eigentlich auch nichts von einander gehört. Toll. Wie die Kerls in den Comptoirs alle die Hälse recken. August, die Sachen des Herrn nach seinem Zimmer! Vorsichtig."

„Es ist kein Glas darin," bemerkte Ernst lachend.

„Ich dachte etwa in der Kiste. Oder bringst du da deine Gelehrsamkeit mit ins Gebirge geschleppt? Die hättest du können zu Hause lassen." Damit legte Justus seinen Arm um die Schulter des Freundes und führte ihn durch den Hausflur eine Treppe hinauf. „Du kommst zuerst zu mir, habe drei Zimmer hier gleich rechter Hand. Hier herüber, bitte. So. Und nun mach's dir bequem. Willst du dir die Hände waschen — links ist mein Schlafzimmer."

„Aber es ist mir wie ein Traum —"

„Na, werde dich schon ermuntern. Habe mich, weiß Gott, schmählich gefreut auf diesen Moment."

„Herr Direktor befehlen vielleicht —?"

„Den Kaffee, sofort, natürlich."

Eine Art Hausdiener von militärischem Schnitt nahm diesen Befehl entgegen.

„So, und nun laß dich mal ansehen."

„Ich glaube, ich habe mich weniger verändert, wie du," meinte Ernst, den Freund mit aufrichtiger Bewunderung betrachtend. „Du siehst verdammt gut aus."

Justus lachte. „Na, wir haben uns alle beide herausgemausert. Bist auch stattlicher geworden. Hübscher Kerl. Infanterist?"

„Jäger."

„Ah! nette Truppengattung. Ich natürlich — Artillerie. — Das heißt: so'n bißchen, wie soll ich sagen? verkatert — oder — verärgert siehst du mir aus."

„Na, es ist nicht ein jeder Spinnereidirektor."

Damit nahm Ernst in dem roten Plüschfauteuil Platz, der ihm angeboten wurde, indes sich Justus ihm gegenübersetzte.

„Wäre auch schlimm. Aber zum Ärgern gibts hier auch genug. Da heißt's oft ganz verdammt ‚Kopf oben halten.' Nun aber sage mir: du hast die Schulmeisterei schon satt gekriegt? — 'ne Cigarre biet' ich dir noch nicht an, erst mußt du etwas Eßbares im Magen haben, aber dann so zur dritten, vierten Tasse. — Ah, Richter, stellen Sie den Kaffee erst dorthin und legen Sie eine weiße Decke über — mein Mädchen für alles, Ernst! — So. Und jetzt geben Sie den Teller mit den kleinen Kuchen aus dem Schranke. Schön. Die Cigarren auch." Indessen lehnte der Herr Direktor vornehm im Polster.

Das mit Richter angeredete Individuum ordnete den Tisch und servierte den Herren den Kaffee.

„Nun, bei Gott, ich finde das sehr vernünftig, daß du die Schulmeisterei an den Nagel gehängt. Viel kommt da wahrlich nicht heraus."

„Das habe ich allerdings auch bemerkt. Es ist sogar momentan garnichts zu machen. Alle Posten besetzt, alles verstopft, keine Aussicht auf Anstellung, für die Angestellten keine auf Vorwärtskommen."

„Offengestanden: eine miserable Carriere. Schließlich eselt sich da einer 'n fünfundzwanzig Jahre herum und sitzt dann als alter Mensch mit vierzehn-, funfzehnhundert Thalern Gehalt da. Ist eigentlich kaum als Brotstudium zu bezeichnen. — Na hier wird's dir schon gefallen. Im Winter

heißt's freilich Geduld haben. Aber im Sommer — reizend. In vier Wochen hast du schon eine andere Farbe. Freilich tüchtig zu thun wird's im Anfang geben, es ist mir verdammt viel auf dem Halse geblieben mit den infamen Schlingels, die wir hier hatten."

„Auf ewig gedenk ich allerdings nicht hier zu bleiben."

„Na natürlich." Justus sann nach. Hätte es denn sonst gar nichts Anständiges für den Freund gegeben? Denn verbummelt war er nicht, das hatte er auf den ersten Blick gesehen. „Warum hast du dich eigentlich nicht habilitiert?" fragte er.

„Sehr einfach: erstens weil heutzutage Talent ohne Geld kein Talent ist, sintemalen man weniger ein Katheder als einen Geldsack braucht, um davon herunterdozieren zu können —"

„Ah, ich bitte dich, Talent ringt sich überall durch. Ich schreibe mir auch einiges zu, habe auch kein Geld und denk' es doch noch zu etwas zu bringen."

„Ja, in den praktischen Fächern wird die Arbeit auch noch bezahlt, in den gelehrten nicht. Schließlich so ganz pure wie ich warst du am Ende nie gestellt."

„Hm. Die Hauptsache bleibt halt für mich auch: verdienen, damit es meine Jungens mal leichter haben. Was aber die Professorei anlangt, so will ich's ja gern glauben, daß sich mit einigem Gelde mancher gelehrte Esel die Allongenperücke kaufen kann, die seine langen Ohren zudeckt. Aber das war erstens. Zweitens?"

„Zweitens ist mir dieser ganze philologische Schwindel zum Ekel geworden, dieses breitgetretene Nichts, diese Strohdrescherei, diese Bücherprotzerei — was sie so Bücher nennen, aber eigentlich gar keine sind — diese, wie Stopfgänse auf die Fettleber, auf ihr Fach gemästeten Spezialisten mit ihrer allgemeinen Unbildung —"

Justus lachte laut. „Die haben's ordentlich mit dir verschüttet!" Er hatte nicht die Ehre, die Gelehrten vom Schlage des Herrn Professor Jakob Dorn zu kennen.

„Indes: they are all honourable men! Weißt du — das war der Satan, der mich zum Philologen machte!"

„Aber Freund, der Meinung bin ich immer gewesen. Glaube mir: das ist die Hauptklugheit, daß man weiß, wo man seinen Kopf anzubringen hat. Und welchen Kurs willst du nun nehmen?"

„Ich weiß es nicht."

Justus schüttelte ein wenig den Kopf, als wollte er sagen: schlimm genug. Aber er sagte vielmehr: „Nun, ein Mensch von deiner Begabung hat immer noch die Auswahl. Geld ist Stärke, das ist ja richtig, aber es ist die Stärke eines Knüppels — ein scharfer Geist dagegen ist wie eine Damascenerklinge, hui! Und ein Waffengang ist am Ende das ganze Leben. — Wie schmeckt dir der Kaffee?"

„Ausgezeichnet. Er ist mir fast zu stark."

„Ich trinke nicht viel, muß ihn aber stark haben und kann nur bessere Sorten vertragen. Und das Gebäck?"

„Bekommt man dergleichen hier zu kaufen? Das nennt sich ja doch wohl Sandtorte."

„Letzteres ja, ersteres nein. Ist auch von schönen Händen privatim zubereitet."

„Aha, ich sehe, du sitzest hier mitten in all dem Rauch in einer Art Feenbehausung. Sehr nobel eingerichtet, sehr geschmackvoll!"

„Ach, das bißchen Plunder! Das muß man so der Leute wegen ausstellen. Aber so lange doch zu und errate die Feenhände, die diesen Teig einrührten."

„Das ist ein bißchen viel verlangt, Justus."

Der andere lachte. „Nein, es ist doch zu köstlich," sagte er mit einer reizenden Treuherzigkeit und Heiterkeit (und Justus Moller verstellte sich nicht, er glaubte immer an die Gefühle, die er aussprach, und er sprach immer die Gefühle aus, die der Situation wohlstanden), „zu köstlich, daß wir hier wieder wie bei Tante Julchen zusammen am Kaffeetische sitzen und schwätzen wie in alten Tagen! Und damit kommen wir auf die Kuchenverfasserin zurück: Klara nämlich."

„Deine Frau? Du bist jetzt verheiratet! Als wenn das etwas Verwunderliches wäre!"

Und dabei war Ernst aufgesprungen, als wolle er sich zunächst der Dame des Hauses vorstellen lassen.

„Bleib nur sitzen. Ich bin durchaus nicht verheiratet. Zu Michaeli, denk ich. Aber Klärchen ist hier ganz in der Nähe, d. h. zwei Meilen von hier, in Rudersdorf bei einer Familie von Dalldorf, als Er-

zieherin, reizende Stellung, nur eine einzige dreizehnjährige Tochter zu unterrichten, reizende Leute."

Ernst sann nach. Von diesen Dalldorfs auf Rudersdorf, reizenden Leuten, hatte ihm schon einmal jemand vorgeschwärmt, aber er konnte sich momentan nicht besinnen.

„Und wie geht es Fräulein Klara?"

„Ah, sehr gut. Frau von Dalldorf besonders ist prächtig. Mein Gott, sie hat auch ihre Fehler und Schwächen, aber wer hätte die nicht? und unsere Fehler gegenseitig tragen und sie uns nachsehen, ist am Ende unser aller Aufgabe — aber eine vornehme Frau vom Scheitel bis zur Sohle. Und das eben ist mir so lieb. Da kann Klara wirklich profitieren. Wenn ein Mädchen in so einfachen Verhältnissen aufgewachsen ist — na natürlich, wo soll sie das richtige Auftreten, das Repräsentieren, die nötige Sicherheit herhaben? und gerade das kann Klara ausgezeichnet dort lernen. Frau von Dalldorf ist auch sehr liebenswürdig gegen sie. Natürlich sind da meine Besuche auch nicht ohne Einfluß gewesen. Wenigstens behauptet es die Kleine. Doch komm mal."

Und er führte ihn in das Nebenzimmer vor seinen Schreibtisch, über dem eine große Photographie Klaras hing, die, sehr geschickt in der Beleuchtung und in der Abtönung der Schatten, den ganzen Liebreiz und das zugleich Hoheitsvolle ihres schönen Gesichtes zur Geltung brachte. Ernst betrachtete das Bild gedankenvoll. Und das — das hatte e r einmal erträumt. Narr, der er war! Aber zum Teufel! w o er einmal sein Herz verloren — schlechten Geschmack hatte er allerdings nie gehabt, weder das erste, noch das zweite Mal. Denn was dazwischen lag, war nur Rauch, nur Schattenspiel gewesen.

„Kennst du sie wieder?"

„Oh! Nur reifer, ausdrucksvoller, und das Haar wohl anders geordnet."

„Ja, die Locken. Steht ihr gut. — Aber jetzt bekommst du eine von meinen Cigarren — die kann ich dir nämlich thatsächlich empfehlen, Severus."

Ernst warf einen kurzen verwunderten Blick auf den ehemaligen Schulkameraden. Diesen „Severus" so vertraulich, so herzlich, hätte er aus dem Munde seines „Vorgesetzten" doch nicht erwartet. Justus las das natürlich in diesem Blicke und lächelte. Die Herren saßen jetzt wieder auf ihren alten Plätzen.

„Die hat mir der jüngere Falk zum Präsent gemacht. Echter Import. Mille 600 Mark beiläufig."

„Ich kenne die Sorte, ich habe sie einmal bei Falks selbst geraucht."

„Der Teufel! Du hast dort verkehrt?" Justus schien fast ärgerlich, daß Ernst diese Cigarre schon kannte.

„Ich habe im Hause einige Privatstunden gegeben und war da einmal bei einem Zauberfeste eingeladen."

„Ah! Hübsche Tochter im Hause."

„Ja."

„Schönheit sogar."

„Na ja." Ernst stopfte mit soviel finsterer Heftigkeit sein bißchen Asche in den dazu bestimmten Becher, daß Justus ihn verwundert ansah. Er schien etwas fragen zu wollen, unterließ es aber, drehte sich dann um und sah durch das Fenster in die Landschaft hinaus.

Der Herr Spinnereidirektor war in diesem Augenblicke das Muster eines in vornehmer Nachlässigkeit sich seiner Stellung und seiner Vorzüge bewußten jungen Mannes. Die Cigarre in der Rechten, mit der Linken seinen wohlgepflegten rötlichen Bart streichend, schien er einen Augenblick den Freund vergessen zu haben und dann sich zu besinnen, wonach etwa er ihn noch fragen könnte. Endlich war ihm etwas eingefallen.

„Dein Vater, sag' mal, ist doch wieder auf den Beinen? macht wieder Entwürfe?"

„Nicht mehr. Wir haben ihn im Januar begraben."

„Oh, das ist mir leid, sehr leid. — Ich dächte, du sähest ihm jetzt ähnlicher."

„Das sollte mich freuen. E r hat mich bis zum letzten Augenblicke für seinen illegitimen Sohn gehalten."

„Inkurabler Fall also. Und hatte nichts mit dem pp. Bürger gemein, der in den Zeitungen manchmal von sich reden machte als Hetzer und Radaumacher?"

„Thut mir leid, er hatte sogar alles mit ihm gemein."

„Was du sagst. — Du bist auch ziemlich rot?"

„Wie man's nimmt. Einen gewissen natürlichen Zug, die Interessen des Volkes gewahrt sehen zu wollen, habe ich allerdings,

und daß ich auf meine Abstammung aus dem Kern dieses Volkes einigen eifersüchtigen Stolz hege, das will ich auch nicht leugnen."

„Hm, Kern. Hm. Na ja, gewiß. — Habe übrigens hier eine Maschine aufgestellt, die genau nach der von deinem Vater vereinfachten Bohrmaschine mit Anwendung des Rückstoßes zweier Hebelarme auf einen Punkt konstruiert ist. Geht allerliebst, das Ding. Überhaupt, unsere Maschinen mußt du bald einmal in Augenschein nehmen, wird dich interessieren. Aber in drei Teufels Namen: klebe hier fest wie eine Kaffeetante. Liebster Freund, du mußt verzeihen, ich bin hier nämlich das Weltauge, so'n bißchen Hans in allen Ecken, — ich darf keine Sekunde länger zögern. Richter wird dir deine beiden Zimmer zeigen, das heißt Zimmer und Zimmerchen, aber sehr nett gelegen, habe deine Naturschwärmerei im Auge gehabt. Sogar so'n bißchen Tümpel mit Enten sichtbar! Nun nochmals: herzlich willkommen. Ich denke, wir kommen prächtig zusammen aus, altes Haus, es wird wieder wie damals, als wir noch auf den Schulbänken schwitzten. — Im zweiten Stock! — Abends neun trinken wir noch eine Echte auf meiner Stube!"

Das letzte klang schon von der untersten Treppenstufe herauf.

Gedankenvoll stieg Ernst die zweite Stiege hinan: der hatte Knüppel und Damascenerklinge zur Hand, je nachdem! Aber er? Warum war er so ein Lump!

„Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben die nur, die was haben."

Denn Leben ist freilich mehr als Atmen, Essen und Trinken, es ist: seine Kräfte entfalten, seine Schwingen regen, ist Wirkung und That und Sieg im Kampfe.

„Hier die zweite Thür, Herr Doktor."

„Bin nicht Doktor, Herr Bürger."

„Um Entschuldigung. Der Herr Direktor befahlen so. Befehlen Herr Bürger noch etwas?"

„Ich danke Ihnen."

2. Kapitel.

Mit der Einführung Ernsts in seine Obliegenheiten war Herr Gundermann, der erste Buchhalter, betraut, ein freundlicher alter Herr, aber eine höchst vertrocknete Bureauseele. Um in seine Informationen etwas mehr Schwung zu bringen, kam häufig der Herr Direktor dazu, gab schnell in nuce einige Belehrungen und Ratschläge, die Herr Gundermann schon lang und breit vorausgeschickt hatte, klopfte dem Freund auf die Achsel und rannte weiter: immer mit derselben überlegenen und dabei vornehm liebenswürdigen Art, die ihm zur Natur geworden. Aber darauf beschränkte sich Mollers Anteil an der Einführung seines Freundes in das Geschäftsleben doch nicht. Vielmehr widmete er ihm jeden freien Augenblick, um ihm einen Begriff von dem Zusammenhange der einzelnen Fächer, von der Ausdehnung des Geschäftes, von der Mannigfaltigkeit der Beziehungen, von Umsatz und Berechnungsweise zu geben. Er wünschte Ernst die Bedeutung der großartigen Anlage, der er selbst vorstand, klar zu machen, ein Eingreifen in das große Getriebe als wichtig und schätzenswert hinzustellen, gleichwertig der Aufgabe, „einer Herde ungezogener Bengels das mensa mensae oder du père au père beizubringen." Er that dies alles mit ebensoviel Klarheit und Sachlichkeit als feinem Takt und gewinnender Liebenswürdigkeit; und nichts wäre falscher gewesen, als anzunehmen, daß diese letztere irgend einen andern Charakter als den des wahrhaft Chevaleresken trug, als etwa zu glauben, daß Justus wirklich freundschaftlicher Regungen und einer gewissen Bonhomie nicht fähig gewesen wäre, sie waren sogar stark in ihm vertreten, aber allerdings nur so lange, als sein Egoismus oder seine Eitelkeit dabei nicht beschädigt wurden. Ja, seine besseren Eigenschaften wurden gewissermaßen von diesen letzteren getragen, denn sein Ideal männlichen Auftretens war noch immer das, was ihm schon als Sekundaner gegolten: „ein anständiger Kerl zu sein," nur mit stärkerer Betonung des Vornehmen und Beherrschenden. Aber es mochte überhaupt schwer sein, in der Seele Mollers die Grenzlinie aufzufinden, wo seine Liebenswürdigkeit noch ganz ehrlich, wo sie Berechnung war. Denn freilich ist Liebenswürdigkeit auch ein Machtmittel, und wo nicht mit klarem Bewußtsein, so doch instinktiv bedienen sich ihrer die meisten derjenigen, die Eindruck zu machen oder Einfluß zu haben wünschen.

Einige Male überkam Ernst etwas wie

eine Ahnung von dieser etwas komplizierten Art in Mollers Wesen, aber er schämte sich des Mißtrauens, das in der Annahme lag, als sei die Herzlichkeit seines alten Schulkameraden nicht ganz so hoch zu schätzen, als sie sich gab; und zudem überließ sich sein ganzes warmfühlendes, stark pulsierendes Herz, gequält und verbittert durch trübe Erfahrungen, nur zu gern dem Zauber, der um Justus Mollers Persönlichkeit zu weben schien, und der in der That Ernst mit einer Beschäftigung aussöhnen half, in die er sich mit einer Art Verzweiflung gestürzt hatte.

Mit der lebhaften Auffassung, die ihm eigen war, nahm er die Eindrücke in seiner neuen Umgebung wahr: er verschloß sich der Bedeutung eines umfassenden industriellen und kommerziellen Betriebes, der weitverzweigt einen kleinen Staat für sich bildete, nicht, seine Achtung vor der praktischen Seite des Lebens wuchs, damit seine Bewunderung vor dem Herrscher, der diesem Staatswesen mit so viel Umsicht und Energie vorstand, vor der Tüchtigkeit der Arbeitskräfte, die ihm zur Seite standen. Dem reichen Leben gegenüber, das er hier entwickelt sah, und das ihm in allen seinen Teilen so neu war, verhielt er sich mit der Selbstbescheidung des bedeutend angelegten Menschen, der einen natürlichen Hang besitzt, jeder Seite des Daseins ihre volle Würdigung zuzugestehen und dagegen den Schatz von Kenntnissen und Fertigkeiten, die er selber etwa erworben, mit dem größten Maßstabe zu messen, dem Maßstabe, dessen Werteinheit die Bedeutung für die Allgemeinheit ist.

So viel Unsicherheit aber in Ernst noch über die Art seines Verhältnisses zur Welt war, *dessen* war er sich doch klar bewußt, daß in der Enge seiner jetzigen Stellung zu verharren, nicht die Aufgabe seines Lebens sein könne. Vielmehr zweifelte er nicht daran, daß das Schicksal ihm nicht diese Unruhe, diesen Drang nach lebendig eingreifender Thätigkeit gegeben haben könne, um ihn für ewig an ein Comptoir zu fesseln, und er hielt sich überzeugt, daß irgend etwas, das mit seinem Persönlichen, Individuellen verknüpft sei, ihn befähige und bestimme, in weiteren Kreisen zu wirken.

Seine neuen Arbeiten nahmen ihn stark in Anspruch, es war manches von seinem Vorgänger her liegen geblieben, und jedes sich Einarbeiten in eine Sache bedingt zudem die anfängliche Langsamkeit der Geschäfte. In freien Stunden aber streifte er umher. Und da war nichts, was ihm, dem Naturfreunde entging. Der Mai war warm, Regen und Sonnenschein wechselten häufig, und üppig wuchernd drängte sich's millionenfach allerorten hervor, jede Scholle ein Wald im Kleinen. Dem stadtgewohnten Auge offenbarten sich in der Fülle der Formen und Farbenstimmungen die frohesten Überraschungen, und Ernst war der Narr, der bei jedem frischen Lufthauche Reinigungsschauer des bedrückten Herzens empfand, der in den Berggipfeln Symbole hoher Gedanken, in der siegreich hervorbrechenden Sonne ein Zeichen für den Sieg des Guten sah, der seine schmerzdurchwühlte Seele in der reinen Schönheit der Natur baden, mit allen Sinnen in ihrem Blühen und Entfalten untertauchen konnte, bis er sich selbst ein Stück Natur und ihrer fürsorgenden Allmacht hingegeben fühlte. Er war ein wenig Poet. Wenn einem solchen aber Weh und Bitterkeit doppelt zugewogen ist, so doppelt auch Freude und Entzücken, und ihm allein vielleicht die Fähigkeit jenes süß lässigen Hinträumens, das nicht Schmerz, nicht Freude, sondern die Hingabe des Persönlichen an das Allgemeine ist. — Freilich, dieses starke Naturempfinden, dieses lebhafte Natursein und Bewußtwerden ihrer Schönheit erweckte und nährte auch wiederum eine lästige Liebessehnsucht. Und ihr zu entfliehen, mochte es wohl kommen, daß er mit einer Art brutalem Vergnügen, nachdem er den langen Sonntag das frische Gelände durchwandert, sich des Abends in eine rauchige Wirtsstube setzte, mit dem Buchhalter, Werkmeister und einigen Forstleuten Grog und Bier kneipte, schlechte Witze und alberne Anekdoten anhörte und zum besten gab. Es war dann keiner, der auf die Vermutung gekommen wäre, daß Ernst mit einer verratenen Liebe fertig zu werden suchte, ohne es zu können, und daß diesen anfänglich ein wenig stillen und finstern, dann höchst gemütlichen Zechgenossen aus dem Nebel des Cigarrendampfes, aus den Ecken und Winkeln der Schenkstube ein paar träumerische dunkle Augen anschauten, ein paar Augen, die ihn um sein Herz betrogen hatten. — Verdammt! man macht einen Skat mehr! und: „noch eins vom frischen Anstich, Herr Wirt!“

und „etwas Feuer übrig, Herr Werkmeister?“ und so kommt man schließlich doch darüber hinweg!

Kein besonderes Heilmittel gegen die Eindrücke der letzten Wochen in der Stadt waren dagegen die Besuche, die er bald in den Familien der anderen Beamten machte. Die guten Weibchen! Da fand er jene Scheuer-, Kuchenteig- und Häkelnadelseelen, die einen vernünftigen Mann zur Verzweiflung bringen können, jene guten Lästerzungen, die das weibliche Gemüt gepachtet haben wollen, jene „gebildeten Frauen“, die einem des Abends bei dünnem Thee ihre gespreizte Ziererei als Bildung anrechnen und das gesellschaftliche Prä, das ihnen die allzugern in Anspruch genommene Galanterie der Herren zugesteht, auf das tödlichste mißbrauchen, denen man aber bei alledem nicht böse sein kann, weil sie im Grunde des Herzens selbst nicht böse, sondern eigentlich nur von der Kultur vernachlässigt sind.

Wenn er dagegen Melittas gedachte — wo in aller Welt fand sich noch einmal so viel Schönheit und Anmut, ein so zweischneidiger Verstand, ein so feinfühliger Geschmack, so viel — — Empfindung hätte er beinah bei sich selber gesagt. Aber sie hatte ja kein Herz gehabt, kein Herz und keine lebendigen Sinne.

So lebte Ernst sich in seiner neuen Sphäre mehr und mehr ein, dort mit mehr, da mit weniger Behagen.

Nur eines hatte er noch nicht kennen gelernt. Justus hatte ihn gebeten, die Besichtigung der Maschinen- und Arbeitsräume aufzuschieben, bis er selbst Zeit haben werde, ihn herumzuführen, da er sich das Vergnügen machen wolle, ihm das Wichtigste und Wissenswürdigste zu erklären. Dann aber hatte er es von Tag zu Tag verschoben als mit zu viel Geschäften überhäuft. Endlich ward ein Tag dazu festgesetzt, Justus selbst holte den Freund aus dem Comptoir ab.

„Heda,“ rief er dem Voranschreitenden gutgelaunt nach, während dieser dem Riesenschornstein zuschritt, der, weit über alle Gebäude hinausragend, das Maschinenhaus anzeigte. „Heda! da hinein geht es noch nicht. Zuerst hier ein paar Stufen hinunter!“ Und gleich darauf traten sie, während ein Arbeiter ehrerbietigst die Thür öffnete, den Abstieg über eine dunkle Steintreppe nach dem Kesselhause an. Ernst hatte seine Augen noch nicht an die Dunkelheit und die grelle Flamme der Feuerung gewöhnt, als auch Justus schon seinen Vortrag begann, einen lebhaften und ziemlich eingehenden Vortrag. Das Ganze sei auf Hochdruck eingerichtet, sogenannte Trunkmaschine, und zwar eine mit Vertikalcylinder, Kondensationsapparat und Tenbrinkfeuerung, was alles des näheren erörtert wurde; dieses lange Rohr sei das Dampfspeiserohr, und dies dort die Wasserpumpen und das die Verbindungsröhren u. s. w. Alles genau zu überblicken wäre es indes für den Laien etwas zu finster in diesem Raume und diese ganze unterirdische Anlage werde er ihm einmal in der Zeichnung genauer zu verstehen geben, die Hauptsache wäre, daß er hier einen ungefähren Überblick von der Größe der Anlage gewonnen habe. Damit verließen sie den dunklen, nassen Raum mit seinen blaubluſigen Cyklopen, die da zwischen Ofenglut und kalter Zugluft hantierten, stiegen wieder hinauf, gingen ein paar Schritte an einer Mauer hin und erstiegen darnach einige Freistufen. Sie betraten jetzt einen hellen Raum von mäßiger Weite, aber riesiger Höhe, die sich aufwärts durch zwei Stockwerke erstreckte.

Justus Mollers Miene nahm hier etwas von verzückter Feierlichkeit an. Seine Augen wurden glänzender, schärfer, wie es schien, seine Lippen schmaler, auf seine Stirn lagerten sich leichte Falten, seine Nasenflügel zitterten, während er der Riesenmaschine näher trat. Er kam Ernst in diesem Augenblicke wie ein von heiligen Schauern ergriffener und zugleich unerbittlich strenger Oberpriester vor, der, das Allerheiligste betretend, seinem Götzen seine Huldigung darbringt und dabei auf das Wohlbefinden des Kolosses, über die sorgfältig regelmäßige Opferung und das vorschriftsmäßige Verhalten der niederen Tempelbediensteten ein scharfes Auge hat.

Durch ein Gitter eingehegt, wie um ihn profaner Berührung zu entziehen, steigt ein ungeheurer glänzender Eisencylinder in rastloser Bewegung aus der Tiefe herauf, durch die kolossalen Kräfte, die er entwickelt, das große Schwungrad in Bewegung setzend. Auf die polierte Fläche fällt ein leuchtender Reflex von den in pompejanischem Rot gehaltenen Wänden, an denen ein feuchter

Niederschlag herabrieselt, ein vereinzelter Frühlingssonnenstrahl tanzt rastlos an dem glänzenden Leibe des Ungeheuers auf und ab, das schnaubend, prustend, mit brüllendem Getöse sich bewegt, von einem besonderen Hierodulen fortwährend behütet, bedient, bewacht, von anderen geölt, geputzt, geglättet, Männern, die, indem sie alle ihre Aufmerksamkeit auf ihren zum Geschäft herabgesunkenen Dienst konzentrieren, stumpfsinnig für ihre Umgebung scheinen. Denn streng beobachtet der Oberpriester ihr Thun, und fortwährend auf und nieder leucht der furchtbare Gott, indes aus der Tiefe eine satanische Glut heraufschlägt. Staunend verfolgt das Auge diese rastlosen Bewegungen, diese roten, tanzenden Lichter, die den grauenhaften Eindruck des Lebendigen bewirken. Kaum hört Ernst, was der Freund zu seiner Belehrung sagt; denn schon hat Moller seinen Vortrag wieder aufgenommen: hier das sei die Steuerung, hier das Kurbelwellenlager, die Pleuelstange, eine gegabelte Pleuelstange, hier das Sperrventil und was der technischen Ausdrücke mehr sind, die ihm alle wie Wasser von der Mühle von den Lippen kommen und von denen Ernst kaum die Hälfte versteht, die er sich nicht einmal die Mühe gibt zu verstehen; denn nicht wie auf den Sinn des Forschers, sondern auf seine Phantasie wirkt, was sich seinem Auge darstellt mit der Macht einer gewaltigen Naturerscheinung. Moller hat davon keine Ahnung, er macht jetzt den Freund auf eine in die Wand eingelassene bronzene Tafel aufmerksam, auf der die Namen der Besitzer, Erbauer, der Maschinenwerkstatt, einige Daten und ein Goethescher Spruch eingezeichnet sind. Sie kommt Ernst wie eine Votivtafel in diesem sonderbaren Tempel vor.

Und wahrhaftig, dieser große eiserne Gott ist mehr als eine Maschine, er scheint einen Selbstzweck zu haben, er scheint das vom Egoismus errichtete Götzenbild der zugleich schaffenden und zerstörenden Gewalten zu sein, das gigantische, ehrfurchtzwingende, unheimlich lebendige Symbol ihrer rastlos gesetzmäßig hervorbringenden und zersetzenden Thätigkeit. Nicht mit der seligen Ruhe olympischer Götterbilder, nicht mit der grinsenden Starrheit eines Baal oder Vitzliputzli thronend — einem atmenden, ununterbrochen bewegten, lebensvollen Wesen gleich, ist er der Bewohner des Heiligtums, das man ihm errichtet, sein dampfender Odem der Hauch unseres Jahrhunderts.

Doch Moller drängt weiter, und die Freunde steigen in einen andern Raum, einen großen, öden, halbdunklen Saal, in dem endlose Treibriemen um die Riesenräder sausen, große Bottiche, in denen irgend etwas Undefinierbares brodelt, einen üblen Dunst ausatmen. „Das sind die Waschkessel, da werden die schmutzigen Wollfasern in Lauge gereinigt," sagt Moller, „kein Patschouli, laß uns weiter gehen."

Und so klettern sie Trepp auf, Trepp ab, überall ehrfurchtsvoll begrüßt, überall von heißem Qualm und einem von Stockwerk zu Stockwerk höher, schriller werdenden Ton empfangen, dem Sausen der Riemen um die rotierenden Räder. In jedem der großen Arbeitsräume geht ein Werkmeister auf und ab, unten werden die Maschinen von Männern, in den oberen Stockwerken an den Spinnstühlen von Frauen bedient. Es giebt tausende solcher Fabriken und tausende von Neugierigen besuchen sie, lassen sich die Maschinen erklären, bewundern den erfindungsreichen Menschengeist, betasten die Produkte des muntern Betriebes, danken Gott, wenn sie aus der Hitze und schlechten Luft wieder hinausgelangt sind ins Freie und kehren fröhlich zu ihren Geschäften oder Vergnügungen zurück.

Ernst Bürger hatte wenig Sinn für die Feinheit des Gespinstes, für den Bau der Maschinen, für die Exaktheit des ganzen Getriebes, voll lebendiger Teilnahme an allem Menschlichen, voller Haß gegen die Spekulation, die die Armut zu ihren Zwecken auszunutzen versteht, sah er nur überall die harte Frohne, in der das Arbeitertum gehalten wurde, und eine außergewöhnliche, verhängnisvolle Erregung bemächtigte sich seiner so leicht ergriffenen Seele. Was kümmerte ihn Kapital und Maschinenwesen — helfen, helfen können diesen bleichwangigen Weibern, diesen in Qualm und Gefahr arbeitenden Männern — das war es, was sein Gemüt wie mit der Forderung einer heiligen Pflicht erfüllte.

Er hatte, ein weltschmerzlicher, verliebter Narr, geseufzt um ein Nichts, hatte sein „Weh" gesättigt mit eitlem Ehrgeiz, hatte sich mit dem Behagen der Wollust in seiner großen Unzufriedenheit gefühlt — noch

hinterher konnte er schamrot werden darüber. Ein bescheidenes Glück darf neben einem glänzenden fröhlich gedeihen — aber unser kleines Elend hat kein anderes Recht neben dem größeren, das uns umringt, als das barmherzigen Verständnisses.

So kehrte er zurück, ein anderer als er gewesen. Bisher etwas Sozialdemokrat in der Theorie, beschloß er — Sozialist in der Praxis zu werden.

3. Kapitel.

Direktor Moller saß im Garten, trank seinen Mokka und rauchte eine Cigarre. Er liebte das Herumschlendern in den Bergen nicht. Behaglich in einen bequemen Feldstuhl gelehnt, den eine bunte Stickerei von Klaras Händen zierte, genoß er eine Ruhestunde, als der Portier kam und einen Herrn meldete, der ihn dringend zu sprechen wünsche. Justus seufzte, runzelte die Stirn und murmelte etwas wie: „keinen Augenblick ungeschoren lassen," während er die Hand nach der Visitenkarte ausstreckte, die ihm der Portier hinhielt. Auf dieser Karte aber stand: „Alexander Weinhold, Kommissionär, Genealogist, Kassenrendant und Sekretär a. D." und auf der Rückseite war, mit Bleistift hingekritzelt, zu lesen: „Bitte, sogleich empfangen zu werden, da mit Abendzuge zurück muß." Justus sprang in größter Lebhaftigkeit auf. „Ah, so so! Führen Sie den Herrn in meine Privatwohnung. Hier ist der Schlüssel. Gehe nur einige nötige Anordnungen zu treffen. Komme sofort."

Herr Alexander Weinhold, im Sommerreisemantel, unter dem er eine Ledertasche an starken Riemen trug, auf dem Kopfe einen breiten Künstlerschlapphut, trottete, mit einem vergnügten Schmunzeln im Gesicht, die Treppe hinauf und in Mollers Empfangssalon, wo ihn der Portier allein ließ. Er trat dort einen Augenblick vor den Spiegel und musterte sich befriedigt; wenn er gewußt hätte, daß Odin einäugig war, würde er sich diesem Gotte verglichen haben, er sah äußerst stattlich aus. Nur der Bart fehlte dem Götterantlitz. Dann nahm er den Hut ab und betrachtete sich das Zimmer. „Verdammt hübsch hier, feines Junggesellenlogis, na wird's noch feiner haben, hahaha." Dann ans Fenster tretend: „Allerliebste Aussicht. Blaue Berge, netter Garten, würde mir noch so 'ne — so 'ne — Kugel aufstellen, aus Spiegelglas, das macht sich immer so hübsch. — Hat hoffentlich einen anständigen Rheinwein oder Bordeaux, bischen Gurgel ausspülen — Hals verdammt trocken! Na die Augen! bloß die Augen! — aufreißen — haha. Tausend, da kommt er schon. Hat sich inzwischen 'n Vollbart stehen lassen. Unser guter Karl Kodalle in Fein. Hochfein. Möchte die Zwei mal nebeneinander sehn." Damit setzte er sich.

Bald darauf ging die Thür auf, und Justus trat ein. „Ah mein bester Herr Kommissionär, Sie kommen in Person. Welche Überraschung! Bringen mir hoffentlich gute Nachricht. Haben wohl einen Gutsverkauf in der Nähe zu vertreten?"

„Ich — komme — ganz extra — ganz einzig und allein — wegen des Herrn Direktor."

„Was Sie sagen!" Justus konnte ein leichtes nervöses Zucken seiner Nasenflügel nicht ganz bemeistern. Dieser Besuch regte ihn augenscheinlich auf, obgleich er es sich nicht wollte merken lassen.

„Ach ich danke, danke ganz ergebenst, verehrter Herr Direktor," sagte Weinhold, sich seines Mantels entledigend, den Justus an einen Nagel hing.

„Sie haben das Geschäft abgeschlossen? Grundstücke verkauft? leidlich gut verkauft?" fragte Justus zurückkehrend. „Ich glaube es vermuten zu dürfen."

Alexander Weinhold stand noch inmitten der Stube. Er klopfte mit seinen großen Händen auf die Brust, auf den Magen, auf die Hüften, auf die Ledertasche, machte die Hände zu, wieder auf, abermals zu, starrte den Direktor dabei grinsend an und brach endlich in ein schallendes Gelächter aus.

Justus strich sich mehrmals den Schnurrbart mit Lebhaftigkeit. Was sein Geschäftsfreund hatte ausdrücken wollen, hieß augenscheinlich: ich bringe Geld, nochmals Geld und viel Geld. Und mit einer Zärtlichkeit im Blick, wie sie sonst wohl nur Klara Walter erlebte, fragte Justus mit anmutigster Handbewegung: „Darf ich Ihnen Kaffee anbieten, Herr Kommissionär, oder ein Glas Wein?"

„Kaffee habe bereits auf dem Bahnhof getrunken. Aber ein Gläschen Mosel — wenn Sie bei der Hand haben — warum

Gruppe aus dem Schäfflertanz. Nach einer Kohlenstudie von J. C. Herterich.

nicht. Ich denke, wir werden anzustoßen haben, Herr Direktor."

Justus drückte auf den Knopf einer Klingel. „Wir thäten vielleicht besser, in mein Arbeitszimmer zu gehen?"

„Ganz gewiß besser, jawohl. In Ihr Arbeitszimmer, Herr Direktor," antwortete Weinhold gut aufgelegt.

Die Herren bekomplimentierten sich also hinein und nahmen an dem Schreibtische Platz — einem prächtigen sogenannten Ministertisch, auf dem Justus in Eile einige Papiere zusammenschob. „Zwei Rauenthaler, Richter, etwas Kaviar mit Semmel!"

„Na ja — ja ja — hahaha — habe Herrn Direktor zu gratulieren, bestens zu gratulieren. Ein wenig mir auch. Denn wenn mir jemand sein ganzes kleines Vermögen anvertraut, damit zu wuchern — das heißt, so wie es in der Bibel heißt: wuchert mit dem Pfunde, das euch gegeben ward, denn ich bin ein bibelfester Mann, Herr Direktor — so — so ist das eine prekäre Sache, eine Gewissenssache. Ich bin in solchen Fällen, wo es mir etwa doch mal schief gegangen ist, mit meinem eigenen kleinen Besitztum eingetreten, um andere keinen Verlust erleiden zu lassen. Geschäftsehre, Herr Direktor. Aber hier — glänzend, glänzend!"

„Sie machen mich begierig."

„Das will ich auch, hahaha! Nun also: Als ich Herrn Direktor den Vorschlag machte, Ihr Geld in den bewußten Grundstücken anzulegen, wußte ich, was ich that. Ich erzählte damals Herrn Direktor, daß ich einen intimen Freund habe, Magistratsbeamten, durch den ich unter der Hand bisweilen etwas erschnüffele von den Plänen, die die Herren Stadtväter verfolgen — ja man muß eben verstehen, den Leuten die Würmer aus der Nase zu ziehen!"

Moller nickte mit dem Kopfe.

„Na — also — ganz wie ich Herrn Direktor sagte: die neue Brücke wird etwas östlich von der alten gelegt, die Engelstraße, die die Welt dort draußen versammelt, durchgebrochen, — und zwar genau in der Richtung der Brücke — unsere Wiesen — bebaut!"

„Trefflich!"

„So geschieht's. Jawohl, geschieht's. Aber selbst wenn das Projekt gescheitert wäre, war immerhin nichts verloren, Grundstücke hätten Kaufwert selbstredend immer behalten. Doch wie gesagt: Brücke wird gebaut, Straße wird durchbrochen, Grundstücke werden bebaut und — kurz und gut: vor vierzehn Tagen hat mir die Baugesellschaft „Iduna" die ersten Offerten gemacht. Ich natürlich zähe — oh! zähe! wollte mir Garten anlegen, Villa bauen ꝛc., würde eventuell an einzelne Bauunternehmer abgeben — bis ich sie auf das doppelte geschraubt. Und — um Sie nicht länger auf die Folter zu spannen: aus den zwölftausend Mark, die Sie mir gegeben haben, sind — vierundachtzigtausend geworden. Hahahaha! Geschäft, was? feines Geschäft! Ah, der Alexander Weinhold!"

„Vierundachtzigtausend!" wiederholte Justus aufspringend; „ja das ist ja geradezu unerhört. — Hier herein Richter. So!"

„Vierundachtzigtausend," wiederholte Weinhold, sich die Hände reibend. „Herr Direktor sehen mich erfreut — ganz offen gesagt: ich bin auch mit einer kleinen Summe beteiligt, habe auch mein Schäfchen geschoren. — Also auf Ihr Wohl, Herr Direktor, auf Ihr Wohl! Schätze mich glücklich, wahrhaft glücklich, einen Herrn wie Herrn Direktor bedienen zu können, so talentvollen jungen Herrn. Sehr glücklich."

Justus Moller, der ursprünglich eine Abneigung gegen Alexander Weinhold gehabt, fand, daß der Kommissionär ein trefflicher und angenehmer Biedermann sei. „Mein bester Herr Kommissionär," sagte er äußerst verbindlich, „erlauben Sie, daß ich Ihnen meine hohe Freude ausspreche über den gelungenen Coup. Meine Freude, meinen Dank und meine Hochachtung vor Ihrem spekulativen Scharfblick." Justus, der zuerst fast mehr erschrocken über den ungeheuren Gewinn als erfreut darüber gewesen war, machte jetzt genau die Augen, auf die sich der andere gefreut hatte.

Alexander verbeugte sich, die Herren schüttelten sich die Hände. „Sehr verbunden, sehr verbunden." Darauf goß er ein Glas Wein hinunter, schaufelte sich etwas Kaviar und Semmel ein, trank noch ein Glas und brach dann wieder in sein Lachen aus. Dann öffnete er seine Ledertasche und entnahm ihr langsam und bedächtig eins nach dem andern eine Anzahl Geldrollen, die er kosend in der Hand wog, Scheine, die er hübsch elegant 'n bißchen in der Luft flattern

ließ und zählte dem Direktor die Summe auf. „So, wenn ich bitten darf: 5000, 5000, 2000. Dies sind Ihre 12000. Bleiben als Reingewinn 72000, wovon die vereinbarten 10 Prozent Provision, nämlich 7200 in Abrechnung bringe, wäre soviel als 64800 Mark. Summa Summarum 76800 Mark. Das ist ein Vermögen. Voilà!" Und er sprang auf, als wolle er sich an dem Totaleindruck der Summe und zugleich an seines Klienten Gesicht erlaben, wie ein Maler bisweilen zurücktritt, um sein Kunstwerk in seiner Wirkung für den richtigen Sehpunkt zu beurteilen.

Justus Mollers Hände zitterten, indem er das Geld überzählte und einstrich. „Bei Gott, das war ein guter Griff! Nochmals: alle Achtung, Herr Weinhold, ein ausgezeichneter Griff." Er hatte eine reizende, treuherzig-gemütliche Art, so etwas zu sagen.

„Ich denke, ich werde Herrn Direktor zu bedienen wieder die Ehre haben."

„Wir bleiben in Verbindung, Herr Weinhold, sicher. Eine Cigarre gefällig?"

Weinhold nahm dankend, knipste ab, steckte an, that einige Züge und warf Justus einen verständnisinnigen Blick zu. „Herr Direktor können von jetzt ab immer solche Cigarren rauchen."

„Na na, erst müssen wir's noch weiter bringen!"

Der große Alexander lachte schon wieder und trank wieder. „Herr Direktor können sich nun bald selbständig machen. Schöne Stellung bei Falk, natürlich, sehr schöne Stellung — aber — schließlich — Selbständigkeit ist doch jedes wahren Geschäftsmannes Traum, Selbständigkeit die Zierde jedes Charakters. Herr Direktor können selbst eine Fabrik anlegen."

„Aber mein bester Herr Weinhold! ein so gewiegter Geschäftsmann! mit 70000 eine Fabrikanlage! eine Spinnerei, Weberei — dazu gehört das Fünffache, Sechsfache!"

„Reiche Frau!"

Justus machte eine quirlende Handbewegung und zeigte mit dem Kinn nach dem Bilde Klaras, das über dem Schreibtische hing.

„Braut?"

„Jawohl."

Herr Weinhold machte ein Kompliment. „Ich bitte Sie — ein Bild von Schönheit, eine Antike! Wird auch am besten nicht fehlen."

„Ich hatte mir vorgesetzt gehabt, meine Frau einmal nicht nach Gelde zu wählen. Ich habe von dieser Seite nichts zu erwarten."

„Also nur mit dem Herzen gewählt! reizend! Der Idealismus in unsern Tagen nimmt sonst sehr ab. Aus freier Neigung — reizend! Ich liebe den Idealismus, wissen Sie. Und so blühend, das Fräulein, gesund, schöne Büste, voll, reizend, wirklich zum Verlieben." Und er schmatzte ein Küßchen in die Luft. Vielleicht aus Vergnügen darüber, daß er sich — in dieser Situation — diese Kritik herausnehmen durfte. Der würde sich hüten, grob zu werden — jetzt!

Justus goß indessen ein, er that als ob er nichts höre.

„Na also kein Geld!" fuhr Weinhold fort. „Haben Herr Direktor auch gar nicht nötig, nach Gelde zu gehen. Herr Direktor sind — sind — haben — nun daß ich's kurz mache, drückt es mir doch fast das Herz ab und freue mich doch schon so darauf. Nämlich, wie Herr Direktor sagen werden: „Alter Weinhold, du hast wie ein Vater an mir gehandelt, wie ein Freund, wie ein Vater!" Damit legte er seine linke Faust — die Finger nach oben — vor Justus hin, klappte sie auf und sagte: „Darin waren die 76800 Mark — die haben Herr Direktor." Dann nahm er seine rechte Hand, legte sie ebenso zur Faust geballt auf den grünüberzogenen Tisch, sah Moller lauernd und geheimnisvoll an und fragte: „Würden Herr Direktor nochmals 10 Prozent daran wagen, wenn ich hierin — auch etwas für Sie hätte?"

Justus lachte in einer leichten Verlegenheit. Er wußte nicht, was er denken sollte, er ließ sich nicht gern mystifizieren. „Was soll der Scherz, Herr Weinhold?"

„Der Scherz, na meinetwegen ein Scherz. Also gesetzt den Fall — würden Sie noch einmal 10 Prozent bewilligen, wenn ich in dieser Hand noch eine kleine Überraschung hielte?"

„Aber mit Vergnügen."

„Nun denn, Herr Direktor Moller," sagte Weinhold feierlich, „122450 Mark abzüglich 10 Prozent bleiben 110205 Mark," und er schob ihm die Faust noch etwas näher hin — „hier drin halt ich sie! greifen Sie zu! sie sind Ihr!" Und fuhr ihm

mit dem Kopf bis fast an die Nase und stierte ihn an und fauchte dazu wie ein gieriges Raubtier.

Justus lächelte mit dem rechten Mundwinkel und zuckte die Achseln. Weinhold zog seine Hand zurück, trank aus, lehnte sich in den Stuhl, that ein paar tüchtige Züge an seiner Cigarre, die nur noch schwaches Feuer hatte, und sagte endlich trocken: „Wirklich 'ne hübsche Cigarre, sehr hübsch. Herr Direktor werden sie noch teurer rauchen können. — Was ich sagen wollte: Herr Direktor hatten eine Mama Anna, geborene von Fahrentheil, gestorben am 10. Juni 1872?"

„Ah — in der That." Wohinaus wollte eigentlich dieser Mann?

„Sie war die Tochter des Obersten Justus Erich von Fahrentheil, von den Fahrentheil-Lobins, die in Pommern angesessen waren, gestorben den 4. August 1874."

„Ich begreife Sie nicht."

„Ich bin Genealogist, habe die Ehre zu bemerken, Herr Direktor, Genealogist. Sie gestatten, daß ich fortfahre."

„Aber —"

„Also nochmals: Ihre Mama Anna Moller geb. von Fahrentheil war die Tochter des Obersten Justus Ehrich von Fahrentheil und seiner Gemahlin Karoline Elisabeth, geborenen von Tebe. Ich habe Recht, Herr Direktor?" Herr Weinhold hielt hier seine linke Hand in die Höhe und tupfte mit dem Daumen die andern Finger der Reihe nach durch, um die Generationen zu markieren.

„In der That: meine Großmutter war eine geborene von Tebe," antwortete Justus.

„Wiederum: Die Mutter dieser Frau von Fahrentheil geb. von Tebe war eine geborene von Wiesenbruch? — sehr feiner Stammbaum, Herr Direktor, sehr alter Adel, meine höchste Hochachtung! also eine geborene von Wiesenbruch, Anna Friederike Charlotte." Herr Weinhold hatte inzwischen sein Notizbuch hervorgezogen und aufgeschlagen.

„Ja, ich habe das wohl gehört, meine Mama erzählte gern von ihren Verwandten."

„Sehr erklärlich, Herr Direktor, sehr erklärlich! — Dieses geborene Fräulein von Wiesenbruch — geboren 1786 — verlor ihren Gatten, den Rittmeister von Tebe, zeitig und ging später eine zweite Ehe ein. Auch das ist Ihnen bekannt?"

„Nein, davon weiß ich nichts. Eine zweite Ehe? Nun, warum sollte sie nicht?"

„Gewiß, warum sollte sie nicht? es gibt sehr glückliche zweite Ehen. Eine Dame gewiß von Schönheit und Gemüt. — Sie heiratete also in zweiter Ehe — hm — heiratete 'n bischen unter ihrem Stand, Herr Direktor — also einen königlichen Amtmann Kaspar Lorenz." Der Teufel mochte wissen, warum Herr Weinhold jetzt ein so sonderbares Gesicht schnitt.

„Kaspar Lorenz. So. Davon habe ich nie etwas gehört. Aber wenn ich fragen darf: woher wissen Sie das alles?" fragte Justus.

„Nicht wahr?" lachte Weinhold, „woher weiß ich das? und was geht es mich an? Nun — ad 1 — ich weiß es aus alten Kirchenbüchern, mein Herr Direktor, ich habe darum eine Reise nach Pommern angetreten! ich habe mir die Sache ein schweres Geld, viel Zeit und Mühe kosten lassen!"

„Aber ich begreife nicht —"

„Werden schon! Also: Anna Friederike Charlotte, verwitwete von Tebe, Ihre Urgroßmutter, heiratete nach dreijähriger Witwenschaft in zweiter Ehe den königlichen Amtmann Kaspar Lorenz." Weinhold fingerte wieder die Namen sorgfältig ab.

„Sehr schön." Justus konnte nicht ganz die ungeheure Spannung verhehlen, die ihn beunruhigte, er strich sich wiederholt über Stirn und Bart.

„Sie hat aus erster Ehe eine Tochter: Karoline Elisabeth, späterhin vermählte von Fahrentheil, geb. den 3. Januar 1810, und aus zweiter Ehe einen Sohn — passen Sie auf — einen Sohn, Daniel Lorenz, geboren den 17. September 1815, späterhin Kanzleisekretär zu Kupferberg — Ihr Großoheim mütterlicherseits. Wenn man die Kinder der Karoline Elisabeth als Halbgeschwister ansehen will: Ihr Halbgroßoheim sozusagen, nicht wahr? Aber das ist keine Bezeichnung, ist keine juridische Wendung, kurz: Ihr Großonkel."

„Aber ich habe von diesem Manne nie etwas gehört."

„Desto mehr ich." Und dabei legte der große Genealogist wieder die Faust vor Justus hin und sagte erst langsam, dann plötzlich schnell: „Hierin liegen 122450 Mark, die Verlassenschaft Ihres angeblich ohne erb-

berechtigten Verwandten gestorbenen Großonkels — greifen Sie zu — das Geld ist Ihr — Sie sind der Erbe, der einzig berechtigte! Und das sage ich Ihnen, ich, Alexander Weinhold." Der Kommissionär war ganz feierlich geworden.

Justus saß blaß mit zusammengepreßten Lippen und großen funkelnden Augen dem Wundermanne gegenüber, der wie aus einem Zauberfäckel Tausende und aber Tausende über ihn herschüttete. „Das — das ist die Wahrheit?"

„Ich würde mir nun und nimmer erlaubt haben, hierherzukommen — denn nur wegen dieser Sache bin ich persönlich gekommen — um Herrn Direktor mit leeren Hirngespinnsten aufzuziehen. Ich habe die von den betreffenden Ortsgeistlichen ausgestellten resp. vidimierten Papiere bereits einem Rechtsanwalt vorgelegt, dem tüchtigsten, den wir drüben haben, Rechtsanwalt Hainau, wenn Sie vielleicht von ihm gehört haben, nicht wahr? er hat die Angelegenheit eingehendst geprüft und hält Ihren Anspruch für vollständig gesichert."

Justus war aufgestanden und einen Augenblick ans Fenster getreten. Dann kehrte er zurück, setzte sich wieder auf seinen Stuhl und füllte sich und dem Gaste die Gläser. Er gefiel Weinhold. Das war Einer! Seine ganze Seele erzitterte und er beherrschte sich, als ginge es um ein Butterbrot. Ein feiner Mensch!

„Nun passen Sie mal auf, Direktor" — herrjeh, der junge Mann war am Ende sein Geschöpf, er konnte schon ein bischen geradezu verfahren — „passen Sie mal auf: Sie setzen sich mit einem Rechtsanwalt in Verbindung und lassen durch ihn Berufung einlegen, denn das Geld, müssen Sie wissen, ist schon in einer Summe von 30 000 Mark dem Fiskus zugesprochen, während die übrigen 92 450 Mark einer frommen Witwe in die Hände gefallen sind, d. h. beinah gefallen, denn es liegt noch als Depositum auf dem Gericht. Gut also: Sie legen Berufung ein, der Prozeß wird wieder aufgenommen, ein Prozeß, sage ich Ihnen, wie er noch gar nicht dagewesen ist, unglaublich, ein völlig unglaublicher Prozeß, in dem re vera dieses Heidengeld einer dürren alten Schachtel zugesprochen wurde, die 'n Stücker drei Ehemänner unter die Erde gebracht hat, ein Weib — man könnte ihrer zehn draus machen und jede wäre noch pulverisiert als Fliegengift gut — also — verstehen Sie, ein geradezu unerhörter Prozeß. Und zugesprochen. Re vera. Falls sich nicht bis zu einem bestimmten Termine die bis dato unbekannten Erben melden sollten. Das nenn' ich 'nen Prozeß, was? Hahaha. Die unbekannten Erben, dacht' ich, die werde ich kennen. Gut also: Sie legen Berufung ein, der Prozeß wird wieder aufgenommen, und in vier bis sechs Wochen sind Sie ein Mann von — na praeter propter 200 000 Mark — mit dem, was ich Ihnen vorhin ausgezahlt habe. Das ist aber soviel als 600 000 Mark, denn auf zweimal 100 000 haben Sie gut und gern noch viermal 100 000 Kredit!"

„Wie kommt diese angenehme Witwe dazu? auch eine Verwandte?" fragte Justus vollkommen ruhig.

„Oho, durchaus nicht," lachte Herr Weinhold, über und über strahlend vor Vergnügen in dem Gedanken an die fromme Witwe und die fünfzehn Mark, die er unnütz in dem Blumenkorb angelegt hatte. „Durchaus nicht. Zimmervermieterin, Direktor, die alles nicht Deklarierte nach dem Tode einfach geannektiert hat, dahinter ich durch einen puren Zufall gekommen bin. Und ist ihr durch diesen tollen Prozeß wirklich zugesprochen worden! Na — eine närr'sche Geschichte! Sind übrigens, Direktorchen, bei dieser Gelegenheit doch noch um 500 Mark etwa beknippst worden, durch einen der Söhne eben jener Witwe, der wieder seine Mutter ein bischen erleichtert hat, hahaha. Übrigens ganz ad vocem gesagt: ein junger Mensch — Maurer seines Zeichens — der — na ja — Herr Direktor werden verzeihen — der ein außerehelicher Sohn des verstorbenen Kanzleirats sein soll — aber das meint ich jetzt nicht — und — ja Schwerenot! (dabei sprang Herr Weinhold auf) daß ich daran nicht gleich gedacht habe, es am Ende auch ist. Habe das nämlich alles für Schwindel von der Alten gehalten — aber — der Teufel auch — in diesem Falle ließe sich ja denn doch die merkwürdige Ähnlichkeit erklären — der Tausend, da ist es also doch wahr — natürlich — da liegt Verwandtschaft vor! Merkwürdig, merkwürdig!"

„Was für eine Ähnlichkeit?"

„Na von diesem jungen Menschen, einem

gewiſſen Kodalle, Karl Kodalle, mit Ihnen ſelbſt. Da! ſehn Sie mal!" und er hielt ihm wieder beide Fäuſte hin, diesmal aber die gekrümmte Fläche nach oben, ſodaß die Topaſe und Similibrillanten prachtvoll zur Geltung kamen, „da, ſehn Sie mal! die Rechte — nicht wahr? — bischen ſtärker, gröber, wie? aber ſonſt vollkommen ähnlich, nicht wahr? Die — und die! Na, ſo müſſen Sie ſich Karl Kodalle denken, wenn Sie hier die Linke ſind. — Aber auf dieſe Weiſe — natürlich — ſind Sie Vettern! das heißt, Sie wären dann ſein Neffe ſozuſagen. Ei Schwerbret. Das fällt mir jetzt wie Schuppen von den Augen. Alſo da hat ſie doch nicht geſchwindelt."

Juſtus ſchüttelte den Kopf. Dieſer Menſch wurde ihm beinah unheimlich. Hinter all dem Gelde hatte er auch noch eine Verwandtſchaft in der Weſtentaſche, die er da ſo mir nichts dir nichts produzierte: Großonkel, Onkel oder Neffen. Dazu Prozeſſe, fromme Witwen — es war faſt zum verrückt werden. Der Geier! wenn er alles verſtand, was dieſer Menſch mit den gräßlichen weißen Zähnen und dem glaſigen linken Auge ihm da vorperoriert hatte. Er ſah eine Weile ſchweigend vor ſich nieder; „Herr Weinhold," ſagte er dann, „Sie haben ſich unendlich verdient um mich gemacht. Es macht mich faſt verwirrt. Aber — einmal ganz offen geſagt: was hat Sie zur Verfolgung dieſer merkwürdigen Erbſchaftsangelegenheit, die mir einen unverhofften Reichtum verſpricht, eigentlich veranlaßt? Sie haben da etwas wie eine innere Teilnahme dabei, die — ich muß geſtehen — ich faſſe es nicht —"

Herr Weinhold warf ſich in die Bruſt. „Mein Herr Direktor! was mich dazu veranlaßt hat? Meinen Sie vielleicht die 10 Prozent? eine gewiß mäßige Proviſion, davon ein guter Teil zur Deckung meiner vielfachen Koſten drauf geht? Nein, mein Herr Direktor, ſondern einzig und allein: dieſes mein redliches Herz, das ſich gegen Unbill und Ungerechtigkeit auflehnt. Ich bin — darf ich ſagen — ein Mann nicht ohne Fähigkeiten, ich bin ein Mann von raſtloſem Fleiß — das darf ich auch behaupten — aber ich bin vor allem ein redlicher Mann! Ein Mann, der ſein Leben unter die Hufe der Pferde werfen würde, um einer Mutter ihr Kind zu retten, ein Mann von warmem Gefühl für das Rechte und Sachgemäße, ein Feind aller Lüge und Ungeſetzmäßigkeit! Dieſes Geld — das Beſitztum Ihres ſeligen Großonkels — ſollte ich in die Hände einer Betrügerin und ihres hergelaufenen Sohnes — pardon, ich vergaß jetzt, daß er Ihr Vetter iſt — ſollte ich in unberufene Hände fallen laſſen, ſolange der Beweis nicht erbracht, daß es rechtmäßige Hände gäbe, die es zu beanſpruchen hatten? — Nimmermehr! — Mein Herr Direktor, wenn Sie ſie mir verweigern, — gut, ſo verzichte ich auf die Proviſion, die Sie mir vorhin bewilligt haben — das Bewußtſein, auf dem Boden des Rechtes einen Tempel der Wahrheit errichtet zu haben — iſt mir ſüßer als Gold und Goldeswert!" Weinhold hatte ſtehend geſprochen. Er ſetzte ſich jetzt nieder, er war zufrieden mit ſich.

Juſtus Moller hörte dieſe Rede an, ohne einen Muskel ſeines Geſichts zu bewegen.

„Iſt Ihnen nicht noch eine Cigarre gefällig, Herr Kommiſſionär?" fragte er endlich.

Alexander lächelte.

„Schmeckt Ihnen die Sorte?"

„Aber vortrefflich."

„Dann verſehen Sie ſich doch, bitte. Wollen Sie nicht ein paar einſtecken? Hier Feuer, bitte. — Alſo: Sie würden die Güte haben, ſich ſofort nach Ihrer Rückkehr mit Rechtsanwalt Hainau in Verbindung zu ſetzen und dieſen Herrn mit der Ausarbeitung einer Darlegung meiner Erbſchaftsanſprüche beauftragen. Sobald ich mich hier freimachen kann, werde ich natürlich ſelbſt hinüberkommen, um mit ihm zu verhandeln. Hainau iſt vielleicht auch im Beſitze der Prozeßakten? Deren Durchſicht wäre mir ſehr wünſchenswert."

„Oh ſicher, gewiß. Indes ſie ſind langweilig, ſehr langweilig. Sie können das ganz halten, wie Sie wollen, erlaubt Ihnen aber Ihre Zeit dieſe Reiſe und die perſönliche Anteilnahme an der Verfolgung Ihrer Intereſſen nicht, ſo dürfen Sie ſich überzeugt halten, daß ich ſie wie die meinigen vertreten werde."

„Ich fühle mich Ihnen zum wärmſten Danke verpflichtet. Sollte ich je in die Lage kommen, Ihnen in irgend einer Angelegenheit nützlich ſein zu können — es

verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie auf mich zählen können."

Herr Weinhold verbeugte ſich wiederholentlich. „Daß ich nicht wüßte, durchaus nicht wüßte. — Das heißt — da fällt mir gerade etwas ein — es iſt am Ende lächerlich, aber der Zufall hat manchmal ſein Spiel: Kennen Sie, Herr Direktor, irgend eine, ich ſage irgend eine Perſönlichkeit, welcher Art ſie immer ſei, die den Namen Bürger führt?"

„Hm. Sie ſind immer überraſchend, Herr Weinhold, in Ihren Fragen ſowohl als in Ihren Antworten."

Alexander lachte. „Alſo Bürger. Meinetwegen ein altes Weib, oder einen Villenbeſitzer, oder ein ſchönes junges Mädchen, oder einen Zuchthäusler, oder eine reiche Erbtante, oder was irgend ſonſt. Kurzum jemanden, der Bürger heißt."

„Sie laſſen mir jedenfalls die Auswahl. Ja, ich kenne eine Perſönlichkeit dieſes Namens, aber es iſt ein junger Mann meines Alters."

„Ihres Alters? Das heißt genau genommen?"

„Genau genommen: im Alter von vierundzwanzig Jahren. Ich bin fünfundzwanzig."

„Von vierundzwanzig Jahren!" rief Herr Weinhold entzückt. „Und was iſt dieſer Herr? wo iſt er?"

Juſtus wandte den Kopf nach dem Fenſter. „Er iſt Korreſpondent der Firma Gerſon Falk und Komp., und wenn Sie gefälligſt näher treten wollen, ſo können Sie ihn eben dort über den Hof gehen ſehen. Der da mit dem braunen Hütchen!"

Alexander grinſte. „Sie würden mir noch einige Daten über den Herrn geben können?"

„Warum denn nicht. Haben Sie für ihn vielleicht auch einen Erbonkel in der Taſche, der arme Teufel könnte es brauchen."

„Nichts, nichts dergleichen, leider! Aber ein warmes Intereſſe in meinem Herzen."

Juſtus lachte, mit dem Lachen eines vornehmen und — — reichen Mannes. „Dann iſt mir nicht bange für meinen Freund. Das Herz eines redlichen Mannes — wer das beſitzt, der iſt geborgen." Er ſagte das mit einer Art Schalkhaftigkeit.

Alexander Weinhold ſeufzte. Wäre Adeline Rochefort doch ſo einſichtsvoll geweſen! Aber dieſe dumme Perſon hatte eine ſo einfache Wahrheit nicht begriffen. Und was ſind 10% gegen das Ganze!

(Fortſetzung folgt.)

Geflügel. Nach einer Radierung von Ernſt Haſſe.

Das Duſe-Gaſtſpiel in Berlin.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Berlin iſt keine Theaterſtadt mehr und wird es wahrſcheinlich auch niemals mehr werden, — trotz der ſechzehn Bühnen, auf denen, von den zahlreichen Spezialitätentheatern abgeſehen, allabendlich Komödie geſpielt wird. Wenn der Durchſchnittsberliner das Theater beſucht, wozu er ſich wohl hin und wieder entſchließt, will er nichts anderes als ſeine Nerven ausſpannen und ſich amüſieren. Der Natur des einen entſpricht für dieſen Zweck das Luſtſpiel, der des andern die Tragödie beſſer, der eine bevorzugt vielleicht dieſes, der andere jenes Theater, — aber ein wirkliches Theaterintereſſe iſt außerhalb des israelitiſchen Teiles der Berliner Bevölkerung kaum noch vorhanden. Ohne dieſen würden während des letzten Winters nicht nur vier, ſondern vierzehn Theater einen Direktionskrach zu überwinden gehabt haben, — nämlich alle mit Ausnahme der beiden Königlichen Bühnen. Es ließe ſich darüber diskutieren, wieviel dieſes Intereſſe der israelitiſchen Bevölkerung, das die Exiſtenz der meiſten Berliner Theater ſichert, der Kunſt ſchadet, — die Thatſache ſelbſt iſt ganz zweifellos. Aber dieſe Thatſache, ihre Urſache und ihre Wirkungen ſtehen mit dem Gaſtſpiel der italieniſchen Schauſpielerin Eleonora Duſe in keinem Zuſammenhange; es lag mir nur daran, feſtzuſtellen, daß dieſes Gaſtſpiel, in die ſchlechteſten Wochen — Ende November bis Mitte Dezember — einer von wirtſchaftlichen Verhältniſſen ſehr übel beeinflußten Saiſon fallend, und trotz verdoppelter Eintrittspreiſe, einen ganz außergewöhnlichen Erfolg hatte. Das Leſſing-Theater, in dem die italieniſche Truppe gaſtierte, war während aller Vorſtellungen ganz oder doch faſt vollſtändig ausverkauft. Ich habe das Publikum während dieſer Vorſtellungen zwar nur ſelten ſo hingeriſſen geſehen, wie das Spiel einer großen Künſtlerin ein Publikum hinzureißen vermag, aber es war doch da, und nicht nur in den erſten Vorſtellungen, ſondern bis zur letzten, — ein Beweis, daß das Gaſtſpiel ein ungewöhnliches Intereſſe erregte. Das Repertoire der Künſtlerin war ſicher ganz unſchuldig an dieſem Intereſſe, — „Kameliendame," „Francillon," „Clotilde" in der „Fernande," „Odette," „Cyprienne," „Nora," „Fedora," — lauter Stücke, die in Berlin ſo abgeſpielt ſind, daß kaum eine deutſche Künſtlerin es wagen dürfte, aus ihnen ein Gaſtſpielrepertoire für Berlin zuſammenzuſtellen. Zum Schluß dann noch Bergas „Cavalleria Rusticana" und Goldonis „Locandiera," — die beiden einzigen italieniſchen Stücke, welche von den italieniſchen Künſtlern dargeſtellt wurden. Aber wenn es auch vielleicht die Perſönlichkeit der Signora Duſe allein geweſen iſt, die urſprünglich das Intereſſe des Publikums wach gerufen hat, ſo waren es ſicher zwei Faktoren, die ſie weſentlich unterſtützten, es bis zum Schluß des Gaſtſpiels rege zu halten. In erſter Linie ihr Partner, Cavaliere Andó, ein Künſtler, deſſen Name noch kein Trompetenſtoß der Reklame vorausposaunt hatte, und dann ein Zuſammenſpiel, eine künſtleriſche Abrundung der Vorſtellungen, die alle Erwartungen übertrafen, welche man, durch die Erfahrung an mäßige Anſprüche gewöhnt, an ſolche Wandertruppen zu ſtellen pflegt, die ſonſt keine andere Aufgabe haben, als die, das Licht ihres „Sternes" aus tiefſter Dunkelheit um ſo intenſiver und augenblendender leuchten zu laſſen.

Signora Duſe beweiſt gewiß ein ſtarkes und echtes künſtleriſches Empfinden, wenn ſie ſich auf eine Truppe ſtützt, deren Mitglieder nicht nur Statiſten ſind, die ihr das Stichwort zu geben haben; ſie beweiſt ebenſoviel künſtleriſches Selbſtgefühl wie künſtleriſche Selbſtverleugnung, wenn ſie ihre Erfolge mit einem Partner wie Andó teilt, der ſeine volle Hälfte von dem Intereſſe des Publikums beanſprucht; ſie zeigt ſich als eine Künſtlerin, die mehr klug als eitel iſt, indem ſie ſich auf Kräfte erſten Ranges ſtützt, von denen andere Virtuoſinnen befürchten würden, in den Schatten geſtellt zu werden. Der Erfolg hat ihr recht gegeben. Denn ich glaube nicht, daß die künſtleriſche Perſönlichkeit und die künſtleriſche Manier der Duſe allein ſtark genug geweſen wären, mehr als eine kleine Gemeinde von Fanatikern um ſich zu ſammeln. Dieſe war

Frühjahr. Nach dem Gemälde von Aug. Fink.

gewarben und gewannen, noch ehe die Künſtlerin in Berlin erſchien; der Enthuſiasmus, den die Duſe in Wien geweckt hatte, war laut genug nach Berlin herübergeſchallt, um Duſeverehrung und Kunſtverſtändnis vielen als gleichbedeutend erſcheinen zu laſſen. Dieſe Art van Kunſtverſtändnis, die auf dem Wege der Übertragung gewannen wird, ohne eigenes Dazuthun, kann ſich nur in einer rückhaltloſen Begeiſterung genug thun. Menſchen, die von ihr ergriffen ſind, fürchten durch eine Einſchränkung ihres Enthuſiasmus ſich ſchan ein testimonium paupertatis auszuſtellen. Wo es ihnen ſchwer werden würde, ihre Begeiſterung zu begründen, bleibt ihnen immer noch der Ausweg, den Gegner damit totzuſchlagen, daß er den Äußerungen einer neuen Kunſt gegenüberſtehe, für die er ſich das Verſtändnis erſt gewinnen müſſe.

Schließlich überſteigern ſie ſich ſelbſt, indem ſie die künſtleriſchen Schwächen, die ſie nicht glauben zugeben zu dürfen, geradezu zu dem machen, was ihnen bewundernswert dünkt. So hat es ſich auch Eleanora Duſe gefallen laſſen müſſen, daß van dieſen Verehrern ihre Manier viel höher geſtellt wurde als ihre Individualität, ihre auf jahrelangen Virtuoſenfahrten angelernten Kunſtſtückchen höher als ihre Kunſt. Van einer Verehrerin nach ihrer Lieblingsrolle gefragt, fall die Künſtlerin geantwortet haben, ſie wären ihr alle gleich — widerwärtig, und ſie ſpiele nur nach, um die Zukunft ihres Kindes aus einer nicht glücklichen Ehe ſicher zu ſtellen. Verbürgen kann ich die herbe Äußerung nicht, aber ſie erſcheint mir durchaus nicht unwahrſcheinlich. Sie iſt ſehr erklärlich als der Ausdruck des Zwieſpalts einer Künſtlernatur, die es ſelbſt als erniedrigend empfindet, daß ihre kleinen Mittel der Technik als graße Kunſt gefeiert werden, und daß ſie, in die Virtuoſenlaufbahn hineingedrängt, ſo ſelten oder niemals Gelegenheit mehr hat, ihre künſtleriſche Kraft an einer wirklich großen Aufgabe zu erpraben.

Das Repertaire der Duſe iſt viel mehr mit Rückſicht auf das Verſtändnis eines internationalen Publikums, als auf die Individualität der Künſtlerin zuſammengeſtellt. Dumas und Sardou haben ihr Theaterpublikum in Italien, Deutſchland, Rußland, in Südamerika, das van der Duſe jahrelang bereiſt warden iſt, und in Nordamerika, wo die Künſtlerin augenblicklich weilt, ganz ebenſo wie in Frankreich. Sa nehmen denn Dumas und Sardou die erſte Stelle in dem Repertoire der Duſe ein, trotzdem die modernen Frauengeſtalten der beiden Franzoſen am allerwenigſten gerade von dem beanſpruchen, worin die eigentliche Größe der italieniſchen Künſtlerin beruht, — in der Stärke und Wahrheit der Empfindung. Wo ihr die Ralle nur die geringſte Gelegenheit bietet, die feinſten Regungen des Seelenlebens darzuſtellen, da hebt ſie durch die Gewalt ihres einfachen und ergreifenden Spiels das ganze Stück aus der Verlogenheit moderner franzöſiſcher Theaterlitteratur auf eine dichteriſche Höhe, da fällt ſie ſelbſt aber auch ſofort aus dem „Stil," den ſie ſich für die Darſtellung dieſer franzöſiſchen Frauengeſtalten zurecht gemacht und bis zu unnachahmlicher Virtuoſität ausgebildet hat. Dieſer Stil wird von ihren rückhaltloſen Verehrern nicht nur als das Neue ihrer Kunſt, ſandern auch als das Wahre der Kunſt gefeiert; er iſt trotzdem ebenſo unwahr, wie jede entartete Kunſtrichtung, die nur nach durch auf die Spitze getriebene Äußerlichkeiten zu wirken ſucht, — er iſt ebenſo unwahr wie der Stil der Klara Ziegler, trotzdem er gerade das Gegenteil van ihm iſt. Die Duſeverehrer nennen das Natürlichkeit; aber es iſt die Natürlichkeit in hundertfacher Patenz, eine Natürlichkeit, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt. Frau Duſe führte ſich mit der „Kameliendame" in Berlin ein, einer Ralle, die ihr Gelegenheit

Eleonora Duſe.

Cavaliere Undò.

bietet, alle Töne anzuschlagen, über die sie gebietet. Eine Kameliendame nach dem Herzen Dumas' war sie nicht, das mag von vornherein bemerkt werden. Aber ihre Auffassung war ganz einheitlich durchgeführt und hatte vor der Dumasschen den Vorzug, daß sie den bleichen Schatten der idealisierten Demimonde zu einem lebendigen Wesen umgestaltete. Ihre Marguerite Gautier war ein Mädchen aus dem Volk, das sich zu Tode amüsiert, trotzdem es weiß, daß die Herrlichkeit nicht lange dauern wird, und in dem, von einer elementaren Liebe gezeitigt, alle schlummernden Keime edler Empfindungen zum Leben erwachen. Eine Französin war sie freilich nicht, viel weniger eine Pariserin; denn sie verleugnete in ihrer Lebhaftigkeit die Anmut so vollständig, wie es nur eine Italienerin fertig bringt, die wohl das Bewußtsein ihrer Schönheit hat, aber deshalb um so seltener das Bestreben, schön sein zu wollen. Aber diese Lebhaftigkeit mochte man hier wohl gelten lassen als Mittel, sowohl das Mädchen aus dem Volke, wie die Unrast der Krankheit zu charakterisieren, deren verheerende Wirkung in dieser Darstellung nicht nur wahrer und erschütternder, sondern auch künstlerischer zum Ausdruck kam, als bei den Kameliendamen, die sich traditionell zu Tode husten. Und diese Darstellung hatte in der Scene mit dem alten Duval, in der Marguerite auf den Geliebten verzichtet, in den wiederholten Zwischenrufen, „Armando!" mit denen die Duse die Anklage des jungen Duval bittend, beschwörend, drohend, entrüstet und zerknirscht mit einer hinreißenden Beredsamkeit in ihrer Stimme unterbricht, dann endlich in dem ganzen letzten Akt Höhepunkte, in denen man vollständig vergaß, daß man einer Bühne und einer Welt des Scheins gegenübersaß.

Die Fortsetzung des Gastspiels aber zeigte, daß für Eleonora Duse diese nervöse Lebhaftigkeit keineswegs nur ein Mittel war, um die Rolle der Marguerite zu charakterisieren, daß sie diesen Stempel vielmehr allen ihren modernen Frauengestalten aufprägt. Fast scheint es, als hätte die Duse in dieser nervösen Lebendigkeit des Spiels einen künstlichen Ersatz gesucht für mancherlei äußere Gaben, welche die Natur ihr versagt hat und mit denen andere Künstlerinnen von vornherein einer gewissen Wirkung sicher sind. Denn mit dem, was man in der Theatersprache „Mittel" nennt, ist Frau Duse nicht überreich ausgestattet. Die Figur, klein, geradschulterig und taillenlos, bedarf aller Kunst einer mit raffiniertem Verständnis nicht für das Moderne, aber für das gerade dieser Figur Kleidsame komponierten Toilette, um ihre Mängel zu verbergen. Die Stimme ist von angenehmem Klang, aber sie schlägt ins Schrille um, sobald sie sich nur über den Konversationston erhebt. Das Gesicht allerdings wird so ganz beherrscht von zwei wunderbar tiefen und sprechenden Augen, daß niemand auf den Gedanken kommt, die Einzelzüge zu zergliedern. Neben diesen Augen behauptet sich nur noch ein von leiser Wehmut umspielter Mund, der etwas Rührendes hat, das an den Ausdruck mancher traurigen Kindergesichter erinnert. Unscheinbar könnte man die Erscheinung nennen. Das Spiel der Duse in allen Scenen, die nicht vom Affekt getragen sind, hat mir den Eindruck gemacht, als wolle sie gewaltsam dieser unscheinbaren äußeren Erscheinung Beachtung erzwingen. Kein Zweifel, daß alle ihre Bewegungen im einzelnen der Natur abgelauscht sind, auch zugegeben, daß die Künstlerin, ich will nicht sagen niemals, aber doch nur höchst selten in das Theatralische im alten Sinne fällt. Aber diese Bewegungen sind so gehäuft, daß sie wie der Ausdruck einer krankhaften Nervosität erscheinen. Wenn alle Mitspielenden der Manier der Duse gefolgt wären, würde es in den Pariser Salons der Herren Dumas und Sardou nicht anders zugegangen sein wie auf einem Gemüsemarkt in Neapel. Kein Wort ohne Geste, keine Sekunde ohne Bewegung, — das war es, was die Duse-Enthusiasten in Entzücken versetzt und mich stark abgekühlt hat. Denn es hatte nicht einmal den Reiz einer national-italienischen Auffassung: die italienische Dame ist in ruhiger

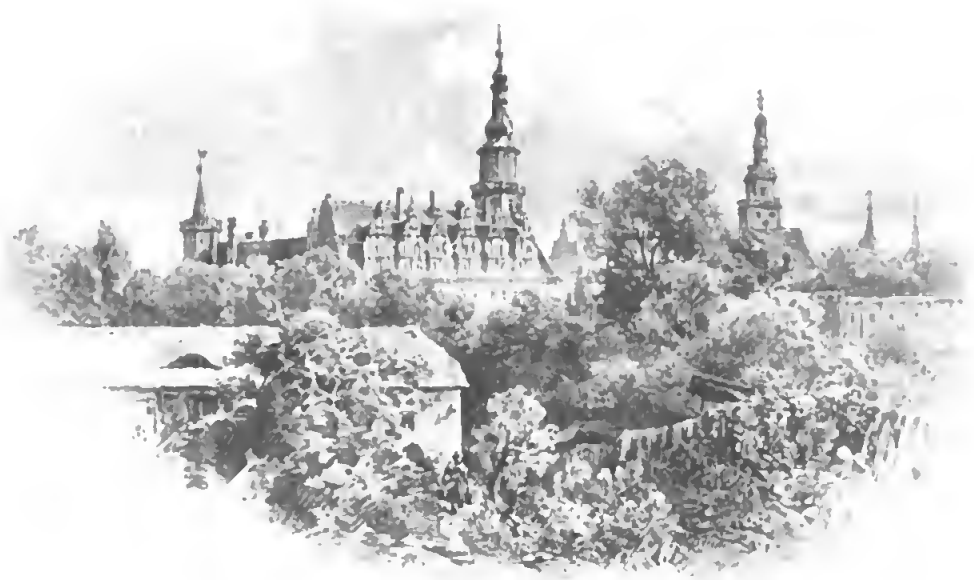
Eleonora Duſe als „Nora.“

Gemütsſtimmung eher phlegmatiſch als lebhaft in ihren Bewegungen. Es iſt viel über das Charakteriſtiſche und Impulſive dieſer Beweglichkeit geſchrieben worden. Dieſer Eindruck, den man in der That hat, wenn man die Duſe zum erſtenmal ſieht, wird doch in der Folge ſtark abgeſchwächt. Nicht nur dadurch, daß gewiſſe Bewegungen ſtereotyp erſcheinen, wie das Spiel mit den Handſchuhen, mit irgend einem Mantelkleidungsſtück, die taſtende Inſpizierung der Friſur. Man trifft auch auf Nuancen, die ſo ſtark ausgeklügelt ſind, daß ſie unwillkürlich den Zuſchauer auf die mühſelige Verſtandesarbeit aufmerkſam machen, die dahinter ſteckt. Im erſten Akt der „Fedora“, der von der Künſtlerin übrigens ſo vollſtändig fallen gelaſſen wurde, daß man verſucht war, an eine Indiſpoſition zu glauben, ſieht ſie z. B. durch das Schlüſſelloch in das Zimmer, in dem der Arzt ſich um den verwundeten Bräutigam bemüht. Das iſt erklärlich, ich glaube ſogar, von Sardou vorgeſchrieben. Dann erſcheint die Polizeikommiſſion und nimmt den Thatbeſtand auf. Ihr ganzes Intereſſe wendet ſich der Unterſuchung zu, — um aber doch anzudeuten, daß ſie auch den Verwundeten im Nebenzimmer nicht vergeſſen hat, winkt ſie den Kammerdiener und deutet ihm pantomimiſch an, daß er nun durch das Schlüſſelloch zu ſehen habe. Und jedesmal, wenn er ſich wieder aufrichtet, zwingt ſie ihn mit derſelben Pantomime wieder herunter, — das iſt doch ganz ſinnlos, wenn ſie dazwiſchen nicht Bericht von ihm über das einholt, was er ſieht. Das Publikum war nach dieſem erſten Akt verſtändiger Weiſe ſehr kühl, es fehlte ſogar nicht viel, ſo hätte ſich eine leichte Oppoſition bemerkbar ge-

macht. In den Augen der Enthusiasten tauchs die Künstlerin aber auch durch ihre „Fedora". Man kannte am nächsten Tage lesen, daß sie mit ihrer Auffassung die Rolle eigentlich erst möglich gemacht habe, denn es sei unmöglich, daß Fedora ihre Liebe so schnell dem Mörder ihres Bräutigams zuwende, wenn sie den Gemordeten wirklich geliebt habe. Darüber sollte man, meine ich, mit Sardou streiten, der sich niemals mehr Mühe gegeben hat, einen Theatercoup psychologisch zu motivieren als gerade diesen. Wenn der Dichter aber keinen Zweifel daran läßt, daß er Leidenschaft schildern will, dann ist auch nur diejenige Künstlerin eine vollendete Darstellerin der Rolle, die diese Leidenschaft darstellt. Ob sie psychologisch motiviert ist oder nicht, geht die Darstellerin gar nichts an, — sie hat nur die vorgeschriebene Rolle mit dem vollen Einsatz ihrer Persönlichkeit zu spielen.

Wo Eleonora Duse über den Konversationston hinaus stärkere, vornehmlich edle Empfindungen darzustellen hat, da wächst sie aus dieser übertriebenen und studierten Natürlichkeit heraus zu wirklicher Größe. Ich habe niemals etwas Ergreifenderes auf der Bühne gesehen als Frau Duse als „Odette", in ihrer Begegnung im letzten Akte mit der Tochter. Trotzdem hier alle Schuld auf Seite der Mutter liegt, trotzdem die Rolle bis dahin nichts bietet, was diese Frau in milderem Licht erscheinen läßt oder Sympathie für sie weckt, wirkt das mühsam von ihr unterdrückte Gefühl der Mutterliebe so mächtig, daß man schon das Vorhandensein dieses Gefühls, wenn es sich auch bis dahin nie bethätigt hat, als eine Sühne für alle Schuld und das ahnungslose Urteil der Tochter über diese Mutter: „Sie muß eine schlechte Mutter gewesen sein", als eine Härte empfindet. In solchen Augenblicken hat Frau Duse wirklich eine Art von stummer Sprache, die ihre ganze Erscheinung durchgeistigt, die aber gar nichts gemein hat mit der Gebärden- und Fingersprache, mit der sie die Konversation begleitet. Am besten bewiesen die beiden italienischen Stücke, Vergas „Cavalleria Rusticana" sowohl wie das Lustspiel Galdonis „La Locandiera", daß Frau Duse sich für das moderne Konversationsschauspiel einen eigenen Stil zurechtgemacht hat, der ihrem klügelnden Verstande und nicht ihrem künstlerischen Temperament entsprungen ist. Denn in diesen beiden Stücken war sie von einer wirklichen Natürlichkeit, im Lustspiel wie im Trauerspiel, und die Duse-Verehrer waren enttäuscht, daß sie nur eine große Künstlerin vor sich sahen, die auf alle „neue" Kunst verzichtete und sich als „Locandiera" sogar ganz herzhaft gestattete, das Publikum zu apostrophieren.

Auch der Partner der Duse, Signor Andó, hütet sich wohlweislich, von der „neuen" Kunst zu profitieren. Eine durch und durch gesunde Künstlernatur, von vornehmer Erscheinung, mit äußeren „Mitteln" reich ausgestattet, hat er es nicht nötig, nach Effekten zu haschen. Immer bleibt er maßvoll, wenn er auch niemals eine Empfindung verflüchtigt. In den Pariser Dramen die Salonhelden ganz unübertrefflich individualisierend, von wahrer Vornehmheit bis zur geckenhaften Blasiertheit, machte er aus dem Turiddu einen ganz brutalen Dorfgecken, der sich selbst in seine Roheit hineinsteigert, bis die Gewißheit des Ehrenkampfes, der Abschied von der Mutter und Todesahnung angeborene Ritterlichkeit wieder in ihm wachrufen und ihn für einen Augenblick weich machen. Die Aufführung der „Cavalleria Rusticana" zeigte übrigens — mehr noch an den anderen Künstlern der Truppe wie an Frau Duse selbst gemessen — wie fern den italienischen Künstlern das moderne französische Sittenstück liegt, von Ibsens „Nora" ganz abgesehen, die selbst für Andó keinen Triumph zu bieten hatte. Erschien die Truppe vordem nur als ein gut eingespieltes Ensemble von beachtenswerten Kräften mit zwei Mittelpunkten, der Duse und Andó, so gab es unter den Mitwirkenden in der „Cavalleria Rusticana" nicht einen einzigen, nicht einmal einen Statisten, der nicht in einer idealen Musterdarstellung des Stückes hätte mitwirken dürfen.



Das Schloß zu Öls von der Schloßgärtnerei aus.

Das Schloß zu Öls.

Von **Hasso Harden.**

Abbildungen von **Anton Lewy.**

(Abdruck verboten.)

Das alte Piastenschloß zu Öls gehört nicht zu den bekannteren Bauten Schlesiens.

Die gute Stadt Öls erfreut sich zwar dem schlesischen Volkswitz zufolge mit dem Altertum der Ehre sieben Wunder zu besitzen und zwar:

Die Breslau-Warschauer Bahn, die nicht nach Warschau fährt,
Die Fasanerie — ohne Fasanen,
Das Storchnest — ohne Störche,
Den Weinberg — ohne Reben,
Bellevue — ohne Aussicht,
Die Apothekerie — ohne Apotheke,
Das Elysium — ohne Götter,

aber sie liegt so abseits vom Wege, den die große Masse der Touristen nimmt, daß selbst diese Weltwunder nur Wenige zu einem Besuch verlocken. Auch das Schloß bietet, oberflächlich betrachtet, kaum genug Anziehendes, um jemand, der sich nicht besonders mit dem Studium der schlesischen Kunstdenkmäler beschäftigt, zu einer kleinen Reise nach Öls zu veranlassen. Daß dieser altehrwürdige Bau, wenn man sich liebevoller mit ihm beschäftigt, so manche verborgene Schönheit aufweist, werden die reizenden Zeichnungen unsers Künstlers wohl noch besser und eindringlicher bestätigen, denn ich es vermag.

Die alten Mauern des Schlosses und der sich an dieses unmittelbar anschließenden Schloßkirche St. Johannis künden eine lange und wechselvolle Geschichte, engverwachsen mit der Geschichte Schlesiens überhaupt. Es ist bekannt, daß die heutige preußische Provinz Schlesien bis 1163 einen Teil des großen Gesamtreiches Polen bildete, dann aber in eine Anzahl selbständiger, sich durch Erbfolge immer mehr zersplitternder Herzogtümer zerfiel, deren Herrscher dem Hause der Piasten angehörten. Unter den Piasten, welche sich zum Teil durch Heiraten mit deutschen Fürstentöchtern mehr und mehr germanisierten, hielt die deutsche Kultur ihren Einzug in Schlesien. Mit deren Hauptträgern, den Geistlichen, zogen deutsche Ritter, deutsche Handwerker und Bauern in das durch lange Kriege verwüstete und entvölkerte, bisher slavische Land, und deutsches Recht kam besonders in den größeren Sie-

Das Vorschloß von der Kirche aus

Friedrich der Große das Fürstentum 1792 als Kronlehn an den Herzog Friedrich August von Braunschweig.

Seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts bereits hatten die Piastenherzöge ihre Residenz nach dem Städtchen Öls verlegt, welches seitdem bis zu den Tagen des Braunschweigers Friedrich Wilhelm, der 1815 den Heldentod bei Quatrebras starb, sich eines Hofes zu erfreuen hatte. Es war dies von besonderer Wichtigkeit, weil die Ölser Herzöge besonders in den Zeiten der Gegenreformation fast das einzige protestantische Gegengewicht gegen die mehr oder minder vom Kaiser abhängigen anderen katholischen schlesischen Fürstentümer bildeten.

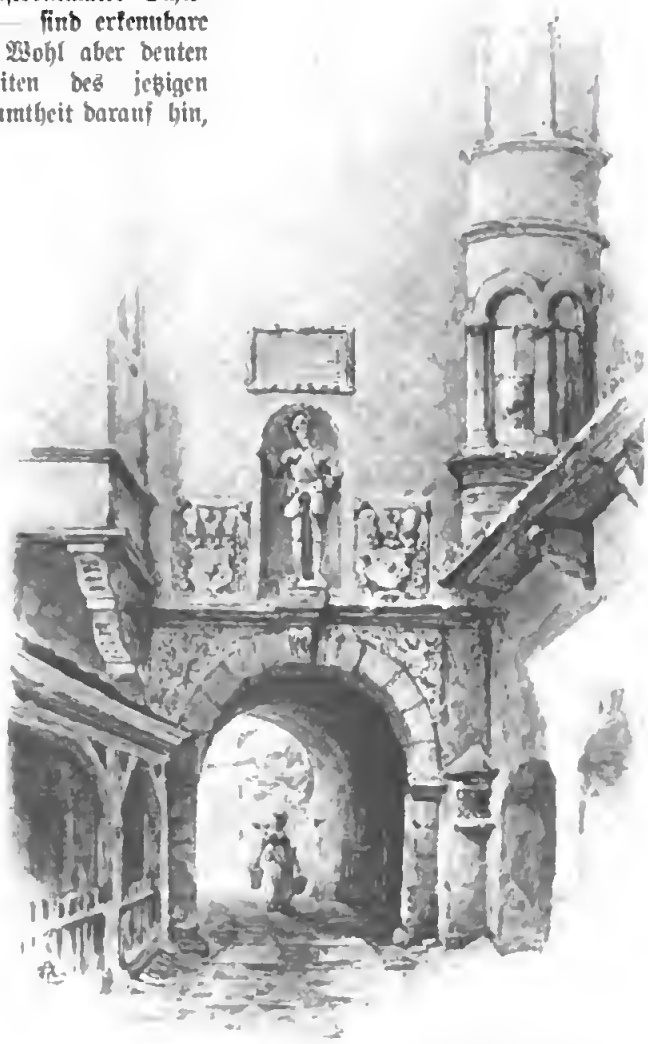
delungen allmählich zur Geltung: schon 1255 wurde Öls zu deutschem Rechte „ausgesetzt."

In Niederschlesien hatten sich zunächst zwei Herzogtümer, ein westliches und ein östliches, letzteres mit Öls, Kalisch, Gnesen und Wohlau, gebildet. Aus diesem ging das Herzogtum Öls selbst hervor, in welchem der Piastenstamm bis zu seinem Erlöschen gegen Ende des XV. Jahrhunderts, mehr oder minder vom Königreich Böhmen abhängig, herrschte. Als im Jahre 1492 der letzte piastische Herzog Konrad X gestorben war, kam das Herzogtum an die Podiebrads, in deren Besitz es bis 1647 blieb, und dann durch Erbfolge an die Linie Württemberg-Weitlingen. Nach deren Aussterben endlich verlieh, wie vorgreifend erwähnt sein mag,

Das äußere Schloßthor.

Von der älteſten Ölſer Burg — ein herzogliches Caſtrum wird nach Lutſch, Kunſtdenkmäler Schleſiens, ſchon um 1292 erwähnt — ſind erkennbare Spuren nicht mehr vorhanden. Wohl aber deuten die zahlreichen Unregelmäßigkeiten des jetzigen Schloßbaues mit ziemlicher Beſtimmtheit darauf hin, daß die älteren Grundmauern bei den ſpäteren Neubauten mitbenutzt wurden. Krieg und Brand haben dem urſprünglichen Bau jedenfalls wiederholt hart mitgeſpielt, obwohl er mit Wällen und tiefem Graben gut bewahrt war. Was wir heute vor uns haben, ſtammt im weſentlichen unzweifelhaft aus der zweiten Hälfte des XVI. und dem Beginn des folgenden Jahrhunderts, und wenn auch einzelne kleine Teile noch gotiſche Stilformen zeigen, ſo ſind die beiden Hauptteile des jetzigen Schloſſes doch völlig unter dem Einfluß der Renaiſſance aufgeführt.

Das Schloß liegt an der Weſtſeite der kleinen, freundlichen Stadt auf einer niedrigen Anhöhe in recht hübſcher Umgebung. Den Hügel



Das innere Eingangsportal.

Skulpturen über der zweiten Durchfahrt.

ſchließen auf zwei Seiten der zum Teil teichartig erweiterte Ölſebach und anmutige Parkanlagen ein, auf den anderen Seiten wird er durch den Schloßgraben begrenzt.

Ehedem mag wohl eine ſtolze Zugbrücke von der Stadt aus über dieſen Graben geführt haben, heute iſt dieſelbe längſt durch eine Anſchüttung erſetzt, und man gelangt durch einen kleinen Vorhof, der nach außen durch ein großes

Der Schloßhof mit dem Hauptturm.

Rundbogenportal mit prunkvollem Aufsatz abgeschlossen ist, unmittelbar zu dem sogenannten Vorschlößchen oder Wittumsstock, den Herzog Johann 1563 durch den trefflichen Baumeister Kaspar Kuhne aufführen ließ — einem schlichten Bau im anmutigen Renaissancestil mit hübsch geformten, originellen Erkern, von denen besonders der an der Nordostecke angebrachte, wie aus der Zeichnung ersichtlich durch drei Stockwerke reichend, sich durch liebevolle Durchbildung auszeichnet.

Unter dem Vorschloß führt eine Durchfahrt in einen kleinen zweiten Hof, und von hier aus eine weitere Durchfahrt in den eigentlichen mächtigen Schloßhof.

Ehe wir uns dem letzteren aber zuwenden, müssen wir noch einen Blick auf die reizvolle Schmückung des Portals jener ersten Durchfahrt werfen. Auch dieses ist rundbogig gehalten; über dem Schlußstein tritt ein Konsol hervor, auf dem sich zwischen zwei Wappen vor der ausgenischten Rückwand die lebensgroße Statue des Erbauers erhebt. Über dem Portal zur zweiten Durchfahrt endlich ist das Rundbild eines Wappenträgers und ein Wappen eingemauert — beide Skulpturen in gotischem Stil gehalten und augenscheinlich aus älterer Zeit in den neueren Bau hinübergerettet.

So ständen wir denn im Schloßhof —

meines Erachtens dem reizvollſten Teil des Ganzen. So arg auch die Zeit und beſonders ein großer Brand, welcher im vorigen Jahrhundert die Galerieen auf zwei Seiten vernichtete, dem Bau mitgeſpielt hat, es bleibt immer noch genug, um ſich den urſprünglichen Eindruck vergegenwärtigen zu können. Der Hof hat eine faſt quadratiſche Geſtalt. In drei Stockwerken ſteigen die vier Flügelbauten, zum Teil allerdings im Grundriß unregelmäßig aufgeführt, empor, in der nördlichen Ecke fügt ſich der maſſige Hauptturm prächtig an, unten rund, dann zum Achteck übergehend und mit Galerieen und ſteiler Haube gekrönt. Die breiten Terraſſen des Erdgeſchoſſes, die Umgänge der oberen Stockwerke auf der Hofſeite, die in das ſteile Ziegeldach eingebauten Giebelchen wirken überaus maleriſch, und man vergißt über dem Totaleindruck gern die etwas dürftige Durchbildung der einzelnen Architekturformen.

Leider iſt das Innere des Schloſſes arg vernachläſſigt. Allerlei Einbauten, wie ſie wechſelnde Nützlichkeitsgründe den jeweiligen Bewohnern angenehm erſcheinen ließen, haben nicht dazu beigetragen, die an ſich etwas gedrückten Räume zu verſchönern. Man merkt überall, daß das Schloß ſeit faſt einem Jahrhundert aufgehört hat, eine fürſtliche Reſidenz zu ſein. Herzog Wilhelm von Braunſchweig hatte ſich nur eine Zimmerflucht reſerviert, die notdürftig im Stand gehalten wurde, der ganze übrige Teil des umfangreichen Baues diente und dient noch heute zu Beamtenwohnungen oder Kanzleien. Als der Herzog 1888 ſtarb, und Öls als erledigtes preußiſches Thronlehen an Kronprinz Friedrich Wilhelm überging, ſchien eine beſſere Zeit für das Schloß gekommen. Die ſtattliche, 20 000 Bände zählende Bibliothek, welche als Allodbeſitz an den König von Sachſen fiel, wurde freilich nach Dresden überführt, und Öls damit auch einer Seltenheit beraubt, auf welche es beſonders ſtolz war: einer auf Pergament gedruckten Bibel, welche Luther im Jahre 1540 dem damals regierenden Herzog überſandt hatte. Aber der kunſtſinnige Kronprinz Friedrich Wilhelm intereſſierte ſich anderſeits für den alten Bau, er beabſichtigte auch die Neueinrichtung wenigſtens eines Schloßteils. Es berührte mich wehmütig, als ich in einer Anzahl Zimmer die von ihm nach Öls geſandten Möbel und Kunſtwerke ſtehen ſah — ſie ſind zum großen Teil noch nicht einmal aus ihren Hüllen genommen. Die unheilvolle Krankheit und der Tod des hochſinnigen Fürſten haben ſeine Abſichten durchkreuzt.

Ein einfacher Verbindungsgang, der mit drei großen Rundbogen den Schloßgraben überbrückt, führt vom Vorſchloß zur nahen Schloßkirche, einer leider auch durch zahlreiche An- und Umbauten ziemlich unanſehnlich gewordenen dreiſchiffigen Baſilika.

Die Schloß- und Pfarrkirche von Öls dürfte zu den früheſten chriſtlichen Gotteshäuſern Schleſiens gehören, ſie ſoll bereits am Ausgang des XII. Jahrhunderts eingeweiht worden ſein. Indeſſen iſt von dem urſprünglichen Bau nichts erhalten, und die

Der Schloßhof.

Kleines Renaiſſance-portal.

Denkmäler von geringerer künſtleriſcher Bedeutung, die indeſſen für die Geſchichte des Fürſtentums Öls von hohem Intereſſe ſind.

Leider iſt, wie das Schloß, ſo auch die Schloßkirche baulich recht mangelhaft unterhalten. Die Wände und ein Teil der Pfeiler des Inneren ſind mit dicker Tünche überdeckt, für die Erhaltung des Äußeren des ehrwürdigen Gotteshauſes iſt juſt eben nur das Allernotwendigſte geſchehen. Die Erwartung iſt wohl aber nicht unberechtigt, daß dem Verfall ein Ende geſteckt werde. Augenblicklich ſind bereits ziemlich umfaſſende Reſtaurationsbauten am Schloß in der Ausführung begriffen, bei denen hoffentlich auch die intereſſanten, kaum noch zu erkennenden Sgraffiti der Außenfaſſaden liebevolle Berückſichtigung finden werden. Nach dem Abſchluß dieſer Bauten laſſen ſich gewiß auch die für einen würdigen Ausbau der Schloßkirche erforderlichen Mittel bereit ſtellen; iſt doch der Inhaber des Kronlehns, unſer jugendlicher Kronprinz, zugleich auch der Patron des ehrwürdigen Gotteshauſes.

älteſten Teile des ganzen heutigen Bauwerks ſcheinen aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts zu ſtammen. Das Innere enthält einige recht bemerkenswerte Epitaphien, ſchönes altes Geſtühl und zahlreiche

Märzenwind.

Von

Friedrich Reifenrath.

(Abdruck verboten.)

Holho, du friſcher Märzenwind,
Du kommſt mir recht gelegen!
Wie fegſt du ſcharf durch Wald und Feld
Und fegſt den Winter aus der Welt —
Holho, du ſchnelles Frühlingskind,
Glückauf zu deinen Wegen!

Was dürr und tot, was morſch und alt,
Dein Wehen bringt's zum Wanken.
Der Winternebel trübes Heer,
Die Winterträume bang und ſchwer:
Vor deiner ſiegenden Gewalt
Ins leere Nichts ſie ſanken.

Die Hoffnung iſt dein Reiſekleid,
Gewebt aus Blütenträumen;
So rein und herb dein Atem weht —
Grüß Gott, du lieber Lenzprophet,
Du ſollſt mir all das Winterleid
Aus Kopf und Herzen räumen!

Das gute Krokodil.

Novelle von

Ernst von Wolzogen.

(Abdruck verboten.)

Wer auf Capri den Spuren des Kaisers Tiberius nachgeht, der kommt wohl zu der Meinung, daß dieser berühmte Kinderschreck doch vielleicht etwas anderes noch gewesen sein muß, als nur ein stumpfsinniger Wüterich, ein wahnsinniger Bluthund. Mit Grausen erfüllen uns die Berichte der alten Geschichtsschreiber über die Ausgeburten des römischen Cäsarenwahnsinns; aber mit einem Grausen, welches die Phantasie so mächtig aufrührt, daß es oft in den tragischen Schauder der Bewunderung umschlagen möchte. Ein Herrscher, der für den mächtigsten Thron der Erde geboren ward, muß schon ein recht kleiner Geist sein, wenn er nicht bald die Menschen verachten lernt, diese Horde von Speichelleckern und Fuchsschwänzern, die nur bäuchlings zu ihm herankriecht und sich für die Gnadengeschenke, wie für die Fußtritte despotischer Laune mit gleicher Demut bedankt. Der aber ist kein kleiner Geist, der an dem Narrenstolz, der verhaßte Gott feiler Sklaven zu sein, kein Genügen findet, dessen Seele nicht stumpf, dessen Sinne nicht schlaff werden in dem ewigen Taumel zwischen brutalem Genuß und Todesangst, sondern sich aus Furcht und Verachtung heraus in die Arme der Natur retten, um ihre Liebe unablässig bis zu seinem letzten Atemzuge zu werben vermag, mit nimmer müder Einbildungskraft, wie ein echter Künstler stets beflissen, nicht sich die Geliebte zu unterjochen, sondern sie immer mehr zu idealisieren und dadurch gerade den Genuß der schwärmerischen Hingabe, der sich klein fühlenden Sehnsucht nach der übermenschlichen Schönheit und Reinheit bis zur religiösen Extase zu steigern. Auf dem schönsten Punkte der herrlichen Felseninsel baut sich der welt- und menschenmüde Kaiser ein Märchenschloß, von dem aus sein Auge nach der einen Seite hin das uferlose, tiefblaue Meer überschaut, das unten in schwindelnder Tiefe die senkrecht aufsteigenden Klippen umbrandet, und nach der anderen Seite hin die lange, vielgewundene Küstenlinie, das kräftige Zickzack und die weicheren Wellen der Berglandschaft, grauen Fels und strotzendes Dunkelgrün, den unvergleichlich schönen Meerbusen, an dem der Vesuv mit seinem ewig rauchenden Lagerfeuer die Wache hält, stets bereit, Tod und Verderben auszuspeien über die hell leuchtenden, lustigen Städte, die an seinen Abhängen hinaufklimmen und bis an das spielende, lockende Meer hinunter sich schmiegen, sorglos wie Kinder zwischen Feuer und Wasser sich ihres Daseins freuend.

Und auf dem Sessel von Elfenbein und Gold sitzt der daseinskranke Cäsar, dort auf dem Altan über dem rauschenden Abgrund — Sonnengold und blauer Himmel, weiches Wogenrauschen und der halb betäubende, halb erfrischende Hauch aus Blumenduft und salzigem Meeresodem gemischt umfluten ihm die müden Sinne, daß ihm die Pulse rascher schlagen und tiefe Sehnsucht nach Reinheit und Schönheit sein liebeleeres Herz erfüllt.

Einsam, liebeleer — und Herr der Welt zu sein!

Düster sinnend ziehen seine Brauen sich zusammen. „Ich und die Natur! O du ewige Schönheit, o du allbelebendes Licht, wenn nur diese Augen, diese Nerven, dieses Hirn allein dich zu fassen, deine Wunder nachschaffend zu begreifen wüßten, wenn nicht diese lügnerische, feile Menschenbrut zwischen mir und dir stünde, die mich selbst zur Bestie herabwürdigt, dann wäre ich ein Gott, dein stolzer Herrscher und dein liebendes Kind zugleich. Daß ich sie alle vernichten könnte, um mit dir allein zu sein, du göttliche Mutter! Alle, alle möcht' ich sie sterben sehen!"

Ein unbeschreiblich verächtliches Lächeln spielt um seine blassen Lippen. Er richtet den sehnigen Stiernacken stolz empor und winkt einem Kämmerer: „Führt die Verdammten zum Tode! Von dieser Klippe soll man sie hinabstürzen ins Meer! Ich bin gnädiger Laune: die Elenden sollen in Schönheit sterben."

Droben auf seinem Altan steht er hoch aufgerichtet, der Furchtbare, die Arme verschränkt unter den Purpurfalten der Toga, den Kopf ein wenig vorgebeugt — und so verfolgt er mit dem scharfgespannten Blick eines feinen Kunstkenners das grausig-schöne Schauspiel. Sein Ohr bleibt taub gegen das wahnsinnige Wehgeschrei der Todgeweihten. Herrliche Gestalten sind's, die ihm sein griechischer Freigelassener ausgesucht hat zu solchem Augenschmaus. Die Häßlichen und die Alten, die mag man in der Stille abthun mit Strang und Schwert. Diese schönen nackten Leiber von Männern und Weibern, von freien Römern, von griechischen und asiatischen Sklaven und Sklavinnen brauchen nicht des Helios-Mithra allsehendes Auge noch auch das Auge des Cäsars zu scheuen. Hei, wie man sie fliegen lehrt, die zitternden Staubgeborenen, wie die weißen Leiber durch die strahlende Lichtflut hinunterschießen und sich überschlagen, zwei-, drei- und mehrmal! Optime, optime! Das macht ihnen keine syrische Gauklerin, kein ägyptischer Akrobat nach. Und er klatscht in die Hände wie im Theater und nickt dem feisten Griechen, dem geschmackvollen Veranstalter des Schauspiels, gnädig zu: „Optime, optime!" — —

Und dann bricht er auf. Mit einer verächtlichen Handbewegung weist er den Troß von sich, der sich ihm anschließen will. Einzig sein Lieblingsknabe, ein junger Sicilianer mit blaßbraunem Antlitz und brennenden Schwarzaugen, darf ihn begleiten. Auf seine starken Schultern stützt er sich, während er stumm den schmalen, steilen Pfad hinunterschreitet durch üppige Weingärten hindurch und dann die Steintreppe hinab, vorbei an dem gewaltigen natürlichen Felsenthor, zur Mithrasgrotte. Er heißt den Jüngling sich draußen lagern und tritt allein durch den engen Felsspalt in das Allerheiligste. Auf seinen Ruf erst soll er kommen, um ihm den kaiserlichen Rücken zu geißeln; denn strengem Fasten und schmerzvollen Selbstpeinigungen muß er sich unterwerfen, um in den höchsten Grad der Eingeweihten aufzusteigen, vom aquila zum accipiter, vom Adler zum Habicht.

Amphitheatralisch steigen im Hintergrunde der Höhle die steinernen Bänke auf, ein Sinnbild des Stufenganges der geistigen Entwickelung zur Vollkommenheit, und acht Thüren aus verschiedenem Metall verschließen ebenso viele Felsenlöcher, die zu der kleineren Nebenhöhle führen.

Auf der untersten Bank läßt der Cäsar sich nieder und gedankenvoll schweift sein Blick hinaus über das herrliche Bild, das der hohe Halbkreis der vorn offenen Höhle massig umrahmt, hinaus in die Unendlichkeit von blauem Meer und blauem Äther. Und sein Geist versenkt sich in die Mysterien seines Gottes Mithra, des unbesiegten Sonnengottes, zu dem er betet in seinen heiligen Stunden, dem er am 16. eines jeden Monats eigenhändig einen jungen Stier zum Opfer schlachtet, des Mithra mit den zehntausend Augen und zehntausend Ohren, des Allwissenden und Allweisen, des Schlaflosen, Unbeirrten, der alle Gedanken, Worte und Werke der Menschen kennt und richtet, der daherfährt als gewaltiger Krieger auf gleißendem Schlachtwagen, angethan mit goldenem Helm und silbernem Panzer und begleitet von den Genien der Gerechtigkeit, des Segens, des Fluches und der Reinheit.

„Wahrheit, Reinheit — wo finde ich sie? Mithra, du unbesiegtes Licht, erleuchte mich, daß ich sie finde!"

So seufzt der Herrscher der Welt tief auf und zermartert Hirn und Herz in mystischer Sehnsucht — einsam — liebeleer!

Dann wirft er die Purpurtoga von sich,

entblößt seinen Leib und ruft den Sicilianer mit der Geißel herbei. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch heute sind in jener Höhle die steinernen Rundbänke, stufenweise aufsteigend, die künstlichen und natürlichen Felsenöffnungen zu sehen, welche einst durch die geheimnisvollen Metallthüren verschlossen waren, und die Reisehandbücher nennen die Höhle ‚Grotta di Mitromania'; aber die rührend harmlosen Capresen von heute wissen mit dem tiefsinnigen Mithraswahn der Alten nichts mehr anzufangen und haben die versteckte Höhle mit der prachtvollen Aussicht recht verschmitzt in Grotta di Matrimonio umgetauft, in der vielleicht nicht ungerechtfertigten Annahme, daß die kühle, verschwiegene Einsamkeit des Ortes wohl besonders geeignet sein möchte, den deutschen und britischen jungen Herrschaften, die etwa der Zufall hier zusammenführt, den Gedanken an die Begründung eines neuen heiligen Ehestandes ganz besonders nahezulegen. —

An einem sonnigen Maitage dieses Jahres hatte auf derselben Steinbank, auf welcher einst der sehnsuchtskranke Cäsar sein Hirn mit tiefen Fragen an die Gottheit zermarterte, ein wunderliches Pärchen Platz genommen. Aber keine flirtenden Sprößlinge Albions waren das, noch blonde, schmachtende Reichsdeutsche, sondern zwei kleine Capresen, ein braunes Prachtmädel von zehn und ein finsterer, zerlumpter Bube von zwölf Jahren. Sie saß auf der hohen Steinstufe und ließ die hageren, braunen Beinchen mit den etwas großen Füßen, die noch nicht den Boden erreichten, leicht übereinander gelegt herabhängen, während die kleinen derben Händchen eine blanke Sichel im Schoße hielten. Das bunte Kopftuch war ihr in den Nacken heruntergeglitten, und die unbändige Fülle nachtschwarzer Ringellocken umrahmte tief über Stirn und Schläfen züngelnd das reizendste Medusengesichtchen mit dem trotzigen Mund und den großen unheilkündenden Augen. Das Bürschchen, noch weit ärmlicher als das Dirnchen, fast nur in Lumpen gekleidet, lag auf dem Bauch lang ausgestreckt neben ihr auf der Bank, die Ellbogen aufgestemmt und den dunkeln Krauskopf auf die hohlen Hände gestützt, und starrte wie verzückt der Kleinen in die sündhaft schönen Augen. Ein großes Bündel Gras, das er ihr an den steilen Abhängen schneiden geholfen hatte, lag zu ihren Häupten auf der nächst höheren Stufe.

„Was habe ich dir gethan, Concetta? Warum bist du nicht mehr gut zu mir wie früher?" fragte der Knabe mit gepreßter Stimme, halb zornig halb schmerzlich.

„Weil du ein schlechter Bube bist."

„Was soll ich machen? Kann ich dafür, daß ich nicht anders bin? Wer ist denn gut zu mir? Ich habe ja auch keinen Vater und keine Mutter, die mich gut sein lehren."

„Aber du hast im Gefängnis gesessen, und der Büttel hat dich durchgeprügelt. Das ist eine Schande. Und sie sagen alle: wenn du groß bist, würden sie dir einmal den Kopf abschlagen."

„So, sagen sie das, die Teufel?! Nun vielleicht wissen sie es! Ich mache mir garnichts daraus, groß zu werden. Ich werde doch immer ein Leben haben, schlimmer als ein Esel. Schlag' du mir lieber gleich den Kopf ab, Concetta, wenn du doch nicht mehr gut zu mir sein willst! Ich habe dir ja auch die große Schande gemacht. Wozu bin ich noch nütz auf der Welt? Da, pack' deine Sichel fest und schlag' tüchtig zu!"

Er umspannte ihr Handgelenk hart mit seinen Fingern, hob ihr so die Hand, in der sie die Sichel hielt, in die Höhe und schob dann seinen Körper ein wenig vorwärts, um den Kopf in ihrem Schoße zu vergraben.

„Nein, nein, laß mich!" rief das Mädchen und bog den Oberleib weit zurück, die dunkeln Augen ängstlich weit geöffnet.

Aber er ließ ihr Handgelenk nicht los. „So schlag' doch zu, dummes Ding," knirschte er dumpf in ihren Schoß hinein, und gleichzeitig riß er mit einem kräftigen Ruck ihren Arm herunter, daß die blitzende Sichel gerade auf seinen Nacken herabfuhr.

Hätte ihn die scharfe Schneide steiler getroffen, so hätte es zum mindesten eine schlimme Wunde gegeben. So aber traf die Klinge fast flach auf den bloßen Nacken und nur die Spitze bohrte sich, durch das zerfetzte Hemd hindurch, ziemlich tief in die Schultern hinein, so daß alsbald die schmutzige Leinwand sich voll Blut saugte.

Entsetzt ließ das Kind die Sichel fallen und stieß, laut aufweinend, den Kopf des Knaben von ihrem Schoße fort.

In diesem Augenblick betraten zwei

Fremde durch das niedrige Felſenthor die Höhle, ein alter Herr, unterſetzt, maßvoll beleibt mit eisgrauem, martialiſchem Schnurrbart und kurzgeſchorenem Haupthaar, ganz in hellen Flanell gekleidet. Im folgte auf dem Fuße ein junges Mädchen, ſchlank und doch zierlich, friſch und doch zart. Auf dem blonden Köpfchen trug es einen leichten Baſthut von der Größe eines anſehnlichen Wagenrades, über deſſen Kopfteil eine bunte capreſiſche Seidenmütze gezogen war. Das ſüße, noch halb kindliche Geſichtchen, das unter dieſem gewaltigen Schattenſpender Schutz ſuchte, wäre auch dann noch ſchön zu nennen geweſen, wenn ſeine weichen Linien und Flächen weniger zart und edel geweſen wären — eine Schönheit mehr zum Liebhaben als zum Bewundern, weil Herzensgüte, kindlicher Frohſinn, Klugheit und geſunde Reinheit daraus hervorleuchtete. Ein hübſcher capreſiſcher Junge, mit dem Malgerät der jungen Dame beladen, folgte den beiden.

„Papa, Papa, ſieh doch bloß! Nein, wie entzückend!“ rief das junge Mädchen auf deutſch, indem ſie den vorſichtig die ausgetretenen Steinſtufen hinabſchreitenden alten Herrn mit Ungeſtüm am Arme packte.

„Was denn? Wo denn?“ brummte der Alte gutmütig. „Kind, wirf mich nur nicht die Treppe 'runter!“

„Sieh doch bloß die beiden Kinder dort! Iſt das nicht ein Bild zum Malen?“

„Alle Wetter, ja, du haſt Recht! Ein paar großartige Schmutzfinken! Beſonders das kleine Hexchen da mit den ängſtlichen Augen! Na, meinetwegen kannſt du gleich das Hauptverfahren eröffnen. Ich ruhe mich gern ein Stündchen hier aus und verſuche es mit Signor Morganos Trabucos.“

Während dieſer kleinen Rede war die junge Dame zu den Kindern getreten und hatte dem weinenden Mädchen freundlich die erhitzten Wangen geſtreichelt. Plötzlich rief ſie ganz erſchrocken: „Vater, ſieh doch nur, der arme Junge!“

Sie ließ das Mädchen los und wandte ſich raſch dem Knaben zu, der bei ihrer Annäherung auf die Füße geſprungen war und ihr halb ſcheu, halb unmutig den Rücken gewandt hatte. Trotz ſeines leichten Widerſtrebens hielt ſie den großen Buben feſt, indem ſie mit dem linken Ellbogen ſeinen ſchwarzen Lockenkopf an ſich drückte, während ſie ſich eifrig daran machte, die Wunde bloßzulegen, daraus er ſo arg blutete.

Der alte Herr trat herzu und beſichtigte den Schaden. „Reg' dich nicht auf, Cordel! Hat nicht viel zu ſagen. Ordentlich abſpülen mit reinem Waſſer und dann ein Pflaſter drauf! Daran werden wir noch nicht ſterben, haha!“ Er klopfte dem Burſchen freundlich auf die unverletzte Schulter, entzog ihn den ſorglichen Armen ſeines Töchterchens und drehte ihn zu ſich herum. „Übrigens auch 'n famoſer kleiner Kerl das! Sieh bloß die Leidenſchaft in dem Geſicht! — Come ti chiama, mio figlio?“ fragte er mit ſehr ſchlechter Ausſprache den finſter Dreinblickenden.

Der erwiderte in gleichgültigem Tone, ohne aufzublicken: „Pietro Rocodillo.“

„Hoho, Pietro Crocodillo! Famoſer Name!“ lachte der alte Herr.

„Roe-ca-dil-lo,“ wiederholte der Knabe ſcharf betonend und ſah mit unwilligem Stirnrunzeln zu dem ſpaßhaften Fremden auf.

„Ach was!“ rief der. „Das kann ich nicht behalten. Wenn wir gute Freunde bleiben ſollen, laß mich dich Crocodillo nennen!“

Cordula, die leidlich geläufig italieniſch ſprach, ſuchte dem finſter dreinblickenden Burſchen den wohlmeinenden Scherz ihres Vaters begreiflich zu machen. Sie legte ihm dabei ihre vornehm ſchlanke weiße Hand auf den Kopf und bog den ein wenig in den Nacken herab, ſo daß er ihr ins Geſicht ſehen mußte, und fragte ihn weiter aus: „Thut es denn ſehr weh?“

„Fa niente! Macht nichts!“ verſetzte Pietro tonlos.

„Wie biſt du denn nur zu der Wunde gekommen?“

Er zuckte die Achſeln.

Concetta fing wieder an zu weinen. Die junge Deutſche wandte ſich nach dem Kinde um und bemerkte die Sichel in ſeiner Hand. „Ah!“ rief ſie lebhaft. „Ihr habt euch wohl geprügelt? Und da hat die Kleine mit der Sichel nach dir geſchlagen?“

„Fa niente!“ ſagte Pietro wieder traurig gelaſſen, ohne den Blick von dem zarten Geſichte der jungen Dame abzuwenden.

„Er hat geſagt: ich ſoll ihm den Kopf

abhauen," wandte ſich die kleine Concetta weinerlich anklagend an den alten Herrn, der ſie nicht verſtand und verwundert den Kopf ſchüttelte.

Auch Fräulein Cordula glaubte nicht gehört zu haben und wiederholte zweifelnd: „Den Kopf abſchlagen? Kinder, nein, ſeid ihr toll?! Mein armer Crocodillo, was iſt dir denn paſſiert, daß du ſo jung ſchon ſterben wollteſt?"

„Fa niente!"

„O, o, fa niente und immer fa niente! Armer kleiner Kerl, willſt du mir nicht ſagen, was dir das Herz abdrückt?"

Pietro ſchüttelte traurig den Kopf. „Fa niente!"

„Er iſt ſehr arm," erklärte Concetta ernſthaft.

„So, ſo! Wo wohnen denn deine Eltern? Willſt du uns nicht zu ihnen führen?"

„Hab' keine."

„O Ärmſter! Wo wohnſt du denn?"

„Nirgends. Bald da, bald da, wie 's kommt."

„Ja, haſt du denn niemanden, der für dich ſorgt?"

„Wer mich braucht zur Arbeit, der gibt mir zu eſſen. Ich fahre nachts mit den Fiſchern hinaus, und dann ſchlafe ich mich im Boote aus. Und jetzt kommen die Wachteln bald, da brauchen ſie mich auch."

„Und haſt niemanden, der dich lieb hat?!" Dem ſchönen Mädchen wurden die Augen feucht bei der Frage.

„Fa niente!"

So wehvoll bitter kam es heraus. Und der Knabe ward dunkelrot dabei und ſenkte die ſchweren Augenlider ſcheu zu Boden.

Cordulas Vater, von Stracknitz hieß er und war Oberſt a. D., begann ungeduldig zu werden. „Fa niente und immer fa niente! Sonderbares Krokodil! Verſchwatz' dich hier nicht, Cordel! Sieh lieber zu, daß der Bengel ſeine Wunde ausgewaſchen kriegt. Waſſer wird's hier wohl nicht geben. Da wird er ſchon da hinauf müſſen nach dem nächſten Hauſe."

„Ja, das glaube ich auch," verſetzte das junge Mädchen. „Ich werde mitgehen und die Geſchichte beaufſichtigen. Es iſt ja nur die Treppe hinauf und hinunter. Wenn du ſo lange auf mich warten willſt, Papa, ich bin in zehn Minuten wieder da."

„Na deine zehn Minuten kenn' ich, Kindchen. Aber lauf nur! Wir haben ja Zeit. Sage dem Jungen: er ſoll ſich heute Nachmittag im „Kater Hiddigeigei" bei mir melden. Ich will ihm eine decente Hoſe verehren und vielleicht auch noch ein Hemd dazu."

„Das iſt recht, Papa. Nein, wie thut mir bloß der arme Junge leid!" Und ihre Linke leicht um Pietros unverwundete Schulter legend, ſchritt ſie zu dem Eingang der Höhle empor, während die kleine Concetta ärgerlich, daß ſie ſo wenig beachtet worden war, mit ihrem Grasbündel auf dem Kopfe finſter blickend hinterdrein ſchritt.

„Addio buono Crocodillo — a rivederci!" rief der Oberſt in ſeiner lauten, gutmütig polternden Art den Davonſchreitenden nach. Dann ſteckte er eine Trabukos an und wollte eben ein kleines Selbſtgeſpräch über die Niedertracht des italieniſchen Tabaks beginnen, als der Knabe, der Cordulas Malgerät trug und der bisher unbeachtet beiſeite geſtanden war, raſch auf ihn zutrat und ihm eifrig zuraunte: „Nix buono Crocodillo — brutto Crocodillo!"

Der Oberſt nahm eine komiſch ſtrenge Miene an und ſchüttelte abweiſend Kopf und Zeigefinger: „No, no, no, nix brutto — buono Crocodillo — molto povero e buono Crocodillo!"

Der Junge machte ein ganz aufgeregtes Geſicht, rückte dicht an den alten Herrn, der ſich auf die Steinbank niedergelaſſen hatte, heran und begann ihm mit äußerſt beweglichen Mienen auseinanderzuſetzen, daß der Schützling ſeiner Tochter mit nichten ein gutes Krokodil, ſondern vielmehr und zweifelsohne ein über die Maßen nichtsnutziges, gottverlaſſenes und höchſt gemeingefährliches Krokodil ſei, ſo da wegen unterſchiedlicher Scheußlichkeiten — brutte porcherie — im ſchwarzen Loch geſeſſen und von Gerichts wegen ſchandhafte Prügel erhalten habe.

All ſein Wortſchwall und ſeine gerechte moraliſche Entrüſtung — die Capreſen ſind nämlich ein gar ſittſames, tugendſtolzes Völkchen — war aber an dem alten Herrn von Stracknitz verſchwendet. Denn wie ſehr er auch die Ohren ſpitzen und ein über das andere Mal: „Wie? Was ſagſt du? Potz tauſend! Sprich langſam, du Laus-

Ernst Frhr. von Wolzogen.
Für die Monatshefte gezeichnet von Ismael Gentz.

bub!" dazwiſchenrufen mochte, der krauſen Rede dunkler Sinn blieb ihm trotz alledem ein Geheimnis. Er gab ſchließlich dem kleinen Läſtermaul einen freundſchaftlichen Klaps und hieß ihn auf gut deutſch den Rand halten.

Der Knabe zog ſich ein paar Schritte zurück, um aus dem Bereich der drohenden Hand zu kommen und rief noch einmal mit einer letzten Anſtrengung, ſich verſtändlich zu machen, indem er nach der Richtung wies, in welcher der arme Pietro davongegangen war: Questo ragazzo, nix buono — grande Lausbubi!"

„Ach was, laß mich in Ruh': tutti Lausbubi! Wenn du nicht gleich den Schnabel hältſt, ſollſt du mal ſehen, mio figlio!" grunzte der Oberſt behaglich lachend und machte Miene, mit ſeinem Stock auf den hartnäckigen Verleumder loszugehen.

Und der freche Spatz tanzte rückwärts vor dem alten Herrn her, machte ihm eine lange Naſe und ſang: „Du biſe v'ri'tt, mein Kin'!"

„Ha, tolle Bagage!" brummte der Oberſt vergnüglich. „Da kann man recht ſehen, wie wahre Bildung des Geiſtes und Gemütes ſich überall da, wo der Deutſche hinkommt, mit reißender Schnelligkeit verbreitet!" — — —

Das der Mithrasgrotte zunächſt gelegene Haus gehörte den Eltern der kleinen Concetta. Eine alte Muhme, die allein im Hauſe herumſchaffte, brachte das erbetene Waſſer herbei, nicht eben mit allzu großer Dienſtwilligkeit und auch nicht, ohne einige übelwollende Bemerkungen über den ſchlechten Charakter des Bürſchchens anzubringen, der ſolchen Samariterdienſt garnicht wert ſei.

Cordulas liebliches Geſicht rötete ſich vor Zorn über die Hartherzigkeit der Alten, aber ſie ſagte ihr kein Wort, ſondern machte ſich ohne weiteres daran, Pietros Wunde zu waſchen. Gefährlich war ſie ja nicht. Die Blutung hörte auch gar bald von ſelbſt auf, und ſie konnte, nachdem ſie ihm ein gewöhnliches engliſches Pflaſter aufgelegt hatte, das ſie nebſt anderen nützlichen Kleinigkeiten in einem Taſchenneceſſaire bei ſich trug, die Behandlung für beendigt erklären. Ehe ſie ging, wandte ſie ſich freundlich an die kleine Concetta, die finſteren Antlitzes dabei geſtanden war und kein Auge von der ſchönen blonden Dame gewendet hatte.

„Sei gut zu dem armen Jungen, Kleine!" ſagte ſie, ihr die weichen braunen Wangen ſtreichelnd. „Wer wird ſo böſe Augen machen! Man muß ſich ja fürchten!" Und zu Pietro ſich wendend, fragte ſie lächelnd: „Sie iſt wohl deine kleine Braut? Ihr habt euch wohl lieb?"

„Die?!" rief der Knabe faſt verächtlich, indem er Concetta einen zornigen Blick zuwarf, und dann ſenkte er den dunklen Krauskopf zur Seite und fügte mit einer wegwerfenden Handbewegung hinzu: „Die iſt wie alle." Langſam, ſcheu hob er die Lider empor, und ſein brennender Blick ſuchte Cordulas blaues Auge, während er ganz leiſe, wie im Selbſtgeſpräch, flüſterte: „Für Sie, Fräulein, will ich beten, daß Sie hundert Jahre werden mögen und alle Heiligen Ihnen helfen ſollen."

Wie das klang! Wie der große Junge ſie anſah! Das Fräulein von Stracknitz wurde ganz verlegen dabei. „Hundert Jahre, Gott bewahre mich!" lachte ſie gezwungen und dann ſchritt ſie raſch über die Schwelle und die wenigen Steinſtufen von der Hausthür hinunter.

Sie war kaum zehn Schritte weit gegangen, als ſie Concettas Stimme hinter ſich herrufen hörte: „Signorina, un soldo!"

Daß ſie die Bettelei doch nie vergeſſen können! Ärgerlich wandte ſich Cordula um und fragte ſcharf: „Perche? Weshalb?"

„Per l'aqua," ſagte die Kleine aufdringlich geſchäftsmäßig und hielt ihr das ſchmutzige kleine Händchen hohl entgegen.

Oben auf der Treppe ſtand die Alte und wiederholte mit häßlichem Jammerton: „Aber ja, Fräulein, erbarmen Sie ſich — ein soldo fürs Waſſer! Es iſt mein Eigentum."

„Seid ihr Chriſten?" rief das ſchöne Mädchen in ehrlichem Zorn, wandte dem Bettelvolk den Rücken und ſchritt raſch den Weg zurück, den es gekommen.

Was das Kind für böſe Augen hatte, als es um den soldo bat! Nun lachte es hinter ihr her, und die Alte keifte.

Als ſie wieder am Eingang der Höhle angelangt war, hörte ſie hinter ſich einen Stein den Abhang hinabkollern. Sollte das wütende kleine Ding ..... Cordula wandte ſich raſch um, und da ſah ſie, wie das gute

Krokodil, die Treppe verschmähend, ihr nachlief, in kecken Sätzen über die Terrassen der Oliven- und Feigen-Pflanzungen herunterspringend. Sie wartete, daß er herankommen sollte; aber sobald er bemerkte, daß sie ihn sah, verbarg er sich hinter einem dicken Ölbaum. Seltsamer Knabe! — — — —

Sobald der Oberst von Stracknitz am Nachmittag das Gäßchen betrat, welches von Paganos berühmtem Gasthaus zum Bier-, Kaffeehaus und Allerweltskramladen des Signor Morgano, genannt „Zum Kater Hiddigeigei," führt, ward er auch des Pietro Roccadillo ansichtig, der, von andern herumstrolchenden Buben mißtrauisch beobachtet, sich schon stundenlang hier herumdrückte.

„Holla, bonus, da ist es ja, eccolo — das gute Krokodil," rief er dem Knaben schon von weitem laut entgegen. Und dann, als er herangekommen war, zupfte er ihn am Ohre und sagte: „Aha, Crocodillo macht schon ganz hungrige Augen! Sein Herz verlangt nach einem Paar Hosen. Nicht wahr, amico? Commandi pantaioni, mio figiio? Jo voglio tibi facere uno presento — capito? Was siehst du mich denn so dumm an, Krokodil? Ach hol' der Teufel das Italienisch! Das Wichtigste scheint mir für dich zunächst mal ein Hemde zu sein." Er beugte sich zu dem Buben herunter und zupfte ihn am Ohrläppchen, während er ihm gleichzeitig hineinschrie: „Amico Crocodiilo, tu voglio uno — uno — uno — na, zum Donnerwetter noch mal — uno Schemisetto!"

Pietro sah ihn hilfloser an denn zuvor und zog achselzuckend die Brauen hoch, um sein Nichtverstehen auszudrücken. Dabei blickte er fragend und mit einer beredten Geste nach der Richtung des Gasthauses.

„Ach so, du meinst, wo meine Tochter ist? Die sitzt jetzt oben über ihrem Tagebuch und verfaßt einen unsterblichen Bericht über ihre erste Begegnung mit dem berüchtigten Bandito Lausbubi Pietro Crocodiilo in der grotta di matrimonio. Capito?"

Wieder zuckte der Junge die Achseln: „Eh, fa niente!"

Eine Schar von deutschen Landsleuten, die sich schon von weitem über die Bemühungen des Obersten vergnügt hatten, gingen vorüber. Ihnen klagte der alte Herr sein Leid. „Es ist gräßlich mit diesen Rangen. Mein klassisches Italienisch verstehen sie garnicht — und man kann doch nicht alle Dialekte reden! — Na vorwärts, en avant — avanti, maledetto spitzbubi!"

Damit ergriff er das schon ganz eingeschüchterte arme Krokodil in Ermangelung eines Kragens beim Nacken und schob es wie einen abgefaßten Verbrecher vor sich her unter dem Hohngelächter der Gassenbuben nach Signor Morganos Laden. Es gelang ihm, seine Wünsche der üppig schönen Wirtin „Zum Kater Hiddigeigei," die eine große Übung im Verstehen des unmöglichsten Fremden-Italienisch besitzt, begreiflich zu machen, und nach einer Verhandlung, die noch keine Viertelstunde gedauert hatte, drückte er dem freudig überraschten Krokodil ein rotes Flanellhemd in die Arme und obendrein verehrte er ihm noch eine schöne bunte banda, eine wollene Leibbinde, wie sie die Capresen so gerne tragen. Und dann eskortierte er ihn wieder rückwärts zu Pagano und ließ sich die entschieden mißbilligende Miene des Oberkellners wenig anfechten, sondern bugsierte ruhig den zerlumpten kleinen Strolch durch die kühle, gewölbte Vorhalle hindurch die Treppe hinauf und dann über den steinernen Viadukt und das Brücklein hinüber, welches den Wein- und Orangegarten durchschneidet, nach dem Oberstock des Seitengebäudes, in welchem seine Zimmer gelegen waren. Ein weiteres steiles Steintreppchen führte zu einer loggia hinauf, deren Eingang so dicht von üppig wuchernden Clematisranken umsponnen war, daß sie einer grünen Laube glich. Und in dieser Laube saß, von dem Mauerbogen verdeckt, Fräulein Cordula von Stracknitz über ihrem Tagebuch — aber nicht allein. Ein junger Italiener, ein großer, sehr hübscher Mann mit dunkelbraunem Spitzbart, saß neben ihr und sprang beim Eintritt des Obersten ein wenig erschrocken und vor Überraschung ein wenig errötend auf die Füße.

„Ah, mein Herr Oberst!" rief er möglichst laut und unbefangen auf französisch, indem er sich artig verbeugte. „Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen! Ich bitte Sie, meine Entschuldigungen anzunehmen. Ich bin soeben mit dem Dampfschiff angekommen, und der Zufall hat mich hier fast zu Ihrem Nachbar gemacht. Im Vorübergehen bemerkte ich Ihr Fräulein Tochter hier, und da habe ich mir erlaubt ....."

„Eh bien! Va bene! Seien Sie uns willkommen, Herr Doktor!“ unterbrach ihn der alte Herr ein wenig unwirsch, indem er ihm äußerst kräftig die Hand drückte, und ein wenig ironisch fügte er hinzu: „Ihre Patienten scheinen also immer noch so liebenswürdig zu sein, sich andauernd der besten Gesundheit zu erfreuen. Na, bitte, behalten Sie Platz und entschuldigen Sie mich noch für ein paar Minuten. Ich habe es übernommen, hier diesen jungen Landsmann von Ihnen mit einer menschenwürdigen Bekleidung zu versehen.“ Damit öffnete er die Thür und schob das Krokodil, das unterdessen mit leidenschaftlicher Spannung bald den jungen Italiener, bald das blonde Fräulein angestarrt hatte, ein wenig unsanft ins Zimmer hinein. Die vielen Blumen, die in verschiedenen Gläsern, ja sogar in der Wasserkanne auf dem Waschtisch steckten, sowie die über das Bett gebreiteten duftigen Kleidungsstücke verrieten es als das der Tochter. Das kleinere Stübchen des Vaters lag nebenan. Und dahinein puffte nun auch der alte Herr seinen Schützling. Während er aus dem Grunde seines Koffers das recht abgetragene Beinkleid vorsuchte, mit dem er den armen Burschen glücklich machen wollte, brummte er fortwährend ärgerlich vor sich hin.

Es war ihm nämlich garnicht recht, daß dieser hübsche junge Doktor Marajuolo sich schon wieder eingefunden hatte. Sie hatten sich zufällig in Bologna kennen gelernt und ihn dann ebenso zufällig fast an allen Orten Italiens, auch wo sie sich nur wenige Tage aufhielten, wieder getroffen. Jedesmal hatte der durchtriebene junge Fant den freudig Überraschten gespielt und eine neue, seltsame Erklärung des Zusammentreffens zum Besten gegeben. Ja auch die nächstliegende Erklärung, nämlich seine tolle Verliebtheit in die entzückende junge Preußin lag schon vor, allerdings nur in Gestalt eines etwas allgemein gehaltenen, aber äußerst feurigen Liebesgedichtes, welches er dem Fräulein bei Gelegenheit des letzten Abschieds für ewig in Neapel in ihr Stammbuch geschrieben hatte. Was er sonst an dem mündlichen Verkehr der beiden beobachtet hatte, war zwar recht harmloser Natur: Signor Marajuolo war ein aufgeweckter liebenswürdiger Bursche, anscheinend auch ein Gentleman; aber es war dem Obersten doch ein gräßlicher Gedanke, sich den jungen Arzt, der eingestandenermaßen ein sehr geringes Vermögen, aber desto mehr freie Zeit besaß, als ernsthaften Freier vorstellen zu sollen. Cordula war erst sechzehn Jahre alt, obwohl jedermann sie nach ihrem Wuchse wie nach dem bei aller jugendlichen Unbefangenheit doch sehr sicheren Auftreten und ihrer Art zu reden einige Jahre älter geschätzt hätte. Er dachte garnicht daran, sein Nesthäkchen, seinen allerliebsten, immer heiteren Reisekameraden herzugeben und nun gar einem so unkontrollierbaren Ausländer, mit dem man sich garnicht einmal ordentlich verständigen konnte — denn auch das Französisch des guten Obersten, wenn es auch zum Verkehr mit Kellnern und Portiers ausreichte, entsprach doch nicht höheren schwiegerväterlichen Anforderungen.

Er hörte nicht auf, seinem beklemmten Vaterherzen durch ein ganz bärenmäßiges Gebrumm, untermischt mit etlichen halblauten Kernflüchen, Luft zu machen, während er in seinem Koffer nach der Hose wühlte. Und als er sie gefunden, warf er den Kofferdeckel mit einem derartigen Knalle zu, daß das erschrockene Krokodil glauben mußte, es komme ihn am Ende doch jämmerlich schwer an, sich von jenem in Ehren blank gewordenen Bekleidungsstück so plötzlich trennen zu sollen. Und als es ihm der alte Grimmbart mit einem nicht eben einladenden „ecco, mein süßer Schweinebraten!“ vor die Nase hielt, da machte Crocodillo eine zaghaft abwehrende Gebärde, die zu besagen schien: „Aber, mein Herr, das kann ich ja garnicht annehmen!“

„Ach was, hab' dich nicht! Non te avere! Runter mit den Lumpen und rin in den neuen Menschen!“ Dann holte er einen großen Bogen Packpapier herbei und breitete den mitten im Zimmer glatt auf dem Boden aus. Pietro sperrte Mund und Augen weit auf. Er hatte keine Ahnung, was diese Vorbereitung zu bedeuten haben mochte.

Der Oberst wies mit einer einladenden Handbewegung auf das Papier. „Non capito, dusselino carissimo? Ecco, da schmeißt du den alten Plunder drauf, und dann machen wir im Hurrah von allen Seiten die Klappe zu. Fermate la clappa! Verstehst du? Damit die etwaigen kleinen braunen Springer sich nicht etwa einfallen

laſſen, ſich hier bei mir häuslich einzurichten. Und dann nimmſt du das Packet unter den Arm, läufſt, was du laufen kannſt, nach der Marina hinunter und verſenkſt es vermittelſt eines Steines im Meerbuſen von Neapel, wo er am tiefſten iſt. Capito?“

„No signore!“

„Puh! Himmel Element noch mal! Tu a piccoli bestii — cosi!“ Er brachte ein leicht knackendes Geräuſch mit ſeinen Daumennägeln hervor. „Pulcinelli enfin! Capito?“

„Si, si, signore!“ rief Crocodillo, und zum erſtenmal erhellte ein ſtrahlendes Lächeln des Verſtändniſſes ſein düſteres Geſicht.

„Na Gott ſei Dank! Denn mal avanti, Crocodillo!“ Eine überaus deutliche Gebärdenſprache half glücklich weiter, nachdem der erſte ſichere Boden zu einer Verſtändigung gewonnen war. In weniger als zwei Minuten hatte Pietro den alten Adam abgeworfen und ſicher in den großen Bogen verpackt. Die Hoſe des Herrn Oberſten wurde ſehr einfach dadurch paſſend gemacht, daß ſo viel umgeſchlagen wurde, als die Beine zu lang waren, und alles, was um die Taille herum und weiter hinten als überflüſſig erſchien, energiſch zuſammengerafft und vermittelſt eines Bindfadens abgeſchnürt wurde. Zu dieſer würdigen Bekleidung ſeines unteren Menſchen ſtand das neue rote Hemd und die bunte Leibbinde vortrefflich. Aus Pietro, dem Lumpenmatz, war im Handumdrehen ein wahres Gaſſenbuben-Gigerl geworden. Mit einem gewiſſen Vaterſtolz ſtellte der Oberſt den alſo Verwandelten ſeiner Tochter und ihrem Anbeter vor.

Ja, er war wirklich ein prächtiger Burſche. Cordula klatſchte vor Vergnügen in die Hände und rief: „Bravo, braviſſimo!“ Aber dann machte der Doktor eine ſpöttiſche Bemerkung über den unförmlichen Zwickel am Hoſenbund, der ſie zu lautem Lachen reizte. Und ſieh da, der hübſche Junge, der freudig errötend vor ihr geſtanden und mit rührend bittendem Blick auf ein freundliches Wort von ihr gewartet hatte, zog plötzlich wieder finſter die dichten Brauen zuſammen, ſtieß zwiſchen den weißen Zähnen eine Verwünſchung hervor und rannte davon wie ein verfolgter Dieb.

„He, holla, Crocodillo!“

Er hörte nicht. Patt, patt, patt klatſchten die nackten Sohlen die Treppe hinunter über das Brückchen und über den Eſtrich des Mauerſteigs. Fort war er.

„Schämen Sie ſich,“ wandte ſich Fräulein Cordula an den jungen Arzt. „Sie haben dem armen Schelm durch Ihren Spott ſeine ganze Freude verdorben.“

„Hätte ſich doch wenigſtens bedanken können,“ knurrte der Oberſt.

Und Signor Marajuolo lachte ein wenig gezwungen und ſagte: „Ich glaube, Sie überſchätzen das Zartgefühl unſerer Ragazzi denn doch etwas. Ich werde dem Kerlchen bei nächſter Gelegenheit eine Handvoll Kupfer zuwerfen. Da ſollen Sie einmal ſehen, was er mir für andere Augen macht.“

„Ich glaube, da dürfen Sie ſich ſehr irren,“ erwiderte Fräulein von Stracknitz ein wenig gereizt. „Unſer Krokodil ſcheint mir ein Charakter zu ſein. Der hat einen Kopf und ein Herz für ſich.“

„Das letztere glaub' ich nun ſchon ganz beſtimmt nicht,“ neckte der Doktor. „Denn das Herz haben Sie ihm ſchon geſtohlen, mein Fräulein. Haben Sie nicht bemerkt, wie er Sie mit ſeinen Blicken verſchlingt? Ach, wir armen Italiener ſind ja alle hilflos gegenüber einer zarten, gretchenblonden Nordländerin.“

„Ach gehen Sie, ſeien Sie nicht langweilig!“

Das Fräulein ſchien ernſtlich verſtimmt. Den Doktor brachte die Wahrnehmung dieſer Verſtimmung aus dem Fahrwaſſer ſeines munteren Geplauders, und der Oberſt war ſo ſchlechter Laune, als ihm dies bei ſeiner heiteren Gemütsart überhaupt möglich war. Schändlich! Da drüben im Kater Hiddigeigei ſaß ein Häuflein Landsleute, luſtiges Künſtlervolk, auch ein paar fidele Graubärte darunter, beim Löwenbräu, und ſtatt mit denen gemütlich luſtig zu ſein, mußte er nun hier ſitzen und mit ſcharfgeſpitztem Ohr dieſem verwünſchten franzöſiſchen Geplapper folgen, um einer etwaigen gefährlichen Wendung vorzubeugen und ſeines Kindes argloſes Herz vor einer Überrumpelung zu hüten. Wie erlöſt atmete er auf, als es endlich ſieben ſchlug und die Glocke zum pranzo läutete. — —

Zur Nacht ſtellte ſich ein ſeltſames Muſikantenpaar in den Wirtſchaften ein, ein buckliger, zwergenhafter Guitarren- und

ein langer, dürrer, säbelbeiniger Klarinettenspieler. Es war eine wunderbare, linde Vollmondnacht. Wie ein Baldachin von hell indigofarbenem Sammet spannte sich der wolkenlose Himmel über das leise atmende Meer aus. Und wie geblendet von dem nixenhaften silbrigen Geflimmer zwinkerten die kleinen Sternenaugen nervös wie im Morgengrauen. Das lustige junge Volk der Nordländer hatte die beiden Musikanten mit Jubel begrüßt und auf das flache Dach eines Häuschens auf Morganos Grundstück heraufgeholt.

Zschrimplimplim zirpte und gluckte die Guitarre, und dazu quietschte die Klarinette eine vergnügte Polka. Wie Spinnenbeine tanzten die dürren Finger des Spielers auf den Klappen herum, und bei jeder besonders kecken Fioritur, bei jedem kichernden Trillerchen beugte sich der hagere alte Geselle selbstgefällig blinzelnd zu dem Buckligen hinab, als wollte er ihm diese kleinen Frivolitäten ganz privatissime ins Ohr blasen. Ja schließlich hüpfte er sogar überaus zierlich von einem Bein aufs andere — in dem gespenstischen Mondlicht anzuschauen wie ein betrunkenes Skelett, das die Mondsucht aufs Dach gelockt hat.

Und neben diesen spaßhaft grausigen Schemen das warme blühende Leben: lachende junge Mädchen in hellen Kleidern, ein paar Nordlandsrecken, die für die paar kurzen wonnigen Ferienwochen glücklich ihrer Bärenhaut entschlüpft waren, und etliche junge Italiener, Maler zumeist, die die fliegenden blonden Mädchenzöpfe entzückend fanden und wie gepeitschte Kreisel herumwirbelten. Der rauhe Asphalt raspelte hörbar an den Sohlen all der Stiefel und Stiefelchen, und Süßholz raspelten die Germanen und Romanen in allerlei deutschen und welschen Zungen — ganz besonders aber Signor Marajuolo, der seine federleichte Else Cordulina kaum aus den Armen ließ. Und wenn eine Tanzpause eintrat, dann lehnte er mit ihr über die Brustwehr des Daches — da sahen sie die runden Wipfel der Federpalmen in Paganos Garten sich scharf abzeichnen gegen den hellen Nachthimmel und weiterhin die weißen Häuser mit den muslimisch flachen Kuppeldächern aus dem grünen Schatten der Gärten hervorleuchten, und dann die gewaltige schwarze Masse des Felsenkegels mit den Trümmern des Tiberiusschlosses auf seiner Spitze und weiter bis hinaus in die lichte Dämmerung das schlummernde Mittelmeer. Und Cordula wippte elastisch auf den Zehen, schwang sich sitzlings auf die Mauer, faltete die Hände im Schoß und schwärmte auf französisch den Mond an, so gut das gehen mochte, und der Doktor lehnte sich lässig zurückgebeugt auf seine Ellbogen und starrte mit gierig aufsaugenden Augen das reizende Kindergesicht an, das in dem märchenhaften Silberlicht blaß erschien wie die Engel des Ghirlandajo. Er sagte garnichts, er fand nur von Zeit zu Zeit einen neuen süßen Namen für die Holde, den er wie bittend vor sich hin flüsterte. Jedesmal schauerte sie wohlig zusammen, die Vielgetaufte — und das unmusikalische Herz klopfte ein rasches Vierachtel, mochte gleich die schnarrende Guitarre energische Dreiviertel schlagen.

„Wollen wir nicht wieder tanzen? Walzer bleibt doch das Schönste."

Und hoch atmend, Brust an Brust, drehten sie sich im Kreise — zur Beruhigung. Es war ihr alles so neu, so unwiderstehlich berauschend, so — mit einem einzigen, alle irdischen Glückseligkeiten umfassenden Mädchenworte ausgedrückt — so himmlisch! Daheim hatte sie erst einen Ball mitgemacht, so ein Lämmerhüpfen mit lauter niedlichen Herren, vom Lieutenant abwärts bis zum Gymnasiasten — und das hatte ihr gesundes Seelchen so kühl gelassen! Dies hier jedoch, das wollte sie gefährlich dünken — giftig wie ein romantisches Theaterstück, Dekoration, Beleuchtung, Kostüm — o, zu Hause konnten sie sich so etwas garnicht vorstellen! Wie sich wohl ihre ältere Schwester, die schon so lange mit dem gesetzten Premier verlobt war, in dieser Umgebung ausgenommen hätte, haha!

„Ich möchte von heute an nur noch Orangeblüten im Knopfloch tragen."

„Warum?"

„Weil sie Ihnen so sehr gleichen, Mademoiselle, und weil die Bräute sie im Haar tragen."

„O Monsieur, bei uns nicht, da tragen sie Myrten. Ich habe auch ein Stöckchen zu Hause, aber das wird wohl so bald noch nicht blühen — wollen wir nicht einmal sehen, was aus meinem Papa geworden ist?"

„Was glauben Sie wohl, was Mon-

ſieur le colonel mir antworten würde, wenn ich ihn fragte, ob er ...."

Sie ließ ihn nicht ausreden, ſondern ſprang leichtfüßig die ſteile Steintreppe hinunter und hielt raſche Umſchau unter den Bier zechenden Herren, die da in dem engen Gärtchen beiſammen ſaßen. Der Oberſt war nicht darunter.

Und ſchon ſtand Signor Marajuolo wieder neben ihr und ſagte zutraulich: „Unſer Papa wird auf der Piazza ſitzen bei vermouth con seltz."

„Mein Papa, wenn ich bitten darf!" Und ſie drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

Da erhaſchte er die Hand und drückte einen heißen Kuß darauf. Sie ſtanden gerade in dem engen Mauerpförtchen, im Begriff, auf die Gaſſe herauszutreten.

„Buona sera, signorina!" rief da eine jugendliche Altſtimme ſie plötzlich an, und aus dem dunkeln Schatten hervor tauchte die Geſtalt Pietro Roccadillos.

„Ah, biſt du wieder da, mein gutes Krokodil? Was treibſt du hier?"

„Ich habe hier auf der Treppe geſeſſen und zugeſehen."

„O, haſt du auf mich gewartet?"

„Nein, ich — ich wollte Sie nur ſehen."

„Mein guter Junge!"

Doktor Marajuolo biß ſich auf die Lippen und lachte ärgerlich auf. Dann langte er ein Zweiſoldoſtück aus der Weſtentaſche und warf es dem Knaben zu: „Da, fang'!"

Es ſprang klirrend aufs Pflaſter. Pietro bückte ſich nicht darnach. Seine finſteren Augen blitzten auf — und er wandte dem Geber den Rücken.

„Eh — was Teufel, ſo ſtolz? Oder haſt du heut ſchon ſo viel Maccaroni gegeſſen, daß alle deine irdiſche Sehnſucht befriedigt iſt?"

„Ich habe heut noch garnicht gegeſſen!" verſetzte der Knabe trotzig.

„Ach Ärmſter! Biſt du denn nicht ſchrecklich hungrig?" rief Cordula mitleidvoll.

Er zuckte die Achſeln. „Fa niente!"

Und da bückte ſich das Fräulein von Stracknitz, hob das Kupferſtück von der Erde auf, drückte es ihm in die Hand und ſagte: „Da Kind, nimm! Sei nicht närriſch!"

„Danke!" ſagte Pietro ganz leiſe, und dabei ſah er ſie an — und es zuckte ihm ſo ſeltſam um die Mundwinkel.

Sie ſtrich ihm noch einmal leicht über den ſchwarzen Krauskopf und dann ſchritt ſie raſch davon die enge Gaſſe hinauf zur Piazza. Der junge Arzt ging an ihrer Seite — aber von Myrten und Orangeblüten ſprachen ſie den Abend nicht mehr! Und ſeltſam, ihr war auf einmal wieder ganz frei und leicht zu Sinn, ſo daß ſie laut zu trällern begann, irgend etwas ganz Dummes, Luſtiges. Die ſüße Angſt, das Ahnungsfieber war auf einmal verflogen, und ſie war ſich wieder klar ihrer ſechzehn Jahre bewußt, und daß ſie noch garnicht daran dachte, ſich irgend einem fremden Manne zu eigen zu geben. Für ſie war ja die Welt noch ſo ſchön, daß ſie allen Menſchen gut ſein mußte, und vor keinem einen Reſpekt haben konnte als vor ihren Eltern, die ſie da hineingeſtellt, und vor ſich ſelbſt, die ſie das Leben ſo meiſterlich zu genießen verſtand. — — —

Am andern Morgen mit dem Frühſchiff fuhr der Doktor Marajuolo nach Neapel zurück. Er hatte am Abend zuvor beim Abſchied erklärt, daß eine dunkle Ahnung ihm ſage, er werde gerade zurecht kommen, um in ſeiner Sprechſtunde einen Patienten vorzufinden. — — —

Als die Stracknitzens am andern Morgen bei guter Zeit zu einer Beſteigung des Monte Solare aufbrachen, wurden ſie beim Überſchreiten der Piazza Zeugen einer argen Katzbalgerei unter capreſiſchen Schulkindern. Über die breite Steintreppe, welche zur Kirche und zur Poſt hinaufführt, flüchtete ein kleines Mädchen von acht Jahren und hinter ihr her ein lärmender Bubentroß, allen voran der Pietro Roccadillo mit wutverzerrtem Antlitz. Das Mädchen hatte mit beiden Händen den langen Rock bis über die Kniee emporgerafft und die nackten braunen Beinchen trippelten mit eidechſenartiger Geſchwindigkeit die Stufen hinunter. Dennoch hätte ſie der Burſche, der immer zwei, drei Stufen auf einmal nahm, faſt bei dem nachflatternden Haar erwiſcht, wenn nicht im letzten Augenblick, gerade als die wilde Jagd am Fuß der Treppe angekommen war, ein anderer Knabe ihn an dem kunſtloſen Zwickelbauſch zu packen gekriegt hätte, vermittelſt welches der Oberſt ſeine Hoſe paſſend gemacht hatte. Der Ruck war ſo heftig, daß Pietro ſich unſanft auf das Pflaſter ſetzte und der andere Bube, der

ihn ergriffen hatte, von hinten über seinen Kopf weg auf ihn fiel. Andere stolperten über das Hindernis, so daß sich im Umsehen ein ganzer Knäuel von Buben, mit Füßen und Fäusten einander bearbeitend, auf dem Boden wälzte, während die übrigen unter wütendem Geschrei und Gezappel sämtlicher Gliedmaßen im Kreise herumsprangen.

„Brutto Crocodillo!" war der allgemeine Schlachtruf, dazwischen höhnende und hetzende Zurufe.

Plötzlich lichtete sich das Wirrsal ein wenig. Ein paar von den Buben hatten sich erhoben, Pietro dadurch ein wenig Luft bekommen und so den untersten seiner Widersacher von sich abzuwälzen vermocht. Jetzt sprang er auf die Füße und teilte blind wütend und blitzgeschwind rings im Kreise Faustschläge aus. Das schuf ihm freie Bahn und er stürzte von neuem auf das kleine Mädchen los. Das war mit ein paar raschen Sprüngen in der Ecke, welche der Glockenturm des Rathauses mit der Brustwehr der Aussichtsterrasse bildet und wo ein Haufen Pflastersteine aufgeschichtet lag. Das Kind packte einen großen Stein, schwang ihn mit beiden Armen über seinen Kopf empor . . . . . .

Im nächsten Augenblick hätte Pietros Schädel zerschmettert sein können, wenn nicht eine in der Nähe stehende Frau rasch herzugesprungen, dem wütenden kleinen Geschöpfe in den Arm gefallen wäre und ihm den schweren Stein entrissen hätte. Andere Leute mischten sich ein und suchten mit lauten Scheltworten und handgreiflichen Vermahnungen die Buben auseinander zu bringen, die sich eben anschickten, aufs neue über den armen Pietro herzufallen.

Inzwischen waren auch der Oberst und seine Tochter näher getreten und erkannten in dem sich immer noch mit zornfunkelnden Blicken gegenüberstehenden Pärchen ihren Freund, das Krokodil, und seine kleine Liebste, die Concetta. Cordula suchte aus dem Mädchen eine Erklärung des Streites hervorzulocken, während der Oberst dem Pietro die Hand auf die Schulter legte und mit mildem Vorwurf ausrief: „Aber mio bono Crocodillo, che cosa facere! Te picavit la tarantella? Hat dich denn die Tarantel gestochen?"

Da drängte sich der ganze aufgeregte Chorus um den alten Herrn und schrie auf ihn ein: „Brutto Crocodillo! Brutto, brutto, brattissimo!" Und alle zugleich bemühten sie sich, ihr hartes Urteil durch Schilderung des Vorgefallenen zu erklären, wovon aber natürlich der gute Oberst kein Wort verstand.

Aus der kleinen Concetta war auch kein Wort herauszubringen gewesen, und das Fräulein von Stracknitz wandte sich daher mit gütigem Zuspruch an Pietro: „Sag' mir's doch: was hat dir die Kleine gethan?" Und sie neigte ihr Ohr zu dem Munde des Knaben hinab.

„Sie hat etwas sehr Schlechtes von Ihnen gesagt," flüsterte der ihr zu. „Da wollte ich sie schlagen, wie sie es verdient, die Nichtswürdige — aber sie sind ja alle gegen mich."

Cordula errötete tief und unwillkürlich drückte sie dem Bürschchen, das mit bebenden Lippen und glühenden Augen zu ihr aufschaute, fest die Hand, während sie ihm doch mütterlich strafend zu Gemüte führte, daß ein braver Bursche kein schwaches kleines Mädchen schlagen dürfe, auch in gerechtem Zorne nicht. Und dann erklärte sie ihrem Vater den Zusammenhang.

„Aha!" grunzte der Oberst, legte seinen Arm schützend um Pietros Schultern und rief, nachdrücklich jede Silbe betonend, der aufgeregten Schar zu: „Questo bono Crocodillo — voi tutti maledetti lausbudi!"

Gelächter, Gejohle und entrüstete Gegenerklärungen antworteten ihm. Er aber ließ sich solches wenig anfechten, sondern nahm seinen Schützling bei der Hand und geleitete ihn, von Cordula gefolgt, durch die drohende, hohnlachende Schar hindurch nach dem Halteplatz der Wagen. Eine Minute später rollte ein leichtes Gefährt auf der Straße nach Anacapri davon und neben dem Kutscher auf dem Bocke leuchtete Pietro Roccadillos rotes Hemd. Anstatt des früheren Leibtrabanten, der sich auch in der Schar seiner Feinde befunden hatte, sollte er heute der Signorina das Malgerät tragen. —

Es war erst zehn Uhr, als die drei auf dem Gipfel des Monte Solare anlangten, und doch sengte die Sonne schon heiß auf ihre Scheitel, und der Aufstieg kostete Schweiß genug. Im dürftigen Schatten der mittelalterlichen Mauerreste ließen sie sich nieder, um ein wenig zu Atem zu kommen. Sie waren ganz allein auf dem sonnigen Gipfel,

auch der Hirt, der als Nebenerwerb hier oben Brot und Orangen feilzubieten pflegt, ließ sich nicht blicken. Der Oberst hatte sich eine Cigarre angesteckt, und Cordula lehnte ihren Kopf mit geschlossenen Augen gegen seine Schulter. Pietro hockte vor den Beiden auf dem steinernen Boden und starrte in die blaue Ferne hinaus.

„Nu sag' mal, mein Junge," redete ihn der alte Herr an. „Hast du wohl eine Ahnung, wie zauberhaft schön dein Stückchen Vaterland eigentlich ist?"

Pietro starrte ihn verständnislos an. Da plötzlich huschte es wie Wiederschein einer starken inneren Bewegung über sein braunes Gesicht. Auf allen Vieren kroch er dicht an des Obersten linke Seite, richtete sich halb auf, schmiegte kindisch zärtlich seinen Krauskopf an seines Wohlthäters Wange und küßte ihn — küßte ihn immer wieder und wieder.

Der alte Herr ließ es ruhig geschehen, klopfte den Buben lachend auf den Rücken und brummte wohlwollend: „Na, na, was ist denn das? Wie komm' ich zu der Auszeichnung, mein gutes Krokodil — oho, der Schlingel! Ich glaub' gar — den Alten küßt er und die Junge meint er. Sieh bloß, Cordelchen, den Schmeichelkater!"

Des jungen Mädchens Augen glänzten feucht. „Armes, einsames Herz," sagte sie, ihres Vaters Hand drückend, „wie wohl ihm das bißchen Liebe thut!" — — —

Die vierzehn Tage, die Stracknitzens für ihren Aufenthalt in Capri angesetzt hatten, näherten sich ihrem Ende. An ihrem vorletzten Tage wollten sie noch, den günstigen Wind benutzend, eine Bootfahrt nach Sorrento unternehmen. Das Krokodil, das die ganze letzte Zeit über ihr treuer Begleiter gewesen, war überglücklich, mitfahren zu dürfen.

Jeder, der den Knaben früher gekannt hatte, wunderte sich über die Veränderung, die binnen so kurzer Frist mit ihm vorgegangen war. Nicht nur, daß ihm die ausgedienten Hosen des Herrn Obersten jetzt verhältnismäßig gut saßen — das gnädige Fräulein hatte sie eigenhändig für ihn zugestutzt — nein, auch der Ausdruck seines Gesichtes, sogar sein ganzes Wesen hatte sich verändert. Die Falten zwischen den Augenbrauen, der mißtrauisch gespannte Zug um den Mund waren verschwunden. Aus den schönen schwarzen Augen blitzte nicht mehr wilde Leidenschaft, sondern kindlicher Frohmut, und aus dem trotzig verschlossenen Buben, der sonst selbst für teilnahmevolle Fragen immer nur das fast verächtlich verzichtende „Fa niente" zur Antwort gehabt hatte, war nun fast eine muntere Plaudertasche geworden. Freilich, jene naive Zudringlichkeit, die so viele hübsche capreser Kinder auszeichnet, welche die nachsichtige Bewunderung der Fremden verwöhnt hat, vermochte er sich nicht so im Handumdrehen anzueignen. Doch dies konnte ihm nur zum Vorzug gereichen. Den Stracknitzens wurde übrigens nicht nur von den zahlreichen jungen Feinden und Neidern Pietros, sondern auch von vielen erwachsenen Insulanern ihre Vorliebe für das mißratene Gemeindekind übel vermerkt, und einer der ehrenfesten Säulen des kleinen Gemeinwesens hatte es sogar für seine Pflicht gehalten, den Obersten vor dem gefährlichen Burschen zu warnen und ihm haarklein die Schandthaten zu berichten, die ihm verdientermaßen zu schwarzem Loch und Prügeln verholfen hatten. Aber trotzdem besagte Greuel derart beschaffen waren, daß er sie seiner Tochter nicht wiedererzählen durfte, ließ sich der wackere Herr doch nicht irre machen. Ja, er würde sogar gern des armen Burschen Bitte, ihn mit nach Rom zu nehmen, erfüllt haben, hätte er nur gewußt, was er dort mit ihm anfangen sollte und nicht die Überzeugung gehabt, daß eine Verpflanzung auf fremden Boden dem armen schutzlosen Schelm kaum zum Heile gereichen könnte. Sollte ihm die warme Sonne der Menschenliebe vergebens ins Herz geschienen haben? Er war ja ein starker, tapferer Bursche: wenn das Vertrauen und die Daseinslust, die jetzt so frisch aus seinem jungen Gemüte aufsproßten, nicht durch gar zu böse Erfahrungen wieder erdrückt würden, dann mußte es ihm doch gelingen, sich durchzukämpfen durch die harte Jugend eines armen Waisenkindes und ein brauchbarer Mensch zu werden, ein braver Arbeiter, ein kühner Korallenfischer, wie sein Vater gewesen war — warum nicht? —

Das Mittagsdampfboot kam eben an, als die Barke, welche die Stracknitzens nach Sorrent führen sollte, das Segel aufsetzte und unter den ersten Passagieren, welche an Land stiegen, befand sich — Doktor

Dachbodenidylle. Nach dem Gemälde von W. Schütze.

Marajuolo, dem die unheimliche Gesundheit seiner Patienten schon wieder einmal einen Feiertag gewährte.

Da stand er und lupfte artig sein weißes Hütchen. „Mademoiselle, Monsieur le colonel, me voilà!"

„Ah, signor dottore!" rief der Oberst ihm überlaut zu. „Je suis charmé de vous revoir — hol' dich der Teufel!" fügte er ein wenig leiser, aber seiner Tochter immer noch verständlich hinzu.

„Pfui, Papa!" gab Cordula ebenso leise und deutlich zurück, und dann lachte sie ihren getreuen Anbeter überaus lieblich an und lud ihn ein, an der Fahrt teilzunehmen, falls er versprechen könne, nicht seekrank zu werden. O, sie wollte den bösen Papa auch einmal ärgern! Es war ja heller Sonnenschein. Der Mondnachtzauber von neulich hatte keine Macht mehr über sie — sie fühlte sich ganz sicher! Selbst wenn der Papa unterwegs einschlafen sollte, das gute Krokodil war ja noch da, sie zu beschützen.

Das gute Krokodil setzte nun freilich mit nichten seine freundlichste Miene auf, als der junge Arzt mit einem kühnen Satze in die Barke sprang — ebensowenig wie dieser den kleinen Landsmann mit besonderer Herzlichkeit begrüßte. Aber das vermochte doch die gute Laune der jungen Herrschaften nicht zu trüben. Und sie lachten und scherzten während der köstlichen Fahrt so harmlos und unbefangen, daß auch der alte Herr schließlich gute Miene zu dem gefährlichen Spiel machte.

Nach kaum einstündiger Fahrt landeten sie in Massa Lubrense. Dort nahmen sie sich einen Einspänner und jagten in fast beständigem Galopp die vielgewundene, an prachtvollen Aussichten reiche Straße nach Sorrent bergauf, bergab. Auf der berühmten Terrasse des Hotels Vittoria ließen sie sich ein vortreffliches Diner auftragen, und die köstlichen Weine, die es dazu gab, begeisterten den Obersten dermaßen, daß er zur Entrüstung der zahlreichen korrekten Englishmen, die dort wie an allen anderen weltberühmten Aussichten in ihre Tauchnitz edition vertieft saßen, sein Lieblingslied hell hinausschmetterte, Schumanns „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!" Ja, seine Stimmung war sogar derart gehoben, daß er ganz seinen heimlichen Groll gegen Cordulas Anbeter vergaß und für den Rest des Nachmittags dessen Arm nicht mehr aus dem seinen ließ und ihm zu wiederholten Malen versicherte, er halte ihn für einen guten Jungen, brave garçon, und einen famosen Kerl, monsieur famenx.

Der Abend dämmerte bereits, als die fröhlichen Herrschaften sich von dem entzückenden Blick auf den Golf von Neapel losrissen, um den Heimweg anzutreten. Und als sie in Massa ankamen, war es Nacht geworden und es machte dem alten Herrn nicht geringe Beschwer, in der dichten Finsternis die schlecht gepflasterten, unzähligen Stufen zu überwinden, die, zwischen Orangengärten und schmalen hohen Häusern hindurch sich windend, steil zum Strande hinabführen. Cordula überließ den Vater der Führung des Doktors und sprang leichtfüßig mit dem Krokodil voraus.

An einer Biegung des Treppenweges, wo es ganz besonders finster war, hing sich plötzlich der Knabe so schwer an ihren Arm, daß sie stehen bleiben und sich zu ihm herabbeugen mußte. „Kind, was willst du?" fragte sie ein wenig erschrocken.

Und Pietro brachte seinen Mund nahe an ihr Ohr und flüsterte ihr zu: „Nicht wahr, Fräulein, Sie werden den Herrn Marajuolo heiraten?"

Cordula zuckte zusammen und lachte ein wenig gezwungen. „Was für Gedanken? Ich bin ja erst sechzehn Jahre alt, ich will noch lange nicht heiraten."

„Wirklich nicht — bei Gott nicht?"

„Nein, du dummer Junge, bei Gott nicht!"

Da riß Pietro ihre Hand an seine Lippen und preßte drei, vier, fünf eilfertige Küsse darauf. Und dann sprang er in großen Sätzen ihr voraus und fing gar an zu singen. Es war das erste Mal, daß sie ihn singen hörte! — —

Märchenhaft schön war die nächtliche Heimfahrt. Es war, als wenn der Vesuv mit dem Monde einen besonders hübschen Spaß für diese weiche Mainacht verabredet hätte. So oft die langsam ziehenden Wolken die halbe Silberscheibe freigaben, begann auf den plätschernden, spritzenden Wogenkämmen ein lustiger Heckenfeuer- und Irrlichttanz. Und wenn die Wolken das kühle Himmelslicht wieder auslöschten, reckte der alte Vulkan seine Feuerzunge gen Himmel, das lodernde Fanal des Segenspenders und

Zerstörers Prometheus, den Götterzorn und Menschenwitz wohl in Ketten legen, aber nimmermehr töten kann. Die Masse des Berges verschwand in der Finsternis, also daß die Flammengarbe irgendwo in den Wolken zu wurzeln schien, verschlungen auch vom undurchdringlichen Dunkel waren die zahlreichen weißen Städte, die vom Kap Miseno bis zur Punta della Campanella die beiden weit geschwungenen Buchten von Sorrent und Neapel umlagern, und nur ihre unzähligen Lichter hingen gleich einer bescheidenen Fünkleinguirlande in anmutig gewelltem Auf und Nieder über dem rauschenden Meere. Dann kam wieder der Mond hervor und die irdischen Feuerzeichen verblaßten. Seltsames Spiel: hier unten mit allen Sinnen faßbar, dem Geist und Gemüt wohl vertraut, der leuchtende Beweis, daß das heiße Flammenherz der Mutter Erde nicht aufgehört hat zu schlagen, daß der emsigen Menschlein schöpferischer Geist nicht ruht — und droben an dem kalten, in stählernem Graublau verdämmernden Nachthimmel das neckische Blinzeln zahlloser unendlicher Sonnen, denen nur gelehrter Rechenkünstler mühselige Arbeit einen Platz in der unbegreiflichen Unendlichkeit angewiesen hat, die dem sinnenden Gemüte nichts sagen können und auf alle Fragen des grüblerischen Menschengeistes die Antwort schuldig bleiben.

Der Wind war ungünstig. Statt langweilig hin und her zu lavieren, zogen es die Barcajuolen vor zu rudern.

Solange die Fahrt im tiefen Schatten der steilen Küste dahinführte, genossen die Teilnehmer das unvergleichliche Wasserfeuerwerk des Meerleuchtens. Von den Rudern troffen bei jedem Auftauchen die Funken hernieder und hinter dem Steuer brodelte ein Flammenstrudel, der einen mählich verblassenden Schweif hinter sich herzog. Die beiden Nordländer schwelgten im Entzücken über das berauschende Schauspiel, das sie zum erstenmale genossen. Der Oberst versuchte mit seinem Stock leuchtende Buchstaben ins Meer zu schreiben, und das junge Paar lehnte über Bord und warf sich lachend und jauchzend Hände voll feuchter Funken zu.

Bei der Punta della Campanella verließ die Barke den Uferschatten, um ins offene Meer hinaus und in gerader Linie nach Capri hinüberzusteuern. Da gewann das Mondlicht Kraft und machte dem Feuerwerk ein Ende. Die vier Seeleute stimmten mit rauhen Kehlen ein kunstloses Lied an von kaum faßbarer, seltsamer Melodik mit den so charakteristischen, häufigen Vorschlägen nach der kleinen Terz hinunter. Das melancholische Gegröhl rief ein lebhaftes Schlafbedürfnis in dem Obersten hervor, und er streckte sich auf der schmalen Bank der Backbordseite zum Schlummer aus, während der Doktor Marajuolo und Cordula auf der Steuerbordbank nahe zusammenrückten — denn es begann kühl zu werden. Das Krokodil war spurlos verschwunden. Es hatte sich in der kleinen Kabuse im Vordersteven auf der zusammengeballten Segelleinwand wie eine Katze zusammengerollt und mochte da wohl den Schlaf des Gerechten genießen; denn es war in der vergangenen Nacht mit den Fischern lange bei der Arbeit gewesen.

Das flüsternde Gespräch der beiden jungen Leute war verstummt. Cordulas helle Augen blickten träumerisch in die schimmernde Nacht hinaus und des Italieners feurige Blicke schienen wie erstarrt in Bewunderung ihres zarten Profils. Vorsichtig stahl er seinen Arm um ihre Schultern, und dann plötzlich zog er sie fest an sich und küßte die sanft Widerstrebende auf Wangen, Augen und Lippen und stammelte fast unhörbar: „Je t'aime, je t'adore!"

Sie drückte ihn von sich ab ohne Heftigkeit, aber auch ohne Koketterie und sie ließ es schweigend geschehen, daß er vor ihr auf die Knie sank, ihre Hände faßte und flehend zu ihr aufblickte. Eine kurze Weile waren ihr Herz und Sinne wie benommen. War das das Ende, wie es kommen mußte? War sie nun nicht mehr sie selbst allein, sondern eines andern Teil geworden? Was sie in schwülstigen Romanen von der berauschenden Macht des ersten Liebeskusses gelesen, bedeutete das auch für sie eine Entscheidung über ihr ganzes Leben, einen unwiderstehlichen Zwang, sich hinzugeben der Laune des fremden Mannes?

Sie löste ihre Hände aus den seinen und drückte sie an ihre Schläfen. Ihr Herz pochte just ein wenig rascher in der Brust — aber der kurze Rausch war verflogen. Sie zürnte dem hübschen jungen Manne

nicht, der in zärtlichem Ungestüm mit seinen warmen Lippen den letzten Punkt unter das unvergeßliche Gedicht gesetzt, welches ihre mitschwingende Empfindung unbewußt in schwelgendem Schauen von so viel Schönheit gestaltet hatte. Aber dieser Mann und seine Liebe galten ihrem Herzen nicht mehr als die blutrote Lohe des Vesuv, das Meerleuchten, der Mondeszauber. Eines wie das andere genoß sie mit kindlich dankbarem Überschwang des Glücksgefühls.

Und nun beugte sie sich zu ihm herab und flüsterte ihm mit leisem Vorwurf zu: „Stehen Sie auf, ich will das nicht. Nicht so! Da — setzen Sie sich wieder her, bitte — und seien Sie ganz vernünftig — hören Sie — sonst wecke ich den Papa!"

Mit einem drollig betrübten Gesicht nahm Signor Marajuolo seinen Platz wieder ein. Seine Eitelkeit fühlte sich nicht wenig gekränkt, daß es ihm nicht gelungen war, dies junge Mädchenherz zu berücken. „Sind Sie mir sehr böse?" fragte er kleinlaut.

„Aber nein, garnicht! Das dürfen Sie aber nicht wieder thun."

Der Doktor wurde für den Rest der Fahrt recht einsilbig. — So schwärmerisch — und zugleich so kühl verständig! Das konnte er nicht fassen. — —

Eine Stunde später — sie hatten im ganzen drei Stunden zum Rückweg gebraucht — legte die Barke wieder bei der großen Marina an. Es war finstere Nacht und gar nicht so leicht, den alten Treppenweg zwischen den hohen Gartenmauern, den die kleine Gesellschaft der Kürze halber gewählt hatte, ohne gefährliches Stolpern über schlechtes Pflaster und ausgetretene Stufen hinaufzukommen. Signor Marajuolo mußte also wieder dem alten Herrn seinen Arm leihen, während Cordula mit dem Krokodil als Spitze voraufmarschierte.

Pietro hatte dem Fräulein die Hand gereicht und ging, sie just ein wenig nachziehend, zwei Schritt vor ihr. Er konnte im Finstern sehen wie eine Katze und führte seine holde Gönnerin in vielgewundener Schlangenlinie nur über glatte Steine und sichere Stufen. Als sie einmal stehen blieb, um ein wenig zu verschnaufen, hing sich Pietro schwer an ihren Arm und drückte seinen Kopf zärtlich an sie.

„Was ist dir, mein Junge, was willst du denn?"

„Gehen Sie wirklich morgen fort und nehmen mich nicht mit?" fragte er traurig.

„Ja, mein gutes Krokodil, das hilft nun nichts! Einmal muß geschieden sein. Laß es dir nicht zu sehr zu Herzen gehen! Bleibe du nur ein braver Kerl, dann werden dich schon noch mehr Leute lieb haben, das kannst du mir glauben."

Pietro streichelte leise ihre Hand, um sein Abschiedsleid zu verbergen, und dann nach einer kleinen Pause seufzte er komisch auf und sagte: „Aber den Doktor Marajuolo werden Sie nun doch heiraten!"

„Aber nein doch, Kind, wie kommst du darauf?" lachte Cordula.

„Doch, doch, ich habe ja alles gesehen, und der Bootsmann, der Vittorio, hat es auch gesehen."

„Ah, per Bacco, ich dachte, du schliefest wie ein Murmeltier! Nun meinetwegen mögt ihr es alle gesehen haben, was ist dabei Schlimmes? Wenn er mir doch so gut ist und sich nicht anders zu helfen wußte — warum sollte er mich nicht küssen? Mir schadet es nicht, und eine schöne Erinnerung bleibt es für uns beide. Aber darum brauche ich ihn doch nicht zu heiraten. Denn siehst du: er gefällt mir zwar sehr und ich bin ihm auch gut, aber ich kann mir sehr wohl denken, daß ich viele andere Menschen ebenso lieb haben könnte wie den — und darum darf es dieser nicht allein sein. Verstehst du das?"

Er hatte es wohl kaum so ganz verstanden, und das italienisch, in welchem sie ihre fröhliche junge Herzensweisheit kundzumachen versuchte, war auch wohl nicht dazu angethan, völlige Klarheit darüber zu schaffen.

Doch schöpfte immerhin Pietro die tröstliche Gewißheit aus ihren Worten, daß sie wirklich seinen Landsmann nicht heiraten werde, und zärtlich dankbar schmiegte er statt einer Antwort wieder seinen Krauskopf gegen ihren Arm.

Da packte ihn Cordula bei beiden Ohren und drückte ihm den Kopf zurück, so daß er ihr gerade ins Gesicht sehen mußte. Sie hatten beide feuchtschimmernde Augen, das konnten sie trotz der Dunkelheit erkennen.

„Sieh, mein gutes Krokodil," sagte Cordula. „So gut der Herr Doktor mich geküßt hat, einfach weil er mich lieb hat, ebenso gut kann ich ja dich auch küssen,

weil ich dich lieb habe. Do, zum Abschied!" Und sie beugte sich zu ihm herob und gob ihm einen herzlichen Kuß ouf die vollen, frischen Knabenlippen. „So — ober heiroten brouchst du mich darum doch nicht!"

Ungefähr dasselbe, was sie dem guten Krokodil in so mangelhaftem Itolienisch ouseinandergesetzt hatte, that sie etwas ausführlicher und in besserem Französisch dem ehrlich betrübten Doktor Morajuolo beim Abschied ouf dem Bahnhof zu Neapel kund und zu wissen. Freien Herzens, ober die ganze junge Seele voll Sonnenschein, dompfte sie mit ihrem lieben Papo der nordischen Heimot zu. —

Pietro hotte sich beim Abschied recht tapfer benommen. Erst ols der Dampfer ganz oußer Sicht gekommen war, pockte ihn das Leid so heftig, daß er sich der Thränen nicht mehr zu erwehren vermochte. Aber das sollte niemand sehen, sie sollten nicht über ihn spotten. Und auf einsamen Steigen kletterte er wieder hinauf und auf weitem Bogen um die Stadt nach der Punta Tragoro und donn weiter auf dem Wege, den sie so gern gegangen war und der hoch oben über dem Meere on wilden Felsabstürzen hin am Mönch und den Faraglioni vorüber nach der Mithrasgrotte führt. Dort ouf derselben tausendjährigen Steinbank, auf der er mit der blutenden Wunde gelegen war, ols er sie zum erstenmale sah, ließ er sich nieder und blickte sinnend in die bloue, blendende Lichtwelt hinous.

Hierher hatte der übersättigte Beherrscher der olten Welt sich geflüchtet, um in einsamem Selbstgespräch mit der größeren Herrscherin Natur seine müde Seele zu bestärken in der Verachtung des kleinen, seilen Geschlechtes der Menschen. Seinen Leib hatte er mit der Geißel gepeinigt, seinen Geist mit grüblerischen Frogen on die Gottheit. Junger Stiere Blut ließ er fließen zu Ehren der Wahrheit, der Reinheit, der ollwissenden, siegenden Sonne, und in den tiefsinnigen Geheimnissen orientolischer Urweisheit, in dem Taumel zwischen Schönheitstrunkenheit und Grauen suchten seine überreizten Nerven neue Krost zum Ertrogen seines einsomen, liebeleeren Doseins zu finden. Und wos erreichte er anderes mit oll' seinem Sinnen und Sichquälen, ols daß er zwischen Natur und Menschheit, zwischen Schöpfer und Geschöpf eine furchtbor göhnende Kluft aufriß, in deren finsterem Schlunde der Troche Wohnsinn louerte, um ihn ols sichere Beute zu verschlingen. Kein noch so tiefsinniger weltflüchtiger Glaube hat jemals einem Menschenherzen das Glück gebracht. Das kommt nicht ous den Wolken zu uns herabgestiegen, das verheißen uns nicht die kalten Sterne om nächtlichen Himmel, sondern nur der worme Strohl ous hellen Menschenougen. Selig macht ollein der Gloube on die Menschheit, die Arbeit für die Menschheit und das Bewußtsein, daß wir Liebe wert sind und Liebe zu geben vermögen.

Der schöne Knobe da mit den dunklen, thränenfeuchten Augen hatte seinen Erlöser gefunden. Mithros, der Siegreiche, war ihm ein klein wenig Liebe geworden, von guten Menschen lachend gespendet, und er betete zu diesem Mithras, als er droben von der Kapelle her, die auf der Stelle des alten Cäsarenlustschlosses errichtet ist, das Glöcklein tönen hörte und seine Lippen mechonisch „Ave Maria!" murmelten. —

Da touchte in dem niederen Felsenthor eine kleine Gestolt ouf, blieb stehen, stutzte einen Augenblick, ols wenn sie zur Flucht sich wenden wollte — und kam dann rasch die paar Stufen hinuntergesprungen.

Pietro blickte auf. Wenige Schritte vor ihm stond Concetta, die funkelnden Tigerougen fest auf ihn gerichtet. „Thu mir nichts!" rief sie, die weißen Zähnchen zeigend. „Daß du mich nicht onfaßt, oder ich . . . ." Und sie zog ihre rechte Hand unter der Schürze hervor und streckte die blitzende Sichel gegen ihn aus. „Heute schloge ich dir den Kopf wirklich ob, weißt du!"

Da lachte Pietro laut auf. „Concetto, du Dumme, hat dir die Sonne was angethan? Laß mir doch meinen Kopf, ich brauche ihn noch lange. Wos soll ich dir denn thun? Was du neulich gesogt hast von dem Fräulein, dos war häßlich; ober du kennst sie ja nicht! — Komm, soll ich dir helfen Gras schneiden?"

„Du willst wieder — gut sein?" sogte das Kind in zweifelndem Erstaunen und ließ langsam die Hond mit der Sichel herobsinken.

„Ja, du Dumme, jo doch! Was siehst du mich so on? Gut sein will ich!"

Maria Stuart in Schottland.

Von Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Einer der interessantesten Romane, welchen die Weltgeschichte mitteilt, ist derjenige, der sich zwischen dem 19. August 1562 und dem 16. Mai 1568 in Schottland abspielte, und dessen Heldin Maria Stuart war. Dichter aller Zungen haben sich immer wieder bemüht, ihn nachzudichten; Geschichtschreiber aller Völker haben stets von neuem versucht, ihn in allen Einzelheiten festzustellen. Kein Wunder, denn für jene kurzen Jahre war Schottland in den Brennpunkt der weltgeschichtlichen Interessen getreten, und im Mittelpunkt der schottischen Wirren stand eine junge, schöne Königin, die später durch langjährige Leiden und einen furchtbaren Tod die lebhafteste Teilnahme wachrief und ihre schweren Verschuldungen vergessen ließ.

Als Maria als Witwe Franz' II von Frankreich am 19. August 1562 in Leith unter den Klängen des heimischen Dudelsacks das Land ihrer Väter betrat, war sie noch nicht ganz zwanzig Jahre alt. Wußte sie in der Geschichte ihres Geschlechtes Bescheid, so mochte ihr bei dem Anblick der schottischen Edelleute, die sie knieend willkommen hießen, wohl bange werden. Ihr Vater starb sieben Tage nach ihrer Geburt an gebrochenem Herzen, weil sein Adel ihn im Kampf gegen den Landesfeind schnöde im Stich gelassen hatte; ihr Großvater fiel in der Schlacht; ihr Urgroßvater wurde von einem Edelmann erschlagen. Dessen Vater kam im Kampf um, und dessen Vater wieder fiel einer Verschwörung des Adels zum Opfer. Nicht wenige dieser Fürsten wurden als Kinder gekrönt, und Männer ihres eignen Geschlechtes waren ihre schlimmsten Feinde. Den zweiten Kronprinzen von Schottland aus diesem Hause ließ seines Vaters Bruder den grausamsten Hungertod sterben.

Aber Maria brauchte nicht so weit zurückzublicken, um sich Bilder trotziger Auflehnung zu vergegenwärtigen. Während sie selbst von ihrem sechsten Lebensjahre an in Frankreich weilte, stand ihre Mutter Maria von Guise als Regentin in stetem Kampf mit dem schottischen Adel. Die über Scheiterhaufen siegreich vordringende Reformation hatte die Macht der großen Edelleute gewaltig gestärkt, denn diese hatten sich der in Schottland sehr umfangreichen Kirchengüter bemächtigt und waren fest entschlossen, sie unter keinen Umständen wieder herauszugeben. Sie waren ferner jederzeit in der Lage, den Fanatismus des calvinistischen Klerus gegen das katholische Königshaus loszulassen.

So waren sie mächtiger als je vorher, und als die Regentin mitten im Kampfgetümmel starb (10. Juni 1560), wurde Schottland thatsächlich von der Aristokratie regiert. Das Parlament von 1560 hatte auch den Calvinismus zur Staatsreligion ernannt und jede andere Konfession ausgeschlossen. Es war nicht anzunehmen, daß die Douglas und Gordon, die Hamilton und Hepburn, die so vielen Königen siegreich widerstanden hatten, sich jetzt vor einer neunzehnjährigen Fürstin beugen würden.

Vorläufig freilich war alles eitel Huldigung. Das hatte einen doppelten Grund: einmal rivalisierten noch die protestantischen Lords mit den katholischen; sodann wußten die ersteren ihre Sache in den besten Händen. Ihr Führer war James Stuart, ein natürlicher Bruder der Königin, den sie später zum Grafen von Murray machte. Dieser war ein überzeugter Calvinist, der Besitzer von zahlreichem Kirchengut und ein ebenso weit blickender wie energischer Staatsmann. Es war ihm gelungen, seine Schwester ganz für sich einzunehmen und er sorgte dafür, daß die Regierung durchaus in die Hände seiner Freunde kam.

Maria befand sich als Königin in der seltsamsten Lage. Von der Tochter einer Guise erwartete die im energischsten Vorgehen begriffene römische Kirche unbedingte Heeresfolge. Und in ihr verkörperten sich die wichtigsten Interessen. In den Augen Roms war Elisabeth von England ein uneheliches Kind und als solches nicht thronberechtigt. Die Krone, die sie trug, gebührte Maria, die auch als Königin von Frankreich das Wappen von England angenommen hatte. Maria war auch selbst eifrig katholisch und gern bereit, an ihrem Teil mitzuwirken an dem Werk, Großbritannien

wieder dem Papst zu unterwerfen. Und doch mußte sie sich sagen, daß sie vorläufig nur mit Murray und seinen Freunden regieren konnte. Dankte sie es doch einzig und allein diesen, daß sie auch nur in ihrer Privatkapelle die Messe hören konnte. Von allen Kanzeln ihrer Hauptstadt wurde diese Thatsache allsonntäglich als ein Verbrechen bezeichnet, das den Zorn Gottes auf Schottland herabziehen müsse.

Die Geistlichen waren auch sonst mit ihr sehr unzufrieden. Die lebenslustige, schöne junge Frau liebte Tanz und Falkenbeize, sehr unschuldige aber in den Augen dieser Herren höchst verabscheuungswürdige Dinge. Auch kamen ja wirklich anstößige Sachen vor. Einem jungen Edelmann mußte der Kopf abgeschlagen werden, weil er sich zweimal in der zudringlichsten Weise um die Gunst seiner bezaubernden Herrin bemüht hatte.

Maria machte den seltsamen Versuch, den Führer der Geistlichen, Knox, durch eine Audienz zu gewinnen. Knox, der um seiner religiösen Überzeugungen willen sein halbes Leben in der Verbannung und fast zwei Jahre auf den Galeeren verbracht hatte, war nicht der Mann dazu, sich durch süße Worte und das holde Lächeln einer schönen Königin irre machen zu lassen. Die arme Dame beweinte am Abend dieses Tages eine der größten Enttäuschungen ihres Lebens. Sie hatte eine Sprache vernehmen müssen, die noch nie an ihr Ohr geklungen war.

Unterdessen wurde ein Teil der Katholiken ungeduldig, und die Gordons erhoben die Waffen. Murray schlug den Aufstand nieder, aber die katholische Maria konnte ihm für diesen Dienst doch nur teilweise dankbar sein. Je mächtiger die Regierung war, um so weniger konnte die Königin an die Verwirklichung ihrer eignen Pläne denken.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß sie sich nach einem Gemahl umsah. Ihre Wahl fiel zunächst auf Don Carlos (den Schillerschen), den Sohn Philipps II von Spanien. Es leuchtet ein, daß die Schotten sich gegen diesen Prinzen auflehnen mußten, denn was solch ein spanischer Gemahl zu bedeuten hatte, war ihnen in dem England der „blutigen Maria" veranschaulicht worden. Aber auch die Franzosen konnten nicht wünschen, daß die spanische Weltmonarchie sich Großbritannien einverleibte. Schließlich verweigerte Philipp auch aus persönlichen Gründen seine Einwilligung.

Elisabeth von England schlug der Kousine einen ihrer Großen, den Grafen Leicester vor. Maria war zu dieser Heirat, wenn auch widerwillig, bereit, falls sie dadurch erreichte, daß Elisabeth Mariens Erbrecht ausdrücklich anerkannte.

Damit hatte es nun aber eine eigne Bewandtnis. Die beiden Königinnen lebten in einem Zeitalter, in dem man zum Teil den Meuchelmord als eine unter Umständen zulässige Kriegführung betrachtete. Mordanschläge gegen Elisabeth sind im Kabinett Philipps II kaltblütig erwogen worden. Erkannte diese Maria offiziell als ihre Erbin an, so war es mehr als wahrscheinlich, daß man letztere in kürzester Frist in die Lage versetzen würde, die Erbschaft anzutreten.

Während diese Verhandlungen noch fortgesetzt wurden, versuchte man es von Rom aus mit einer anderen Kombination. Unter der Maske eines Chorsängers, resp. eines Privatsekretärs lebte am Hofe Marias ein Vertreter des Papstes, ein Italiener namens David Riccio. Dieser faßte die Möglichkeit ins Auge, für die Königin einen inländischen Gemahl zu finden, der allen Ansprüchen entsprach. Ein solcher schien in dem Sohne des Grafen Lennox Heinrich Darnley (oder Darley) vorhanden zu sein. Die Gemahlin des in England lebenden Grafen war eine Schwestertochter Heinrichs VIII und eine ebenso ehrgeizige wie intrigante Dame. Darnley selbst galt zwar für einen Protestanten, war aber halb und halb katholisch erzogen.

Die Gräfin von Lennox wurde für den Plan sofort gewonnen, und der damals neunzehnjährige Darnley unter einem Vorwand an den Hof von Schottland geschickt.

Heinrich Darnley war ein schöner junger Mann von fürstlicher Haltung und einnehmenden Manieren. Kein Wunder, daß er das Herz der jungen Witwe im Sturm gewann. Da er überdies sofort bereit war, katholisch zu werden, stand der Vermählung der jungen Leute, soweit sie selbst in Frage kamen, nichts im Wege. Murray urteilte über diesen Punkt naturgemäß anders. Der scharfsinnige Staatsmann durchschaute, wer hinter Darnley stand, und er erkannte die ungeheure Gefahr, in die der Protestantis-

Porträt von Maria Stuart. Im Besitze der Grafen Morton auf Dalmahoy. Wahrscheinlich aus dem Jahre 1567. Gemalt von de Court oder Lucas de Heere

mus durch diese Heirat geriet. Dazu kam, daß Darnley ihm mit jenem Übermut entgegentrat, der dem Prinzen bald so viele Feinde erwecken sollte. Als sie einst, noch vor der Verlobung, vor einer Karte von Schottland standen, äußerte Darnley, Murray besitze zu viel Land für einen Grafen!

Als nun auch die bisher verbannten Feinde Murrays, die Grafen Huntley und Bothwell zurückgerufen wurden, verließ dieser die Hauptstadt und rief seine Freunde zu den Waffen.

An der Spitze von 6000 Mann kehrte er nach Edinburgh zurück. Aber die Königin gab nicht nach. Sie berief zum 15. Mai eine Adelsversammlung nach Stirling, deklarierte dort ihre Verlobung und vermählte sich dann am 29. Juli mit Darnley, dem sie den Königstitel verlieh. Mitte Oktober mußten Murray und seine Freunde nach England fliehen. An ihre Stelle traten katholische Lords und der zu diesen haltende protestantische Graf von Bothwell, dem der Sieg über Murray hauptsächlich zu verdanken war.

So schienen denn die Hoffnungen, welche Rom auf diese Heirat gesetzt hatte, sich zu verwirklichen. Riccio war in aller Stille

Voſtre treſhumble et treſobeiſſ ante fille
Marie

Porträt von Maria Stuart. Im Beſitz der Familie Napier.
Angeblich gemalt 1554.

unfähig, ernſte Pflichten zu übernehmen. In der leichtfertigſten Weiſe ſtieß er Große und Kleine von ſich, bald fand er ſich ganz iſoliert. Die noch am Hofe weilenden Lords wußten dieſe Mißſtimmung geſchickt zu nähren und ſie riefen in dem hochfahrenden Jüngling überdies den unſinnigen Verdacht wach, daß der Italiener, ein älterer, durchaus unſchöner Mann, mit Maria ein Liebesverhältnis unterhalte. So entſtand denn eine weitverbreitete Verſchwörung. Riccio ſollte beſeitigt und Darnley, nachdem er den Glauben abermals gewechſelt, wirklicher König werden. Murray und die aus der Verbannung zurückkehrenden Großen ſollten dann wieder ans Ruder kommen und Schottland wieder proteſtantiſch regiert werden.

Die ſchottiſchen Großen hatten damals die ſeltſame Sitte, ihren Verſchwörungen eine ſchriftliche Urkunde, einen ſogenannten „Bond“ zu Grunde zu legen. In zwei ſolchen Bonds wurde auch jetzt alles feſtgelegt. Daß die Verſchworenen ihrerſeits Darnley als Strohkönig benutzen wollten, liegt auf der Hand.

eifrig am Werk, und Maria ganz bereit, ſich von ihm führen zu laſſen. Der Papſt und König Philipp ſpendeten Geldſummen, der letztere war nicht abgeneigt, ſie auch durch Truppen zu unterſtützen. Nur eins der Werkzeuge verſagte vollſtändig, eines der wichtigſten, Darnley.

Der junge Mann hatte ſich das Leben als König anders gedacht, als er es fand. Maria, die ihm in den erſten Tagen ihrer jungen Liebe verſprochen hatte, ihn zum wirklichen König zu machen, hatte, belehrt von Riccio, bald erkannt, daß er dazu nicht reif genug war. Während er die höchſten Anſprüche ſtellte, war er in der That ganz

Am Abend des 9. März 1566 ſaß die Königin mit Riccio und einem kleinen Kreiſe Herren und Damen bei der Abendmahlzeit, als Darnley unerwartet eintrat, neben ihr Platz nahm und ſie ſcheinbar zärtlich umfaßte. Gleich darauf drangen gepanzerte Edelleute in das Gemach, an ihrer Spitze der kranke Lord Ruthven, deſſen totenbleiches Geſicht einen furchtbaren Eindruck machte. Die Königin fragte entrüſtet, was die Herren wollten. „Ich ſehe hier einen Menſchen, der einen ihm nicht gebührenden Platz einnimmt,“ erwiderte Ruthven. „Wir Schotten wollen uns nicht von einem Diener regieren

Heimkehr beim Sturm. Na

nach dem Gemälde von E. Meißner.

Heimkehr beim Sturm. Na

: dem Gemälde von E. Meißner.

laſſen.“ Damit wollte er Riccio ergreifen. Dieſer flüchtete entſetzt hinter den Stuhl ſeiner Herrin, und Maria befahl den Lords bei Strafe des Hochverrats, ſich zu entfernen, aber bei dieſen brach jetzt die Roheit durch. Kerr von Foconſide ſetzte Maria ein geſpanntes Piſtol auf die Bruſt, ein Douglas ſtieß Riccio über die Schulter der Königin weg den Dolch in den Leib. Man zerrte den Unglücklichen durch das anſtoßende Schlafzimmer fort und ermordete ihn mit mehr als fünfzig Stichen.

Darnley ſcheint während dieſer ſcheußlichen Szene neben ſeiner Gemahlin geblieben und den Überraſchten geſpielt zu haben.

Die Großen hatten jetzt die Gewalt in den Händen, aber der haltloſe Darnley verdarb ihnen jetzt ebenſo das Spiel wie vorher ſeiner Gattin. Als er erkannte, daß er doch wieder nicht allein zu kommandieren hatte, ließ er ſich von Maria dazu bereden, mit ihr zuſammen die Flucht zu ergreifen. In der Nacht vom 12. zum 13. März entflohen beide durch einen geheimen Gang und entkamen glücklich nach Dunbar. Die ſiegreichen Verſchworenen ihrerſeits, die mit dieſer Möglichkeit nicht gerechnet hatten, flohen, als das Königspaar an der Spitze eines von Bothwell geführten Heeres gegen Edinburgh zog, nach England.

Darnley benahm ſich unbeſchreiblich thöricht. Anſtatt der Königin offen zu beichten, ſchwur er Stein und Bein, er habe von der Verſchwörung gegen Riccio nichts gewußt, ja er drang darauf, daß dieſe Erklärung am 21. März überall öffentlich angeſchlagen würde.

Porträt von Maria Stuart. In der Bibliothek von St. Geneviève in Paris. Farbige Bleiſtiftzeichnung von P. G. J. Reil.

Acht Tage darauf befand ſich die Königin im Beſitz des Bonds der gegen Riccio Verſchworenen mit Darnleys Unterſchrift!

Maria war aus allen dieſen Wirren ſcheinbar ſiegreich hervorgegangen, in Wirklichkeit aber waren die Pläne der römiſchen Propaganda für alle Zeit vernichtet. Der kluge Riccio war tot, zwiſchen dem König und der Königin gähnte eine Kluft, die nicht wieder zu überbrücken war. Der erſtere befand ſich in einer furchtbaren Lage. Nie war ein ſchmählicher Verrat mehr gefährlichen und mehr unverſöhnbaren Männern gegenüber begangen worden. Und niemand hatte ein Intereſſe daran, ihn, der den Katholiken ebenſo ein Ärgernis war, wie den Proteſtanten, zu ſchützen. Eine furcht-

bare Angst nahm dem Unglücklichen jede Ruhe.

Maria versuchte eine Weile lang mit den katholischen Lords und Bothwell, der damals die katholische Jane Gordon heiratete, zu regieren, erkannte aber bald, daß sie Murray nicht entbehren konnte. Als sie ihn wieder an ihren Hof zog, erblickte Darnley darin den Anfang seines Endes und machte Maria den unsinnigen Vorschlag, den Grafen ermorden zu lassen. Maria teilte dem Bedrohten diesen Plan mit, und Darnley mußte Murray um Entschuldigung bitten.

Am 19. Juni gebar Maria im Schloß zu Stirling einen Sohn, den nachmaligen König Jakob. Darnley spielte die unseligste Rolle, denn bei dem zunehmenden Einflusse Murrays war es nur eine Frage der Zeit, wann die einst gegen Riccio Verschworenen begnadigt wurden. Dann kehrten sie alle zurück, der schreckliche Morton, der eiserne Lindsay, der wilde Kerr. Was sollte dann aus ihm werden?

Im Oktober begab sich Maria, die ihren Gemahl gebührend verachtete, in Regierungsgeschäften in die Südmarken. Dort kommandierte der getreue Bothwell. Der Graf war das Urbild eines schönen, tapferen Mannes. Eben damals war er im Kampf mit dem Raubritter John Elliot von Park schwer verwundet worden und erschien im romantischen Glanz eines Helden. In Wirklichkeit war er ein so hohler und grundsatzloser Schurke wie nur irgend einer der kernfaulen Großen des damaligen Schottland, Maria aber mußte ihn, den sie noch bei allen wichtigen Entscheidungen an ihrer Seite gefunden hatte, ganz anders beurteilen.

In der Residenz Bothwells, in Jedburg, verfiel die Königin in eine schwere Krankheit. Sie sah dem Tode gefaßt entgegen, aber er war so grausam, sie zu verschonen.

Vielfach wird angenommen, daß es damals Bothwell gelang, ein Liebesverhältnis mit der Genesenden anzuknüpfen. Arnold Gaedecke (Maria Stuart, Heidelberg 1879) meint, daß die Beziehungen sich erst später durch Vermittelung der Hofdame Lady Reres, einer früheren Geliebten Bothwells, knüpften.

Mitte November begab sich der Hof nach dem Schlosse Craigmillar. Hier war es, wo der erste Schlag gegen Darnley fiel. Murray, Maitland, der Graf von Argyle, und der Graf Huntley verständigten sich mit dem alten Todfeinde Bothwell dahin, daß sie der Königin eine Scheidung von Darnley vorschlagen wollten. Die Vermutung Ernst Bekkers (Maria Stuart, Darley, Bothwell, Gießen 1881), daß Bothwell damals schon die Hand der Königin versprochen wurde, ist sehr wahrscheinlich.

Maria erklärte sich anfangs unter der Bedingung einverstanden, daß die Scheidung eine gesetzliche sei und daß dem Erbrecht ihres Sohnes daraus kein Nachteil erwüchse. Nachher sprach sie davon, sich nach Frankreich zurückzuziehen. Die Lords versprachen ihr darauf, sie von ihrem Gatten zu befreien, ohne daß ihr Sohn darunter leiden sollte.

Maria antwortete mit einem sehr allgemein gehaltenen Protest, die Lords aber schlossen noch an demselben Tage einen „Bond" zur Ermordung des Königs. Nur Murray unterzeichnete nicht.

Am 11. Dezember fand in Stirling die Taufe des kleinen Prinzen statt. Darnley war im Schlosse anwesend, wohnte aber der heiligen Handlung nicht bei. Er mußte erleben, daß am 24. eine Amnestie für die Mörder Riccios erlassen wurde. Alsogleich entfloh er, ohne sich von Maria zu verabschieden, zu seinem Vater nach Glasgow, wo er krank ankam. Unterwegs waren die Blattern bei ihm ausgebrochen.

Wir stehen jetzt unmittelbar vor der Katastrophe und müssen versuchen, uns, so gut es geht, ein Bild von der Sachlage zu entwerfen. Mit Sicherheit läßt sich die objektive Wahrheit schlechterdings nicht ermitteln, man ist durchaus auf mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen angewiesen.

Darnley hatte durch die Ermordung Riccios Maria ihres vertrautesten Ratgebers beraubt; er hatte sie schmählich belogen; er benahm sich nachher wie ein Feigling. Er hatte sich trotz alledem nicht gescheut, sie heimlich beim Papst anzuschwärzen; er drohte ihr, sich aus Schottland zu entfernen, was ihren Ruf in hohem Grade schädigen mußte. Als sie ihn hierüber im Geheimen Rat zur Rechenschaft zog, antwortete er mürrisch, er habe sich über nichts zu beklagen, wiederholte aber seine Drohung.

Porträt von Maria Stuart. Von Janet, jetzt in Hampton Court, bekannt unter dem Namen: La reine blanche. Wahrscheinlich aus dem Jahre 1561.

Seine Haltung während der Taufe seines Sohnes war eine schwere Beleidigung für seine Gattin.

War Maria die Frau, die ein solches Verhalten ungestraft hinnehmen konnte? Sie hatte ein starkes Gefühl für ihre königliche Würde; sie war eine eifrige Katholikin; sie war eine überaus lebhaft empfindende Frau. Ist es da nicht wahrscheinlich, daß sie den eigenwilligen, hochmütigen, feigen Knaben, den sie in ihrer Unerfahrenheit einst zu ihrem Gemahl gemacht hatte, jetzt tödlich haßte?

Sie war ferner in einer Welt aufgewachsen und sie lebte in einer Welt, in der man über Liebeshändel sehr nachsichtig dachte. Ist es da sehr unwahrscheinlich, daß sie sich von einem Mann wie Bothwell in einen solchen verstricken ließ?

Sie war endlich in einer Welt aufgewachsen und sie lebte in einer Welt, in der man einen Meuchelmord für nicht viel verwerflicher hielt als einen Liebeshandel. Daß ein schottischer Großer dem andern öffentlich den Vorwurf machte, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, war eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Wie wir sahen, hatte Darnley selbst Maria den Vorschlag gemacht, ihren Halbbruder ermorden zu lassen. War es da ein Wunder, wenn sie über die Möglichkeit, daß der Adel sie von ihrem Gatten durch Mord befreite, anders dachte, als eine Königin unserer Tage denken würde?

Man hat sich den Vorgang wohl so vorzustellen, daß Bothwell und seine Mitverschworenen sich hüteten, ihr mit Details zu kommen. Immerhin scheint Morton einmal direkt bei ihr angefragt zu haben. Da ließ sie ihm natürlich sagen, sie wolle davon nichts wissen. Sie kam den Verschworenen nur so weit entgegen, daß sie das Wild zur Stelle schaffte. Sie dachte absichtlich nicht weiter. Das ist so Menschenart in solchen Fällen.

Maria begab sich nach Glasgow, versöhnte sich scheinbar mit Darnley und nahm ihn unter dem Vorwand, ihn zu Hause besser pflegen zu können, mit sich nach Edinburgh. Sie hatte an Maitland geschrieben, er möge für den Kranken ein geeignetes Heim beschaffen, und dieser hatte in der Vorstadt ein Haus gemietet. Am 31. Januar traf Darnley in diesem ein.

Die Königin hat, wie ich annehmen muß, von Glasgow aus noch einen andern Brief geschrieben, einen Liebesbrief an Bothwell. Es ist das einer jener „Kassetten-Briefe," über deren Echtheit oder Unechtheit Ströme von Tinte geflossen sind. Ich halte ihn für echt, hauptsächlich weil ich es für unmöglich halte, daß Fälscher so ungeschickt fälschen könnten. Ich meine das so: als intellektuelle Fälscher kommen nur Cecil und Dr. Buchanan, ein großer Staatsmann und ein ausgezeichneter Gelehrter, in Frage. Beiden konnte es nicht schwer fallen, sich echte Briefe Marias nach Herzenslust zu verschaffen. Maria pflegte für ihre Briefe keine Disposition zu machen. Unserem Brief — dem sogenannten langen — liegt eine Disposition bei und zwar eine, nach der sich die Briefschreiberin kaum gerichtet hat. Ich halte es für ganz unmöglich, daß ein Fälscher so operieren wird. — Wenn er unter solchen Umständen überhaupt eine Disposition erfindet, wird er sie auch ausführen.

Unser Brief aber zeigt Maria tief in ein Liebesverhältnis mit Bothwell verstrickt.

Das Landhaus, in das man Darnley brachte, hatte früher zu einem Kloster gehört und hieß Kirk-of-field. Es gehörte einem der Verschworenen namens Balfour und war von diesen gewählt worden, weil es mit der einen Giebelseite an die Stadtmauer stieß und durch diese einen geheimen Eingang in die Kellerräume hatte. Im übrigen war es hoch gelegen und von Gärten umgeben. Da es aus nur zwei Stockwerken bestand, konnte der König außer einem Pagen William Taylor nur sechs Diener um sich haben.

Der König schlief im ersten Stock. Das Zimmer unmittelbar unter dem seinigen diente Maria, die täglich zu seiner Pflege aus der Stadt kam, als Absteigequartier.

Lagen die Dinge so, wie ich annehme, d. h. wußte Maria nur im allgemeinen, daß der Mann, den sie pflegte, verloren war, in wie furchtbarer Spannung muß das unselige Weib dann diese Woche verlebt haben!

Am Abend des 9. Februar 1567 waren die Räume, die Darnley bewohnte, von einer erlauchten Gesellschaft erfüllt. Die Königin, ihr Hofstaat, alle Lords, die damals in der Residenz weilten und nach der Sitte der Zeit im königlichen Palast wohnten, umgaben den Genesenden. Ein großer Teil der Anwesenden gehörte der Verschwörung an und wußte, was, während man hier scherzte und plauderte, im Keller vor sich ging, aber diese Leute waren so verhärtet und so sehr an blutige Thaten gewöhnt, daß niemand ihnen ansehen konnte, was sich in wenigen Stunden ereignen sollte.

Während nämlich eine zahlreiche Dienerschaft sich im Parterre drängte, und die Rosse vor der Thüre stampften, schafften Bothwells Getreue von einer an der Stadtmauer entlang laufenden toten Gasse aus eine gewaltige Menge Pulver in den Keller und legten kunstgerecht eine Lunte. Man hatte beschlossen, das Haus mit allen seinen Insassen in die Luft zu sprengen.

Gegen Mitternacht brachen die Königin, ihr Hofstaat und die Lords auf, um sich wieder nach Holyrood zu begeben. Die Königin hatte, wie man vorher wußte, an der Hochzeit eines ihrer Chorsänger mit einer ihrer Kammerfrauen teilzunehmen versprochen. Als man im Palast eintraf, wurden die Lords, wie es scheint, entlassen.

Bothwell begab sich nun zum Eingang des Kellers, während andere Lords in die Vorstadt eilten und das dem Untergange geweihte, in tiefer Dunkelheit daliegende Haus umzingelten. Wer sie waren, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln, doch scheinen gegen vierzig Personen sich in den Gärten verborgen gehalten zu haben.

Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als

Porträt Maria Stuarts, das angeblich 1560 von Maria an Elisabeth geschickt wurde.
Es heißt nach dem Entdecker: Das Fraser Tytler Porträt und befindet sich im South Kensington Museum.

Die Gestalt Maria Stuarts an dem Denkmal in Westminster-Abbey, das Jakob seiner Mutter errichten ließ. 1606—1612.

Die Explosion rief natürlich eine ungeheure Aufregung in der Stadt und im ganzen Lande wach und diese steigerte sich noch, als man den König und seinen Pagen in den Gärten auffand. Überall flüsterte man, die Königin habe Rache genommen für die Ermordung Riccios, jedermann bezeichnete Bothwell als den Thäter. Das letztere Gerücht dürften die Lords eifrig verbreitet haben, um dem künftigen Gemahl der Königin von vornherein den Boden unter den Füßen wegzuziehen und zugleich die Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

Die Königin erschien oder war zunächst untröstlich. Sie zog sich in die Burg zurück und verbrachte die erste Zeit in einem halbdunklen Zimmer. Sie setzte einen Preis von 2000 Pfund auf die Entdeckung der Mörder aus, aber niemand meldete sich. Dagegen klagte der Vater Darnleys, der Graf von Lennox, Bothwell offen als Mörder an. Am 12. April wurde dieser freigesprochen.

Zwei Tage darauf trat das Parlament zusammen, das die Lords im Besitz der usurpierten Kirchengüter bestätigte.

Am Abend des 19. April speisten die großen Lords in der Wirtschaft von Ainslie zu Abend (das bekannte Ainslie's supper). Hier legte Bothwell den Entwurf zu einem Bond vor, in welchem festgesetzt wurde, daß der Graf die Königin heiraten sollte. Dieser Bond fand einstimmige Annahme von zehn Grafen, sechs oder sieben Bischöfen, sieben oder acht Lords.

Nie wurde ein verruchterer Beschluß gefaßt. Bothwell war einer der Mörder Darnleys und er war ein verheirateter Mann. Seine Frau war überdies eine Katholikin.

sehr angebracht. Irgend ein Umstand, der uns nicht bekannt ist, muß das Mißtrauen des Königs wachgerufen haben. Ohne seine Dienerschaft zu wecken, eilte Darnley, nur von seinem Pagen begleitet, im Nachthemd, über das er einen Pelzrock geworfen, in den Garten. Hier liefen sie etwa achtzig Ellen vom Hause den Verschworenen in die Hände und wurden von diesen erdrosselt.

Bothwell, der von diesem Vorgange nichts wußte — zwischen ihm und dem Schauplatz desselben befand sich die Stadtmauer — ließ unterdessen die Lunte anbrennen, und das Haus flog in die Luft. Nur ein Diener, der von nichts wußte, blieb am Leben.

Nach der That eilten die Mörder, so schnell sie konnten, dem Palast zu und warfen sich in ihre Betten.

Der Kopf Maria Stuarts von dem Denkmal in Weſtminſter-Abbey.

Was wollten die Lords, wenn ſie hierzu ihre Einwilligung gaben? Die Antwort liegt auf der Hand. Sie gruben eine Falle für Bothwell. Sie hatten dieſen bei dem Morde Darnleys nicht entbehren können, jetzt aber mußte er beſeitigt werden. Heiratete er wirklich die Königin, ſo mußte ein Sturm der Entrüſtung ihn und die katholiſche Fürſtin hinwegfegen. Die Lords konnten dann für den Sohn regieren und dieſen proteſtantiſch erziehen laſſen. Das Odium des Mordes aber blieb ganz und voll auf dem Paar hängen.

Bothwell ging in die Falle.

Am folgenden Tage warb er um die Hand der Königin.

Sie wies ihn ab.

Am 21. April reiſte Maria zu ihrem Söhnchen nach Stirling und kehrte am 24. von dort zurück. An der Almond-Brücke ſtellte ſich ihr Bothwell in den Weg, nahm ſie, unter dem Vorwand ſie ſchützen zu müſſen, gefangen und führte ſie nach Dunbar. Er war am 19. von ſeiner Gattin geſchieden worden.

Am 3. Mai kehrten die Königin und Bothwell nach Edinburgh zurück und am 14. Mai unterzeichneten ſie den Heiratsvertrag.

Ich kann durchaus nichts anderes annehmen, als daß dieſe Entführung ein abgekartetes Spiel war. Hätte Bothwell die Königin in der That zur Ehe zwingen wollen, ſo hätte er ſeine Abſicht nie erreicht. Maria war nicht feige und ſie war auch nicht ſo aller Einſicht bar, um die ungeheure Gefahr, der

diese Eheschließung sie aussetzte, nicht zu erkennen. Das Volk mußte empört sein, wenn sie Bothwell, die Katholiken mußten sie fallen lassen, wenn sie einen Protestanten heiratete. Nur die gewaltigste Leidenschaft konnte Maria über alle diese Bedenken hinwegreißen. Und sie that es. Am 15. Mai wurde die Hochzeit gefeiert.

Schon am 6. Juni stand derselbe Adel, der den Ainslie-Bond unterzeichnet hatte, gegen Bothwell in Waffen vor den Thoren Edinburghs. Er erklärte, die Königin würde von diesem gefangen gehalten und forderte jedermann auf, ihm bei ihrer Befreiung zu helfen.

Maria und Bothwell entkamen nach Dunbar und sahen sich hier in wenigen Tagen von 2000 Mann umgeben. Ohne die Ankunft der herbeieilenden Hamiltons und Gordons abzuwarten, rückten sie gegen Edinburgh vor. Am Carberry-Hill trafen sie am 15. Juni auf den Feind.

Der französische Gesandte ging als Vermittler hin und her. Unterdessen gelang es den Lords, das Kriegsvolk der Königin zu sich hinüberzuziehen. Maria wurde gefangen, Bothwell ließ man entfliehen. Er ging zuerst nach den Orkney-Inseln, dann nach Norwegen. Hier ließ ihn der König von Dänemark bis an sein Lebensende in Gefangenschaft halten. Seine Verwandten und Diener aber verfielen als Königsmörder dem Hochgericht, gerichtet von eben den Lords, die den König Darnley thatsächlich erdrosselt hatten.

Die Königin brachte man in das auf einer Insel liegende feste Schloß von Lochleven. Die Gattin des Laird von Lochleven, eine Douglas wie ihr Mann, war die Mutter Murrays, der nun wieder an die Spitze der Geschäfte trat. Sie behandelte Maria anfangs sehr hart, scheint aber dann das Streben ihres Sohnes Georg Douglas insgeheim begünstigt zu haben. Dieser war nämlich, wie jeder junge Mann, der in Marias Nähe kam, bald unsterblich in sie verliebt und hoffte, sie heiraten zu können. Er setzte sich mit den katholischen Hamiltons und Setons in Verbindung, und Maria unternahm am 25. März 1568 einen Fluchtversuch. Als Wäscherin verkleidet, suchte sie über den See zu entkommen, die Bootsleute erkannten sie aber und brachten sie in das Schloß zurück. Ein am 2. Mai angestellter zweiter Versuch, bei dem der 17jährige William Douglas half, gelang besser. William stahl dem Laird das Schlüsselbund, brachte die Königin in ein Boot, verschloß den einzigen Zugang zum Schloß und brachte die Fürstin glücklich an das Ufer, wo Georg Douglas sie erwartete. Ein Gewaltritt brachte sie dann nach Hamilton, wo sie sich bald an der Spitze von 6000 Mann sah.

Am 13. Mai stieß ihr Heer bei Langside auf die Truppen des Regenten Murray und lief infolge einer unbeschreiblichen Panik beim ersten Zusammenstoß auseinander. Auch Maria verlor vollständig den Kopf. Obgleich noch viele ihrer Anhänger unverletzt im Felde standen, eilte sie, so schnell sie konnte, der englischen Grenze zu. Am 16. Mai fuhr sie über den Solway nach Carlisle.

Wenn die unglückliche Fürstin über jenes „zweite Gesicht," das angeblich so manchem ihrer Unterthanen zu teil ward, verfügt hätte, so würde sie einen schauerlichen Blick in die Zukunft gethan haben. Sie hätte sich selber auf dem Schaffot gesehen; sie hätte ihren Enkel auf dem Schaffot gesehen; sie hätte gesehen, wie ihr Urenkel und seine Nachkommen als Vertriebene in der weiten Welt umherirrten, bis sie schließlich im fernen Italien ein ruhmloses Ende fanden. Das Geschick ihrer Nachkommen war nicht weniger traurig und selbst verschuldet als ihr eigenes und das ihrer Vorfahren.

Maria Stuart war zweifellos eine der schönsten und liebreizendsten Frauen nicht nur ihrer Tage, sondern aller Zeiten. Dem Zauber ihres Wesens erlagen, wenigstens zeitweilig, selbst die stahlharten Staatsmänner, die sie vom Throne stürzten, und die männliche Jugend war ihm gegenüber fast wehrlos. Ihre äußere Schönheit war durchtränkt von jener weiblichen, ich möchte sagen sinnlichen Liebenswürdigkeit, welche mit innerem Wert nichts oder doch nur sehr wenig zu thun hat. Sie war in Wahrheit mehr verschlagen als klug, mehr hochmütig als edel, mehr bigott als fromm. Ihr sittliches Empfinden war sehr wenig entwickelt und ihr Sinnen und Trachten den oberflächlichsten Freuden zugewandt. Trotz alledem übte sie einen Reiz auf ihre Umgebung, dem sich nur wenige entziehen konnten.

Gerade die Art Schönheit, über die

Maria verfügte, läßt ſich nur ſehr ſchwer durch das Wort oder das Bild wiedergeben. Dazu kam, daß die Damen damals mit den Kleidern auch die Perücken wechſelten. So läßt ſich denn nicht mehr mit Gewißheit feſtſtellen, ob Marias Haupthaar aſchblond oder ſchwarz war. Wahrſcheinlich war es von lichtbrauner Farbe. Auch die Augen waren vermutlich lichtbraun, werden aber wohl bei ihr, wie bei allen ſehr lebhaften Perſonen, in verſchiedenen Augenblicken in ſehr verſchiedenen Farben erglänzt haben. Daher kommt es, daß ſie bald als blau, bald als grau, ja ſelbſt als ſchwarz bezeichnet werden. Melville ſagt, ihre Haare wären lichtbraun, ihre Augen kaſtanienfarbig geweſen.

Von den Hunderten von Porträts, die es von Maria Stuart gibt, ſind die meiſten Kinder der Phantaſie. Obgleich die ſchöne Königin oft gemalt wurde, ſind uns doch nur ſehr wenige dieſer Bildniſſe erhalten. Das am beſten beglaubigte iſt wohl das ſogenannte Morton-Porträt. Es iſt in Lochleven gemalt worden, und wurde von Maria jenem Georg Douglas geſchenkt, der ihr zur Flucht verhalf. Von dieſem kam es an ſeinen Bruder William Douglas von Lochleven, den Stammvater der heutigen Grafen Morton.

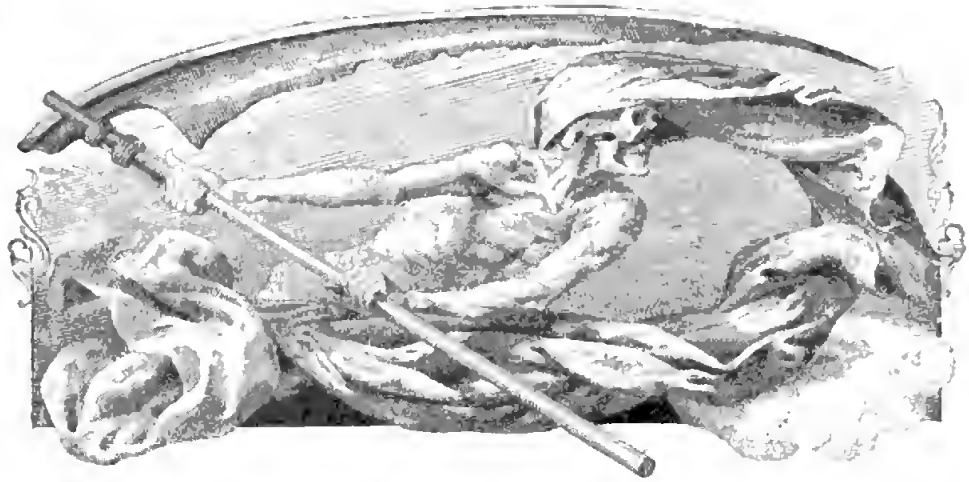
Zweifelhaft iſt die Echtheit des Porträts im Beſitz der Familie Napier. Echt iſt dagegen wohl das Bleiſtift-Porträt in der Bibliothek von St. Genevieve in Paris, wo es einen Beſtandteil der Sammlung „Portraits des Personages Français“ bildet.

Auf dem Bilde „Die weiße Königin“ von Jannet, das Maria als zwanzigjährige junge Frau darſtellt, ſieht ſie merkwürdig alt aus. Trotzdem ſcheint ſeine Echtheit gut bezeugt zu ſein (vgl. den Aufſatz von Laurence Hutton: The Portraits of Mary, Queen of Scots in The Century 1889). Das von Patrick Fraſer Tytler entdeckte und nach ihm benannte Bildnis wurde ſeiner Meinung nach kurz vor dem Tode Franz II von Maria an Eliſabeth geſchickt.

Das marmorne Grabdenkmal in Weſtminſter-Abbey wurde im Jahre 1612 errichtet. Es iſt das Werk von Vater und Sohn, Cornelius und William Cure „Master-Masons to his Highness's Works.“ Welche Bildniſſe dieſer Arbeit als Vorbilder gedient haben, wiſſen wir nicht, doch ſcheint das Werk ſeit alter Zeit für ſehr ähnlich gegolten zu haben.

Die franzöſiſche Denkmünze auf die Vermählung Marias mit Franz II vom Jahre 1558 möge dieſe Erinnerungen abſchließen.

Denkmünze auf Franz II und Maria Stuart.



Neues vom Büchertisch.

von

Paul von Szczepański.

Abdruck verboten.

(Zwei Franzosen über Deutschland.)

Auch der gebildetste Franzose ist noch heute der Meinung, daß außerhalb der Grenzen Frankreichs nur Barbaren wohnen. Eine Ausnahme macht er vielleicht zu Gunsten Brüssels, das er als ein Pariser Vorstadtviertel betrachtet, und neuerdings vielleicht auch zu Gunsten Moskaus, indem er es sich von zwar wilden, aber doch kulturfähigen Menschen bevölkert denkt. Über Petersburg urteilt er schon weniger milde, weil eine Anzahl französischer Sprachlehrer, Friseure und Köche gefunden haben, daß man dort zwar ein kleines Vermögen machen, aber nicht leben könne. Was aber die Gegend zwischen Brüssel und Petersburg anbetrifft, so hat sicher seiner Ansicht nach seit den Zeiten des Tacitus dort sich nicht viel geändert. Hat er sich durch den Augenschein davon überzeugt, daß zwei Jahrtausende doch nicht spurlos an Mitteleuropa vorübergegangen sind, so ringt ihm diese Thatsache ein naives Erstaunen ab. Wenn er diesem Erstaunen dann Ausdruck gibt, so macht er sich seinen Landsleuten gegenüber nicht etwa lächerlich, sondern er hat die beste Aussicht, ihnen als ein starker Geist zu gelten, der von seiner Vorurteilslosigkeit zu Übertreibungen gedrängt wird. Was die Franzosen nicht thun, das sollte uns selbstverständlich sein, — darüber zu lachen. Aber unsere Höflichkeit gegen Ausländer ist groß genug, uns dieses lächerliche Erstaunen als bewundernswerte Objektivität auffassen und das naive Komptiment des Franzosen, in uns nicht ganz so rohe Barbaren gefunden zu haben wie er zu finden erwartet hatte, mit einem Bückling erwidern zu lassen. Damit geben wir der Eitelkeit der Franzosen eine gewisse Berechtigung, — das muß zugestanden werden.

Diese Art von Objektivität, die nichts anderes ist, wie französische Anmaßung in einem neuen Gewande, ist jenseits der Vogesen ziemlich häufig geworden. Man findet sie fast in allen neueren Büchern, die sich mit Deutschland beschäftigen oder Deutschland auch nur streifen. Auch Emil Zola macht die neue Mode mit. Was er in seinem letzten Roman „Der Zusammenbruch“ (3 Bände, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) den Franzosen von 1870/71 Schmeichelhaftes zu sagen hat, wird deutsche Leser viel weniger interessieren als sein Urteil über die deutsche Kriegführung und das deutsche Heer jener großen Jahre. Daran ändert die Thatsache nichts, daß die französische Armee einen deutschen Verteidiger gegen das „ungerechte“ Urteil Zolas gefunden hat. Dieser deutsche Verteidiger hat geglaubt, den Vorwurf Zolas entkräften zu müssen, daß die französische Armee sich 1870/71 schlecht geschlagen habe. Aber Zola macht seinen Landsleuten diesen Vorwurf gar nicht; ich wenigstens habe ihn aus seinem Roman nicht herauslesen können. Wo er die französischen Soldaten im Feuer vorführt, da schildert er sie niemals anders als heroisch. Hätte er die Bravour der französischen Truppen angezweifelt, so wäre ihm, trotzdem er in seiner Romanserie, deren abschließendes Werk „Der Zusammenbruch“ ist, gegen die Sittenverderbnis des zweiten Kaiserreichs zu polemisieren vorgibt, sicher auch von den französischen Republikanern ja übel mitgespielt worden, daß es einer Ehrenrettung von deutscher Seite nicht mehr bedurft hätte. Zola macht für die französischen Niederlagen von 1870/71 nur die Unfähigkeit der Führer und die Disziplinlosigkeit der Truppen verantwortlich, — die erstere Anschauung ist den Franzosen von Anfang an Balsam auf brennende Wunden gewesen, und den Vorwurf der Disziplinlosigkeit empfinden sie sicher nicht als einen, der ihnen an die Ehre geht. Allerdings ist der ganze erste Band des dreibändigen Romans nichts anderes als die Schilderung des Rückzuges oder vielmehr der Flucht eines französischen Infanterieregiments, das noch kein Pulver gerochen und nicht einmal einen Feind gesehen hat, vom

Rhein bis nach Sedan hinein. Zola schildert ein nach ganz intaktes Regiment, das van der rückwärts flutenden Welle der bei Weißenburg und Wörth geschlagenen Armee mit fortgerissen wird: aber er läßt dach keinen Zweifel daran, daß es nicht die Furcht var dem Kampf mit dem überlegenen Gegner ist, welche diese unaufhaltsame Rückwärtsbewegung veranlaßt, sandern die Kapflasigkeit der Oberdefehlshaber, welche die Truppen nach der ersten unglücklichen Schlacht aus der Hand verlieren, der Mangel jeder Direktive aber die einander widersprechenden Befehle. Dieses ziellase Rückwärts vor einem Feinde, den der Saldat nach gar nicht gesehen hat, ist es gerade, was bei der Truppe schan in den ersten Tagen des Krieges die Legende vam Verrat der Führer auflammen läßt, was sie ungeduldig macht und die nach unseren Begriffen van varnherein sehr lackere Disziplin vallends löst. Zala läßt gar keinen Zweifel darüber, daß er überzengt ist, seldst diese Truppe, welche Waffen und Gepäck in den Straßengraben wirft, würde sich noch tapfer schlagen, wenn sie nur an den Feind käme. Eine andere Auffassung würden seine französischen Leser ihm sicher nicht verziehen haben; um dieser Auffassung willen verzeihen sie ihm sagar die ermüdende Langeweile dieses ersten Bandes. Denn es ist für den Leser saft ebensa langweilig, dies zwecklase Hin und Her von Rückwärts- und Seitenmärschen zu verfalgen, als es für das hundertundsechste Linienregiment selbst gewesen sein muß, — man muß ein sehr disziplinierter Zalaleser sein, um auch in dieser handlungsleeren, stets dieselben Mative schildernden, breiten Darstellung nach den großen Sittenmaler schmackhaft zu finden. Das wird auch später nicht viel anders, denn keinem der früheren Ramane Zalas fehlt es sa ganz an einer geschlassenen Handlung, keiner ist sa ganz Sittengeschichte und sa wenig Dichlung wie dieser. Wa die Ereignisse, die Zola schildert, ein histarisches Interesse beanspruchen, da erreicht allerdings auch diese breite Darstellungsweise ihren Zweck, — die Stimmung in dem eingeschlassenen Sedan, nicht die Schlacht um Sedan, kann gar nicht anschaulicher und packender als hier geschildert werden. Zala will keine Geschichte des deutschfranzösischen Krieges schreiben, sandern nur die Ursachen der französischen Niederlagen klarstellen; nicht die taktischen und strategischen Fehler, welche die einzelnen Gefechte und Schlachten verlaren gehen ließen, sandern die maralischen Fehler, welche ein höchstcivilisiertes Vall von einem — nach seiner Meinung — mindercivilisierlen besiegt werden ließen. Man darf daher auch keine taktische Darstellung der Schlachl bei Sedan aon ihm erwarten; die findet man gewiß in jedem deutschen ader französischen kriegsgeschichtlichen Werke klarer und verständlicher. Ader der Verzweiflungskampf einer eingeschlassenen Armee, das Elend einer zusammengepferchten Masse vau hunderttausend Menschen, unter denen der Tod furchtdare Ernte hält, der Sturz eines Cäsaren, wie sie Zalas Feder schildert, sind aus kriegsgeschichtlichen Werken nicht herauszulesen; die begnügen sich mit den nackten Thatsachen.

Schon ehe dieser letzte Roman Zalas erschien, haben es sich auch deutsche Zeitungen, die den französischen Autaren ja ein viel lebhafteres Interesse entgegenbringen als den heimischen, angelegen sein lassen, wieder einmal die gewissenhafte Art van Zalas Varardeiten für seine Ramane zu rühmen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wieviel hundert alter französischer Soldaten, die die Schlacht bei Sedan mitgemacht haben, er über ihre persönlichen Erlebnisse ausgefarscht haben falle, um sich dann aus allen diesen beglaubigten Einzelscenen die ihm passend erscheinenden Steinchen für sein Riesenmajaildild herauszusuchen. Tas mag wahr ader nicht wahr sein, — für das vallendete Werk ist es ganz gleichgültig, auf welche Weise es entstanden ist. Eines aber ist ganz sicher, — der so gewissenhaft arbeitende Zala hat es nicht für notwendig gehalten, einen deutschen Saldaten sich auch nur anzusehen, viel weniger, den deutschen Valkscharakter zu studieren, ehe er an sein Werk ging, den Zusammendruch des Kaiserreichs unter dem Ansturm der deutschen Truppen zu schilderu. Van varnherein überzeugt, daß der Franzase nur durch sich selbst besiegt werden kann, ist ihm garnicht der Gedanke gekammen, die Qualität der Sieger zu untersuchen, — sie sind ihm nur der Heuschreckenschwarm, der das unverteidigte Land überzieht. Man sieht sie eigentlich immer nur am Harizant, einer dunkeln Walke gleich, die das unglückliche Frankreich bedraht. Dennach hat er geglaubt, ahne einige „Kanzessionspreußen“ nicht auskammen zu können, und sa hat er denn außer einem skizzierten Leutnant in blauer Unisarm „mit einer Hahnenseder auf dem Käppi“ drei Figuren ganz dem französischen Geschmack entsprechend näher ausgeführt, auch ganz nach aller und bewährter Schablone, — den deutschen Spion, den Bayer und den Gardehauptmann. Der deutsche Spian ist natürlich eines der wüstesten Scheusale, die Zalas Feder je geschildert hat, ein verlarener Sahn der verlarenen Kinder Frankreichs, Elsässer ader Lathringer, der, als Knecht bei einem Bauern verdingt, sein aerachtetes Gewerde schan var dem Ausbruch des Krieges ausgeübt und schändlicher Weise auch ein sittenreines französisches Mädchen unglücklich gemacht hat. Zala schildert sie als vallkammene Rasiere, trotzdem sie einen zärtlich geliebten Bräutigam hatte, dem sie um dieses Scheusals willen untreu wurde. Zu erklären, wie das möglich war, ist nicht Zalas Sache. Sie hatte eben einen Augenblick der Schwäche, für den sie nicht verantwartlich zu machen ist, und sie liebt den Geliebten und haßt den Verführer — trotzalledem. Natürlich endet dieser Spion und Dan Juan auf eine schauerliche Weise. Die Verführte spielt ihn Franktireurs in die Hände, die ihm übrigens an Nichtsnutzigkeit nichts nachgeben, diese fesseln ihn und schneiden ihm, nachdem sie ihn wie ein Paket zusammengeschnürt und ihn sauber auf einen Küchentisch gelegt haben, die Kehle durch. Die Verführte und sein Kind stehen dabei und sehen sein Blut in den untergestellten Eimer fließen, — eine Szene vall bestialischer Raheit, eines schlechten Kalpartageramans würdig. Denn sie ist nur

von der Rohheit diktiert und bestiamt, auf die Masse zu wirken. Auch der Bayer, große Füße und der rote Vollbart sind ihm selbstverständlich eigen, kommt nicht lebendig aus Frankreich zurück. Nachdem er wie ein Berserker gekämpft, siecht er Wochen hindurch an den erhaltenen Wunden in einem französischen Lazarett und stirbt in den Armen jener Rosiere, die ihn wie eine Samariterin gepflegt und ihn durch ihre Liebenswürdigkeit ganz klein gemacht hat. Ein besseres Schicksal hat der Gardehauptmann; wenn er noch lebt, kann er heute Brigadekommandeur sein. Das ist aber auch ein liebenswürdiger Mann, der sich bei seinen französischen Quartiergebern in Sedan sofort damit einführt, daß er auch einmal in Paris gewesen ist, und der sich immer bemüht, sie zu überzeugen, daß er von diesem Besuch in der französischen Metropole ein bißchen gesellschaftlichen Schliff als beste Errungenschaft seines Lebens mit nach Hause gebracht hat. Wenn die Franzosen sich mit dem Ruhm begnügen wollen, daß man das Tanzen am besten in Paris lernt, — uns kann es recht sein. — Einer Auffassung Zolas, welche die Ereignisse nach der Schlacht bei Sedan betrifft, muß man wahl ernsthafter widersprechen. Der französische Romancier stellt sich nämlich auf den Standpunkt, als sei es eine unerhörte Barbarei seitens der deutschen Kriegführung gewesen, ein Heer von 80000 Franzosen zur Übergabe zu zwingen und nicht vorher dafür zu sargen, daß die Gefangenen auch sofort satt zu essen hatten. Das ist doch eine naivere Anschauung, als bei gesundem Menschenverstand zulässig ist. Daß die deutsche Intendantur fast über ihre Kräfte gearbeitet hat, um die Gefangenen von Sedan sobald als möglich satt zu machen, würde Zola erfahren haben, wenn ihm nur einigermaßen darum zu thun gewesen wäre, den Kriegsereignissen auf deutscher Seite gerecht zu werden. Die gefangenen französischen Armeen sind bei uns viel besser behandelt und viel ausreichender versargt worden, sobald die Verhältnisse es zuließen, als die paar deutschen Soldaten, die in französische Gefangenschaft geraten waren. Einer meiner Brüder, die im Kriege gefochten haben, hat das an sich erfahren. Der war, als Rekonvaleszent zu seinem Regiment zurückkehrend, von den Franktireurs Bourbakis aufgegriffen und nach der Insel Oléron transportiert warden. Der Weg dahin ist ein Passiansweg voll der niedrigsten Beschimpfungen, der Aufenthalt auf der Insel in feuchter Kasematte mit dürftigem Strahlager und schlechter Verpflegung ein jammervoller gewesen. Man mag dem besiegten Frankreich mildernde Umstände zubilligen, wenn es sich so weit erniedrigt hat, deutsche Kriegsgefangene wie Wundertiere im Lande umherzuführen und van seinem Pöbel beschimpfen zu lassen. Aber ein Franzose sollte nicht an diese Schmach seines Landes erinnern, indem er der deutschen Heeresleitung einen Vorwurf daraus macht, daß sie erst darauf bedacht war, die französischen Armeen zu vernichten, und dann erst darauf sann, wie man den ausgehungerten Trümmern den Magen wieder füllen konnte.

Viel naiver noch als bei Zola feiert französische Eitelkeit ein Fest in Luc Gersals „Spree-Athen," in deutscher, sehr guter Übersetzung bei Carl Reißner, Leipzig, erschienen. Gersal hat ein Jahr aber länger seines Lebens geopfert, um in Berlin Deutschland zu studieren. Er scheint mit der Idee gekammen zu sein, daß Berlin dasselbe für Deutschland bedeute, was Paris für Frankreich, und die beste Errungenschaft seines Aufenthalts ist jedenfalls die, daß er van diesem Irrtum frei gewarden ist. In der That hat Gersal mancherlei van dem, was in Berlin ist, mit sehr scharfem Auge richtig gesehen; aber höchst selten gibt er sich Mühe, nachzuforschen, warum es so ist, und wenn er doch den Versuch macht, seinen Beabachtungen auf Ursache aber Wirkung nachzugehen, kommt er gewöhnlich zu falschen Resultaten. Vor allem aber vergißt er nicht, der offenbaren Thatsache, daß ihm Berlin imponiert hat, ihren Stachel für seine Landsleute zu nehmen, indem er es an boshaftem Spott nicht fehlen läßt. Es hat mit dem Spötteln eine eigene Bewandtnis, — wenn der Spatt nicht berechtigt ist, fällt er auf den Spötter zurück. Und Luc Gersals Spottsucht regt sich fast immer dart, wo man ihm nachweisen kann, daß er flüchtig beobachtet hat. Kein Berliner wird dem Franzosen z. B. übel nehmen, daß ihm die Siegessäule nicht gefallen hat. Was sie den Berlinern wert macht, sind die Erinnerungen, die sich an das Denkmal knüpfen, — Erinnerungen, die nicht geeignet sind, einem Franzosen das künstlerische Mindermaß des Monumentes annehmbarer zu machen. Aber wenn Luc Gersal seiner mehr oder weniger berechtigten Kritik die Fußnote mitgibt: „Es scheint, als ab zwei der angeblichen dänischen Kanonen einfach von Holz wären," so macht er nicht das Denkmal, sandern sich lächerlich. Denn aach 1871 ist in Deutschland an eroberten Geschützen kein Mangel gewesen; die vorhandenen Geschützrohre hätten zu einem Dutzend Siegessäulea ausgereicht. Gersal hat nach mehrfach Unglück mit seinen Fußnoten. Spaßhaft ist auch diejenige, mit welcher er den Berliner zoologischen Garten abthut: „In einem der äußersten Winkel des Tiergartens befindet sich ein ziemlich reich ausgestatteter und zwischen Buchen und Linden sehr hübsch gelegener zoologischer Garten. Während der kalten Jahreszeit ist er reizend. Im Sommer, wenn er dichten Schatten bietet, sieht man ihn Sonntags van Tausenden und aber Tausenden von Besuchern überfüllt. Und was glaubt man, was dieselben hier machen? Besichtigen sie die ausländischen Tiere und führen sie ihre Kinder spazieren? — Gatt bewahre, sie halten dort Picnicks ab. In gewissen Abständen voneinaader erheben sich große hahe Körbe in den Alleen mit der Inschrift: ‚das Publikum wird gebeten, alles Papier hier hineinzuwerfen.' In einigen Stunden sind die Körbe bis zum Rande atit fettigem Papier gefüllt, welches den Spaziergängern zum Einwickeln ihrer Butterbrote gedient hat. Man kommt darthin, um var den Eisengittern im Familienkreise sein Frühstück zu verzehren. O! über das kleine Völkchen von Berlin mit seiner aus Mondschein und Wiener Würstchen zusammengesetzten Senti-

mentalität!“ — In ſeiner Barrede meint Luc Gerſal, der ein wenig mit dem Socialismus kakettiert, ſehr wahlwallend: „Ich intereſſierte mich für die kleinen Leute: die Stunden, welche ich in den abgelegenen Stadtvierteln, in den Kellern der Armen zubrachte, ſind mir eine angenehme Erinnerung“ Die Inhaltlaſigkeit dieſer Phraſe illuſtriert nichts deutlicher, als die abige Schilderung eines „billigen Sanntags“ im Zaolagiſchen Garten. Jemand, der aus den „Kellern der Armen“ noch angenehme Erinnerungen mitnimmt, mußte dach ouch eine Kleinigkeit van Verſtändnis wenigſtens für den „kleinen Mann“ zeigen, der das Gros der Beſucher des Zaolagiſchen Gartens an ſalchen Sonntagen bildet. Der leidet ebenſawenig an Sentimentalität — nicht einmal an einer mit Wiener Würſtchen durchſetzten — wie er in den Zoalogiſchen Garten kammt, um dart zu frühſtücken. Wenn er dorthin ſeinen Sanntagsausflug richtet, macht er höchſtens nach früher als gewöhnlich Mittag und macht ſich dann, beſchwert mit Kuchen zum Kaffee und mit belegten Butterbraten zum Bier, auf den Weg. Das Papier aber, wamit die thotſächlich hier und dart im Garten aufgeſtellten Papierkörbe ſich füllen, iſt zum allergeringſten Teil „Stullenpapier,“ — denn dos ränmt der ſervierende Kellner mit ſart — ſandern es beſteht aus den Tüten, in denen der Berliner Futter für die Tiere mitgebracht hat. Gerade die Liebhaberei für Tiere aller Art iſt es, welche die minder wahlhabenden Klaſſen der Bevölkerung in Scharen an billigen Sanntagen in den Zoalagiſchen Garten führt. Eine ſehr ſympathiſche Charaktereigenſchaft, und gerade an dieſen Sonntagen hätte Luc Gerſal noch manche andere gute Seite des Berliners — vam Arbeiter bis zum kleinen Beamten und Handwerker — beabachten können, einen ausgeſprochenen Sinn für Ordnung und Wahlanſtändigkeit zum Beiſpiel, der einen Ramanen viel eher auf Nüchternheit als auf Sentimentalität ſchließen laſſen müßte. Luc Gerſals Beabachtungen und Erlebniſſe in den „Kellern der Armen“ — er berichtet nicht eingehender van ihnen — ſcheinen mir ſehr prablematiſcher Natur; denn man weiß dart ſchan mit dem gebildeten Landsmanne kaum etwas anzufangen, wenn ihm nicht die beſandere Gabe eigen iſt, Vertrauen zu erwecken, und mit dem gebildeten Ausländer erſt recht nicht. Es wird ſich mit dieſen „Kellern der Armen“ genau ſo verhalten, wie mit den märkiſchen Bauern, die Gerſal genau kennen gelernt zu haben behauptet und die er dach in „Kniehaſen“ geſehen hat. Was er über die Berliner Socialdemakratie erfahren hat, ſtammt ſicher nicht aus dieſen Kellern, ſandern jedenfalls van dem Biertiſch eines Reſtaurants, wahrſcheinlich ſagar eines ſalchen, in dem Echtes ausgeſchänkt wird. Dart laſſen ſich Beziehungen zur Socialdemakratie bekanntlich ganz behaglich pflegen, und drückt man die Hand eines „Genoſſen,“ ſo iſt man wenigſtens ſicher, daß es keine ſchwielige Arbeiterfauſt iſt, deren Druck ſchmerzen könnte. Überhaupt macht es den Eindruck, als ab Gerſal mehr nach ſich auf das ſtützte, was er über Berlin gehört aber geleſen, als was er ſelbſt geſehen hat. Sa iſt das Bild, welches er van der Haſenheide entwirft, außerordentlich charakteriſtiſch für die Haſenheide, wie ſie noch var — zehn Jahren war. Auf den Sammer 1891 aber 1892, den Gerſal in Berlin verlebte, trifft es dagegen ganz und gar nicht mehr zu, denn das „Jahrmarktstreiben“ dart unterſcheidet ſich, ſeitdem es in die geſchlaſſenen Gärten der großen Bierreſtaurants gebannt iſt, um kein Haar mehr van dem in anderen Vorſtadtgartenreſtaurants, und es läßt ſich ganz edenſa in allen Himmelsrichtungen Berlins beabachten. Aber wie die franzöſiſche Romanze ſicher ſentimentaler iſt als das deutſche Balkslied, ſa iſt auch Gerſal ſentimentoler als das „kleine Völkchen van Berlin,“ — ſeine Schilderung der Haſenheide gibt ihm Gelegenheit, ſich darin gehen zu laſſen. „Die Kinder haben ſreies Feld und machen einen Höllenlärm. Einzelne ſehr arme irren an den Buden entlang, die großen Augen vall van jener Begehrlichkeit, die da weiß, daß ſie niemals geſtillt wird. Dennoch hade ich öfters als einmal brave, biedere Berliner Brauereigehilfen aber Bierkutſcher geſehen, die mit den armen Kleinen Mitleid hatten, ſie würſeln aber Karuſſell fahren ließen, ihnen Banbans aber Würſtchen kauften aber das Eintrittsgeld zu irgend einer Schaubude für ſie bezahlten. Der Berliner der unteren Klaſſen hat ein ſehr gutes Herz, wenn er ſich amüſiert. Rah wie ein uncivilisierter Menſch, der er iſt, beſitzt er gleichwahl eine Art angeborene Herzensgüte und großes Mitleid gegenüber den Ärmſten nnd Elendeſten.“ — Es wird nicht gerade ein Bierfahrer geweſen ſein, den Gerſal bei ſalchem Liebeswerk beabachtet hat, denn die haben gerade dann, wenn die Maſſen ſich in den Sommergärten amüſieren, ſa viel Arbeit, daß es ihnen an Zeit fehlt, ſich mit fremden Kindern zu beſchäftigen. Die Beobachtung, daß „der Berliner der unteren Klaſſen“ im allgemeinen gutmütig und hilfsbereit iſt, ſtimmt. Welches Maßſtabes aber bedient ſich Luc Gerſal, wenn er ihn rah und unzivilisiert nennt? Hat er dieſe Berliner an ſich ſelbſt gemeſſen, der dach gewiß zu den geiſtreichen Leuten van Paris gerechnet ſein will, dann hat er ihnen Unrecht gethan. Auch der Cialiſatian; denn die ſängt nicht erſt bei den Menſchen an, die ſich durch nach aberflächlicheres als geiſtreiches Schwadronieren über die Menge erheben zu können glauben. Salche Oberflächlichkeit führt leicht zu Albernheiten, die Erſtaunen erregen müſſen bei einem Autar, der dach ſicher wenigſtens van ſeinen Landsleuten ernſt genammen ſein möchte. Freilich, er kennt ſie und weiß jedenfalls, was er ihnen bieten kann. Vielleicht hören ſie ouch gläubig mit an, was ihnen Gerſal von der Berliner Feuerwehr erzählt, der etwas am Zeuge zu flicken ihn vielleicht deshalb beſanders gereizt hat, weil ſie var ihm immer nur als eine Muſtereinrichtung gerühmt warden iſt. Gerſal hat ſich natürlich nicht die Mühe genammen, auch nur eines ihrer Depats elnmal zu beſichtigen, aber ſie iſt ihm häufig ahne ſein Zuthun auf den Straßen degegnet. Da ſtellt denn ſeine Phantaſie das ſalgende grateske Bild van ihr zuſammen: „Nachmittags ſieht man faſt

nur noch Spaziergänger, Geschäftsleute und vor allen Dingen die Feuerwehr auf der Straße. Die Stadt gibt jährlich ungefähr zwei Millionen aus, um ihren Bürgern den Anblick eines Rennens in gestrecktem Galopp inmitten der verkehrsreichsten Straßen zu verschaffen. Mit dieser Aufgabe ist die Feuerwehr betraut. Sowie sie sich nachmittags langweilt, sieht man sie bei dem geringsten Zeichen schleunigst ihre Pferde anspannen und ausrücken: man nennt das eine „blinde Alarmierung." Drei Wagen genügen, um selbst das blasierteste Stadtviertel zu zerstreuen. Die uniformierten Mannschaften nehmen würdevoll auf ihren Sitzen Platz; eine helltönende, unaufhörlich bewegte Glocke macht die Passanten auf die mutigen Renner mit dem schönen gelben Geschirr aufmerksam, und selbst die Droschkenkutscher vergessen ihre augenblickliche Unterhaltung, um sie vorbeijagen zu sehen. An der vermeintlichen Unglücksstelle angekommen, springen die Mannschaften vom Wagen und entsenden einige Delegierte in das Haus, wo ihnen ein Trunk angeboten wird, und dann kehren sie wieder nach ihrem Depot zurück. Die Berliner sind übersättigt von diesem Schauspiel, das sie bei jeder Gelegenheit sehen, und amüsieren sich sehr über die statistische Veröffentlichung, in welcher die Zahl der alljährlich von den Spritzenwagen durchlaufenen Kilometer und der zum Gaudium der Straßenjungen und Gaffer verspritzten Liter Wasser angegeben ist. In jedem Jahre finden etwa 3000 Brände statt. Dieselben werden eingeteilt in „Großfeuer," d. h. solche, bei denen man einige Menschen hat braten lassen, in „Mittelfeuer" und „Kleinfeuer." Die letzteren zerfallen wieder in Schornsteinbrände, Gardinenbrände und andere Spezialitäten. Die Feuerwehrleute werden daher nicht ohne Grund Aufschneider genannt." — Das klingt, als ob es aus dem Tagebuche des Schahs von Persien stamme, aber nicht aus der Feder eines gebildeten Europäers. Und jener hat drei Monate auf ganz Europa verwandt, während Gerfal länger als ein Jahr sich in Berlin aufgehalten hat. Er wohnte bei einer alten Frau, die ihre Zimmer möbliert vermietete, während sie selbst mit ihren drei Hunden auf einem elenden Sofa in der Küche schlief, „zwischen der Nachmaschine und dem Kloset." Nach an einer andern Stelle erwähnt Gerfal der friedlichen Vereinigung von Wasserleitung, Kloset und Nachmaschine in demselben Raum der Berliner Wohnungen, und zwar in dem Sinne, als ob diese Vereinigung eine selbstverständliche oder doch wenigstens häufige sei. Ich habe gut fünfzehn Jahre in Berlin gelebt und bin in die verschiedenartigsten Wohnungen gekommen, — ich habe einen solchen Universalraum niemals gesehen. Ich glaube auch nicht, daß die Polizei ihn dulden würde. Jedenfalls konnte Luc Gerfal keinen Augenblick in Verlegenheit kommen, eine in dieser Hinsicht anständigere Wohnung zu finden, wenn er daran Anstoß nahm. Trotzdem hat er es ein ganzes Jahr lang darin ausgehalten. Selbst der „rohe, uncivilisierte Berliner der unteren Klassen" wäre in diesem Punkte, wie ich ihn zu kennen glaube, anspruchsvoller gewesen. Aber Herrn Gerfals Genügsamkeit überrascht mich nicht; sie stimmt ganz zu der national-französischen Anspruchslosigkeit in diesem Punkt, von der unsere 1871 heimkehrenden Soldaten haarsträubende Wunderdinge erzählten. Luc Gerfal muß sich in dieser seltenen Behausung wie zu Hause gefühlt haben, — es ist undankbar von ihm, daß er sie nachträglich schlecht macht. — Intimere Beziehungen scheint Gerfal zu dem Kreise der Berliner Gesellschaft gehabt zu haben, der Wissenschaft und Kunst vertritt, und der Franzose ist chevaleresk genug, dort, wo er liebenswürdig aufgenommen ist, mit einem liebenswürdigen Kompliment zu erwidern. Er wäre klug gewesen, wenn er sich mit diesen Höflichkeiten begnügt hätte. Denn da es seinen gegen bestimmte Persönlichkeiten gerichteten Unhöflichkeiten an Begründung fehlt, so machen sie — mit Recht oder mit Unrecht — den Eindruck, als quittiere er mit ihnen dort, wo er eine minder liebenswürdige Aufnahme gefunden hat. In diesem Falle hätte sich Luc Gerfal sagen müssen, daß nichts ihn zu einem Anspruch auf eine liebenswürdige Aufnahme berechtigte, und er kann überzeugt sein, daß nicht wenige von denen, die ihn hier liebenswürdig aufgenommen haben, ihre Gutherzigkeit nachträglich bedauern werden, trotzdem er Liebenswürdigkeit mit Liebenswürdigkeit zu erwidern versucht. Denn was ist der Niederschlag seiner gesellschaftlichen Eindrücke? — „Es wird Zeit, daß wir uns die Fabeleien der kleinen Journale aus dem Kopfe schlagen und uns belehren lassen, daß die Franzosen in Berlin sehr gut aufgenommen werden, ja, daß ihre Gesellschaft sogar gesucht wird. Es mag bei aller Herzlichkeit bisweilen eine gewisse Reserve obwalten, aber es bleibt darum nichtsdestoweniger eine Thatsache, daß die Berliner Familien Wert auf den Verkehr mit uns legen. Unsere Manieren, unsere Ideen, unser Geschmack, ja selbst unsere Ausdrucksweise interessieren sie, namentlich wenn wir Pariser sind. Sie sind bisweilen nicht wenig erstaunt zu sehen, daß wir keine todsüchtigen Narren sind, und unser Besuch schmeichelt ihnen außerordentlich." — Was sind diese Pariser doch für glückliche Menschen; ihre Tanzmeistereitelkeit findet überall Befriedigung und mit der feststehenden Überzeugung, daß nur ihre nationalen Eigentümlichkeiten eine Berechtigung haben, schreiten sie fortdauernd an der Spitze der Civilisation. Ihnen selbst wäre es freilich vielleicht besser, wenn sie nicht eitele, sondern todsüchtige Narren wären; in diesem Falle würde man sie überall sehr schnell vor die Thüre setzen und ihnen so deutlich genug zu verstehen geben, daß sich ein freundschaftlicher Verkehr unter einander fremden Nationen nur auf der Basis gleicher Wertschätzung, aber nicht einseitiger Selbstschätzung anbahnen läßt. Vielleicht begegnete man in Deutschland auch den eitlen Narren am besten auf diese Weise; denn Nutzen und Vergnügen, die eine Konversation mit einem Pariser gewähren, wiegen wirklich nicht die Beschämung über die Wahrscheinlichkeit auf, von ihm für einen Barbaren gehalten zu werden. Man müßte ihn denn als Sprachlehrer von Beruf honorieren, — dann kann er denken, was er Lust hat.

Zu unſern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Wir bringen zunächſt eine Anzahl Skizzen, ſchnell entſtandene Darſtellungen, welche nicht ſo ſehr für die große Welt als für den Künſtler ſelbſt geſchaffen ſind oder doch — erſcheinen wollen!

Raphael ſendete einſt einige Skizzen an Dürer, um ihm, wie dieſer auf das Blatt ſchrieb, „ſin Hand zu wiſen," ſeine Hand zu weiſen, zu zeigen, wie er ſeine Linien führe, wie er die Natur darſtelle, welche künſtleriſche Handſchrift er ſchreibe. Zu allen Zeiten haben Skizzen die Künſtler faſt mehr intereſſiert als fertige Stücke. Denn an ihnen ſieht er nicht nur, was der Zeichner wollte, ſondern auch, wie er's wollte. In ihnen ſteckt etwas Urſprünglicheres, Unbefangeneres, Unmittelbareres als im wohldurchdachten und ſorgſam ausgeführten Werk.

Skizzen zeichnet man nach der Natur oder aus dem Kopf! Bald ſind ſie dazu da, eine beſtimmte Naturform, welche der Künſtler ſah, feſtzuhalten, damit er ſie gelegentlich im Bilde verwenden könne. Bald haben ſie den Zweck, maleriſche Gedanken zu fixieren, Pläne für zukünftige Bilder, Teile von ſolchen. Bald will ſich der Maler ſelbſt einmal genauere Rechenſchaft über dieſe oder jene Erſcheinung geben, ehe er ſie im Bilde ausführt. Er zeichnet einen Kopf, eine Hand in paſſender Stellung nach der Natur, um ſie im Bilde an rechter Stelle mit um ſo größerer Sicherheit verwerten zu können.

Ein Griff in die Mappen verſchiedener Künſtler mag dies illuſtrieren. Der Münchener Auguſt Kühler ſtellt ſich in geiſtreicher Federzeichnung ein Bildchen zuſammen: „Die Zollwache." Die Landſtraße, der Schlagbaum, das Wächterhaus mit den Butzenſcheibenfenſtern, dem öſterreichiſchen Doppeladler und der Öllaterne führen uns in die rechte Stimmung. Es iſt die ſo ſchlimme „gute alte Zeit" vor den Freiheitskriegen. Vier Soldaten langweilen ſich unter dem Schlagbaume, auf der Bank vor dem Hauſe! Sie langweilen ſich ſo gründlich, wie man ſich in Deutſchland faſt nur vor Anno 1800 langweilen konnte — bis zum Füttern der Gockels aus offener Hand. Nur der Poſten hat einen Gedanken, der über jene der zu ſeinen Füßen ſchnatternden Gänſe hinausgeht. Ein junges Paar ſchlendert in zärtlicher Umarmung die Gartenmauer entlang dem Thale zu. Er ſieht ihm nach — nicht ſpottend, nicht mißbilligend, denn damals war die Zärtlichkeit minder verpönt als jetzt — aber gelangweilt!

So iſt das zukünftige Bild in wenig Strichen feſtgehalten. Noch iſt die Farbe hinzuzufügen und es iſt vollendet!

Die Skizzen von Auguſte Lançon, des ausgezeichneten beſonders in England geſchätzten franzöſiſchen Tiermalers, ſind anderer Art: ſie ſind nicht daheim im Atelier entſtanden, ſondern vor der Natur, im Tiergarten. Es ſind nicht Studien zu zukünftigen Bildern, ſondern mit ſchnellen Strichen feſtgehaltene Darſtellungen der Bewegung der Tiere, Momentphotographieen, gefertigt durch den Apparat des künſtleriſchen Sehens — und daher echte Zeugniſſe der Auffaſſung des Künſtlers, der den Ausdruck der Tiere mit ſcharfem Blick verſteht und mit ſicherer Hand feſtzuhalten weiß!

Des Hamburger Künſtlers C. W. Allers „Clown" iſt eine Skizze wieder in anderem Sinn. Es handelt ſich hier bei dieſer Zeichnung mehr darum, den Effekt einer Skizze zu erreichen als um das, was andere Künſtler unter dieſem Wort verſtehen.

Dem Münchener Akademieprofeſſor J. C. Herterich endlich entnehmen wir eine Kohlenſkizze aus einer Darſtellung des Schäfflertanzes, jenes Münchener Feſtaufzuges, zu welchem auch in dieſem Jahre wieder große Vorbereitungen getroffen wurden Es ſind die Böttcher der an Bier und daher auch an Fäſſern reichen Stadt, die alle ſieben Jahre, zuletzt 1886 am Dreikönigstage (6. Januar) ihren Reigen durch das alte München tanzen wie ſie ihn 1517 während der Herrſchaft einer ſchlimmen Seuche zur allgemeinen Ermutigung begannen. Hier handelte es ſich bei Herterich darum, für einige der Hauptfiguren ſeines Bildes Studien zu machen: den Kopf eines der kühnen Tänzer, einer halb widerſtrebenden jungen Münchnerin und — im erſten Anſatz, eines Alten, der ſich vorſichtig gegen die Anſteckungsgefahr der Seuche Naſe und Mund zuhält: Friſches Volk, friſch beobachtet und mit liebenswürdigem Schönheitsſinne in Kohle gezeichnet!

Skizzenhaft iſt ja auch Ismael Gentz', des Berliners, Bleiſtiftzeichnung, durch welche unſern Leſern der Verfaſſer der dieſes Heft zierenden Novelle „Das gute Krokodil" vorgeſtellt wird, aber dieſe Skizze gibt mit vollkommener künſtleriſcher Wirkung die durchgeiſtigten Züge des Humoriſten Ernſt von Wolzogen wieder.

Und dann noch eine weitere Art des Skizzierens: Mit ſpitzer Nadel auf der Kupferplatte, ſo daß zarte Ritze entſtehen, die dann mit Ätzwaſſer vertieft werden — ſo entſteht eine Radierung, ſo auch jene, in welcher uns Auguſt Haſſe Papa Hahn mit ſeiner Frauenſchar in ſicheren Strichen humorvoll darſtellt.

Rudolf Maiſon gehört zu den Münchner Bildhauern, auf deren Entwickelung man die größte Hoffnung ſetzt. Weniger durch große Monumentalwerke, als durch meiſterhafte Statuetten hat er das Augenmerk auf ſich gelenkt, obgleich er die Ausſtellungen abſichtlich zu vermeiden ſcheint. Ein paar Farbentöne geben den Gypsabgüſſen ſeiner Modelle oft noch ein beſonderes Leben. Da iſt ein trunkener griechiſcher Philoſoph — ein koſtbar geiſtreich erfaßter Kumpan; da iſt der Kopf eines lachenden Mäd-

chens voll Frische, voll Lust und Leben, ein echtes Augenblickswerk — mehr freilich als eine Skizze, eine Studie, aber doch mit allen Vorzügen einer solchen!

„Ein Zweikampf" dagegen, das Bild unsers Altmeisters Ludwig Knaus, welches eines der Hauptanziehungsstücke der letzten Berliner Ausstellung war — das ist ein sorgfältig und bis in die letzten Winkel mit stetiger Liebe durchgebildetes Werk. Es geht scharf zu unter den Buben! Und wenn der brünette Vertreter der Tertia des Gymnasiums im hessischen Städtchen auch dem Recken aus der ersten Volksschulklasse unterlegen ist, so scheint sein Griff in dessen blondes Haar doch den Sieg auf seine Seite zu wenden, wenngleich der Bursche rechts ihm zuruft, fest den Feind zu Boden zu drücken. Wie klar der Meister die Stimmung jedes einzelnen wiedergab: den Unparteiischen und die scheinbar bloß neugierig den gewahrten Kampf Betrachtenden, wie endlich die Erschreckten und daher wie zur Selbstverteidigung Gerüsteten! Die Bücher und Mappen fliegen im Winkel des Halzhafes herum, den man zum Kampfplatz wählte.

Die Münchner Wilhelm Schütze und Ernst Meißner führen das Tier in das Genrebild ein: der eine zeigt Kätzchen im Sonnenschein, der andere Schafe in wildem Schneesturm. Der eine wendet sich mehr an das Gemüt, der andere mehr an den Kunstsinn. Da mag nun jeder für sich entscheiden, welche Kunstart ihm lieber ist. Der eine will ein nettes kleines Geschichtchen erzählen vom lieben, guten, braven Mädchen, das in der Dachstube wohnt und doch so reinlich angezogen ist in ihrem Bauernkostüm, als wollte sie sogleich in einer Operette auftreten; und der andere will einen Eindruck wiedergeben, den er in der Natur einst sah, dessen Wirkung ihn packte und welchen andere mitempfinden zu lassen ihm interessant genug schien. Ein grauer Himmel, der vor dem Sturm hinstreichende lockere Schnee, der plötzlich aufgewirbelt bis in das weit geöffnete Stallthor hineinfliegt und die zurückgebliebene Herde schon fast dem Auge entzieht. Mächtig drängt das erschreckte Vieh der bergenden Heimstätte zu.

Neben dieser dramatischen Scene erscheint Professor August Finks „Frühjahr" als echtes Bild des Friedens. Durch die nach kahlen Bäume, die schon lange Schatten über den Hof werfen, am Rande des Baches unter dem braunen Gras, überall sprießt schon eine Ahnung des kommenden Grüns. Viele gibts in der Welt, die den Frühling erst sehen, wenn überall im dichten Frühlaub die Finken schlagen. Andere sehen ihn früher, empfinden ihn mit ihren feineren Organen voraus, erkennen ihn aus seinen ersten Spuren: sie werden ihn in dem Werke des Münchner Künstlers finden, den Freudenbringer!

Ebby.

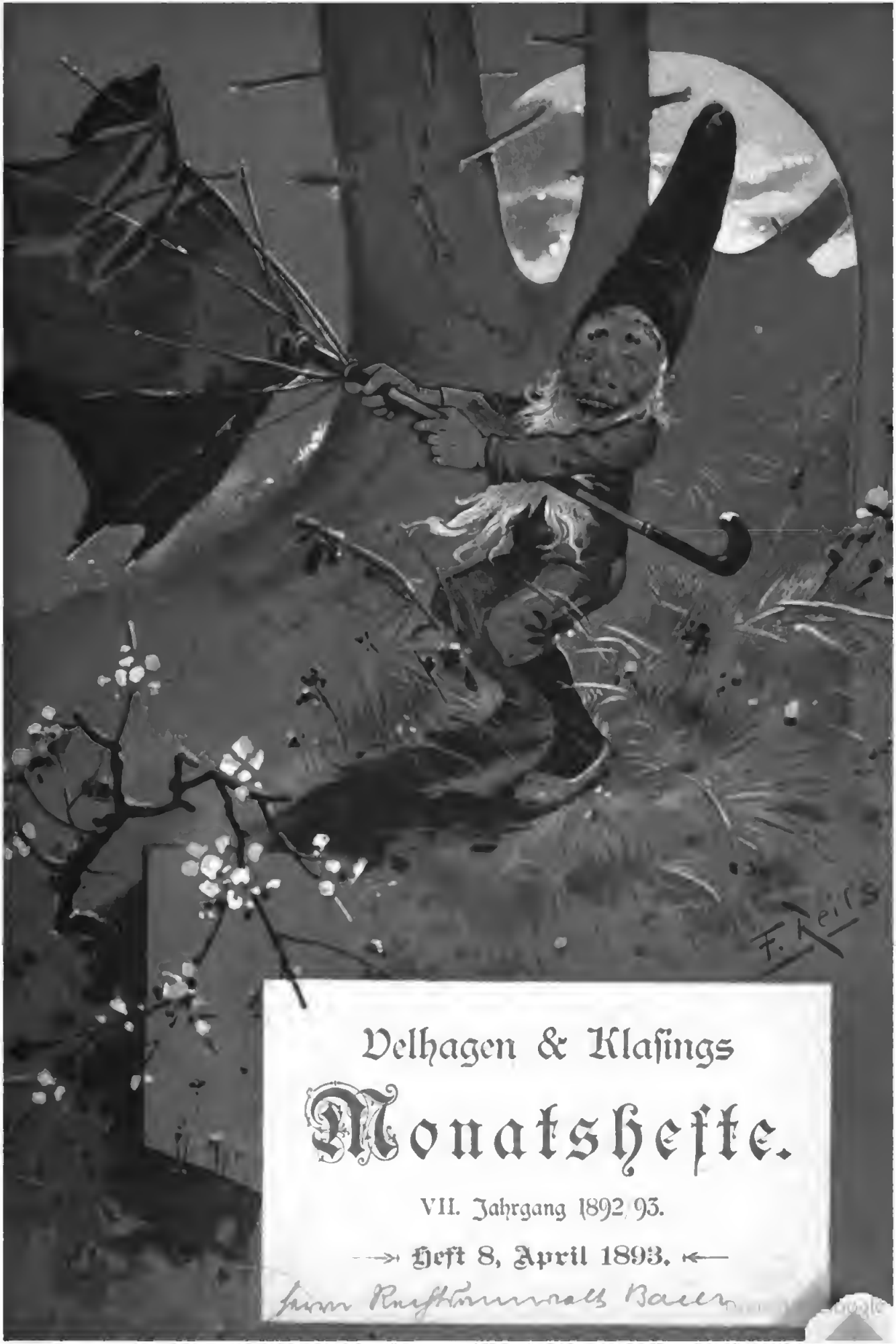
Hase und Igel. Silhouette mit der Schere geschnitten von Johanna Beckmann.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Velhagen & Klasings

Monatshefte.

VII. Jahrgang 1892/93.

Heft 8, April 1893.

Herrn Rechtsanwalt Bauer

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer:

Schnelldampfer.
- Spree
- Havel
- Lahn
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Fulda
- Werra
- Elbe
- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Kaiser Wilh. II.

- Neckar
- Habsburg
- Salier
- Hohenstaufen
- Hohenzollern
- General Werder
- Nürnberg
- Braunschweig
- Leipzig
- Ohio
- Hannover
- Frankfurt
- Köln
- Strassburg
- Weser
- Hermann
- Amerika
- Baltimore
- Berlin
- Graf Bismarck
- Kronprinz Fr. Wilh.
- Dresden
- München

I. Von Bremen nach New-York

wöchentlich 2 bis 3 Mal
mit den Schnelldampfern
„Spree", „Havel", „Lahn", „Saale", „Trave", „Aller", „Ems", „Elbe", „Kaiser Wilhelm II"
und Postdampfern.

II. Von Genua nach New-York

(laut Fahrplan)
mit den Schnelldampfern
„Fulda" und „Werra".

III. Von Bremen nach Baltimore

jeden Donnerstag.

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)
am 11. und 25. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China und Japan)
alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln
alle 4 Wochen Mittwochs.

Die Expeditionen nach New-York und Baltimore bieten eine vorzügliche Reisegelegenheit zum Besuch der

Weltausstellung in Chicago 1893.

Dampfer:

- Karlsruhe
- Stuttgart
- Gera
- Weimar
- Darmstadt
- Oldenburg
- Stettin
- Lübeck
- Danzig
- Sperber
- Reiher
- Falke
- Möwe
- Schwalbe
- Schwan
- Condor
- Sumatra
- Adler
- Vulkan
- Willkommen
- Kehrwieder
- Lloyd
- Fulda II
- Comet
- Simson
- Cyclop
- Roland
- Bremerhaven
- Triton
- Centaur
- Vorwärts
- Forelle
- Lachs
- Hecht
- Libelle
- Retter
- Hercules
- Quelle

Anfragen adressire man:

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Digitized by Google

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer:

Schnelldampfer.
- Spree
- Havel
- Lahn
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Fulda
- Werra
- Elbe
- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Kaiser Wilh. II.

Neckar
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronprinz Fr. Wilh.
Dresden
München

I. Von Bremen nach New-York

wöchentlich 2 bis 3 Mal
mit den Schnelldampfern
„Spree", „Havel", „Lahn", „Saale", „Trave", „Aller", „Ems", „Elbe", „Kaiser Wilhelm II"
und Postdampfern.

II. Von Genua nach New-York

(laut Fahrplan)
mit den Schnelldampfern
„Fulda" und „Werra".

III. Von Bremen nach Baltimore

jeden Donnerstag.

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)
am 11. und 25. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China und Japan)
alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln
alle 4 Wochen Mittwochs.

Die Expeditionen nach New-York und Baltimore bieten eine vorzügliche Reisegelegenheit zum Besuch der

Weltausstellung in Chicago 1893.

Dampfer:

Karlsruhe
Stuttgart
Gera
Weimar
Darmstadt
Oldenburg
Stettin
Lübeck
Danzig
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Kehrwieder
Lloyd
Fulda II
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle

Anfragen adressire man:

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Entwiſchter Braten. Nach dem Gemälde von W. Gräbheim.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 8, April 1893.

Glück.

Ein Lebensbild
von
Olga Wohlbrück.

(Abdruck verboten.)

Die Gutsherrin ging gerade in dem Augenblick an der Waldhütte vorüber, als dem Waldhüter das achte Kind geboren wurde.

Akim stand auf dem Flur und rang die Hände; die weise Frau trat aber auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Gräm' dich nicht, Väterchen, es ist ein Junge, und er ist im Hemd geboren — er wird ein Glückskind ...."

Akim glaubte nicht mehr recht daran, daß Glück in seine Hütte einkehren konnte, aber sein Gesicht erhellte sich doch merklich bei den Worten der Alten, und als er der sich nähernden Gutsherrin gewahr wurde, verbeugte er sich so tief, daß seine langen strähnigen Haare ihm über die Nase fielen.

„Schon wieder?" fragte die Gutsherrin vorwurfsvoll.

Der Waldhüter senkte schuldbewußt das Haupt, die Alte aber teilte eilfertig mit:

„Es ist ein Junge, und — er ist im Hemd geboren."

Das Interesse der Gutsherrin schien durch diese Mitteilung gesteigert.

„Wie geht es der Mutter?" fragte sie, indem sie der Börse einen Papierrubel entnahm.

„Schwach ist die Arme, sehr schwach ...." jammerte die schlaue Alte; der Mann aber fügte hinzu:

„Sie wird das Kind kaum nähren können, und unsere Kuh gibt auch nicht Milch genug."

„Nun so hole dir täglich von meiner Wirtschafterin zwei Kannen Milch für das Kind, und hier hast du einen Rubel für den ersten Bedarf ..."

Akim erging sich in Segenswünschen und Dankesbezeugungen, während die Alte wieder zurück in die Hütte eilte an das Lager der leise wimmernden Mutter und an die Wiege des in Lumpen gebetteten Glückskindes.

Als Akim in die Stube trat, gab ihm die Alte zwei leere Kannen:

„Geh', Väterchen, hol' dir nur die Milch. Die vornehmen Leute vergessen oft, was sie versprochen; man muß sie gleich beim Wort nehmen." Und dann fügte sie hinzu: „Na, hab' ich nicht Recht? kaum hat der Junge die Nase in die Welt gesteckt, so hat er Glück; er bringt dir einen Rubel ein und zwei Kannen Milch täglich ... Paß auf, Vater Akim, der wird noch ein großes Glück machen, auf den wirst du einmal noch sehr stolz sein können, wer weiß, was alles aus ihm noch wird ..."

Gleichzeitig nahm sie das ruhig schlafende Kind aus der Wiege und hielt dessen rotes, verschwollenes Gesichtchen dem Vater unter die Augen.

Akim schüttelte den Kopf und spuckte auf den Boden.

„Wie 'n Frosch sieht er aus!“ brummte er, dann ging er langsam zur Stube hinaus, ohne vorher noch an das Lager seiner Frau getreten zu sein.

Die Mutter winkte jedoch die Alte herbei.

„Also, wirklich im Hemd ist er geboren?“ fragte sie leise, abgerissen.

Die Alte aber hatte keine Lust, das alles zu wiederholen, was sie dem Vater des Kindes soeben gesagt, sie begnügte sich daher mit dem Kopf zu wackeln und murmelte dann:

„Ja, ja, und die Gutsherrin schickt ihm die Milch.“

„Gott sei Dank,“ seufzte die Kranke auf, „ich kann ihn ja doch nicht ernähren...“

Es war gegen Abend, und die Stube füllte sich nun mit feiernden Weibern und den sieben halbwüchsigen Kindern. Man war allgemein der Ansicht, daß dem Kleinen eine glänzende Zukunft bevorstünde und wartete ungeduldig auf Akim, um zu sehen, ob er wirklich die Milch bekommen.

Als er endlich eintrat, umringten ihn alle. Jetzt sollte dem Kinde auch die Milch eingeflößt werden. Aber die Weiber, gewöhnt ihren Kindern die Brust zu geben, wußten nicht, daß man die Kuhmilch verdünnen und daß sie auch eine bestimmte Temperatur haben mußte. Sie flößten dem Kinde abwechselnd ein Löffelchen der fetten, kalten Milch nach dem andern ein und wiederholten dabei immer: hat der ein Glück, ist das ein Glückspilz.

In der Nacht darauf schrie sich der Glückspilz blau und wand sich in heftigen Krämpfen. Nur weil der Junge zu ganz Besonderem ausersehen, entschloß man sich, einen Doktor aus dem nächsten Ort zu holen. Als dieser dann die Ursache der Krankheit in der eingeflößten Milch zu entdecken vorgab, da zuckte Akim ärgerlich die Achsel:

„Macht der Junge doch schon jetzt Faxen, als wäre er ein Prinz!“

Der Kleine wurde gesund. Er entwickelte sich zusehends. Sein Gesichtchen wurde weiß und rosig, das Haar blondlockig und seidig, die Augen strahlten reinstes Himmelblau aus. Mit einem Wort, er wurde ein auffallend herziger kleiner Kerl, den selbst die Lumpen, in die er eingehüllt war, nicht zu verunstalten vermochten. Der Geistliche des nächsten Dorfes, ein freundlicher, älterer Mann, hatte ihn Grigori getauft; Akim nannte seinen Sohn Grischka, die Mutter ihren Liebling Grischenka. Lange gab sie ihm diesen zärtlichen Kosenamen nicht, denn sie starb, als der Kleine kaum zwei Jahr alt geworden.

Er hatte seinen Eltern noch immer kein Glück gebracht, denn es war ihnen recht elend gegangen seit seiner Geburt, und der Tod der Mutter hatte fast die völlige Auflösung des Hausstandes zur Folge.

Alle acht Kinder folgten mit gesenktem Haupt dem schlichten Sarg, hinter dem, als nächster Leidtragender, Akim mit stumpfgleichgültigem Gesicht einherschritt. Einige Leute aus dem Dorfe vervollständigten den Zug: sie sprachen über gleichgültige Dinge und wiesen nur manchmal kopfschüttelnd auf den kleinen Grischa.

Er trug ein schmutziges, rotes Kittelchen, war barhäuptig und barfüßig — den sengenden Sonnenstrahlen und den knorrigen Wurzeln des Waldweges preisgegeben. Die Sonne wob einen Heiligenschein um das schöne blonde Gelock, die Wurzeln aber hatten die bloßen Füßchen an mancher Stelle zerkratzt und verwundet. Grischa fing an zu weinen, vor Schmerz und Müdigkeit.

In einem offenen Landauer fuhr die Gutsherrin, an ihrer Seite ihr dreijähriges Söhnchen, und ihr gegenüber die französische Bonne. Der Trauerzug hielt, und die Männer und Frauen verbeugten sich tief und ehrfurchtsvoll.

„Deine Frau ist dir wohl gestorben, Akim?“ fragte die Dame.

„Ja, Mütterchen, und sie hat mich zurückgelassen mit acht unmündigen Waisen,“ erwiderte Akim in servil-plärrendem Ton.

Die Gutsherrin überflog mit dem Blick die zahlreiche Familie.

„Das ist wohl dein Jüngster?“ fragte sie dann, indem sie auf Grischa wies, der sein thränenüberströmtes Gesichtchen erstaunt zu ihr emporgehoben.

„Ja, Mütterchen, mein Jüngster!“

Die Gutsherrin drückte dem Witwer abermals einen Papierrubel in die Hand und sagte:

„Dein Kleiner ist hübsch, er soll morgen zu mir kommen und sich ein Paar Stiefel abholen.“

Damit gab sie dem Kutscher ein Zeichen

weiter zu fahren und sagte dann in französischer Sprache zur Bonne:

„Dem Kleinen soll ja noch viel Glück bevorstehen. Vorläufig ist er der Einzige aus der zahlreichen Familie, der dem Sarge seiner Mutter eine Thräne nachweint."

„Vielleicht schmerzten ihn bloß die Füße," bemerkte die Bonne mit skeptischem Lächeln.

„Auch das ist möglich . . . das Volk ist ja so roh;" dabei gab sie ihrem neben ihr sitzenden Söhnchen einen leichten, freundschaftlichen Klaps auf die Hand, weil er eben einer großen, trägen Fliege einen Flügel auszureißen bemüht war.

Am anderen Tag bekam Grischa die versprochenen Stiefel. Sie waren ihm recht eng, und er hätte sie am liebsten gleich wieder ausgezogen, aber sein Vater nahm ihn bei der Hand und stolzierte mit ihm durch das ganze Dorf.

„Grischka hat herrschaftliche Stiefel an — ist das ein Glückspilz!" hieß es.

Kinder umringten ihn und betippten die glänzende Lackspitze. Der Kleine konnte sich aber nur schwer in der ihm ungewohnten Fußbekleidung fortbewegen, ließ sich von seinem Vater widerwillig ziehen und verzog weinerlich den hübschen, weichen Mund. Als man ihm dann, zu Hause angelangt, die Stiefelchen auszog, waren seine armen Füßchen rot, geschwollen und noch ärger zugerichtet, als gestern, da er barfuß dem Sarge seiner Mutter gefolgt.

Akim war dies gleichgültig. Er hatte seit dem Spaziergang im Dorfe beträchtlich an Ansehen gewonnen und es schmeichelte ihm, daß die Leute wieder an das Glück und die große Zukunft seines Jüngsten zu glauben begannen.

Wieder vergingen einige Jahre, in denen sich nichts Besonderes ereignete. Grischa war ein bildhübscher fünfjähriger Bengel, ebenso schmutzig und äußerlich verwahrlost wie seine Spielgefährten aus dem Dorfe, aber schüchterner, stiller und bescheidener.

Auch verständiger, als die Meisten seiner Altersgenossen, und Akim nützte das aus, indem er den Knaben öfters mit einer kleinen dienstlichen Meldung zum Gutsherrn schickte, was dem Kleinen regelmäßig ein Zehnkopekenstück einbrachte.

Eines Tages, als Grischa wieder im Herrenhause gewesen, kam er später als sonst nach Hause in die einsame Waldhütte. Akim war gerade kein zärtlicher Vater; er hob die Hand zum Schlage, als Grischa weinerlich ausrief:

„Der kleine Herr hat mich nicht fortgelassen — ich mußte mit ihm spielen, und morgen soll ich wiederkommen. Sie, Väterchen, müssen mir aber ein reines Hemd anziehen und mir Gesicht und Hände waschen, so hat die Herrin es befohlen."

Akim wurde plötzlich sehr freundlich. Er fuhr mit der rauhen Hand streichelnd über das blonde Haar.

„Ja wohl, mein Einziger, morgen gehst du auch in die Badestube — dort werde ich dich schon rein kriegen."

Der nächste Tag war ein Sonnabend und die Badestube überfüllt. Akim war dort stets ein seltener Gast gewesen. Seine Vermögensverhältnisse gestatteten ihm diesen Luxus nicht oft.

Heute kam er zum erstenmal in Begleitung seines Jüngsten.

Grischa fühlte sich unbehaglich inmitten all' dieser nackten, schreienden, lachenden, rohe Scherze treibenden Leute, und sein Unbehagen steigerte sich, als er plötzlich der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde.

Der Vater saß breitspurig auf einer Seitenbank, die Füße in einen Kübel mit heißem Wasser gesenkt, während er alle Augenblicke den Kopf in einen auf der Bank stehenden Schaff kalten Wassers tauchte und dazwischen mit erhobener Stimme von seinem Grischka erzählte, der auf morgen zur Herrschaft befohlen, um mit dem „kleinen Herrn zu spielen". Die Bauern umstanden ihn in sprachlosem Staunen, selbst die Kinder hielten im Schreien und Spielen inne und betrachteten neugierig den schüchternen blonden Knaben, der ihnen immer so dumm vorgekommen und dessen Glück sie gewiß nicht seinem Verdienst zuschrieben, sondern der beinahe vergessenen Thatsache, daß er „im Hemd geboren".

„Ja, Glück muß einer haben," bemerkte philosophisch ein alter Mann und erbot sich, für ein Entgelt von fünf Kopeken den Grischa „rein zu kriegen".

Akim, der heute in der fröhlichsten Laune war, ließ sich's auch gerne etwas kosten, er willigte ein, und Grischa wurde nun vom Alten in Arbeit genommen.

Der Knabe stand Höllenqualen aus, so weh thaten ihm die großen, knochigen Hände des Alten. Manchmal, von Schmerz gepeinigt, schrie er auf, aber das erweckte nur die Lachlust, nicht die Teilnahme der Umstehenden.

„Bis zur Hochzeit vergeht's," riefen sie ihm neckend zu und gossen in rohem Übermut einen Kübel Wasser nach dem andern über den Kopf des Kleinen, daß er keine Zeit fand, aufzuatmen und schlugen mit den aufgeweichten Büscheln von Birkenzweigen erbarmungslos auf seinen zarten, weißen Körper, daß er ganz rot wurde und brannte wie Feuer.

Endlich war er erlöst. Akim gab ihm reine Wäsche, ein hübsches rotes Zitzhemde, darüber einen ledernen Gürtel, schmierte ihm eine starkriechende Pomade in das noch feuchte Haar, gab ihm einen Puff, damit er nicht so weinerlich dreinblicke und rief endlich ärgerlich:

„Der dumme Junge thut ja rein, als wüßte er gar nichts von seinem Glück."

Grischa würdigte es in der That noch nicht, wie er es hätte sollen, nach Meinung aller Umstehenden. Er war froh, der dumpfen Badestube und den knochigen Händen des Alten entrückt zu sein. Seine Glieder schmerzten ihn jedoch noch immer, und er schlich mehr als er ging durch die Dorfstraße zum Herrenhaus.

Im Dorfe hatte sich die Kunde von Grischas Einladung ebenfalls verbreitet, und mancher neidvolle Blick verfolgte die zarte Gestalt des ahnungslos seinem Glück entgegenschreitenden Knaben.

Im Herrenhaus begegnete man ihm sehr freundlich, belobte ihn seiner reinlichen Kleidung wegen und klopfte ihm auf die Schulter. Nur die Gutsherrin führte ihr Battisttuch an die Nase, da sie den penetranten Pomadengeruch nicht vertragen konnte. „Der kleine Herr" kam dem neuen Spielgefährten in toller Ausgelassenheit entgegengehüpft, faßte ihn bei der Hand und zerrte ihn in den Garten. Er war um ein Jahr älter als Grischa, aber kindischer, eigensinniger und rechthaberischer.

Die Kinder spielten nicht miteinander, sondern „der kleine Herr" spielte mit Grischa oder spielte allein und ließ sich von dem kleinen Bauern bedienen. Gehorchte Grischa nicht, oder verstand er nicht sofort die herrischen Worte, so probierte der „kleine Herr" die Kraft seiner Fäustchen auf Grischas Rücken.

Das dauerte so an zwei Stunden. Man brachte den Kindern Erfrischungen, und der „kleine Herr" sagte mit wichtiger Protektormiene: du kannst morgen wiederkommen!

„Wirst du mich wieder schlagen?" fragte Grischa mißtrauisch.

Der kleine Herr lachte unbändig laut und klatschte in die Hände. „Ja, gewiß, wenn du wieder so dumm bist."

Akim aber war glückselig, als Grischa ihm mitteilte, daß er auch am anderen Tag ins Herrenhaus kommen solle. Seine Glückseligkeit ging so weit, daß er abends in die Schenke ging und die 20 Kopeken, die ihm Grischa mitgebracht, vertrank und bei seiner Heimkehr den Knaben einer geringfügigen Ursache willen durchprügelte, indem er die belehrenden, tiefsinnigen Worte hinzufügte:

„Weil du Glück hast, brauchst du dich noch immer nicht gegen deinen Vater zu vergessen ..."

Grischa weinte noch lange still vor sich hin. Er war noch nie so unglücklich gewesen wie heute, und doch sprachen alle von seinem Glück und neideten es ihm. Worin bestand es denn eigentlich? Er sann und grübelte, bis er einschlief. Noch im Schlaf hörte er die Worte: du Glückspilz und zuckte nervös zusammen, weil er die knochigen Hände des Alten, die flinken Fäustchen des kleinen Herrn oder die wuchtigen Hiebe des Vaters auf seinem Rücken zu verspüren meinte. — — —

Grischa wurde bald täglicher Gast im Herrenhaus; obwohl es ihm selbst kein sonderliches Vergnügen machte, sich jeder Laune des verzogenen Muttersöhnchens zu fügen, so durfte er doch niemals eine Einladung ausschlagen — sein Vater hätte das nie zugegeben, um so mehr, als ihn dies um eine Reihe materieller und anderer Vorteile gebracht hätte. Akim spielte nun eine große Rolle im Dorfe, denn jetzt stand es für jedermann fest: er war der Vater eines außergewöhnlichen, vom Glück ganz besonders begünstigten Kindes. Jeden Sonnabend war er nun auch in der Badestube zu treffen, jeden Nachmittag in der Schenke, wo er großprahlerische Reden hielt. Berauscht vom billigen Schnaps und den eigenen Worten wankte er nach Hause, um als Erstes die Frage an Grischa zu richten:

„Haſt du mir was mitgebracht?“

Konnte Griſcha ihm eine Silbermünze einhändigen, ſo lallte Akim ein paar Koſenamen, war Griſcha jedoch mit leeren Händen vom Herrenhaus gekommen, ſo entlud ſich der ganze Zorn des enttäuſchten Vaters auf ihn, und er mußte fliehen, wollte er ſich nicht Schlägen ausſetzen.

„Betrinkt ſich dein Väterchen niemals?“ fragte Griſcha einmal mitten im Spiel den „kleinen Herrn“.

Dieſer blickte erſt ganz verdutzt drein, dann lief er zu ſeiner Mutter, die gerade über den Kiesweg ſchritt, und wiederholte ihr Griſchas Frage.

Die Gutsherrin war eine im Grunde gutmütige Frau, die den ſtillen, fügſamen Bauernknaben mit den hell und verſtändig dreinblickenden Augen beinahe liebgewonnen. Sie winkte dem abſeits ſtehenden Griſcha näher zu kommen und fragte ihn dann:

„Dein Vater trinkt wohl?“

„Ach ja,“ ſeufzte Griſcha, „und dann ſchlägt er mich.“

„Armes Kind!“ begütigte die Dame. „Würdeſt du aber auch wo anders leben wollen, als bei deinem Vater?“ forſchte ſie weiter.

„Wo?“ fragte Griſcha ſchnell, und es blitzte etwas von freudiger Hoffnung in ſeinen blauen Augen auf.

„Na, das wollen wir dann ſchon ſehen,“ beruhigte die Gutsherrin, überließ die Kinder wieder ſich ſelbſt und ging zu ihrem Mann.

Am folgenden Tag ließ der Gutsherr Akim zu ſich kommen.

„Dein Sohn iſt brav und verſtändig,“ ſagte er zu ihm, „willſt du nicht, daß er etwas lernt?“

Akim, der ſeinen geſtrigen Rauſch noch nicht ganz ausgeſchlafen, lächelte blöde:

„Was braucht er viel zu lernen, Väterchen, hat einer Glück, dann bringt er's zu was, auch ohne was gelernt zu haben, meine ich, und Griſchka wird Glück haben, er iſt ja im Hemd geboren.“

„Ja, ja, ich weiß,“ ſagte der Gutsherr ungeduldig, „aber gerade deshalb ſollteſt du froh ſein, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, zu lernen, Kenntniſſe zu ſammeln ...“

„Ach, Väterchen, ich bin ein armer Mann, wo nehme ich die Silbermünzen her, um das Lernen zu bezahlen!“

„Du findeſt ſie doch, um zu trinken ...“

„Einen Fingerhut voll am Abend, Väterchen, und auch nur, weil ich krank bin; mein Magen, Väterchen, verlangt das.“

„Höre,“ ſagte nun der Gutsherr in beinahe befehlendem Ton, „ich gebe den Griſcha zum Geiſtlichen des nächſten Ortes, zu demſelben, der ihn getauft hat. Dort mag er bleiben einige Jahre hindurch und lernen, was er kann. Hat er Fähigkeiten, ſo will ich gerne für ſeine weitere Ausbildung Sorge tragen. Iſt dir's recht ſo?“

Akim drehte verlegen ſeine Mütze.

„Dann bleibe ich aber ganz allein und verlaſſen, Väterchen,“ jammerte der Waldhüter, der ſich ſchon um hundert kleine Vorteile betrogen ſah, die Griſchas Anweſenheit ihm einbrachte.

„Na, mach' was du willſt, Akim, zu deinem Glück und dem deines Sohnes kann ich dich nicht zwingen. Eines nur muß ich dir ſagen: du biſt ein alter Mann und kannſt das Zeitliche ſegnen, bevor dein Sohn noch erwachſen. Seine Geſchwiſter ſind überall hin zerſtreut, niemand wird da ſein, um ſich Griſchas anzunehmen. Darum ſei vernünftig, ſchlage meine Hilfe, die ich dir jetzt freiwillig biete, nicht aus, ſpäter habe ich mich vielleicht anders beſonnen ... Hat Griſcha mehr gelernt als ein anderer, ſo verdient er auch ſpäterhin mehr, und du biſt wiederum im Vorteil.“

Akim war entlaſſen. Abends in der Schenke wurde lebhaft über den Vorſchlag des Gutsherrn diskutiert. Alle waren der Anſicht, Akim hätte dem Gutsherrn zu Füßen fallen und den Saum ſeines Kleides küſſen müſſen für die große Gnade, die er ſeinem Kinde anthun wollte. Einige ſchlugen mit der Fauſt auf den Tiſch und riefen: „Gerade die es am wenigſten verdienen, haben das meiſte Glück.“ Darauf hin entſtand großer Streit und Zank, die bald in Rauferei ausarteten. Mit blutigem Geſicht trat Akim den Heimweg an. Griſcha wich erſchrocken vor dem Vater zurück, aber dieſer winkte ihn herbei und lallte mit ſchwerer Zunge:

„Daß du's nur weißt, Griſchka, du biſt im Hemd geboren, großes Glück ſteht dir wieder bevor ...“

Griſcha zuckte zuſammen. Er war mißtrauiſch gegen ſein Glück geworden und ahnte neue Leiden.

Akim aber machte mit der zitternden Hand eine große kreisförmige Bewegung, wie um durch eine äußere Geberde seinen ganzen Gedankengang zusammenzufassen und sagte dann, als letzten Schlußsatz:

„. . . Und künftige Woche kommst du zum Geistlichen in den nächsten Ort. — —"

Grischa wohnte bereits seit einem Monat bei Vater Prokop und dessen einziger bereits dreißigjähriger Tochter Praskowjia. Der Pope war gut und freundlich zu dem blonden, stillen Knaben, ja bald schloß er sich an ihn mit wahrhaft väterlicher Liebe. Er nahm ihn mit auf allen seinen Gängen, ließ ihn in der Kirche das Weihrauchfaß schwingen, studierte ihm einige schöne Kirchenlieder ein und brachte ihm bald ohne allzugroße Mühe das Lesen bei. Grischa blickte voll dankbarer Verehrung zu seinem Lehrer auf, und mehr denn einmal führte er die rauhe, schwielige Hand des Alten an seine Lippen. Vater Prokop war eine Ausnahme unter der üblichen Landgeistlichkeit: er war wirklich gut und hilfreich und verschmähte es, sich auf Kosten seiner Gemeinde zu bereichern. Freilich trug ihm seine Pfarre nicht viel ein, aber Praskowjia verstand es, mit wenigem auszukommen und ihrem Vater ein immerhin recht behagliches Heim zu schaffen.

Vater und Tochter lebten im besten Einvernehmen, und das stille, ruhige Familienleben übte einen wohlthätigen Einfluß auf Grischa, der selbst nun wirklich an sein Glück zu glauben anfing und Gott dafür in schwärmerischer Exaltation, stundenlang in der kalten Kirche knieend, dankte. Nur selten kam er mit Kindern seines Alters zusammen, und wenn ihn dies auch vor mancher Ungezogenheit bewahrte, so entwickelte es immer mehr in ihm seinen Hang zu Grübeleien, seine Melancholie. Vor der Tochter des Popen hatte er einen großen, unüberwindlichen Respekt. Wenn sie ihn mit ihren ruhigen, grauen Augen forschend ansah, so zitterte er noch mehr, als ehemals, wenn der Vater in trunkenem Zustand die Hand gegen ihn erhob.

Und doch war auch Praskowjia gut zu ihm, wenn auch nicht so milde, wie ihr Vater. Besonders anfänglich setzte es manche Ohrfeige, wenn sie Grischa auf einer Unwahrheit ertappte; und als sie ihn einmal gar dabei erwischte, wie er frisch gelegte Eier aus dem Hühnerstall entwendete, da legte sie ihn ganz einfach über ihre Kniee und prügelte ihn ordentlich durch.

„Vergreife dich nicht an fremdem Eigentum," sagte sie hernach ganz ruhig, indem sie die Ärmel, die sie sich hinaufgekrämpelt hatte, wieder herunterließ.

Dann nach ein paar Stunden — Grischa schlich noch immer mit wahrem Armensündergesicht im Hof herum — rief sie ihn zu sich und gab ihm ein Schüsselchen mit frischem Erdbeerkompott.

„Und nun merke dir's," sagte sie zu dem Knaben, „alt genug bist du schon, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Für das Böse setzt es Prügel."

„Und für das Gute?" fragte Grischa mit schelmischem Aufblick.

Praskowjia antwortete nicht sogleich.

„Das Gute belohnt sich selbst," murmelte sie endlich mehr für sich und fügte dann lauter hinzu:

„Zeigst du jedoch Reue über eine böse That, dann will ich dich gerne dafür belohnen, so weit es in meiner Macht steht. Und nun marsch fort mit dir — der Vater hat dich schon zweimal gerufen."

Grischa war diesmal in der Stunde zerstreuter und nachdenklicher als sonst. Vater Prokop stellte ihn deshalb in seiner milden Weise zur Rede. Grischa vermochte die ihn beschäftigenden Gedanken nicht sogleich zu formulieren, er fuhr sich mit der Hand ratlos durch das blonde, krause Haar und platzte endlich mit der Frage heraus, als wäre dem Geistlichen das vorangegangene Gespräch bekannt gewesen:

„Ja, wieso belohnt denn das Gute sich selbst?"

„Indem es Zufriedenheit und Glück gibt," erwiderte der Pope ernst.

„Glück!" wiederholte der Knabe nachdenklich. „Dann muß ich viel Gutes thun," fügte er nach einer Weile hinzu, „denn ich bin im Hemd geboren! — — —"

Grischa machte große Fortschritte im Lernen, bald las er ebenso geläufig slavonisch wie russisch, schrieb fehlerlos und rechnete besser als der Geistliche selbst.

Vater Prokop schrieb an den Gutsherrn und fragte, was aus dem Knaben werden solle, „er selber könne ihn nichts mehr lehren und es wäre jammerschade, sollte das Kind bei seinen guten Fähigkeiten plötzlich abbrechen in seinem Unterricht."

Nach einiger Zeit kam die Nachricht, daß Grischa ins Seminar der Gouvernementsstadt eintreten solle, vorher aber in sein Heimatdorf kommen dürfe, um sich von seinem stets kränkelnden Vater zu verabschieden.

„Du kommst jetzt ins Seminar," sagte der Pope eines Abends zu Grischa, „das ist ein großes Glück, für das du Gott nicht genug danken kannst."

Grischa machte jedoch kein glückliches, sondern ein höchst betrübtes Gesicht. Er schlich sich aus dem Zimmer, kauerte sich an den Zaun nieder, der das kleine Gärtchen vom Hofe abteilte, und weinte bitterlich vor sich hin. Der Gedanke, den verehrten Lehrer, das stille gemütliche Häuschen, ja selbst die strenge aber gerechte Popentochter zu verlassen, war ihm fürchterlich. Er hatte nicht die Empfindung, daß er seinem Glück entgegengehe, sondern daß er demselben entsage, und hoffnungslose Trauer füllte sein Herz.

Praskowjia kam langsamen Schrittes über den Hof gegangen. Ihr Gesicht war ernst und nachdenklich. Sie hatte die alte braune Sutane ihres Vaters über den Arm geworfen, in der Hand hielt sie ein altes Röckchen von Grischa und eine große Schere,

„Bring' mir 'mal einen Tisch heraus, Grischa, drinnen ist es zum Sticken heiß."

Als Grischa das Tischchen herausgebracht und unter eine schattige Linde gestellt, da legte Praskowjia Grischas Röckchen auf die alte Sutane, und die Schere fuhr klirrend in das braune Zeug.

Grischa wandte sich ab und suchte heldenmütig das Schluchzen zu unterdrücken, Praskowjia aber rief in übertrieben ärgerlichem Ton:

„Dummer Bengel, freue dich doch, daß du einen neuen Rock bekommst und plärr nicht, wie ein altes Weib."

Als der Knabe aber zu weinen nicht aufhörte, da fügte sie begütigend hinzu:

„Na, na, Grischenka, sei nicht undankbar gegen das Glück. Wir behielten dich ja ganz gerne, aber es ist schon besser für dich, du lernst 'was Tüchtiges, wer weiß — vielleicht wirst du selbst einmal Pope und hast dann dein Häuschen, dein Gärtchen, bist ein geachteter Mann, trägst eine schöne Sutane aus schwarzem Lüstrin und brauchst dir deine Röcke nicht mehr aus alten Fetzen anfertigen zu lassen . . ."

Sie klapperte ärgerlich mit der Schere, denn sie hatte eine arg beschädigte Stelle im braunen Stoff gewahrt.

Der Tag der Abreise rückte immer näher heran. Grischa verließ nicht wie sonst den abendlichen Theetisch, um noch ein Stündchen im Freien herumzutollen, sondern er blieb nun sitzen zwischen dem Popen und dessen Tochter, die Stück um Stück seiner schadhaften Wäsche ausbesserte, nachdem sie zuvor eine neue kleine Ausstattung für den angehenden Seminaristen genäht. Sie sorgte wie eine Mutter für den scheidenden Knaben, und dieser verzieh ihr nun auch in seinem Herzen all die Ohrfeigen, die er früher von ihr bekommen, und die strengen Zurechtweisungen, die sie ihm erteilt. In der unschönen, strengen Popentochter hatte er eine treue, sorgende Mutter gefunden, die freilich ein rauhes Wesen, aber ein warmes, liebevolles Herz hatte. Als er sich beim Abschied schluchzend in die Arme des Geistlichen warf, legte dieser seine Hände segnend auf das blonde Haupt des Knaben.

„Segnen auch Sie mich, Mütterchen," wandte sich dann Grischa mit thränenüberströmtem Antlitz an Praskowjia, die bei der Ansprache „Mütterchen" leicht zusammengefahren war. Ein warmer Strahl brach aus ihren Augen.

„Mein Kind, mein liebes . . ." sagte sie mit bebenden Lippen, preßte den Knaben in überströmender, wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an ihr Herz und schlug mit zitternder Hand ein Kreuz über ihn.

Vielleicht ging ihr in dem Augenblick, als der Kopf des Knaben an ihrem Herzen ruhte, die Erinnerung ihres ganzen freudlosen Lebens durch den Sinn. Vielleicht empfand sie es plötzlich als eine unverdiente Härte des Schicksals, daß sie nicht wirklich ihr eigenes Kind an ihr Herz drücken dürfte, vielleicht wurde es ihr jetzt erst klar, wie einsam sie gelebt — ohne Glück gegeben, ohne Glück empfunden zu haben.

„Werde du glücklich, Grischenka," sagte sie weich, dann stieß sie den Knaben mit gezwungenem Lächeln zurück und ihm einen Klaps auf die Wange gebend, brummte sie:

„Nun ist's genug mit dem Zärteln, marsch fort mit dir, zieh' fröhlich dem neuen Leben, dem neuen Glück entgegen . . ."

Am Abend desselben Tages langte Grischa in seinem Heimatsdorfe an. Er hatte seinen Vater zwei Jahre nicht gesehen. Ein hagerer Mann mit aufgeschwollenem, grünlich-blassem Gesicht und schlotternden Knieen kam ihm entgegen. Akim öffnete die Arme.

„Komm', mein Prinz," sagte er mit schwerer Zunge.

Grischa wandte den Kopf zur Seite, um dem scharfen Fuselgeruch zu entgehen. Dabei sah er sich in der Hütte um. Sie war vollständig leer, wie ausgeräumt. Nicht einmal das Bett mit den vielen Daunenkissen stand mehr in der Ecke. Auf der Bank beim Ofen lag ein alter, übelriechender Schafspelz — dort mochte wohl der Vater schlafen.

Akim musterte seinen Sohn von Kopf bis zu Fuß.

„Siehst ja wie ein Herr aus in der deutschen Kleidung. Ja, ja, hab's immer gesagt, dir steht großes bevor. Du bist im Hemd geboren! Na, komm' jetzt, laß' dich im Dorfe blicken, sonst glauben die Leute, du seiest stolz geworden in deinem Glück..."

Grischa wagte nicht, sich seinem Vater zu widersetzen. Gesenkten Hauptes schritt er neben ihm her, als schäme er sich seiner reinlichen Kleidung, die so seltsam abstach von den elenden Lumpen des Vaters.

Akim aber hob den Kopf stolz in die Höhe, wie damals vor sieben Jahren, als er, den kleinen Grischa an der Hand, dessen Lackstiefelchen bewundern ließ.

Bald wurde Grischa von den Dorfleuten umringt. Sie wußten bereits alle, daß er in das Seminar eintreten würde und blickten mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Staunen auf den stillen Knaben.

„Wer weiß, der wird vielleicht gar noch einmal Pope!" flüsterten sie untereinander; Akim, der die Worte aufgefangen, schrie jedoch laut:

„Ja, was glaubt ihr denn sonst? Natürlich wird mein Grischa ein Pope, und Ihr werdet ihm noch alle die Hand küssen müssen und den Saum seines Gewandes, und verneigen werdet ihr euch in den Staub vor ihm, ja — das werdet ihr thun, und mein Grischa wird euch segnen oder auch das Anathema über euch aussprechen, ganz wie es ihm beliebt. Dann, dann werdet ihr alle den Weg zu meiner Hütte von selbst finden und werdet mich bitten, ich soll bei meinem Sohn ein gutes Wort für euch einlegen...ja, so wird es kommen..."

Akim lachte schadenfroh auf, während Grischa abwechselnd rot und blaß wurde.

„Hast du Geld?" wendete sich der Vater plötzlich in verändertem Ton an ihn.

Grischa griff in seine Westentasche und reichte zagend einen Rubel.

„Schön," nickte Akim und sich zu den Dorfleuten wendend, fügte er hinzu: „Kommt, wir wollen eines trinken auf das Wohl und das Glück meines Sohnes! ..."

Lärmend und johlend traten die Bauern in die Schenke, den blonden Knaben mit sich zerrend ...

Am andern Morgen ging Grischa zur Gutsherrschaft, um sich vorzustellen, zu bedanken und gleichzeitig zu verabschieden. Er hatte seinen neuen Rock angezogen, der aus der Sutane des Vater Prokop zugeschnitten worden, einen weißen, gestärkten Kragen umgelegt und eine Kravatte vorgebunden, die Praskowjia ihm aus alten Hutbändern angefertigt.

„Es freut mich, daß du dich so brav gehalten," sagte der Gutsherr, „fahre so fort, und der Lohn wird nicht ausbleiben. Du bist nun einmal ein Glückskind — erweise dich des Glückes auch würdig."

In dem Augenblick trat die Gutsherrin herein, sie hielt ihren Sohn an der Hand und hatte verweinte Augen.

„Der kleine Herr ..." rief Grischa erstaunt, als er den in eine neue Kadettenuniform gekleideten Knaben gewahrte.

Der kleine Herr riß sich von seiner Mutter los und eilte nach dem einstigen Spielgefährten zu.

„Ist es wahr, daß du ein Pope werden sollst?" fragte er neugierig.

Grischa wurde sehr rot und drehte verlegen seine Mütze.

„Das denke ich mir sehr langweilig," fuhr der kleine Herr mit der Ungeniertheit seines Alters fort, „die Popen sehen auch immer so häßlich aus mit den langen Haaren und den langen Röcken. Ich werde Offizier bei der Kavallerie und bekomme ein schönes Pferd und eine feine Uniform, das ist doch ganz was anderes, nicht wahr, Mama? ..."

„Jawohl, mein Liebling," nickte die Gutsherrin und tippte Grischa auf die Schulter:

„Um wie vieles bist du doch glücklicher daran, als mein armes Kind, das jetzt zum erstenmal Vater und Mutter verlassen muß, um in die Fremde zu gehen ..."

Grischa blickte auf den kleinen Kadetten, der mit übermütig heiterem Gesicht vor einem großen Spiegel stand, sich in der neuen Uniform bewundernd, und er sah sich selbst im Geiste an dem Gartenzaun kauern und bittere Thränen vergießen über die Trennung von dem Vater Prokop und der Popentochter. Er wagte es nicht, der Gutsherrin auf ihre Worte zu entgegnen, aber er wunderte sich im stillen, daß er auch diesmal als der Glücklichere bezeichnet wurde.

Einige Tage später trat Grischa ins Seminar ein. Er lernte eine ganz neue Welt kennen, in der er sich nur langsam und sehr schwer zurechtfinden konnte.

Seine neuen Kameraden kamen ihm mit einem gewissen Hochmut entgegen. Es waren meist Popensöhne, und diese betrachteten den kleinen Bauern als einen Eindringling. Es mißfiel ihnen auch, daß er nicht so laut und roh war, wie sie selbst, daß er regelmäßig seine Aufgaben machte und an ihren oft recht bösen Späßen nicht teilnahm. Bald stand es bei ihnen fest: er war ein Spion, und wo sie es nur konnten, thaten sie ihm ein Leides an. In dem Seminar regnete es Karzer- und Prügelstrafen; die Schüler machten sich kaum noch was daraus, aber es verdroß sie, daß Grischa sich so selten eine Strafe zuzog, und je mehr die Lehrer den Knaben bevorzugten, um so mehr verfolgten ihn die Seminaristen mit ihrem Haß und ihren Angriffen.

Der arme Junge führte ein wahres Höllendasein. Vater Prokop schrieb ihm jedoch von Zeit zu Zeit, „er solle ja nicht vergessen, Gott zu danken, für das große Glück, das ihm zu teil geworden". Grischa wollte seinen alten Lehrer nicht betrüben und verschwieg ihm daher, daß es ihm immer schwerer würde, Gott für das Glück zu danken, das ihn selbst bisher noch niemals glücklich gemacht.

Jahre vergingen. Grischa war nun ein langaufgeschossener Jüngling von 17 Jahren. Sein Gesicht war sanft und milde, wie das eines Mädchens, seine blauen Augen blickten noch träumerischer, weltverlorener drein, als früher. Manchmal sah er weit hinaus, forschend, hoffend, mit der stummen aber bangen Frage: das Glück, wo ist das Glück?

Man hatte ihm so viel von seinem Glück gesprochen, und er selbst hatte es so wenig empfunden, daß das Wort für ihn ein leerer Begriff geworden.

Und doch wurde dieses Wort eben jetzt mit neidvoller Betonung wiederholt, denn er hielt einen Brief in der Hand, in dem ihm das Anerbieten gemacht wurde, die Ferien auf einem schönen Gute zu verbringen. Er sollte freien Aufenthalt dort haben und eine kleine Vergütigung für die Verpflichtung, den einzigen Sohn des Grafen, einen jungen Gymnasiasten, der bei dem letzten Examen durchgefallen, zu einem zweiten Examen vorzubereiten.

„Na, das hättest du dir in deiner Bauernhütte auch niemals träumen lassen, daß du mit gräflichen Leuten am selben Tisch speisen würdest!" bemerkte ein Seminarist mit rohem Lachen und fügte dann hämisch hinzu: „Daß aber gerade das Milchgesicht so ein unerhörtes Glück hat!"

„Was willst du, hat er uns doch selbst erzählt, daß er im Hemd geboren!" rief ein anderer mit neidischem Blick. „Sein Verdienst ist es ja nicht!"

Grischa verschmähte es schon seit Jahren, auf ähnlich boshafte und mißgünstige Reden eine Antwort zu geben. Er faltete den Brief zusammen und steckte ihn sorglich ein. Ein leises Lächeln umschwebte seine Lippen, Hoffnung belebte seine Züge.

Vielleicht hatten diesmal die Kameraden recht, vielleicht sollte er wirklich das Glück kennen lernen, vielleicht bot es sich ihm jetzt, und zwar größer, als er es sich je gedacht. Die Stelle war für ihn höchst vorteilhaft, und der Ton, in dem der Brief geschrieben, ließ annehmen, daß er zu Leuten von freundlicher, humaner Gesinnung komme. Hastig machte er seine Reisevorbereitungen — seit acht Jahren sollte er das Seminar zum erstenmal verlassen, und jetzt fühlte er doppelt und dreifach, wie traurig und freudlos das Leben war, das er dort geführt. Schlimmer konnte es nirgends sein, und auf der Reise nach dem in der Nähe gelegenen Gut dachte er bereits mit Angst an die Rückreise und an seinen Wiedereintritt in die verhaßte Anstalt.

Die gräfliche Familie empfing ihn mit großer Güte.

Man nannte ihn nicht mehr Grischka

oder kurzweg bei seinem Familiennamen, sondern Grigori Akimowitch, und diese äußere Achtung, die man ihm bezeigte, that ihm wohl, hob in ihm das Bewußtsein seiner selbst. Er war ganz berauscht von dem Reichtum des gräflichen Hauses, und da er als Hausgenosse teil hatte an diesem äußeren Glanz, so empfand er auch eine ästhetische Befriedigung, wie er sie nie zuvor gekannt. Die Familie bestand aus dem gräflichen Paar, dem vierzehnjährigen Sohn und einer sechzehnjährigen Tochter, der man eine Gesellschafterin gegeben, mit der sie unzertrennlich war. Mlle Elise war ein schlankes, kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen, das mit großer Liebe an der Komtesse hing. Als Grischa den jungen Damen vorgestellt wurde, fühlte er sich dermaßen befangen, daß er kaum die Augen aufzuschlagen wagte.

„Du, er ist gar nicht häßlich und gar nicht so lächerlich, wie die Seminaristen zu sein pflegen," sagte die Komtesse später zu ihrer Freundin, — „glaubst du, daß er sich in uns verlieben wird?"

Elise schüttelte mißbilligend den Kopf: „Kokettiere lieber nicht mit ihm, er thäte mir leid, er sieht so gut aus!"

Die Komtesse lachte übermütig, und Elise wurde sentimental. Beide jungen Mädchen wetteiferten nun in Zuvorkommenheit gegen den jungen Mann; die Komtesse — weil sie es sich sehr ergötzlich dachte, einen Seminaristen in sich verliebt zu machen, Elise aber, weil ihr der stille, bescheidene Jüngling mit den schwärmerischen Augen leid that, und sie — selbst noch ein Kind — eine gewisse überlegene Zärtlichkeit für ihn hegte.

Grischa kam sich vor wie in einem Märchenlande, und die beiden jungen Mädchen erschienen ihm wie zwei gütige Feen, die es übernommen, ihn alles Erdenleid vergessen zu machen. Die junge Gräfin wagte er kaum anzusehen vor übergroßem Respekt, nur Elise streifte er manchmal schüchtern mit dem Blick, und sein Herz pochte zum Zerspringen, wenn er ihren sanften grauen Augen begegnete: Niemand in dem gräflichen Hause sprach von seinem Glück, und hier war er zum erstenmal wirklich glücklich.

„Weißt du, Elise, ich glaube, unser Seminarist hat sich in dich verliebt," sagte die Komtesse eines Tages zu ihrer Gesellschafterin.

Diese wurde sehr rot und schüttelte heftig abwehrend den Kopf, aber sie wurde nun noch sentimentaler, wenn sie allein war, noch freundlicher, wenn sie sich an den jungen Seminaristen wendete.

Seine stumme naive Huldigung befriedigte ihre Eitelkeit.

Während der Tafel wurde einmal von Grischas Zukunft gesprochen. Der Graf erkundigte sich freundlich, was er zu thun gedenke nach dem Austritt aus dem Seminar.

„Sie werden gewiß studieren?" fragte Elise teilnehmend. Grischa schüttelte traurig den Kopf.

„Zum Studieren fehlen mir die Mittel," erwiderte er mit gepreßter Stimme, „aber wenn das Glück mir wohl will, so bekomme ich eine Pfarre, so werde ich Pope . . ."

Die jungen Mädchen brachen in schallendes Gelächter aus, und die Komtesse rief übermütig:

„Und wird Sie das wirklich gar nicht genieren, mit den langen Haaren und den langen Röcken herumzulaufen?"

„Ich denke es mir schrecklich für eine Frau, mit einem Popen verheiratet zu sein," bemerkte auch Elise mit sanftem Augenaufschlag.

Grischa fühlte sich vernichtet, aber er hatte das Bedürfnis, mutig für den Stand einzutreten, dem er dereinst vielleicht angehören sollte.

„Und doch findet jeder Pope eine Frau . . ." begann er.

„Die ist aber auch danach," unterbrach ihn Elise mit einer geringschätzigen Miene.

Grischa wurde sehr rot. Er wagte es den ganzen Tag über nicht mehr Elise anzusehen, es schien ihm, als seien seine Blicke schon eine Beleidigung für sie. Wie eine Sünde kam es ihm vor, daß er sich manchmal in seinen Träumereien so weit vermessen, zu wünschen, daß ihm einst auch eine so schöne, zarte Frau beschieden sein möchte, wie Elise es war.

Er bat sie in Gedanken deshalb um Verzeihung, hätte er ein Bild von ihr besessen, er wäre unfehlbar vor demselben in die Kniee gesunken, um es anzubeten, wie die Heiligen in der Kirche.

Elise ahnte nichts von allem, was in der Seele des jungen Menschen vorging.

Sie fand ihn nur weniger beachtenswert, seitdem sie wußte, daß er einst Pope sein sollte und richtete kaum mehr das Wort an ihn. Nur beim Abschied reichte sie ihm — dem Beispiele der übrigen folgend — die Fingerspitzen ihrer kleinen weißen Hand und sagte mit freundlich-indifferentem Lächeln:

„Ich wünsche Ihnen viel Glück!"

Grischa sah das Lächeln nicht — er hörte nur die Worte, aber diese Worte versetzten ihn in einen wahren Freudentaumel, er legte ihnen eine tiefere Bedeutung bei und wiederholte sich dieselben auf der einsamen Fahrt so lange, bis er einschlief mit dem Worte „glücklich" auf den Lippen und einem glücklichen Lächeln um den Mund.

„Da kommt ja der Glückspilz," riefen ihm die Kameraden im Seminar lärmend entgegen.

Grischa fühlte sich mehr denn je angewidert von dem rohen Treiben in der Anstalt und zog sich noch mehr denn sonst von allen zurück. Mit krankhaftem Eifer warf er sich nun auf das Lernen, so daß die jungen Leute ihn deswegen verhöhnten und spöttisch riefen:

„Willst dich gar einschmeicheln bei den Oberen, oder willst du ein ‚Studierter' werden?"

„Hast etwa eine Erbschaft gemacht?" fragte hämisch ein anderer; — „das Studieren kostet Geld, daß du's nur weißt!"

Freilich kostete es Geld, und Grischa überlegte hin und her, woher er die Mittel beschaffen könnte, um zu studieren. Denn das eine stand bei ihm fest: er wollte kein Pope werden, keine langen Haare und langen Röcke tragen, nicht das ganze Leben an eine häßliche, ungebildete Frau gekettet sein. Sein Ideal war nun ein höheres geworden, und sein Streben flog nun weit, weit über das Ziel hinaus, das er sich noch vor drei Monaten gesteckt und das ihm damals so unerreichbar groß und glückverheißend erschienen.

Er schrieb an seinen ehemaligen Lehrer, den Vater Prokop, und bat diesen um Rat. Lange hatte er schon keine Briefe mit dem Alten gewechselt, und er erschrak förmlich, als er die greisenhaft zitternde Schrift auf dem Kouvert erblickte.

„Mein lieber Sohn und Schüler! Gott segne Dich für Deinen Brief. Mit Stolz und Freude hat es mich erfüllt, da ich erfahren, daß Du so von Wissensdrang beseelt. Aber wie soll ich Dir raten, wie kann ich das? Ich bin ein armer alter Mann — sehr arm und sehr alt. Das Licht meiner Augen ist getrübt, ich sehe nicht mehr weit genug, um zu erkennen, wie es in der Welt zugeht, und ich bin zu arm, um Dir zu helfen. Seit drei Jahren trage ich dieselbe Sutane, und Praskowjia hat sich schon seit undenkbaren Zeiten kein neues Kleid nähen können. Die Dorfgemeinde ist klein und arm, da fällt nicht viel ab für unsereins. Früher, als ich noch rüstig war, da hatte ich viel in der Umgegend zu thun, aber jetzt reichen meine Kräfte nicht mehr für die beschwerlichen Fahrten, und Dürftigkeit ist in meine Hütte eingezogen. Bald kommt die Zeit, da ich werde feiernd die Hände zusammenlegen müssen, denn sie zittern dermaßen, daß sie kaum noch den Segen spenden können. Was wird aber dann mit mir geschehen, was — mit meiner Tochter? Dann kann sie betteln gehen von Haus zu Haus, wenn ihr nicht der neue Pope das Gnadenbrod giebt. Mein Herz zieht sich zusammen bei dem Gedanken. O mein Sohn, es giebt viel Elend in der Welt, sei froh, daß Du es nicht kennen gelernt. ‚Du willst glücklich werden' — schreibst du — weißt Du denn nicht, wie sehr Du es bist? Du hastest in jugendlichem Übermut nach Unerreichbarem, gehe in Dich, mein Sohn, sei gut und thue Gutes, soviel in Deiner Kraft steht — und Du wirst das Glück finden, das wahre Glück, das nicht abhängig von den Launen des Schicksals und der Menschen. Gott schütze Dich. Praskowjia betet jeden Abend mit mir für Dein Wohlergeben.

In väterlicher Liebe Dein alter Lehrer
Vater Prokop."

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich Grischas beim Lesen dieser Zeilen. Das traurige Schicksal seines alten Lehrers ging ihm sehr nahe, und er schalt sich einen Undankbaren, daß er, statt darnach zu streben dem Vater Prokop zu vergelten, was er an ihm gethan, nur an sich selbst dachte und den armen Mann mit seinen egoistischen Wünschen behelligte. Und doch hätte er ihm so gerne seine große Liebe und Verehrung bewiesen — hätte es nur in seiner Macht gestanden. Etwas zu thun für den Greis, dem er die einzige glück-

liche Zeit seiner Kindheit verdankte und für die Popentochter, die an ihm stets wie eine Mutter gehandelt! ....

Ihm fiel plötzlich Praskowjias Ausspruch ein: Das Gute belohnt sich selbst, und er erinnerte sich der erläuternden Worte des Popen: „indem es Glück und Zufriedenheit gibt." Auch jetzt wieder in dem Brief schrieb der Geistliche, thue Gutes und du wirst das Glück finden!

Grischa sann nach, warum er eigentlich noch nie recht glücklich gewesen — vielleicht darum bloß, weil er noch nie Gutes gethan. Die Gelegenheit dazu hatte sich ihm nicht geboten, und nun machte er sich Vorwürfe, daß er eine solche Gelegenheit nicht gesucht.

Der grelle Ton der Tischglocke schreckte Grischa aus seinen Grübeleien auf. Langsamen Schrittes folgte er seinen Kameraden, die sich lärmend in den Speisesaal drängten, wo ihrer die dünne Abendsuppe harrte. Die älteste Klasse, zu der auch Grischa gehörte, setzte sich gewöhnlich zusammen an ein Ende des äußersten Tisches, weit von den Aufsehern entfernt. Grischa ließ sich wie immer schweigend auf den Platz nieder, doch lag heute noch ein größerer Ernst auf seinen Zügen, als sonst. Er berührte kaum das Essen und überhörte ganz, als sich einer der Kameraden an ihn mit einer Frage wendete.

Die Seminaristen waren jetzt alle außerordentlich mit ihrer Zukunftsfrage beschäftigt. Die Prüfungen standen ihnen in einigen Monaten bevor, und ein jeder fragte sich: was dann?

Die wenigsten hatten die Mittel, um die Universität zu beziehen, die meisten hofften eine Pfarre zu bekommen, nicht gleich nach dem Austritt — das wäre ein zu großer Glücksfall, an den sie gar nicht zu denken wagten — sondern in zwei, drei Jahren besten Falls. Andere, die minder begabten, wußten, daß ihnen nur das traurige Los eines Abschreibers bevorstehen konnte und hofften wenigstens auf eine Stelle in der Bischofskanzlei.

Ein etwa zwanzigjähriger Bursche mit harten, häßlichen Gesichtszügen schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Na, Kinder, ich lasse mich lieber in die finsterste Kanzlei einsperren, als in ein helles Gemach mit einer häßlichen Frau."

Die Seminaristen lachten roh.

„Da wird man dich fragen! Unsereins wird ja zum Heiraten abkommandiert, wie der Soldat zum Exerzieren. Und dann, Freundchen, will ich dir eines sagen: ist die Pfarre gut, so nehm' ich die Frau auch mit in den Kauf."

Grischa hob den Kopf und sah den Sprechenden an. Er hatte rotes, struppiges Haar und listige, blinzelnde Augen. Die Seminaristen schienen seinen letzten Worten beizustimmen, und einer fügte hinzu:

„Wenn ich eine Pfarre bekäme — ich nähme des Teufels Großmutter — ich mache sie schon kirre."

Grischa blickte seine Kameraden verständnislos an.

„Kann man uns denn zwingen, eine Frau zu heiraten?" fragte er beklommen.

„Von Zwingen ist keine Rede," erwiderte der Rote, — „aber man sagt dir: die und die Pfarre ist zu bekommen, derjenige, der sie haben will, muß auch zugleich die Tochter oder die Witwe vom Vorgänger heiraten. Das ist so eine Art Hypothek, die man mit übernimmt. Manchmal trifft es sich ja, daß einen diese Übernahme auch freut — doch selten. Wo steckt aber der Esel, der eine Pfarre ausschlägt, weil ihm die Nase seiner Zukünftigen nicht gefällt? Ich kenne keinen!"

Grischa erinnerte sich in diesem Augenblick seiner Worte: Jeder Pope findet eine Frau, und sah die geringschätzige Miene von Fräulein Elise.

Ja freilich, nun wußte auch er, warum sie „danach sind," die Popenfrauen.

Der Rote fuhr sich mit der Hand durch das struppige Haar und fuhr in doktrinärem Tone fort:

„Begünstigt uns der Zufall und bekommen wir ein hübsches Weib, dann hat sie den Himmel auf Erden, dann tragen wir sie auf Händen, um sie ja nicht zu verlieren — denn zum zweitenmal heiraten dürfen wir ja nicht; wird uns eine häßliche alte Person zu teil — na, dann muß sie schon ein sehr zähes Leben haben, wenn sie noch viel älter werden will .... ja was glotzt du mich so an?" unterbrach er sich plötzlich zornig, als er Grischas sanfte blaue Augen in starrem Schrecken auf sich gerichtet sah.

Grischa wandte den Kopf ab, gleich

darauf erhob er sich und verließ den Saal. Sein Beschluß stand fest: Da er seinen Lieblingswunsch, die Universität zu beziehen, niemals erreichen konnte, so wollte er lieber der armseligste Schreiber werden, als sich verkaufen mit Leib und Seele um einer Pfarre willen.

Wohl hütete er sich dies seinen Kameraden mitzuteilen. Er wußte, die hätten ihn nicht begriffen und ihn darob nur ausgelacht, aber Vater Prokop schrieb er, daß er seine Idee zu studieren aufgegeben und jetzt nur auf die Gelegenheit warte Gutes zu thun, um glücklich zu werden.

Nach abermals einigen Monaten kam wieder ein Brief vom alten Geistlichen, in welchem er sagte, daß der Bischof auf seiner Revisionsreise auch bei ihm gewesen und sehr befriedigt geschienen. Freilich hätte er ihm gesagt, daß er wohl nicht mehr lange seinem Berufe werde obliegen können, darauf habe der Bischof erwidert, er würde Sorge dafür tragen, daß er — der Vater Prokop — seine Tage in Ruhe beschließe und beruhigt sein könne über das Schicksal seiner Tochter. ‚Ich weiß nicht, soll ich mich freuen oder bangen?' so schloß Vater Prokop sein Schreiben! ‚Denn die Gunst der Großen und Mächtigen dieser Erde ist oft unheilbringend für uns kleine Leute. Sie wissen nicht immer, was uns frommt, und ihre Gnadenbezeugung lastet oft wie eine Strafe auf uns. Auch Du, mein Sohn, machst mir jetzt viel Sorge, denn bald hast Du Deine Prüfungen, so Gott will, bestanden und trittst hinaus ins Leben — ein freier Mann. Benütze Deine Freiheit Dir und anderen zum Frommen, an Glück wird es Dir nicht fehlen — Du bist im Hemd geboren!'"

Die Prüfungszeit nahte. Grischa arbeitete in unermüdlichem Eifer. Sein Gesicht sah blaß und leidend aus von den vielen Nachtwachen, nur seine Augen loderten fieberhaft erregt aus den eingesunkenen Höhlen hervor. Die Prüfungskommission zeichnete ihn denn auch während der Examen bei jeder Gelegenheit aus. Der Bischof nickte ihm mehrere Male freundlich zu und klopfte ihm nach Schluß der Prüfung vor den versammelten Schülern väterlich auf die Schulter. „Ein glücklicher Stern waltet über dir seit deiner frühesten Kindheit," sagte er milde, „und dieser Stern hat dich treu geleitet bis jetzt, denn dir soll zur Belohnung für deinen Fleiß und dein gutes Betragen eine Pfarre zugeteilt werden, ein Glück, das nur wenigen beim Austreten aus dem Seminar zu teil wird."

Grischa erbleichte. Die Seminaristen um ihn herum tuschelten und flüsterten untereinander, vernehmlich genug, daß Grischa die Worte: „Der wird ja vom Glück verfolgt" und „Na ja, er ist eben im Hemd geboren" zu Ohren kamen.

Der Bischof überflog mit den Augen die aufgeregte Schülerwelt und fuhr dann fort:

„Der alte Pfarrer lebt zwar noch und mit ihm seine Tochter, eine tugendsame Jungfrau in reifen Jahren. Sie ist gut und verständig und wird ihren Mann gewiß nicht unglücklich machen, um so mehr, als sie auch ihrem Vater eine musterhafte, aufopfernde Tochter gewesen. Ich brauche dich wohl nicht erst zu fragen, ob du die Jungfrau Praskowjia, Tochter des Popen, Vater Prokop, heiraten willst . . ."

Der Bischof brach ab in seiner Rede, denn er sah, wie Grischas Antlitz von einer fahlen Blässe überzogen wurde und wie er taumelnd nach einer Stütze griff.

„Vater Prokop . . . Praskowjia . . ." murmelte Grischa und fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn.

„Ich soll die Tochter des Vater Prokop heiraten?" fragte er, nachdem er einigemal tief Athem geschöpft.

Der Bischof sah ihn prüfend, ernst an.

„Du *sollst* sie nicht heiraten, mein Sohn, aber du mußt es thun, wenn dir an der Pfarre etwas liegt. Vater Prokop ist ein verdienstvoller Mann, er hat sich redlich geplagt fünfzig Jahre hindurch — ein friedliches, sorgenloses Alter ist ihm nun zu gönnen. Deine Ehe mit seiner Tochter würde zugleich eine gute Handlung sein. Denn dir vertraue ich; bei dir wäre der Alte gut geborgen . . . Nun, mein Sohn, überlege es dir, gehe mit dir und Gott zu Rate und morgen sagst du mir Bescheid. Gehst *du* auf meinen Vorschlag nicht ein, so wird von denen da" — der Bischof zeigte geringschätzig auf die übrigen Seminaristen — „keiner auch nur einen Augenblick zögern, denselben anzunehmen."

Wie die hungrigen Raben drängten sich die Schüler nun heran, in der Hoffnung,

der Bischof würde vielleicht gleich einen von ihnen wählen, um ihm die Pfarre mit der alten Popentochter anzubieten. Grischa bedeckte sein Gesicht mit den Händen und merkte es gar nicht, wie sich der Bischof mit einer segnenden Gebärde langsam entfernte, und wie die Seminaristen, als sie endlich unter sich blieben, in lautes Schimpfen und Fluchen ausbrachen.

„Läßt sich der Bauernsohn ja wahrhaftig noch vom Bischof bitten, als erwiese er ihm eine Gnade . . ."

„Ja, wenn einer Glück hat, steigt ihm der Hochmutsteufel ins Genick."

„Er wird sich noch das Genick brechen, auch das Glück hat einmal ein Ende . . ,"

So schwirrten Reden und Gegenreden durcheinander.

Langsam entfernte Grischa die Hände vom Gesicht. Es war totenbleich. Der Blick irrte unruhig hin und her.

„Ich glaube, er ist vor Glück verrückt geworden!" bemerkte einer der Gutmütigeren.

„Herr Gott — mir hätte der Bischof nur ein Wort zu sagen gebraucht," wütete der Rothaarige, indem er mit der Hand auf den Tisch aufschlug, — „ich hätte mich gewiß nicht bitten lassen, aber der da thut ja rein, als ob er sich vor einem alten Weibe fürchtete. Dummer Bengel! Mit einem alten Popen und einer alten Jungfer wird unsereins doch wohl noch fertig werden!"

Grischa wankte schweigend zur Thür hinaus.

Er ging in den Schlafsaal und warf sich angekleidet aufs Bett, dann umfing er sein Kissen mit beiden Armen und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Er fragte sich nicht, was er thun sollte, er konnte keinen zusammenhängenden Gedanken fassen, bloß Worte schwirrten ihm in den Ohren: „Vater Prokop, Praskowjia, gute Handlung, Ehre, sorgenloses Alter . . ." Dazwischen sah er wieder ein paar sanfte graue Augen auf sich gerichtet und hörte eine liebe Stimme verächtlich sagen: ja, die Popenfrauen — die sind auch danach . . . Und nun sollte er ein Mädchen heiraten, das an ihm freilich gehandelt wie eine Mutter, aber für das er nie und nimmer eine andere Empfindung hegen konnte, als die respektvoller Dankbarkeit. Ja, Respekt hatte er jetzt noch vor der strengen Popentochter, von der er als kleiner Junge manche Tracht Prügel bekommen, und es erschien ihm widernatürlich, ungeheuerlich, daß er sie nun zu seinem Weibe machen sollte . . . das war also die Gnadenbezeugung, vor der dem Vater Prokop so gebangt? Jetzt stieg auch das sorgenvolle Greisenantlitz des alten Lehrers vor Grischas geistigem Auge auf, und nun warf er sich stöhnend hin und her und murmelte: „was soll ich thun, mein Gott, was soll ich thun?"

Lange lag er so da, sein Gehirn zermarternd mit quälenden Fragen, dann und wann fiel ihm die Phrase des Bischofs ein: bei dir wäre der Alte gut geborgen; hieß das nicht mit andern Worten: bei den andern würde er ein jämmerliches Dasein führen? Alles was Grischa an Dankbarkeit und Verehrung für den Vater Prokop fühlte, bäumte sich in ihm auf bei diesem Gedanken. Es war spät, als er einschlief. Doch seine Kameraden, die heute zum letztenmal den Schlafsaal füllten, hatten ihr Lager noch nicht aufgesucht. Sie saßen unten im Refektorium, wohin sie sich heimlich ein paar Flaschen Branntwein hatten bringen lassen, und feierten Abschied. Grischa schlief unruhig und schwer. Er erwachte plötzlich von einem Druck auf der Brust. Erschrocken richtete er sich auf und sah, daß der Rothaarige auf seinem Bette saß und ihn mit seinen hinterlistigen Augen anblinzelte.

„Was willst du?" fuhr Grischa auf, die Hände abwehrend gegen ihn gerichtet.

Der Rote lächelte und legte den Zeigefinger auf den Mund.

„Mach' keinen Lärm, dummer Junge — sonst weckst du die anderen, und was ich dir zu sagen habe, braucht niemand anderes zu wissen."

Das kleine Flämmchen einer Nachtlampe beleuchtete nur schattenhaft das Gesicht des Rothaarigen und ließ es in dem Dämmerlicht noch abstoßender und unheimlicher erscheinen, als sonst.

„Was willst du?" wiederholte Grischa nochmals, diesmal flüsternd.

Der Rote kauerte sich ganz zusammen und legte dann seinen Mund dicht an Grischas Ohr.

„Was ich will? Deine Pfarre will ich, daß du's nur weißt! Du vermagst ja das Glück gar nicht zu würdigen, das dir zu teil wird — deshalb bist du es auch nicht

wert. Dich ſchrecken Greiſe und alte Weiber — mich nicht. Darum will ich die Pfarre haben. Verzichte auf ſie und ſage mir, was es koſtet ....“

Griſcha blickte den Sprechenden an, als habe er nicht recht gehört, dann packte er ihn mit einer Kraft, die man dem zarten Burſchen garnicht zugetraut hätte, am Rockkragen und ſtieß zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen das Wort: „Lump!“ hervor.

Der Rote erblaßte.

„Sachte, ſachte,“ ſagte er, indem er ſich freizumachen ſuchte. Dann, als ihm dies gelungen war, ſprang er vom Bett auf und ziſchte:

„So wird man für ſeine Ehrlichkeit belohnt. Ein anderer hätte beim Biſchof gegen dich intrigiert. Ich biete dir Geld, verhandle offen mit dir, ermögliche dir dadurch vielleicht das erſte Jahr zu ſtudieren und du inſultierſt mich — — Wer iſt der Lump von uns beiden? Na, ich wünſch' dir viel Glück zu deiner Pfarre und der alten Katze, die du mit in den Kauf bekommſt und die bald auf dir herumreiten wird — wie auf einem Beſen.“

Griſcha richtete ſich in ſeiner ganzen Größe auf:

„Hinweg“, rief er mit gellender Stimme und weit ausgeſtrecktem Arm, „hinweg, Satan!“

Einige Seminariſten erwachten, fluchten über den Lärm, und Einer rief ärgerlich:

„Übſt du dich in Hallucinationen? Willſt wohl ein Wunderpope werden — was?“

Griſcha ſank erſchöpft auf ſein Bett zurück. Dann faltete er die Hände und ſchlug große Kreuze über ſich. Es war ihm wirklich, als hätte er ſoeben der Anfechtung des Böſen widerſtanden. Und jetzt ſtand es bei ihm feſt: er mußte die Pfarre annehmen — nicht um ihrer Vorteile willen, ſondern um die Menſchen, denen er ſo innig zugethan war, zu retten vor dem Elend, das ihrer ſicherlich harrte, wenn ſie einem ſeiner Kameraden in die Hände fielen. Ja, der Biſchof hatte recht: Meine Ehe würde zugleich eine gute Handlung ſein, und es war jetzt ſeine Pflicht, dieſe gute Handlung zu begehen, eine Pflicht gegen den alten Lehrer, ja eine Pflicht gegen ſich ſelbſt — denn ſie verhieß Glück für ihn, jenes innere, auf Zufriedenheit mit ſich ſelbſt gegründete Glück, das — wie Vater Prokop ſchrieb — unabhängig iſt von den Launen des Schickſals und der Menſchen.

— — — — — — — — — —

An einem ſchwülen Sommernachmittage traf Griſcha im Hauſe ſeines ehemaligen Lehrers ein. Vater Prokop ſaß in einem Lehnſtuhl im Vorgärtchen, einen grünen Schirm über den leidenden Augen; neben ihm ſtand Praskowjia mit glattgeſcheiteltem Haar, in dem ſich mancher Silberfaden bemerkbar machte. Vor wenigen Stunden erſt hatten ſie durch einen Brief aus der Biſchofskanzlei erfahren, mit welcher Gnade der Biſchof ſie bedacht, und nun hielten ſie ſich zitternd bei der Hand, als müßte jetzt erſt das große Unglück über ſie hereinbrechen.

Plötzlich zuckte Praskowjia zuſammen.

„Da kommt er“, ſagte ſie dumpf und wies mit dem Kopf auf die hohe, ſchlanke Geſtalt, die langſam über die ſtaubige Dorfſtraße ſchritt.

Einen Augenblick ſpäter trat Griſcha zum Pförtchen ein und ließ ſich — ohne auch nur einen Blick auf die Popentochter zu werfen — vor dem Greis auf die Kniee nieder.

„Segne mich, Väterchen“, bat er leiſe, — „und ſage mir, daß du mich gerne zu deinem Sohne nehmen willſt.“

Vater Prokop legte — eines Wortes nicht mächtig — beide Hände ſegnend auf Griſchas blonden Scheitel.

„Gott ſegne dich, Gott lohne dir's,“ brachte er endlich mühſam hervor, während ſich eine Zähre aus ſeinen Augen ſtahl.

Griſcha erhob ſich.

„Praskowjia Prokopowna, nun frage ich Sie: wollen Sie mich zu Ihrem rechtmäßigen Gatten nehmen?“

Seine Augen waren feſt und entſchloſſen auf die Popentochter gerichtet. Dieſe zögerte erſt mit der Antwort, ein innerer Kampf ſpiegelte ſich in ihren Zügen wieder; ſie faltete die Hände über der Bruſt, wie um ſich ſelbſt zu ſchützen, da fiel ihr Blick auf den Vater. Der Greis richtete ſeine müden, ſorgenvollen Augen mit ängſtlicher Bitte auf ihr Antlitz. „Mach's ihm nicht noch ſchwerer durch nutzloſes Hinhalten,“ ſchienen die Augen zu ſagen. Praskowjia wandte den Kopf ab und ſenkte den Blick.

„Wenn du mich nehmen willst, Grigori, dem Vater zuliebe," sagte sie leise, — „dann sollst du in mir ein williges, gehorsames Weib finden . . . ."

Nun senkte Grischa die Augen zu Boden, denn ihn berührte die demütige Sprache Praskowjias peinlich — ja sie that ihm weh. Waren es doch kaum zehn Jahre her, daß sie mit energischer Bewegung die Ärmel aufstreifend zu kräftigen Schlägen ausholte, um ihn als kleinen Burschen zu züchtigen und das Böse in ihm auszutreiben. Nun stand sie da mit grauem Haar ihm Gehorsam versprechend, ihm — dem kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling!

„Gebt euch die Hände, Kinder," sagte der alte Geistliche und legte sie selbst ineinander.

Bei der Berührung von Praskowjias rauher, abgearbeiteter Hand mußte Grischa unwillkürlich an die weichen, rosigen Fingerspitzen denken, die er einst zwischen den seinen gehalten. In unbewußter, krampfhafter Bewegung preßte er Praskowjias Hand. Ein dankbarer Blick ihrer dunklen Augen traf ihn. Er schämte sich plötzlich, denn er wußte, daß er diesen Blick nicht verdient, und nun drückte er zum zweitenmal ihre Hand, und dieser zweite Händedruck, der wirklich ihr galt, war zugleich eine Abbitte und ein Versprechen.

Gegen Abend kamen die Bauern aus dem Dorfe. Darunter auch Grischas einstige Spielgefährten. Sie wagten ihn nicht mehr zu duzen, sondern blickten in ehrerbietigem Staunen zu ihm empor.

„Ja, da sieht man doch, daß es kein Märchen — wer im Hemd geboren ist, der hat Glück!" bemerkte ein alter Mann philosophisch.

Grischa lächelte trübe.

Er wagte nicht beizustimmen, noch weniger zu widersprechen. Endlich sagte er langsam:

„Jetzt muß es sich ja erst zeigen, ob mir das Glück treu bleibt."

„Hat dich ja von Anbeginn begleitet und nie verlassen", erwiderte der alte Bauer fast vorwurfsvoll.

Vater Prokop und Praskowjia mochten aber wohl fühlen, daß gerade in diesem Moment das Thema für Grischa peinlich sei. Sie waren die einzigen, die nicht mehr unbedingt an sein Glück glaubten . . . .

Jahre sind seitdem vergangen.

Vater Grigori — wie er nun von allen genannt wird — ist ein schöner junger Geistlicher mit wallendem Bart und langem lockigem Haar.

Die Kirche ist am Sonntag, wenn er predigt, stets überfüllt, und aus weiter Umgegend kommen Weiber und Kinder zu ihm gepilgert, denn der Ruf von seiner Frömmigkeit ist weit verbreitet.

Reiche Spenden fließen ein, so daß sich sein Wohlstand zusehends mehrt, und selbst das Pfarrhäuschen in ein stattliches Pfarrhaus hat verwandelt werden können.

Vater Grigori ist mildthätig und gut gegen Arme und Kranke, und Segenswünsche empfangen ihn, wo er erscheint, denn wo er erscheint — da weicht das Übel. — Vater Grigori ist im Hemd geboren, er hat Glück in allem, was er unternimmt, sagen die Bauern.

Vater Grigori widerspricht ihnen nicht, aber er thut viel Gutes, eingedenk dessen, daß er im Hemd geboren.

Er ist umgeben von Menschen, die durch ihn glücklich geworden, und der milde Friede auf seinen Zügen ist der Widerschein *fremden* Glücks. — — — — — — — — —

Mozart beim Orgelspiel. Nach dem Gemälde von Carl Herpfer.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

Der Bilderschmuck des Pantheon und des Stadthauses zu Paris.

(Abdruck verboten.)

Am 25. Mai 1871 saß ich auf der Höhe oberhalb der Abtei von Livry im Nordosten von Paris mit meinen Kameraden und zeichnete das vor uns liegende Panorama: links das Fort Rosny und den bis Pantin sich hinziehenden befestigten Höhenzug; rechts den Montmartre und hinter ihm den Mont Valérien, dazwischen durch das breite Thal zum großen Teil sichtbar das Häusergewühl von Paris! Dort deutlich erkennbar der Nordbahnhof, die Paulskirche mit ihren Doppeltürmen, weit hinten die Kuppel des Invalidendomes und der massige Würfel des Arc d'Etoile.

Und in das Blatt, welches heute noch vor mir liegt, zeichnete ich mächtige vor mir aufsteigende Rauchwolken; jene kleineren weißen, welche vom Montmartre und den Buttes Chaumont aufstiegen, und die nebelartig über die Vorstädte Belleville und La Villette sich breiteten, kannten wir sehr wohl aus eigenen Erfahrungen. Es war Pulverdampf. Das Zittern des Bodens, 17 bis 18 Kilometer von jenen Plätzen entfernt, wo wir die Kanonen aufblitzen und die Granaten einschlagen sahen, dort, wo die Franzosen zwischen Republik und Kommune den Entscheidungskampf ausfochten, sagte uns, daß es dort ernst genug hergehe. Andere Wolken stiegen an dem heißen Frühlingstage empor und wuchsen mit Gewalt an; namentlich links, hinter Fort Noisy, bäumte sich eine ins Gewaltige auf. Der ganze Himmel erfüllte sich mit braunroten Wolkenschichten, bis die Nachmittagssonne gleich einer glühend roten Scheibe hinter ihnen erschien. Und auf mein Zeichnungsblatt fiel plötzlich ein geschwärztes Weizenkorn, dann ein zweites, immer mehr, endlich fielen sie so dicht, daß wir sie in Häufchen sammeln konnten, die mit den Rauchwolken hergetragenen Zeugen des Brandes.

Die Karten, welche vor uns lagen, klärten uns bald auf, woher sie kamen: dort, 20 Kilometer von uns entfernt, lagen in der Nähe des Orleans'er Bahnhofes die großen Getreidespeicher. Aber was bedeutete jene Wolke, die hinter der rechten Spitze von Fort Romainville immer mächtiger anschwoll? Dort lag das Herz von Paris, es mußte in der Nähe der Tuilerien, des Stadthauses, brennen! Und dann mehr rechts ein weiteres Feuer, scheinbar nahe der großen Oper oder dem Vendômeplatz! Hier konnten wir die hellen Flammen haushoch emporschlagen sehen ...

Vierzehn Tage später, am 11. Juni, war ich in Paris, um mir anzusehen, was das Feuer beschädigt hatte. Ein keckes Unternehmen für einen deutschen Soldaten, verkleidet durch unsere und französische Posten zu gehen in die eben niedergeworfene Riesenstadt. Aber der jugendliche Leichtsinn wagte es. Und da stand ich vor den stummen, grauen, rauchigen Zeugen des furchtbaren Kampfes, den Tatzenschlägen der Bestie in der französischen Nation. Unter allen den niedergebrannten Bauten machte das Stadthaus wohl den traurigsten Eindruck: es war zwar auf der Straße das lebhafteste Treiben — nicht eben ein sehr elegantes, aber doch ein fast behäbiges. Zu Tausenden standen die guten Leute von Paris herum, die Werke ihrer mordbrennerischen Brüder unter mehr bewunderndem als verabscheuendem Fluchen zu betrachten. Wo Posten den Zugang

hinderten, wie in der unter Trümmern begrabenen Rue Rivoli, staute sich die Menge. Wären nicht die vielen Soldaten und Offiziere gewesen, die Feldwachen auf offener Straße, die Patrouillen und jene, welche, die Hände in den Taschen, herumbummelten, und wäre ich nicht bei dem Anblick der Gegner aus einem Dutzend Gefechten unwillkürlich zusammengezuckt, als wollte ich nach dem Gewehr greifen, so hätte man sich in diesem Kreise von geschwätzigen Neugierigen ganz wohl finden können. — Aber dort das alte Haus, das Wahrzeichen des Pariser Bürgertums in seinem Kampfe gegen Kirche und König, wie furchtbar war es mitgenommen! Nun erst lernte ich verstehen, wie die großen Werke des alten Rom so ganz von der Erde verschwinden konnten, welch tiefgreifende Gewalt dem Feuer eigen ist. Aus dem festen, nun teilweise mehr als drei Jahrhunderte stehenden Gequader waren mächtige Blöcke herausgesprungen und weit auf den alten Grève-Platz geschleudert worden, kaum ein Stein war unversehrt. Und nicht eine der Statuen rings in den Nischen und auf den Balustraden hatte dem Brande widerstanden. Auf dem Platze, auf welchem einst die Guillotine ihr blutiges Werk vollbrachte, rollten jetzt die steinernen Köpfe und Glieder der großen Männer Frankreichs, vom kommunistischen Brande gefällt.

Und nun steht der Bau wieder in alten Formen und neuem Glanz da, ein dauernder Beweis für die geistige Elasticität der Franzosen. Der Bürgerkrieg ist vergessen, die Statuen sind erneut, die Kunst hat wieder im Rathause ihren Einzug gehalten.

Und drüben jenseits der Seine erhebt sich das Pantheon, ein zweiter Beweis französischer Raschlebigkeit. Eine der heiligen Genoveva gewidmete Abtei stand dort. Als sie baufällig wurde, ließ König Ludwig XV ein neues Werk an ihrer Stelle planen durch den jungen Architekten Soufflot, der mehr als ältere Meister seiner Zeit einen Bau von antiker Einfachheit und Größe schaffen zu können versprach. Denn es war im Jahre 1764, und der Drang nach klassischer Ruhe wurde allgemein. So trug der Bau von Anfang an einen Widerspruch in sich: die Formen Roms im Geist Voltaires aufgefaßt, sollten ein Heiligtum für jene Braut Christi schaffen, die im V. Jahrhundert die Franken durch ihre strenge Entsagung, ihre gläubige Hingabe, ihre Wunder-

Abb. 1. Fries des Gemäldes: Rückkehr des siegreichen Chlodwig aus der Schlacht bei Tolbiacum (Zülpich). Von Paul Joseph Blanc im Pantheon zu Paris.

Abb. 2. Die heilige Genoveva auf dem Sterbebett.
Nach dem Gemälde von Jean Paul Laurens im Pantheon zu Paris.

kraft begeiſterte, die dann das mittelalterliche Paris zu ſeiner Schutzheiligen wählte. Ein Baumeiſter, der das Mittelalter verachtete, und eine Zeit, die den Glauben verhöhnte: konnten ſie ein wirklich kirchliches Werk ſchaffen?

Die Revolution vollendete den Bau, ſchuf aber gerade ihn zur nationalen Ruhmeshalle um. „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ ſchrieb man auf den Architrav der Säulenhalle und nannte 1791 den Bau „Panthéon français“. Man empfand wohl, daß dieſe unkirchliche Kirche ſich hierzu am beſten eigne, beſſer als die ehrwürdige Notredame, beſſer ſelbſt als die Sorbonne und der Invalidendom. Man wollte dort

Abb. 3. Martyrium des heiligen Dionys.
Nach dem Gemälde von Léon Bonnat im Pantheon zu Paris.

die Denkmäler großer Männer aufstellen und in den Grüften des gewaltigen Baues ihnen ein Ehrengrab bereiten. Und einer der ersten, der dort Platz fand, war der Spötter Voltaire. Aber schon Napoleon I gab den Bau der Geistlichkeit zurück; 1822 hieß er wieder St. Geneviève. Die Julirevolution von 1830 nahm die Kirche wieder der Heiligen ab, und König Louis Philipp gab ihr die Statuen des Giebelfeldes in der vorderen Säulenhalle, welches die dem Vaterlande zustrebenden Geisteshelden der Nation darstellt.

Aber Napoleon III ließ sich durch den Umstand, daß sein Onkel unter diesen auch im Bild eine hervorragende Stelle einnahm, nicht abhalten, vier Tage nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 den Bau dem Klerus zurückzuerstatten. Er war es auch, der die bisher ziemlich leeren und dürftig geschmückten Hallen des 112 Meter langen Gebäudes zu einer Nationalkirche ausgestalten wollte. Und 1871 hatten die Kommunarden schon Pulver in die Grüfte gelegt, um Frankreichs kirchliche und weltliche Heilige gleichmäßig in die Luft zu sprengen, die großen Männer am Giebel und die Bilder des Ruhmes, des Todes, des Vaterlandes und der Gerechtigkeit in den Kuppelzwickeln, wie das Riesenbild der

Kuppel ſelbſt, auf welchem die heilige Genoveva ihrem himmliſchen Bräutigam von ſchwebenden Engeln entgegengetragen wird.

Und nun ſeit dem 27. Mai 1885 heißt die Kirche wieder Pantheon: Victor Hugo hat durch ſeinen Tod die Thüre des vielumſtrittenen Baues den „großen Männern“ wieder geöffnet, und auch der tote Gambetta iſt eingezogen in die Hallen, deren Wände die Maler ſeiner Zeit fleißig mit Heiligenbildern ſchmückten. Die Geiſtlichkeit aber wendete ſich ab von dem „entweihten“ Bau. Nur die gemalte heilige Genoveva und der gemalte St. Denis weilen einſtweilen zwiſchen den allzu klaſſiſchen Säulen der Ruhmeskirche.

Das Stadthaus und das Pantheon wurden die beiden Gebäude, in welchen die moderne franzöſiſche Monumentmalerei ihre größten Aufgaben fand. Man muß ſich geſtehen, daß in der Geſchichte dieſer Bauten ein gewiſſer grimmiger Humor liegt. Und das hat ſich in den Schöpfungen ſelbſt deutlich ausgeſprochen.

Das charakteriſtiſchſte Bild für die neue Ausgeſtaltung des Pantheons iſt das von Paul Joſeph Blanc: Rückkehr des ſiegreichen Chlodwig aus der Schlacht bei Tolbiacum (Zülpich; 496 n. Chr.), in welcher der gewaltige Frankenfürſt die Alamannen beſiegte, nachdem er mitten im ſchwankenden Kampfe den Übertritt zum Chriſtentum gelobt hatte (Abb. 1). Das Bild iſt eher ohne Kenntnis der merowingiſchen Königsgeſchichte als ohne Einblick in jene der letzten Jahrzehnte verſtändlich. Ein Marquis de Chennevières hatte zu Anfang der ſiebziger Jahre den Plan für die Ausmalung des Pantheons gemacht. Er war ein klerikal geſinnter Herr und drang anfangs mit ſeiner Abſicht nicht durch, welche den Bildern einen vorwiegend religiöſen Inhalt geben wollte. Von ihm ſtammt der Gedanke, die Geſchichte der heiligen Genoveva in erſter Reihe zur Darſtellung zu bringen und außerdem den heiligen Ludwig, Karl den Großen, Chlodwig und den heiligen Denis vorzugsweiſe zu berückſichtigen, alſo nur älteſte kirchliche Geſchichte aus der Zeit der Wunder und der Askeſe. Jedem der zu wählenden Maler ſollte ein Wandfeld zwiſchen den Säulen für ein großes Bild und für einen über dieſem ſich hinziehenden Fries eingeräumt werden. Obgleich Thiers, damals Präſident der Republik, die konſervative Partei be-

Abb. 1. Krönung Karls des Großen.
Nach dem Gemälde von Henri Lévy im Pantheon zu Paris.

Abb. 5. Ludwig der Heilige, König von Frankreich, gründet die Sorbonne.
Nach dem Gemälde von Alexander Cabanel im Pantheon zu Paris.

günſtigte, drang der Plan Chennevières nicht durch. Aber gerade das entſchiedene Eintreten dieſes Mannes für eine chriſtlich-religiöſe Kunſt war es, die ihn ſpäter, unter der folgenden Regierung, ans Ruder brachte. Bald nach Thiers' Sturz, 1873, wurde Chennevières Direktor der ſchönen Künſte, und unter der Präſidentſchaft Mac Mahons ſein Wunſch in Erfüllung gebracht. Nur die Jungfrau von Orleans mußte er noch mit in den Plan hereinnehmen, der man als der Befreierin aus engliſchem Joch damals in den Tagen des Zurückziehens der deutſchen Truppen begeiſterte Huldigungen brachte. Da dieſe bekanntlich von dem Klerus verbrannt wurde, hat ſie ſich deſſen Gunſt nie

ganz zu erringen vermocht. Ungern gab man nach, der nationalen Heldin einige Bilder zu widmen.

Blancs Bild zum Triumphzug Chlodwigs entſtand 1880 bis 1881, nachdem 1879 Mac Mahon und mit ihm Herr de Chennevières zurückgetreten war. Noch war

folgt der große Biſchof Remigius: es iſt Clémenceau, der ſoeben über die Panamaenge bedenklich ſchwankende Führer der Radikalen. Dahinter ein Geiſtlicher: es iſt Barthélemy St. Hilaire, der Geſchichtsſchreiber, damals im Miniſterium Ferry Miniſter des Äußern. Weiter ein Mönch:

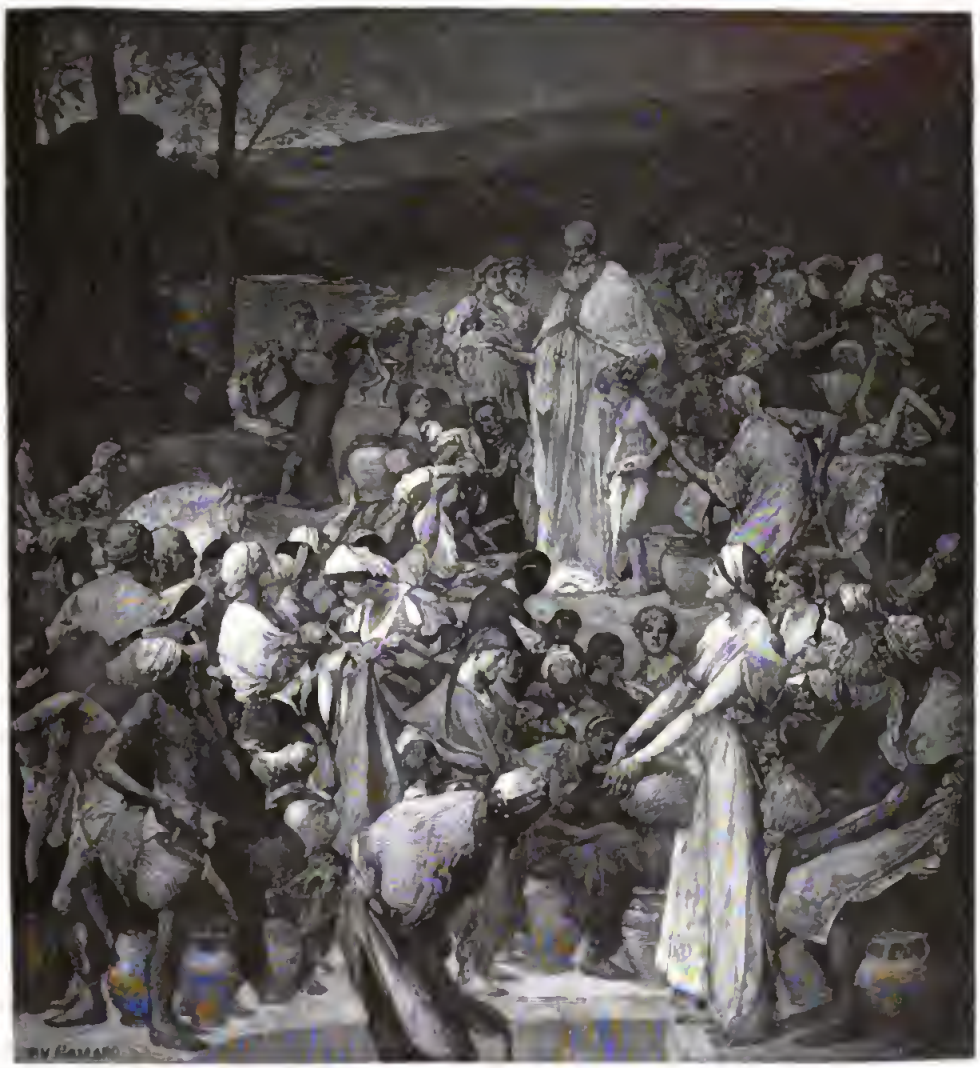


Abb. 6. Der heilige Denis predigend.
Nach dem Gemälde von P. V. Galland im Pantheon zu Paris.

das Pantheon den „großen Männern“ offiziell nicht zurückgegeben. Blanc verſuchte ſie auf inoffiziellem Wege einzuführen. Auf ſeinem Bilde geht ein Mann in der Toga dem Zuge voraus: es iſt das Bildnis des Gambetta, des damals auf der Höhe ſeines Ruhmes und ſeiner Macht ſtehenden! Ihm

es iſt Coquelin, der Komiker aus dem Theater Français. Lockroy und der Radikale Paul Bert, der damalige Kultusminiſter, meiſt mit Heiligenſcheinen verſehen, folgen ihnen im feierlichen Aufzuge vor der in Goldmoſaik geſchmückten Wand. Auf dem Boden aber liegt der erſchlagene Alamannen-

könig. „Gott warf Tag für Tag die Feinde dem Frankenkönig vor die Füße," sagt Gregor von Tours, der Chronist der Zeit. Und es that den Franzosen von 1881 so wohl, den roi des Allemands überwunden hingestreckt zu sehen, wenigstens im Bilde!

Das Ganze erscheint wie ein Hohn auf die Geschichte. Nicht daß der Maler die Köpfe ausgezeichneter Zeitgenossen benutzte, um seinen Gestalten individuellen Gehalt zu geben, macht das Bild zur Mummerei. Zweifellos hat es hierdurch nach der künstlerischen Seite nur gewonnen und der nichtfranzösische Beschauer, der außer etwa Gambetta keine der Pariser Tagesgrößen erkennt, kann es ohne Ärgernis genießen. Der geheime Hintergedanke, die historische Ironisierung der Aufgabe ist das Bezeichnende für dies Bild, die das Symbol des heiligen Geistes verhöhnende Taube über dem Haupt des Bekämpfers der Klerikalen, jenes Paul Bert, welcher damals an der Spitze der Bewegung für Befreiung der Schule vom Einfluß der Kirche stand — das ist der größte Witz im ganzen Bilde.

Nicht minder bezeichnend für die französische Kunst jener Zeit ist das Bild von Jean Paul Laurens „Die heilige Genoveva auf dem Sterbebett" (Abb. 2). Laurens ist einer der entschiedensten Vertreter der Malerei von Schauerscenen, in welchen uns Deutschen die Franzosen ganz entschieden „über" sind. Nur die Spanier wetteifern mit ihnen hierin.

Es scheint eine specifisch romanische Neigung in dieser Kunst zu liegen. Mit ganz besonderer Vorliebe haben sie schon im XVII. Jahrhundert die Italiener und Blamen gepflegt. Damals bot den äußeren Anlaß die Schilderung der Leiden der heiligen Märtyrer. Je grausamer man diese schildern sah, desto sicherer hoffte man die Gläubigen zu erschüttern. Selbst das Aufhaspeln der Gedärme eines noch Lebenden auf einer Winde wurde künstlerisch verewigt!

Laurens' Ruhm geht zurück auf ein 1872 gemaltes Bild: „Die Päpste Formosus und Stephan VII." Der letztere hatte (896) den Leichnam seines Vorgängers, welcher schon acht Monate der Verwesung der Gruft ausgesetzt gewesen war, ausgraben lassen, um ihn vor der „Synode des Entsetzens" als unrechtmäßigen Anmaßling auf dem apostolischen Stuhle zu verurteilen. Dieser Vorgang ist zwar für die Geschichte von wenig Bedeutung, es gibt wohl nicht eben viele, die von ihr ohne ganz besonderes Studium des Papsttums erfahren, aber sie ist prachtvoll schauerlich und paßte somit auch in jene Zeit, in der sie von Laurens aufgestöbert und auf mächtiger Leinwand gemalt wurde.

Es ging damals ja ein starker Duft von Blut und verwesenden Leichen durch Frankreich. Der tolle Tanz auf dem Vulkan unter Napoleon III hatte mit dem Zusammenbruch geendet. Die Nerven, welche das Paris der Weltausstellungen, der Prunkfeste, der atemlosen Vergnügungshast mit angenehmem Prickeln nicht mehr aufzureizen vermochte, suchten nach stärkeren Mitteln. Als die römischen Kaiser alle Vergnügungen durchgekostet hatten, trieb sie der Cäsarenwahnsinn zu grausamen Schauspielen. Als der dreißigjährige Krieg alle Milde in den Herzen zerstört und dem Elend seine grimmigste Gestalt gegeben hatte, kamen die Märtyrer in künstlerische Aufnahme — man verstand ihre Leiden in den Zeiten der mit der Folter und dem Schwedentrunke unterstützten Religionskämpfe. Jetzt nach dem furchtbaren Kriege, inmitten der Wüsteneien der Kommune, durchsuchte der Künstler die Geschichte nach noch grausigeren Dingen. Und er machte sich mit einem Schlag einen Namen durch das, was er fand, und durch die Kraft, mit der er es darstellte.

Im Pantheon ist er schon etwas milder gegen die sein Werk beschauenden Mitmenschen! Er schildert die Heilige zwar mit derbem Realismus. Sie starb am 3. Januar 512, dreiundneunzig Jahre alt. Keine der Runzeln des Alters, keine Linie des hypokratischen Gesichts wird ihr geschenkt. Aber der Maler weiß doch dem Augenblick eine gewisse Weihe zu geben: Zwei Jünglinge halten ihre segnend ausgebreiteten Hände, viel Frankenvolk drängt herbei, teils anbetend und weinend, teils mit stummem Erstaunen auf die sterbende Alte schauend, die hier in der wuchtigen Königshalle ihren letzten Atemzug thut! Und wenn man genau hinschaut, sieht man manchen Zug, der auf tiefe Beobachtung und auf selbständiges Empfinden hindeutet: so der stehende Knabe zu Füßen der Heiligen. Sieht man nicht die Erschütterung und den tiefen sittlichen Eindruck, den der Tod auf das junge

Abb. 7. Die Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen. Rouen 1431.
Nach dem Gemälde von J. E. Lenepveu im Panthéon zu Paris.

wilde Gemüt macht, auch bei abgewendetem Gesichte?

Mit dem Geist der Märtyrerbilder ist auch deren Form ins Pantheon eingezogen. Léon Bonnat malt das „Märtyrium des heiligen Dionys" (Abb. 3). Saint-Denis ist einer der zweifelhaftesten Heiligen. Er scheint nach neuen Untersuchungen eine Personifikation der Schriften zu sein, welche Dionysius Areopagita, ein von Paulus selbst in Athen Bekehrter, schrieb und die im VIII. Jahrhundert nach Frankreich kamen. Die Kirchensage erzählt, er sei im III. Jahrhundert von Rom nach Paris gekommen und auf dem Montmartre, der daher seinen Namen hat, mit seinen beiden Gefährten enthauptet worden. Aber alsbald habe er sein Haupt wieder aufgehoben und sei weiter nach Norden gezogen bis an die Stelle, wo dann seine Kapelle errichtet wurde, die spätere Abteikirche St. Denis, die Gruft der französischen Könige. Das Mittelalter stellte ihn meist mit dem Kopfe in der Hand dar.

Bonnat, der Südfranzose, der mit Vorliebe die Spanier des XVII. Jahrhunderts studiert hatte, hat sich auch stets als ein Meister erwiesen, der kräftig an den Nervensträngen seiner Mitmenschen zu ziehen liebt. Sein Gekreuzigter für den Sitzungssaal des Pariser Schwurgerichts soll packen, selbst den hartgesottenen Sünder packen, ihm die Schmerzen des Heilandes vor Augen führen, dem hier im Schein blutigroter Lichter jede Muskel gezerrt, jedes Glied gepeinigt ist. Und das ist gemalt mit der Leichtigkeit und Treffsicherheit eines echten Virtuosen, leuchtend im Licht, geschickt gruppiert, lebendig in der Zeichnung, bei aller Kraßheit doch mit einem akademischen Zug, nicht frei empfunden, sondern angelehnt an die Werke alter Meister.

Und so auch das Bild im Pantheon, welches vom Geist der Spätrenaissance durchdrungen ist: der entsetzte Richter, das fliehende Volk, welches ein linkes Bein und ein Zipfel Gewand andeutet, der von oben niedersausende, muskelkräftige Engel — die wohlgeordnete, architektonische Komposition, als Gegensatz dazu das die Treppenstufen hinabrieselnde Blut — alles zusammen die rechte Kunst des zweiten Kaiserreichs: viel Meisterschaft, viel Klugheit und wenig innerer Halt!

Als Gentile Bellini, der berühmte venetianische Maler des XV. Jahrhunderts, dem Sultan Mehemet II sein Bild zeigte, welches das Haupt Johannis des Täufers auf der Schüssel darstellte, fand der Sultan einen Fehler in der Darstellung darin, daß der Hals im Bilde erscheine, während er beim Enthaupten durch Zusammenziehen hinter dem Hautrande verschwinde. Zum Beweis ließ der Sultan sofort einem Sklaven den Kopf abschlagen. Bellini aber machte, wenig entzückt von diesem Eifer des Großherrn, sein Studium zu unterstützen, daß er so schnell als möglich aus Konstantinopel fortkam. Bonnat hätte wohl in „wissenschaftlichem" Kunsteifer zugesehen: Nicht umsonst zeigt er uns an des St. Denis' Gefährten, daß seinetwegen Mehemet II die Scharfrichter nicht hätte zu bemühen brauchen. Er weiß, wie der Rumpf eines Geköpften aussieht!

Henri Léopold Lévy stellt im Pantheon die Krönung Karls des Großen dar: ein sehr brav nach den Gesetzen des Tizian komponiertes Bild, bei dem es aber einem nicht warm und kalt wird (Abb. 4). Beziehungsweise Andeutungen: hier Alcuin als Lehrer der Kleinen, dort Roland, jeder durch Treppenanlagen wie an einem Denkmal auf ein Postament gestellt, kümmern sich gar nicht darum, daß man oben „Charlemagne" huldigt und selbst das Herumfliegen von Engeln fällt ihnen sichtlich nicht auf. Es ist ein Bild mehr in trefflich gemalten Farben, guter Beleuchtung, aber ein Bild, das ebensogut in München oder Petersburg gemalt sein könnte!

Unter den Malernamen, welche sich an den Wänden des Pantheon verewigten, ist einer der beliebtesten in Frankreich der des Alexander Cabanel. Er schuf hier „Ludwig der Heilige, König von Frankreich, gründet die Sorbonne" (Abb. 5). Cabanel malte die Venusse des alten Hellas und des modernen Paris in gleich liebenswürdiger, galanter Weise — so wie sie nach seiner Meinung gern aussehen möchten. Er war ein großer Meister in der Verfeinerung des Tons, der Pinselführung, aber er war kein großer Maler. Es fehlte ihm nicht an Geschick und Verstand, es fehlte ihm bloß am Herzen. Wäre er etwas weniger wohlerzogen, etwas weniger vornehm gewesen, hätte er die derbe Wirklichkeit etwas näher an sich herankommen lassen, dann wäre auch sein Bild hier und

Abb. 8. Die Weihe der heiligen Genoveva.
Nach dem Gemälde von Pierre Puvis de Chavannes im Pantheon zu Paris.

manches andere vielleicht friſcher und freier in der Auffaſſung geworden. So iſt es komponiert, daß man es als Muſter rein akademiſcher Darſtellung betrachten kann: links eine pyramidal ſich aufbauende Gruppe; eine Kranke und ihre Pflegerin, am Chor Knieende. Warum knieen dieſe und ſonſt niemand im Bild? Einfach, weil ſonſt die Gruppe nicht bedeutend genug geworden wäre! Der Maler brauchte „mehr Maſſe“ an jener Stelle. Rechts eine Gruppe von Leuten, die die Gründungsurkunde leſen; warum ſitzt der eine, warum beugen ſich die andern über ihn, warum kümmert ſich keiner von ihnen um

den König? Man frage nicht so vorlaut: Sie stehen Modell, sie bilden vor allem mit ihren Rücken, ihren Köpfen eine entscheidende Linie in der Komposition. Die dritte Gruppe bildet der junge König mit seinen Begleitern, auf dessen Kopf alle Linien hinweisen: Es ist jener Ludwig IX, den Papst Bonifaz VIII heilig sprach, weil er mit blutiger Grausamkeit die Waldenser vernichtete, jetzt noch ein unmündiger Knabe.

Herr von Chennevières hat es auf dem Gewissen, daß Cabanel dies Bild malen mußte, auf welchem nichts geschieht. Denn eine Gründung läßt sich eigentlich nicht darstellen. Kein Mensch weiß, was hier vorgeht, dem es die Unterschrift nicht sagt. Dasselbe gilt auch von Gallands Darstellung der „Predigt des heiligen Denis" (Abb. 6). Der vor wenig Wochen verstorbene Künstler war als Dekorationsmaler und Leiter der Gobelin-Weberei weit und breit bekannt, ein sicherer rascher Zeichner, ein Mann, der im Bilde Massen zu beherrschen verstand. Aber das Predigen war ein Vorgang, dem er nicht eben viel abgewinnen konnte. Es geschieht zwar viel auf dem Bilde an Krankenheilungen und Taufen, an mildherzigen Spenden und sorgender Kinderpflege, aber es geht das Ganze nicht ineinander, es fehlt die einheitlich beherrschende Handlung.

Diese ist vollständig da in Jules Eugène Lenepveu's: „Die Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen" (Abb. 7). Das Bild ist zwar erst vom greisen Künstler vor kurzem fertig gestellt, zeigt aber noch ganz die Formen der romantischen Schule. Lessings: „Huß auf dem Scheiterhaufen" fällt einem unwillkürlich ins Gedächtnis angesichts dieser wackeren, aber keineswegs bedeutenden Arbeit, welche die Geschichte mehr wie auf einer Bühne als wirklich lebendig erzählt. Der Richter, welcher das Urteil vorliest, der knebelnde Henker, die in ihrem Unverstand Eifrigen, der fanatische Mönch, die der Jungfrau erscheinende Taube, das „Volk," alles ist da, alles ist geschickt angeordnet, so daß die Hauptfiguren kräftig hervortreten — aber man hat immer den Eindruck, nun werde der Vorhang vor dem lebenden Bild niederfallen und die Meyerbeersche Oper enden unter gewaltigem Beifall, der nicht zum geringen Teil der prächtigen, kostümechten Inscenierung gilt!

Und wirklich: die vier Bilder aus dem Leben der Jungfrau, welche Lenepveu malte, sind noch heute die beliebtesten. Immer stehen Gruppen vor ihnen, die sie sich erklären, sich die Geschichte der nationalen Heldin erzählen. Und die Führer lenken die Blicke der Fremden besonders auf diese Bilder: „Dies ist, meine Damen und Herren, das schönste Bild, es ist die Geschichte der Jeanne d'Arc und alles ist echt. Sarah Bernhardt kam selbst hierher und machte die Kostüme nach, als sie die Jeanne d'Arc spielte!"

Es ist eine ganz geschlossene Malerschule, welche die von uns wiedergegebenen Bilder und die meisten der übrigen in den weiten Räumen des Pantheons schuf, eine Schule, welche bei uns in Deutschland volles Verständnis findet und zwar um so mehr, je älter der betreffende Künstler ist. Wir haben und hatten bei uns fast genau dieselbe Schule: Piloty war der typische Vertreter von dieser Art „Realismus." Auch er malte mit Vorliebe die Schrecken, auch er wollte den Beschauern seiner Bilder das „Gruseln" lehren. Nicht umsonst höhnte der so viel tiefere und deutschere Moritz von Schwind, nachdem er Piloty's „Wallensteins Leiche," „Nero auf den Trümmern des brennenden Rom," „Galilei im Kerker" gesehen hatte, mit köstlicher Ironie: „Na, Herr Kollega, was malen's denn heuer für a Malör!"

Nachdem die deutsche Romantik in der weichen Lyrik der Klöster und Ritterburgen sich ausgeweint hatte, ging sie zu den Franzosen in die Schule. Und die Art Historienmalerei, die bei jenen aufkam, wurde fleißig in Deutschland nachgeahmt. Die Kunst, wie sie Piloty in München und hundert andere trieben, ist eben durchaus französisch, auch wenn der Inhalt der Bilder von deutschem Patriotismus trieft! Die Krönung Karls des Großen könnte ohne weiteres von Paris nach Aachen versetzt werden und wenn die Redaktion der Monatshefte boshaft genug gewesen wäre, an Stelle des heiligen Denis etwa den Namen des heiligen Bonifazius als den Prediger, an Stelle Ludwigs IX jenen eines deutschen Kaisersohnes oder an Stelle der Jungfrau von Orleans die einer unserer Glaubensmärtyrinnen zu setzen — wer hätte den Bildern angesehen, daß sie französisch sind? Und

ist das deutsche Kunst, die zum Verwechseln ebenso aussieht wie die Pariser?

Leider haben eine gewisse Anzahl der interessantesten französischen Künstler ihr Werk im Pantheon nicht vollendet. So Jean François Millet und Jules Elie Delaunay. Der erstere begann sein Werk nicht, das des zweiten muß fremde Hand vollenden, nachdem der Tod ihm den Pinsel aus der Hand nahm. Auch Paul Baudry, dessen dekoratives Talent an der Großen Oper so glänzend sich entfaltete, kam nicht zur Ausführung der ihm übertragenen Bilder.

Jean Louis Ernest Meissonier, der berühmte Soldatenmaler, zog es vor, sich kleine Bilder mit großen Preisen zahlen zu lassen, statt die großen im Pantheon für mäßigen Lohn zu schaffen. Der selbstständigste und ernsteste unter den Künstlern des Pantheons ist zweifellos Pierre Puvis de Chavannes, der einen Cyklus aus dem Leben der heiligen Genoveva malte. Das Hauptbild ist die „Weihe“ der Heiligen (Abb. 81), welche sich nach England begeben will, um die Heiden zu bekehren: das ist so einfach erzählt, jede Gestalt ist so tief erfaßt, aber in dem Ganzen liegt eine solche Innigkeit, und, wie in unserm Bilde leider nicht zu sehen ist, eine solche vornehme Ruhe des farbigen Tones, daß man alsbald erkennt, daß hier die französische Kunst eine Schwenkung gemacht hat von der nervösen Steigerung zu einer zunächst gewaltsam erscheinenden aber redlich erstrebten Einfachheit. Die beiden Bischöfe St. Germain und St. Lupus, welche das in seiner Unschuld und Glaubensstärke rührende Kind segnen, das herbeiströmende andächtige Volk, all das ist in der Schlichtheit der alten Legende vorgetragen, so fern von aller Konvention, daß der lebhafte Tadel aller Verbildeten gegen diese „läppischen“ Bilder

Abb. 9. Der Bogen aus Stahl. Nach dem Gemälde von Jean Paul Laurens im Rathause zu Paris.

Abb. 10. Die Muſik. Deckengemälde von Gervex im Feſtſaale des Rathauſes zu Paris.

kaum wunder nimmt. Unter den Lebemännern erſcheint der Verſtändige ja ſtets als Thor!

Aus den Bildern des Stadthauſes haben wir nur eines in unſerer Wiedergabe herausgegriffen, wieder eines von Jean Paul Laurens „Der Bogen aus Stahl“ (Abb. 9). Es iſt hier das alte Stadthaus dargeſtellt, wie es bis 1871 ſtand. Der König betritt es, der Provoſt begrüßt ihn, die Ratsherren bilden aus den gekreuzten Degen ein Dach für den Monarchen; gewiß ein ſehr geſchickt komponiertes und leicht verſtändliches hiſtoriſches Genrebild. Aber warum malt der Künſtler, der in der Kirche den heiligen Clémenceau und den heiligen Paul Bert vom Franken Gambetta im Feſtzug aufführen läßt, in dieſem Hauſe die Huldigung der

getreuen Stadt Paris für den in helle Seide gekleideten König? In dieſem Hauſe, in dem ſeit 1789 die Revolution ſtets ihr Hauptquartier aufſchlug, in dem Robespierre herrſchte, bis hier der Schuß eines Gendarmen dem Verurteilten die Kinnlade zerſchmetterte, in dem die Julirevolution von 1830 geboren wurde, von dem 1870 die Republik ausgerufen wurde und von dem aus die Kommune vom 26. März bis zum 21. Mai 1871 Paris beherrſchte, bis zu jenem Tage, an welchem wir deutſche Soldaten ſtaunend die ungeheuren Rauchwolken über die ſündige Stadt emporwirbeln ſahen!

Und noch ein Bild ſei herausgegriffen aus der Menge der glänzenden Leiſtungen, eines der drei großen Deckenbilder vom großen Feſtſaal, auf welchem der junge Henri Gervex „die Muſik“ darſtellte (Abb. 10): Ein Stück Theater, Ophelia auf der Bühne, vom Orcheſter ſind nur die Köpfe der Baßgeigen zu ſehen. Jedoch das erſchienene Publikum iſt gelangweilt und begafft ſich durch die Operngläſer, ohne von dem Vorgang auf der Bühne Notiz zu nehmen: das iſt die Verherrlichung der modernen Muſik im Pariſer Stadthaus. Die alte Muſik aber hat keinen Boden mehr im Saale, ſie ſchwebt in den Wolken: Rokokodamen, die die Bratſche, und Herren, die die Flöte ſpielen. Und darüber der Genius, der dieſen Muſikern den Kranz reicht . . . ganz hinten ſchwebt die kirchliche Muſik. Das Ganze iſt glänzend gemalt, ein Beweis hohen Könnens, außerordentlicher Meiſterſchaft. Aber es beweiſt, daß die vornehmen Regungen in der franzöſiſchen Seele noch nicht überall zum Siege kamen, daß die fade Sinnlichkeit, die man mit dem Fall der napoleoniſchen Wirtſchaft überwunden zu haben glaubte, in Paris noch feſt auf dem Throne ſitzt. Ebby.

Der Friedhof im Grunewald.

(Abdruck verboten.)

An einem Frühlingstag durchquerte
Ich havelwärts den Grunewald.
Das wanderfrohe Herz beſchwerte
Der Anblick ſpäter Öde bald.

Rotbraune Kiefern mir zur Seite;
Zwar ſtrebte himmelan ihr Stolz,
Doch war's kein freundliches Geleite,
Dies Einerlei von ſtarrem Holz.

In dünnen Streifen fiel der Schatten
Des Waldes auf den grauen Plan;
Kein Buſchwerk, keine ſaft'gen Matten.
Kein Blümchen an des Wandrers Bahn!

Ich raſtete. — Ein leiſes Rauſchen
Zog durch die hohen Wipfel hin:
Wie zarter Geiſter Grüßetauſchen
Erklang's dem lind berührten Sinn.

Zu Füßen mir, auf ſchmaler Schneiſe,
Sah ich ein Wäldlein Heidekraut
In Knoſpen ſtehn. Und eine Meiſe
Flog her und hin und lockte traut.

Das war der Lenz! — Aus reicher Habe
Bedacht' er draußen hold die Flur.
Doch eine karg bemeſſ'ne Gabe
Empfing die Kiefernheide nur. —

Und weiter der erwählten Richtung
Folgt' ich, des raſchen Unmuts bar.
Nicht fern vom Ziel bot eine Lichtung
Sich plötzlich meinen Blicken dar.

Und auf der kleinen ſand'gen Halde —
Welch Anblick! — Grab an Grab gereiht!
Fürwahr! Ein Friedhof tief im Walde,
In ſtiller Föhreneinſamkeit!

Hier fanden ſie die Ruheſtätte,
Die, von Verzweiflung hart bedrängt,
Selbſtmörd'riſch ihrer Leiden Kette,
Die unerträgliche, geſprengt.

O ruhet ſanft, ihr armen Seelen!
Auf Erden hattet ihr verzagt —
Mög' Gottes Huld euch nimmer fehlen,
Wenn der Vergeltung Tag einſt tagt!

Wie ihr vom Leben ſeid geſchieden,
Allein in eurem letzten Leid,
So trägt auch euer Grabesfrieden
Das Antlitz der Verlaſſenheit.

Die Liebesmäler müßt ihr miſſen,
Womit man ſonſt wohl Gräber ſchmückt
Kein Kranz! — Nicht Kreuz noch Stein läßt wiſſen,
Wen hier die Schütte Sandes drückt.

Ruht ſanft, ihr Armen! — Meine Schritte
Wandt' ich dem ſtillen Elend ab.
Da, hinter mir, vernahm ich Tritte,
Wegmüdes Schlurren und Geſchlapp.

Ein Weib, das Reiſig aufgeleſen,
Schwankt' aus dem Wald der Halde zu,
Ein armes, altes, ſchwaches Weſen,
Schier ſelbſt bedürftig letzter Ruh.

Wie oft ſie, Nahrungsnot zu wenden,
Sich mühſam heut auch ſchon gebückt —
Sie hatte noch mit fleiß'gen Händen
Ein Sträußchen Heidekraut gepflückt.

Ein Sträußchen knoſpengrüne Heide. —
Die alte Reiſigſammlerin
Kam nun und legt' es — Lieb' zu Leide —
Auf eins der kahlen Gräber hin. — —

Das war im dürren Kiefernwalde —
Des Lenzes Spur fand ich auch da! —
Es war auf öder Totenhalde,
Wo ich das heil'ge Mitleid ſah. —

Ernſt Behrend.

Resel. Nach dem Gemälde von E. Rau.

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern

von

Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

4. Kapitel.

Obgleich sonst ein Mensch von vorzüglicher Selbstbeherrschung, vermochte es Direktor Moller doch nicht immer über sich, die Unruhe zu verbergen, die ihn verzehrte; er war aufgeregt, unberechenbar. Heut von übersprudelnder Lustigkeit oder leutseliger Liebenswürdigkeit gegen alle bis zum untersten Arbeiter hinab, war er morgen aufsahrend, mißmütig, ungerecht. Einmal hörte man ihn wettern und schimpfen, ein andres Mal singen oder pfeifen, dann allerdings ganz verkehrte Melodien, denn er war, wie er bisweilen mit einer Miene sagte, als ob er damit eine Überlegenheit konstatiere, „amusos“ d. h. ohne alles musikalische Gehör; aber es ist bekannt, daß solche Personen nichtsdestoweniger sich mit Vorliebe in Tönen äußern. Am meisten machte sich seine Unruhe bemerkbar, wenn die Postsachen angekommen waren oder bald nachher. Er schien immer bestimmte Briefe zu erwarten, schickte manchmal noch abends einen Boten nach der Post, schrieb dicke Konvolute, reiste dann plötzlich nach der Hauptstadt der Provinz, kam in einer Art nervöser Lustigkeit wieder, nahm auf Anfragen eine pfiffig geheimnisvolle Miene an und kehrte im nächsten Augenblicke wieder den vornehm ablehnenden Mann heraus. Das Hausfaktotum Richter wußte auch, daß große Bogen mit Berechnungen in den Papierkorb wanderten, daß abgehende Postsendungen die Adresse des Kommissionärs Weinhold oder des Rechtsanwalts Burghart trugen — denn Hainau hatte, da er bereits einmal das Interesse der Gegenpartei vertreten, die Führung der Mollerschen Sache abgelehnt — und daß Fräulein Klara ebenfalls eifrig bedacht wurde. Aber er sprach darüber nicht, Richter war kein altes Weib.

Die eigene Angelegenheit und der ununterbrochene Fortgang des stetig steigenden Fabrikationsbetriebes nahmen Justus so stark in Anspruch, daß er sich um Ernst nicht viel kümmern konnte. Endlich aber fand er doch ein Stündchen, den Freund, der sich selbst in diesen Tagen zurückgehalten hatte, aufzusuchen und ihn zu einem Spaziergange abzuholen.

Es war das an einem schönen warmen Abende um Mitte Juni. Die Dämmerung war schon in die Thäler gesunken, aber um so leuchtender erhoben sich die Bergkuppen im Abendsonnenscheine, der sie noch goldig überflutete, jetzt auf einen Moment erlosch, dann wieder glänzend hervorbrach, dort von den Schatten verschlungen wurde und da einen entfernteren Gipfel überstrahlte. Am grünlichen Himmel schwebten kleine rosa Wölkchen, dazwischen schmal und blaß die Mondsichel, an den blauschwarzen Tannengründen hingen leichte Abendnebel. Der Wind, der den Tag über geweht, hatte sich gelegt, durch die Stille des ländlichen Abends hörte man ab und zu Hundegebell, das Schreien schlafmüder Kinder oder ein Knarren von Rädern.

Ein Stück lang gingen die Freunde schweigend nebeneinander, nur dann und wann eine kurze Bemerkung hinwerfend. Ernst sah düster aus und hielt die Blicke auf dem Boden, Justus ließ die seinen wie spähend über das Gelände schweifen, als überlege er etwas, oder als suche er einen Gegenstand, der einen Anlaß zur Unterhaltung böte. Die beiden, die jeder eine neue Welt in sich herumtrugen, die sie gewaltig bewegte, und die sie in sich zu verarbeiten suchten, mußten sich, schien es, erst wieder einer auf den andern einstimmen, ehe sie den alten vertraulichen Ton fanden.

„Warum, Fernando, so trüb und bleich?“ fragte Justus, der eine Weile mit sich gekämpft hatte, ob er den Freund in seine Angelegenheiten einweihen solle oder nicht, bis er sein Geheimnis weiterhin zu wahren sich entschlossen.

„Ich trüb und bleich?“

„Doch nicht unangenehme Nachrichten gehabt?“

„Keineswegs. Habe ich doch kaum jemanden, mit dem ich in einer so nahen Verbindung stünde, daß mir dergleichen kommen könnte.“

„Wahrhaft Glücklicher! Und wahrhaft Tadelnswerter, der trotz dieses Vorzuges verstimmt sein kann. Hast du etwas mit dem alten Gundermann gehabt? Mein Gott, er ist ja eine vertrocknete alte Kaufmannsseele, aber doch eine biedere Haut. Mach dir nichts draus.“

„Aber ich habe nicht das Mindeste mit ihm gehabt.“

„Ich glaubte vielleicht. Er ist manchmal etwas zu minutiös, aber ich bin doch immer ganz gut mit ihm ausgekommen.“

„Ich auch. Er ist der beste Mensch von der Welt.“

„Na dann haben wir peut-être Liebesschmerzen, und da will ich beileibe nicht dran rühren, das heilt am besten zu wie jede andere Wunde: Heftpflaster drüber und in Ruhe gelassen.“

Ernst lächelte. Der Freund hatte sich schon so daran gewöhnt, alles am besten zu wissen, daß er ohne weiteres anderen Gründe für ihre Stimmungen imputierte, bloß um orakeln und Ratschläge geben zu können.

„Halt, wart mal, du hast dich mit dem pp. Weinhold herumgeärgert,“ rief Justus lachend, denn er glaubte, jetzt trefflich auf den Strauch geschlagen zu haben.

„Welchen Weinhold?“

„Dem Ad-vocem — Weinhold, dem Kommissionär.“

„Habe nicht die Ehre.“

„Er hat sich aber furchtbar eingehend nach dir erkundigt. In einer beinah mysteriösen Art.“

Ernst zuckte die Achseln. Moller sah ihn etwas lauernd von der Seite an. Lag hier wirklich nur eine irrtümliche Voraussetzung von seiten des trefflichen Agenten vor oder war Ernst doch versteckt genug, sich irgendwelche Beziehungen zu jenem dunklen Ehrenmanne nicht merken zu lassen? Doch schließlich, was ging es ihn an? Es ist nichts abgeschmackter als der Grundsatz, daß Freunde nichts vor einander geheim halten sollen.

„Ah sieh mal, das Ding da, wie allerliebst das liegt, die reine Idylle!“ rief er, mit seinem Stöckchen nach einem reizend auf dem Vorsprunge eines Abhanges gelegenen kleinen Besitztum zeigend, dessen Giebel, mit leichtem Holzschnitzwerk verziert, sich mitten aus blühenden Bäumen erhob, während Weinreben die von der Abendsonne rötlich beglänzten Fenster umrankten. „Freue mich jedesmal, wenn bei der Wendung des Weges dies Ding so wunderhübsch hervortritt. Dies sind die Besitzer, die vor der Hausthür sitzen, nette junge Leute, die Frau mit dem Kinde, er mit dem Hunde spielend, vorn der Knecht, der die Sense dengelt, und hinten links die Magd, die die schweren Futterschwingen in den Stall trägt — ein hübsches Bild bescheidener Behäbigkeit. Wäre ein allerliebstes Motiv für die Dalldorf — die Rudersdorfer Gutsherrin, Ernst, von der ich dir schon sprach.“

„Ja wohl, die Dame ist Malerin?“

„Ja, von einem recht hübschen kleinen Talent, das sie nur thörichterweise für ein großes hält. Und nun sieh mal, wie glücklich das Ganze von einem natürlichen Rahmen abgegrenzt ist: links der Bergwald, rechts der grüne Abhang und hinten das noch wundervoll klare Riesengebirge. Selbst für einen passenden Vordergrund ist gesorgt durch den umgestürzten Pflug, den großblätterigen Lattich und das rötliche Gestein, das sich mit seiner lebhaften Färbung da so günstig macht.“

„Die Leute sind glücklich?“ fragte Ernst.

„Na — aber warum nicht? Sie haben, was sie brauchen. Offen gestanden: ich denke, das geht uns eigentlich nichts an, wie wir ja auch nicht verlangen, daß diese Leute danach fragen, ob *wir* glücklich sind.“

„Und gerade das kann ich nicht zugeben: daß es uns nichts angeht, ob andere glücklich sind oder nicht, daß es andere nichts angeht, wie wir uns in unserer Haut fühlen, denn das hieße zugeben, daß der gewöhnlichste Egoismus das einzig gültige Lebensprincip ist, während es uns vielmehr eine heilige Pflicht —“

Justus machte eine etwas ungeduldige Bewegung. „Ich bitte dich, Bester, reite doch nicht ewig das moralische Steckenpferd. Pardon, aber du hättest hier wirklich Gelegenheit genug gehabt, zu begreifen, daß mit allgemeinen Wendungen wie Glücklichsein und Nichtglücklichsein, Egoismus und

heiliger Pflicht im Leben nichts gethan ist, daß es uns vielmehr vor allen Dingen die Aufgabe stellt zu begreifen und zu handeln. Die Welt ist bekanntlich kein Paradies, aber wenn jeder auf seinem Platze sich wacker behauptet — also natürlich seine Pflicht thut — so ist es auch ganz klar, daß er damit nicht nur sich selbst, sondern auch das Allgemeine am besten fördert."

Diese recht manchesterliche Behauptung löste Ernst die Zunge. Er sprach jetzt von dem Eindruck, den ihm der Besuch der Fabrik gemacht habe. Nicht mit dem Pathos der Auffassung und des Empfindens, das ihn selbst erfüllt, sondern in der demonstrativen scharflogischen Sprache, die Justus Mollers eigentlichstes Idiom war, bis er zuletzt, hingerissen von der Erinnerung an das menschenunwürdige Elend, das er mit angesehen, doch wärmer wurde und sich endlich in einige Aufwallung hineinredete.

„Das ist sehr schön," sagte Moller stehen bleibend, indem er nach der Mondsichel aufsah, die jetzt leuchtend zwischen den schwarzen Gipfeln des Tannenwaldes hing, während dunkler und dunkler die Schatten um sie herum wuchsen, „sehr schön, wenn auch nicht ganz neu, ich meine das Pathos, mit dem du diese Dinge behandelst. Aber davon abgesehen — ist alles, was du vorbringst, Negation, oder bist du der moderne Heiland, der die Mittel in Händen hält, die Schäden unserer Zeit zu heilen?"

„Der bin ich nicht und der ist keiner. Denn diese Frage ist eine, die überhaupt kein einzelner, sondern nur die Menschheit lösen kann. Zu dieser Menschheit aber gehöre ich, gehörst du und jeder neben uns. Greifen wir denn zu, jeder an seiner Stelle. Du sagst, die Sache sei nicht neu, nicht die Verhältnisse noch das Pathos, das sie hervorrufen — sehr richtig, aber um so mehr ist es an der Zeit, sie abzustellen. Desto besser, wenn die Tage zu Ende gehen, in denen sich mit geschlossenen Augen darauf los wirtschaften ließ. Die Dinge gehen lassen, wie sie sind, ist die Handlungsweise eines entnervten, in egoistischen Bestrebungen zerfahrenen Zeitalters. Wenn wir noch Männer sind, so handeln wir."

Moller antwortete nicht. Aber auf seinem Gesicht, das von der Seite ein Strahl des Mondes traf, die schönen regelmäßigen Züge leise umzeichnend, lag leichte Verstimmung. Ernst Bürger war ihm ärgerlich, alle Leute, die das Leben nicht glatt und elegant nahmen, waren ihm ärgerlich. Endlich ergriff er doch das Wort. „Liebes Kind," sagte er in dem Tone vornehmer Überlegenheit, die ihm zur Gewohnheit geworden war, „worüber ihr Phantasten euch stets von neuem erregt, sobald es in euren Gesichtskreis tritt, ist seit lange der Gegenstand der Betrachtung ruhiger Männer, der Gegenstand wackerer Bestrebungen zu friedlicher Lösung. Wie du gehört hast, bereitet man in Berlin eine Ausstellung von Mitteln zur Verhütung von Unfällen beim Gewerbebetrieb vor — sei versichert, daß das Anlaß zu namhaften Verbesserungen in weiten Kreisen geben wird; die Enqueten, die die Regierungen allerorten in allen industriellen Zweigen vornehmen lassen, haben ebenfalls keine andere Absicht, als auf gesetzlichem Wege —"

„Sage was du willst," unterbrach ihn Ernst ungeduldig, „das alles ist lobenswert, aber es sind nur schüchterne Tastversuche, homöopathische Mittelchen zur Besserung. Die Hauptsache bleibt ungebessert."

„Nämlich?"

„Die ausbeuterische Gesinnung, die Mitleidlosigkeit im Mißbrauch des Menschentums zu selbstsüchtigen Zwecken. Man greift das Übel von außen statt von innen an."

„Das bestreite ich. Übrigens — du hättest einen guten Pfarrer abgegeben."

„Warum nicht? Wenn man ohne Religion und Glauben predigen dürfte. Aber freilich stellt mich dazu keine Behörde an, da sie mich nicht einmal zum Schulmeister brauchen können."

Justus warf dem andern einen schnellen Blick zu, als vermute er, im Grunde sei es wohl nichts als die eigene mißglückte Karriere, die ihn so „reformdurstig und daseinsumkrempelungslustig," wie er es bei sich nannte, mache. Als er aber den eigentümlich schwärmerischen Ausdruck auf dem Gesicht des Freundes sah, ließ er diesen Gedanken fallen.

Beide schwiegen. Ein kühler Nachtwind hatte sich erhoben, rauschend flüsterten die Tannen um sie und über ihnen, erhoben ihre Stimmen stärker, brausten auf und säuselten gelinder. Ernst vernahm aus ihrem Rauschen die Verheißung einer neuen Zeit, einer Zeit der Gerechtigkeit und Men-

schenliebe. Justus flüsterte es seltsame Gedanken zu. Hin und wieder wie der Atem der Nacht, der die Nebel aus den Gründen sammelt, die zerflatternden an die Gipfel kettet und zu Riesenwolken zusammenballt, gingen diese Gedanken, geheimnisvoll Widersprechendes verwebend. Dieser bleiche Narr neben ihm, der sich Schmerzen macht um Unabänderliches, dieser Thor mit seinen thatendrängerischen Gelüsten — konnte der nicht vielleicht eine — nützliche Kraft werden für einen, der solche Kräfte zu lenken verstand, eine Gewalt in den Händen eines klugen Mannes? Kapital und Menschenkraft — strömte ihm nicht alles zu, was er brauchte, wie aus den gütigen Händen des Glückes ihm dargebracht, wenn er nur verstand, solche Gaben zu benutzen? Dennoch waren diese Gedanken, so zielbewußt sie schienen, doch gewissermaßen verdeckte, verschleierte. Officiell, sozusagen, ging daneben ein anderer: ob es nicht zum besten eben dieses Thoren neben ihm sei, wenn er ein wenig die Direktion seines Wesens übernehme, am Ende hatte er, Justus, doch eine moralische Verpflichtung, den Freund mit den unklar verschwommenen Weltverbesserungsträumereien nicht aus den Augen zu lassen. In solchen logischen Kunststücken war Justus Moller nun einmal groß, mancher Prestidigitateur hätte ihn um diese Art taschenspielerischer Gewandtheit beneiden können.

In diesem Augenblicke, während sie sich wieder den Falkschen Gebäuden näherten, kam Justus sein Hund entgegengesprungen. Er beugte sich zu dem Tiere hinunter, kraute ihm das Fell und gab ihm eine Handvoll guter Namen. Ernst lächelte.

„Du bist doch ein Tierfreund, Justus," sagte er, „und solltest weniger Menschenfreund sein als ich? ich glaub es dir nicht."

„Daran thust du recht. — Es ist nun ein bißchen spät geworden, ich denke aber, wir sprechen wieder einmal von der Sache. Offen gesagt: Es liegt mir auch gerade in diesen Tagen so viel im Kopfe — hatte eigentlich die Absicht, dir alles mitzuteilen, will aber doch die Resultate abwarten."

„Dann entschuldige, wenn ich zur Unzeit gesprochen habe."

„O nicht doch. — Weißt du, ich werde dir etwas sagen, lieber Freund. Wenn wir hier nicht bloß unersprießliches Zeug dilettantisch durcheinander reden, sondern diesen Dingen wirklich auf den Grund gehen wollen — und interessant, das ist keine Frage, sind sie ja — wird es gut sein, wenn wir uns die einschlägige Litteratur, in ihren wichtigsten Erscheinungen wenigstens, ansehen. Habe da auf meiner Stube verschiedenes liegen und will gern weiteres bestellen, fehlt mir nur die Zeit zum Lesen. Da könntest du mir nun einen rechten Gefallen thun, wenn du das Zeug durchstudiertest und das Wichtigste anmerktest, um dies dann unsern Auseinandersetzungen zu Grunde zu legen. Nachdem du dich so schnell in das Geschäftliche eingearbeitet hast, bleibt dir ja manche freie Stunde, und so könnten wir uns gegenseitig förderlich sein. Ist es dir recht so?"

„Sehr recht, sehr lieb."

„Und — ein bißchen Rousseau bist du doch."

Das gab Ernst nicht zu, er wollte sich nicht zum unhistorischen Theoretiker herabdrücken lassen. „Was ist das? in der Falkschen Villa ist Licht?" fragte er plötzlich.

„Ja, die Damen sind heut Nachmittag angekommen."

„Oh!"

„Nun, warum nicht. Hast du etwas mit ihnen gehabt?"

„Durchaus nicht. Nein, nein."

Die Freunde trennten sich mit einem herzlichen „Gute Nacht".

5. Kapitel.

Als Ernst am folgenden Tage aus der Faktorei heraustretend und, sich linksum wendend, schnell an der Falkschen Villa vorübereilen wollte, gewahrte er dort eine mit zwei Rappen bespannte Equipage, darin zwei elegante Damen saßen, die eine dunkel mit einem Aufwande von Perlen und Spitzen bekleidet, die andere im kremefarbenen Sommeranzuge. „Geben Sie die Decken herauf, Karl," sagte die dunkle Perlenmasse, und er erkannte Dame Lauras krächzende Bonbonstimme.

„Wozu die Decke? wir machen keine Schlittenfahrt, Mama," sagte unter einem hellen Sonnenschirm hervor eine vollere, tiefere Stimme. Und sie kannte er leider noch besser.

Er trat hinter einen steinernen Gitterpfeiler und ließ die Damen abfahren, aber

Bauerfrau aus dem Schwarzwald. Bleistiftstudie von Carl Hoff.

er war sehr erregt. Nachdem sie fort waren, trat er seinen täglichen Waldspaziergang an. Die wunderlichsten Empfindungen kreuzten sich in seinem Kopfe, aber die Melitta feindlichen behielten die Oberhand. Nach einer Wanderung, jetzt am Rande einer Buchenschonung entlang, jetzt zwischen blühendem Himbeergesträuch, hier durch hohes Gras in der Sonne, dort im Schatten eines Waldrains trat er den Rückweg an, bis er den zur Hälfte dicht bewachsenen, zur Hälfte abgeholzten Abhang erreichte, der unten in die Dorfstraße nicht fern von den Fabriken mündete. Hier war es, wo er an einer Biegung des Weges ihr plötzlich gegenüberstand. Er stockte und auch sie schien zu zögern, indes sie sich starr in die Augen sahen. Dann lüftete er seinen Hut und rannte, statt an ihr vorbeizugehen, den Abhang hinunter, wo er sich in ein Kieferngebüsch rettete. Sein Herz schlug heftig und zugleich schämte er sich dieser albernen Flucht, schämte er sich der eigenen Erregung. Merkwürdig, in diesem kurzen Augenblicke, wie lebhaft hatte sich ihr Bild seinen Sinnen eingeprägt, und wie erfüllte das verhaßte ihn mit thörichter Sehnsucht. Nachdem er ihr doch aber entflohen war, blieb er stehen und lauschte, ob sie ihn rufen würde. Er hörte nichts. Und doch rief ihn etwas zurück, dem folgezugeben er erwägen konnte: der Ausdruck von Hoheit, der über ihrer Schönheit gelegen, die dunkle Schwermut in den Augen, in denen es wie eine traurige Frage gelegen, die Blässe ihrer Wangen. Er bog die Äste vorsichtig auseinander, aber er sah nichts. Doch — jetzt — da! ihren Hut, auf dem eine lange blaßgelbe Feder lag, mit deren lichtem Gekräusel ein Lufthauch spielte. Wie war es nur möglich, daß in seinem Herzen noch etwas für sie sprach, etwas, das ihn plötzlich mit erneuter Heftigkeit trieb, sie einzuholen, sie in seine Arme zu schließen? Er widerstand, er rannte weiter seines Weges, aber mit zusammengebissenen Lippen. Ihm war schon schmerzlicher, aber noch nie so jämmerlich, so selbstverächtlich zu Mute gewesen. Wie, oder waren Verstand und Herz zwei feindliche, sich fremde Gewalten, deren eine die andere nichts anging? war es so, daß jede ihre besondere Logik hatte? war, noch schimpflicher, alles, was an Geist und Vernunft das beste im Menschen ausmacht, wie ein auf den Wellen schaukelnder Kahn von der Hand eines Kindes, von einer flüchtigen Regung der Sinnlichkeit abhängig? Lag nicht zwischen ihm und ihr ein Abgrund, tief genug, um mehr als eine Liebe zu begraben? oder ist es wahr, daß begrabene Liebe wie ein Gespenst ist, das um Mitternacht aufsteht und wandelt, uns zu ängstigen?

Und er traf sie wieder. Jedesmal grüßte er flüchtig, sie kaum mit den Blicken streifend, und immer lag in ihren Augen jene dunkle Frage. Einmal hatte er das Unglück, den Damen fast in die Arme zu rennen. Frau Laura sah ihn dabei so erstaunt an, daß er ohne grobe Ungezogenheit gegen die Frau seines Chefs nicht gut wortlos vorübergehen konnte. Er fragte nach ihrem Befinden und ob sie die Gebirgsluft hier genießen wolle. Dame Laura sagte, daß ihre Nerven angegriffen seien und daß sie hier eine kleine Vorerholung suche, ehe sie nach Scheveningen gehe. Während sie redete, starrte ihn Melitta an, er fühlte es und es war ihm unangenehm. Rasch empfahl er sich mit einigen passenden Redensarten und zwei tadellosen Komplimenten.

Der „finstere Sozialdemokrat mit den schlechtgewichsten Stiefeln" hatte doch die Nebenwirkung gehabt, daß Ernst sich seitdem einer gewissen Gefälligkeit des Äußeren und eines tadellosen Auftretens befleißigte, etwas, was ihm sehr leicht von statten ging, sobald er nur wollte. Indessen die „gnädige Frau" die Veränderung betonte, die mit „diesem Menschen" vorgegangen sei und sich über sein Gemisch von vornehmer Haltung und kühler Gemessenheit mokierte, das sie für einen jungen Korrespondenten ziemlich unpassend fand, pflückte Melitta Feldblumen am Raine. Ernst Bürger beobachtete es, denn er war stehen geblieben und sah ihnen nach. Er sah auch, daß sie dabei ein zierliches Spitzentuch verlor, das sie über dem Arm getragen, nicht eben weit von ihm. War dies aus Versehen oder Absicht geschehen? Er ließ es liegen und ging weiter.

Zwei Tage später traf er sie allein; an einer lieblichen Stelle auf geringer Anhöhe, wo eine einfache Bank zur Rast einlud. Sehr von seinen Gedanken beschäftigt, die mit der Lektüre sozialistischer Schriften zu-

sammenhingen, gedachte er ihnen an diesem Plätzchen ungestört nachzuhängen. Als er hinzutrat, fand er die Bank besetzt. Es war Melitta, die darauf Platz genommen hatte. Sie trug ein lichtblaues Kleid, nach der neuesten Mode sehr einfach gefältelt, aber von sehr elegantem Schnitt, und sah sehr jugendschön aus. Sie hielt ein kleines Buch in Händen, ohne hineinzusehen; ihre Blicke waren vielmehr nach oben gerichtet, als lausche sie dem Säuseln in den Wipfeln oder einem Vogellaute. Sie saß im Schatten, nur ein einzelner Sonnenstrahl traf ihren Kopf und zitterte in dem goldbraunen Haar, der Hut lag neben ihr auf der Bank. Wieder wollte Ernst mit stummem Gruß vorüber; da sie sich aber erhob, mußte er wohl stehen bleiben. Er behielt den Hut in der Hand, was vielleicht den Eindruck machen sollte, als erwarte er eine schleunige Erledigung.

„Sie gehen mir aus dem Wege," begann sie stockend, die Augen auf den Boden geheftet.

Er betrachtete sie schweigend, und ihr Anblick rührte ihn aufs tiefste.

„Wissen Sie, daß Ihr Verhalten mehr als beleidigend ist? Wünschen Sie mich zu beleidigen?"

„Ah, mein gnädiges Fräulein, durchaus nicht." Da er bemerkte, daß sie die Blicke zu ihm aufhob, richtete er die seinen in die Ferne. „Hatten Sie irgend einen Auftrag an mich, mein gnädiges Fräulein?"

„Einen Auftrag? Keineswegs."

Sie schwieg. Ihre Stimme hatte gezittert. Vor gekränkter Eitelkeit, sagte er sich; dennoch wurde er schwankend. Einen Augenblick lang schwebte zwischen ihnen, leise, unfaßbar, wie Sommerfäden durch die Büsche weben, ein Traum voll seliger Glücksahnung, flüchtig wie ein Hauch.

„Sie konnten gehen ohne Abschied — konnten wiederkommen ohne ein Wort der Erklärung — bin ich nicht wenigstens eines offenen Wortes wert?"

Ernst lächelte spöttisch, ironisch; als sie die dunklen Augen langsam aufhob, sah sie dieses böse Lächeln. Sie trat einen Schritt zurück und sah ihm stolz und fest in die Augen. „Es ist nichts zwischen uns zu sagen? Sie haben mich nichts zu fragen?"

„Daß ich nicht wüßte, mein gnädiges Fräulein," antwortete er mit dem Ausdrucke des Erstaunens.

„So leben Sie wohl." Noch einmal sahen sie sich an mit Blicken voll Haß, voll leidenschaftlichen Begehrens, voll Schmerz und voller Trotz. Und er sah, daß sie blaß geworden war bis in die Lippen hinein, und daß diese Lippen zitterten. Dann wandte sie sich um, nahm ihren Hut und ging den Weg hinunter, den er gekommen war. Er blieb stehen und blickte ihr nach, während seine Finger in nervöser Hast ein paar unschuldige kleine Zweige demolierten. Sie ging schnell, elastischen Schrittes, den Kopf aufrecht den leicht geneigten Waldpfad hinab; dicht schattend wölbten sich die Zweige über sie, dann verschwand sie zwischen Haselgesträuch und jungem Eichengebüsch.

Und noch stand er, einen stechenden Schmerz im Herzen. Wie sehr hatte er dies schöne Geschöpf geliebt, wie sehr liebte er sie noch — oder wieder — seine ganze Seele zog es zu ihr hin, und doch ließ er sie gehen. Er setzte sich auf die Bank, die sie verlassen hatte, legte den Arm über die Lehne, den Kopf darauf und schluchzte, und durch sein Gedächtnis zog der Vers:

„Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben."

„Sie haben mich nichts zu fragen?" wiederholte er dann mit bitterm Lachen. „Bei Gott, Weib, ich hätte dich zu fragen, wie man so schön und so nichtswürdig, so geistreich und so unwahr sein, wie man so geliebt werden und nicht wieder lieben kann. Hätte dich zu fragen, ob du mir noch einmal, indessen du in meinem Arm liegst und dich küssen lässest, den Dolch ins Herz stoßen willst. Aber das sind diese Judithnaturen! Und jetzt — Gott befohlen und dein Fluch über mich. — Werde lieber nicht sterben, denn mein Leben gehört nicht mir, sondern andern."

Raschen Schrittes eilte er thalein, den Kopf stolz erhoben, mit gespitzten Lippen eine kleine Fanfare pfeifend, in jeder Miene Selbstgefühl und Verachtung.

Am nächsten Tage erfuhr er von Herrn Gundermann, daß die gnädige Frau und das gnädige Fräulein plötzlich wieder packen ließen. Wer es gedacht hätte, daß die Nerven von Donna Laura in einem so lebhaftem Konnex mit einem der Korrespon-

denten der Firma ständen! Er lachte, da er es hörte.

Aber die Überraschungen von dieser Seite waren, wenn er geglaubt hatte, nun nichts mehr zu erfahren, das ihn verwundern könnte, doch noch nicht zu Ende. Nach fünf Tagen, während Justus, Ernst und die anderen Herrn ihre Postsachen in Empfang nahmen, sollte ihn noch eine unerwartete Nachricht treffen. Moller entnahm einem großen offenen Couvert zwei dicke, goldgeränderte Karten, zog die Augenbrauen in die Höhe, „Ah, aha!“ und verkündete coram publico mit viel Emphase: „Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Melitta mit dem Professor des Sanskrit Herrn Doktor Jakob Dorn in Berlin beehren sich anzuzeigen Gerson Falk und Frau Laura Falk geb. Friedländer.“

Männlicher Studienkopf. Rötelzeichnung von Giovanni Bellini in der Galerie der Uffizien zu Florenz. (Vermutlich Selbstporträt des Künstlers.)
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Die Herren vom Geschäft, die jedesmal, wenn die Falkschen Damen vorübergingen oder -fuhren, ans Fenster gerannt und einige himmlisch, göttlich! nachgestöhnt hatten, gerieten sämtlich in Aufregung.

„Na, dann wollen wir schleunigst gratulieren," meinte Justus lachend und rannte hinaus, seine Privatkorrespondenzen durchzusehen.

Ernst war ans Fenster getreten. Er war, was ihm sonst nicht geschah, rot geworden und seine Hände zitterten ein wenig. Albern. Mochte sie doch den Teufel oder seine Großmutter heiraten. Und dann rannte er auch hinaus, aber er lachte nicht.

6. Kapitel.

In Klara Walters Natur lag eine gewisse poetische Veranlagung. Nicht zwar, wenn man dabei an jene gestaltungsfähige Schöpferkraft denkt, die sich alle Eindrücke zum Bewußtsein zu bringen und gemäß der individuellen Auffassung dieselben in andern zu erzeugen weiß, sondern mehr in Hinsicht einer starken Rezeptivität für namentlich sich an das Gefühl wendende poetische Schöpfungen. Aber es ist vielleicht nicht zu weit gegangen, wenn man mit dieser Richtung doch einen gewissen positivwirksamen Zug in Zusammenhang bringt, der analog einer heutzutage freilich etwas verpönten dichterischen Tendenz, zu verschönen, aufzubauen, die Dinge einem angenommenen Ideale anzunähern sucht. Jedenfalls war es verzeihlich, an einen solchen Zusammenhang zu glauben, wenn man ein Mädchen wie Klara vor sich hatte, die allen prosaischen Mühen des Lebens zum Trotz mit derselben Frische und Anmut, dem stets gleichermaßen auf das Lichte und Reine gerichteten Sinne durch das Leben wandelte, mit dem Kinderglauben an das Gute in der Welt eine Selbstlosigkeit verbindend, die etwas Überirdisches an sich trug.

Kein Zweifel, daß von Naturen, wie der ihren, ihnen selbst unbewußt, eine Kraft ausgeht, die schwankenden und unsicheren, durch äußere Ereignisse und innere Kämpfe erschütterten Seelen Halt oder Glauben verleihen kann und die selbst rücksichtslose Egoisten zwingt, den Cynismus ihrer Anschauungsweise zu verdecken.

Gewohnt, die Gouvernanten ihrer Töchter halb als Dienstboten, halb als Vertraute zu behandeln, fühlte sich Alberta von Dalldorf Klara gegenüber von einer unüberwindlichen Scheu gefesselt, sowohl sie den ganzen Übermut ihres grenzenlosen Hochmutes fühlen zu lassen, als ihr den ausgezeichneten moralischen Divisionsansatz, mit dem sie das menschliche Leben „klein zu kriegen" suchte, und wobei alle ethischen Fragen mit dem Rest Null nett und glatt aufgingen, bekannt zu geben. Sie hütete sich, diesem „abgeschmackten kleinen Tugendspiegel" ihre ganze Lebensweisheit mitzuteilen, während andere Gouvernanten mit Klugheitsregeln wie: „eine Frau kann alles thun, was sie will, nur muß sie nicht so dumm sein, es andere merken zu lassen," oder: „die vornehmste Malerei ist die, die Geld genug einbringt, um ein vornehmes Leben gewähren zu können" ꝛc. gestärkt worden waren.

Ohne daß er es selbst je zugegeben hätte, war Klara sogar auf Justus Moller nicht ohne Einfluß geblieben, aber obschon dieser in einiger Hinsicht eine Alberta von Dalldorf verwandte Natur genannt werden konnte, war hier das Verhältnis doch wesentlich anders. Ohne es zu wissen, unterstützte Klara nämlich den natürlichen Hang zur Selbstbeheuchelung und inneren Unwahrheit, der so stark in diesem jungen Manne war. In moralischen Urteilen hinter ihr zurückbleiben — o um keinen Preis! Geschah es doch nicht selten, daß er gelegentlich irgend eines Vorkommnisses Principien entwickelte, andere mit einer Strenge verdammte, die Klara zu hart fand, die aber dabei ihren Glauben an seine Tüchtigkeit und Gradheit auf das lebhafteste erhöhten, so daß sie immer geneigt war, in seiner Neigung zu Projektmacherei, in seinem Heißhunger nach Reichtum und Stellung nichts als die Äußerungen eines besonders beweglichen und feurigen Geistes zu sehen. In der sanguinisch-optimistischen Tendenz, die dabei an ihm hervortrat, schien sogar ein Element zu liegen, das Klaras Wesen verwandt war, jedenfalls brachte er selbst es sehr geschickt damit in Verbindung und er wußte Klara an dem Glauben an diese Ähnlichkeit ihrer Charaktere teilnehmen zu lassen. „Wir sind beide konstruktive, ergänzende Naturen," sagte er gelegentlich zu ihr, und sie fühlte sich dann beglückt, geehrt, ohne zu ahnen, daß Justus derjenige war, der sich hiermit eine Ehre anthat; es gibt

wenige Dinge, die so verhängnisvoll sind, als der Mangel an Selbstgefühl, wohlverstanden an persönlichem. Daß das Glück die Starken begünstige und daß die Starken zugleich die Besseren, moralisch und intellektuell Bevorzugten seien, war ein Glaube, den es einen Reiz besaß, der Liebe eines Mädchens zu imputieren, das nach jedem Anhalt haschte, der es ihr ermöglichte, den Geliebten als einen ebenso edlen als bedeutenden Menschen anzusehen, seine Fehler als leichte Schwächen zu verzeihen und einen gewissen Rest von innerer Fremdheit und Bangigkeit zu überwinden. Hundertmal von neuem gelang es Justus, den gewünschten Eindruck hervorzubringen, und obschon ihr ganzes Verhältnis auf einer gewissen inneren Täuschung beruhte, schien es sich dennoch immer mehr zu befestigen. Denn in der That sind es in unzähligen Fällen solche Verkettungen von Unwahrheiten und liebevollen Kurzsichtigkeiten, die Menschen jahrelang aneinander fesseln; ebenso stark wie irgend welche tieferen Sympathien.

Klara war in die schwebende Erbschaftsangelegenheit Mullers eingeweiht. Andern Personen aus seiner Umgebung hatte sich Justus gehütet, etwas von den Eröffnungen Herrn Weinholds mitzuteilen, und obschon er zuerst entschlossen gewesen war, sie auch seiner Braut zu verheimlichen, hatte er ihr schließlich doch seine Hoffnungen anvertraut. Neben einer Neigung zu Selbstbeherrschung und reservierter Verschlossenheit, wo es die Klugheit zu gebieten schien, besaß er doch auch eine andere, von seinen Aussichten zu sprechen, was ihm dann ein erneutes Recht gab, überhaupt von sich zu sprechen, ein Thema, das ihm thatsächlich stets das interessanteste war. Kurz die Stärke des Interesses, das er in Anspruch nehmen durfte zu einer Zeit, in der seine Seele im höchsten Grade erregt und auf Zukünftiges gespannt war, die Gemeinsamkeit dieser noch ungewissen Zukunft, und die für jeden Vertrauensbeweis dankbare Zärtlichkeit Klaras waren es, was beide einander stärker als je verknüpfte; und froh verzieh er ihr jetzt sogar im Überschwang des Glaubens an sein Glück — den Fehler, den er ihr bisweilen in einem verborgenen Winkel seines Herzens zum Vorwurf gemacht hatte: daß sie nämlich vermögenslos war.

Von ganzer Seele beglückt war Klara durch die endliche Ankündigung seines Besuches, den er, von Geschäften überhäuft, von Tag zu Tag hatte verschieben müssen.

Es war zu Ende Juni, an einem wonnevollen Tage, der ohne eine unbequeme Hitze den vollen Zauber eines überreich blühenden und grünenden Sommers entfaltete. Bäume, Büsche und Wiesen waren frisch vom Regen der vorhergehenden Nacht, die Wege staublos, der Himmel blau, da und dort mit glänzendem Gewölk geschmückt, die Luft durchsichtig und rein. Leuchtend erhoben sich die hell überstrahlten Hügel, rötlich schimmerten die Pfade, die sich zwischen blühenden Fruchtfeldern schlängelnd hinzogen, am Horizont ragten ferne Bergzüge in einem geheimnisvollen Blau — überall lag der heitere beschauliche Friede bescheidener Lebensführung auf einer nicht bekämpften oder zurückgedrängten, sondern mit Fleiß und Liebe geförderten Natur. Die schattige Buchenallee hinunter ging Klara Justus entgegen, mit dem sie gern ein ungestörtes Wort gesprochen, sie freute sich, ihn unterwegs zu überraschen. Lächelnden Auges schritt sie, schneller als es sonst ihre Art war, den sanftgeneigten Abhang hinab und wandte sich dann dem Walde zu. Hier aber zögerte sie, ungewiß, ob er den Feldweg herauf oder die Schneise herunterkommen würde, und so am Kreuzwege verharrend, vergnügte sie sich, Feldblumen und blühende Gräser zu einem Strauße zu sammeln. Da sie im Schatten ging, hatte sie den Hut abgenommen und über den Arm gehängt. Sie trug ein helles leichtes Kleid, sehr einfach gefältelt, aber mit lichtblauen Bändern geziert, und die alten Frauen, die auf dem Felde die Kartoffeln „behäuselten", d. h. die Furchen aufdämmten, sagten untereinander, das Fräulein sähe aus wie ein Engel, dem sie die Flügel abgeschnitten hätten. Nach Vergißmeinnicht am sumpfigen Hange sich bückend, vergaß sie fast des Zweckes, der sie hier warten hieß, als eine helle fröhliche Stimme sie anrief: „Heda, meine Kleine, man muß dich am Wege pflücken wie eine Sommerblume!" und dann ein munteres Gelächter.

Schnell trat sie herzu, während der Wagen anhielt. Aber zu ihrer Überraschung gewahrte sie zwei Insassen darin und sah außer Justus hellen Augen noch ein paar andere von einem leuchtenden Blau auf sich

gerichtet. Sie war ein wenig betroffen, sogar enttäuscht, denn sie hatte sich auf das Alleinsein mit Justus gefreut. Ernst Bürger bemerkte es und geriet in einige Verlegenheit.

„Den kennst du nicht mehr?“ fragte Moller.

„O — wohl doch. Herr Bürger?“ und sie reichte ihm die Hand hinauf, nachdem sie sie dem Bräutigam entzogen.

Sinnend betrachtete Ernst das schöne Mädchen. Auch wenn sie nicht die Hoffnung seiner Jünglingstage gewesen wäre, würde sie ihn gerührt haben, lieblich wie sie war in ihrem Gemisch von Freude und leichter Befangenheit, mit den Blumen in der Hand, inmitten der heitern Umgebung, in der er sie fand; aber da sie diese Hoffnung gewesen war, fand er sein Herz von diesem Wiedersehen doppelt bewegt, unbeschadet der widerspruchsvollen Empfindungen, die er für eine andere hegte.

Justus Moller aber hatte, während die beiden sich ein wenig verlegen begrüßten, den Wagenschlag geöffnet und stand jetzt neben ihr, sie leicht auf die Wange küssend. Dann bot er ihr die Hand. Bald saßen sie alle drei im Wagen. Es war in einem liebenswürdigen Impulse, daß Klara ihre Blumen teilte und jedem der beiden jungen Männer eine Hälfte als Willkommensgruß bot.

„Ein großes Glück für Freund Moller,“ sagte Ernst, „daß es ihm vergönnt ist, Sie des öfteren zu sehen. Ihre Prinzipalin ist eine sehr liebenswürdige Dame?“

„O ja, recht liebenswürdig,“ was doch mit einem Tone gesagt wurde, in dem eher eine Einschränkung dieser Zustimmung lag.

„Sie wird zu würdigen wissen, was sie an Ihnen besitzt, und sich freuen, die begrüßen zu dürfen, die Ihnen nahe stehen. Justus sagt mir, daß Sie im Herbst Hochzeit zu machen gedenken, das wird ein großer Verlust für die Dame sein.“

Klara sah vor sich nieder und lächelte. Es war etwas in seinen Worten — nein, nur im Ton seiner Stimme, das sie sonderbar umschmeichelte; die Erinnerung natürlich an eine halbe Kinderzeit, da sie dieser Stimme so gern zugehört hatte. Justus, der den beiden gegenüber saß, frisierte seinen Bart und sah sie lachend an. Das wäre so etwas, wenn die beiden ein Paar geworden wären! Da könnte sich Klärchen auf schmale Bissen in der Schüssel und desto mehr idealistische Raupen im Kopfe gefaßt machen! Aber zum Glück — sie war sein.

„Nun mit den Heiratsplänen sind wir ja noch nicht ganz im klaren,“ bemerkte er. „Überhaupt jetzt, wo ich noch gar nicht weiß, woran ich bin und was ich meinem Schatz zu bieten habe, wäre es thöricht, bestimmte Pläne zu machen. Ich möchte Klärchen nicht in unsichere Verhältnisse einführen.“ Damit ergriff er ihre Hand und zog sie an die Lippen. Auf Ernsts und Klaras Gesichtern malte sich eine leichte Verwunderung über diese Worte. Von unsichern Verhältnissen war bei seiner Stellung doch keinesfalls die Rede; aber es war nicht der Moment, ihn deshalb zu befragen.

Justus indessen schien die Auffassung zu hegen, als ob ohne die Lorenzische Erbschaft für Klara und ihn nicht auszukommen sei, und in Ausspinnung dieses Gedankens auf eben diese Angelegenheit übergehend, sagte er: „Du darfst dir übrigens Freund Bürger gegenüber keine Zurückhaltung auferlegen wegen — p. p. — du weißt schon. Habe ihm auf der Herfahrt alles mitgeteilt — Wilhelm ist nämlich das Ideal eines herrschaftlichen Kutschers: in seine Pferde vernarrt, nüchtern, bekannt mit Weg und Steg und gerade schwerhörig genug, um nichts zu verstehen, was man im Wagen spricht.“

„Ja, das ist eine ganz märchenhafte Geschichte,“ meinte Ernst, „Frau Holle, die Wünschhütlein und Glückssäckel kommen wieder bei mir zu Ehren. Aber ich wage noch keine Glückswünsche auszusprechen. Ein vorschnelles Wort ist solchen Zaubereien bisweilen sehr nachteilig gewesen.“

„Nein, thun Sie das nicht. Das allzusicher Gehoffte entschlüpft uns am leichtesten.“

„Wilhelm, wir fahren noch einmal um den Berg herum und die Schneise hinunter! — Wir kommen noch zeitig genug hinüber.“

„Freund Justus hat die Absicht, mich Ihrer Gnädigen vorzustellen.“ Die beiden Herren waren sehr visitenmäßig gekleidet.

„Ja, diesen Sozialisten von reinstem Wasser!“ explizierte Moller lachend. „Man sieht's ihm garnicht an — so in einen Paradeanzug gesteckt, ist er eigentlich ein verteufelt hübscher und sogar vornehm aussehender Kerl. Bei Gott. Aber seine roten Ansichten werden wir ihm drüben doch nicht gleich wie eine Kokarde anstecken.“ Dabei

Aktstudien von Alex. Zick.

zog er einen Brief aus der Brusttasche, hielt ihn gut gelaunt Klara vor die Augen, gerade als ob sie daran riechen solle und steckte ihn lachend wieder ein. „Von Weinhold. Sehr gut!“ Und wieder küßte er Klara die Hand; es machte mehr den Eindruck als ob aus Freude als aus Zärtlichkeit. Dann fuhr er in nervöser Unruhe zu schwatzen fort: „Habe mit Ernst nämlich ein besonderes Heilverfahren vor. Dieser wackere Jüngling — Pardon, ich will deiner Manneswürde damit nicht zu nahe getreten sein — interessiert sich nämlich für den Adel aus einer Art versetztem Haß, diesen Haß will ich in Fluß bringen und diesen Fluß in das Meer der Bewunderung und Wertschätzung leiten. Dazu scheinen mir Dalldorfs sehr förderlich. Er — na mein Gott — große Pulvermagazine hat er ja nicht erfunden — aber doch ein grundguter Kerl, und sie — ein verdammt kluges Weib, weiß immer genau, was sie will, witzig und voll Geist und Leben. Und keines von beiden im mindesten adelsstolz.“

„Wir werden ja sehen. Sie sind auch von der Dame sehr eingenommen, gnädiges Fräulein?“

„Ganz offen gesagt: nicht mehr,“ antwortete Klara, wiewohl etwas zögernd.

„Darin seid ihr beiden euch recht ähnlich. Jedes wird in das Prokrustesbett einer Normalmoral gespannt und muß dann zusehen, ob es zu lang oder zu kurz befunden wird. Herr Gott, man muß doch den Leuten ein bischen ihre Eigenart lassen!“ rief Justus, der immer die liberaleren Grundsätze vertrat, wo sie ihm einen momentanen Vorteil, wenn auch nur in der Unterhaltung, gewährten.

„Lassen wir Frau von Dalldorf die ihre,“ sagte Klara. „Aber um eines möchte ich Sie bitten, Herr Bürger: nennen Sie mich nicht mehr gnädiges Fräulein; einmal weil wir lange genug zusammen bei den sehr einfachen Diners Tante Julchens um den runden Tisch gesessen haben, und zweitens weil seit einigen Wochen die Fräuleins von Dalldorf zurückgekehrt sind, die das sehr übelnehmen würden.“

„Die jüngere ist übrigens ein albernes, hochmütiges Ding,“ sagte Justus, „die in spe Braut des grimmen Hagen. Fräulein Erna war aber immer ausgefahren oder mit Migräne behaftet, wenn ich hinüberkam.“

Klara lächelte. „Das glaube nur nicht. Sie war bloß zu hochstehend, den Bräutigam der Gouvernante zu begrüßen.“

„Meinst du?“

„Ganz sicher. Aber ich denke, wir setzen uns darüber hinweg.“

Justus sah ärgerlich aus. Er murmelte etwas wie „dumme Gans“, aber zweifellos hatte ihn diese Mißachtung von seiten des adeligen Fräuleins verstimmt, man konnte meinen, er brüte über einem Racheplane, so hatte sich sein Gesicht verfinstert. Klara ergriff instinktiv das beste Mittel, ihn diese Verletzung seiner Eitelkeit vergessen zu lassen, indem sie nach dem letzten Bescheide des Rechtsanwaltes fragte.

„Ja, Burkhart war ja eine Zeitlang der Meinung, daß die Schenkung der Person bestätigt und ich mit einem elenden Pflichtteil würde abgespeist werden. Jetzt aber nach einigen neueren Verhören und Zeugenaussagen dürfte die Sache für die pp. Rochefort doch unangenehm werden. Es liegt eben doch so, daß, wenn ich das Ganze erhalte, das heißt also, wenn die Aufnahme des Verfahrens das erste Urteil kassiert und nicht Schenkung, sondern jenachdem Beraubung oder Unterschlagung annimmt, sie mit ein paar Jahren Zuchthaus oder Gefängnis eklig hereinfällt.“ Er machte hierzu ein sonderbar pfiffig-triumphierendes Gesicht.

„Eigentlich —“

„Nun Schatz?“

„Eigentlich — in einer Art — thut wir diese Frau Rochefort doch leid.“

Justus lachte. „Du närr'sches Tierchen. Eine drollige Sentimentalität, nicht wahr, Severus? — Kleines Frauenzimmerchen, na ja!“ Dazu klopfte er ihr wie einem Kinde die Wange. „Glaube, wenn du mal Aal kochst, legst du auch den Kopf in ein Extratöpfchen, ‚weil's dir sonst zu leid thut,‘ wie die Engländerin, bei der ich mal wohnte.“

Sie lächelte, aber sie sagte nichts. Sie war ein wenig beschämt von seiner Art, die etwas an die erinnerte, mit der in Ibsens Nora der Rechtsanwalt seiner Frau zu begegnen pflegt. Indem sie sich nach der Seite wandte, fing sie einen Blick auf, den ihr Nachbar über die Blumen hinweg, die er, die geruchlosen, in diesem Augenblicke vor das Gesicht hielt, ihr zuschickte, einen sehr freundlichen Blick.

„Also wirklich, Erna von Dalldorf hat

sich bei meinen Besuchen zurückgezogen? Dann wird sie vor Ernsts blauen Augen freilich auch nicht in die Erscheinung treten wollen. Und ich hatte auf sie als auf eine unwiderstehliche Proselytenmacherin gerechnet."

„Sie sehen, Justus wünschte mich mit allen Waffengattungen zu belagern."

„Sitzt eigentlich der Hansnarr von Hagen noch in Rudersdorf herum oder ist er jetzt beim Landrat in Dingsda?" fragte dieser.

„Herr von Hagen ist entweder hüben oder drüben oder hoch zu Roß unterwegs. Er teilt seine Zeit zwischen Verwaltungsgeschäften, Ackerbesichtigungen und Minnedienst," sagte Klara heiter.

„Was macht der herrliche Bruno? der Page?"

„Döhring? Der hat vor vierzehn Tagen die Ordre bekommen, auf den väterlichen Gütern die erworbenen landwirtschaftlichen Kenntnisse nunmehr in Anwendung zu bringen."

„Aha! — Die Wiener Reise damals, im April, eigentlich ein bißchen toll. Ich bin zwar überzeugt: ganz harmlos aber — bißchen verrückt war sie. Ich weiß nicht recht, was Dalldorfs an dem Menschen finden."

„Ist dies das Rudersdorfer Schloß?"

„Jawohl. Und liegt es nicht allerliebst? Ich habe eine kleine Vorliebe gerade für diesen Blick, es ist von hier aus gesehen einem alten Bilde ähnlich von Schloß Bonin in Pommern, das meinem Großvater Fahrentheil gehörte. Geradeso diese Türme mit Fahnenstangen, links der Teich mit Schwänen, rechts der Rasenplatz. Viel Ähnlichkeit. Wenn ich mal Geld, das heißt viel Geld habe, kaufe ich den Adelssitz zurück. — Bibi (das war ein Kosename für Klara) neulich habe ich eine Saloneinrichtung gesehn — zum küssen — bordeauxroter Damast und moosgrüner Plüsch zusammengestellt — so richte ich den Salon ein."

Klara hatte die Augen niedergeschlagen und schüttelte mit dem Kopfe. „Dann gehe ich nie hinein."

Justus aber ließ sich nicht stören und schwärmte den beiden noch eine Zeitlang vor von Kleeblatttischchen und Chiffonièren aus Rosenholz, Bronzespiegeln Marie-Antoinette und was dergleichen mehr war. Klara machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und legte sie dabei unversehens auf die Rechte Ernsts. Erst merkte sie es nicht, dann zog sie sie erschrocken zurück und errötete. Justus sah indessen nach dem Schloß hinüber, mit brennenden Blicken, mit leise zitternden Nasenflügeln; er machte in diesem Augenblicke die Entdeckung, daß der Adelssitz eine gewisse Anziehungskraft für ihn habe, auch wenn Klara nicht darin weile; es war der Hauch der Vornehmheit, der ihn anzog. Und zugleich verdroß ihn wieder jenes Mädchen, das zu hochmütig war, den Bräutigam der Gouvernante sich vorstellen zu lassen, verdroß es ihn — beinahe — einen Augenblick lang, daß Klara diese Gouvernante war. Bis ein Blick auf Ernst ihm seine gute Laune wiedergab. Der Freund, der das Feldblumenbouquet noch immer andächtig in Händen hielt — das seine war längst vom Sitze auf den Boden geglitten — sah nämlich mit so unverhohlen sympathischem Lächeln auf das schöne Mädchen, das neben ihm saß, daß seine Eitelkeit sich stark geschmeichelt fühlte; denn er gehörte zu den Männern, die nichts lieber sehen, als wenn ihre Auserkorenen einen Eindruck hervorbringen, der in den Gemütern starke Bewunderung, ja sogar einen leichten Neid erregt. Beneidet zu werden, bedeutete aber für Justus Moller eine Steigerung jeder frohen Empfindung.

7. Kapitel.

Als Klara das Schloß verließ, um Justus Moller entgegenzugehen, saßen Frau von Dalldorf und ihre ältere Tochter Erna gerade auf der Veranda, an sonnigen Nachmittagen dem Lieblingsplatz des gnädigen Fräuleins, da er durch hohe Linden und Kastanien in Schatten gehalten wurde und einen köstlichen Fernblick über den Schwanenteich hinweg nach den Bergen gewährte. Erna, die in Berlin an vornehmer Sicherheit, Eleganz der Haltung und Bewegung, an Sorgfalt in der Anwendung von allerlei Toilettenmitteln und wählerischem Geschmack wesentlich gewonnen hatte, lehnte mit nachlässiger Grazie in einem bequemen Stuhl und hielt dabei die Blicke auf eine zierliche Handarbeit gerichtet, bei der ihre schönen schlanken Hände bestens zur Geltung kamen; während Frau von Dalldorf, die eben eine kleine Vorlesung beendet hatte, mit den Blättern spielte, die sie noch in Händen

hielt. Die ausgezeichnete Alberta hatte nämlich, seit ihr „Friedhof im Schnee," von dem sie sich eine besondere Wirkung versprochen hatte, von der Münchener Hängekommission zurückgewiesen worden war, einen grimmigen Haß auf die Malerei geworfen, als auf eine Kunst, in der zur Zeit eine beispiellose Geschmacksverirrung herrsche und in der ein greuliches Cliquenwesen wahre Talente nicht aufkommen lasse, und sich dafür neuerdings, ewig unruhigen Geistes, wie sie war, auf die Abfassung kleiner Erzählungen geworfen. Ihrer Lust, allerhand Intriguen einzufädeln, schien hier die weiteste Möglichkeit zu winken, wie sie denn nicht im mindesten Anstand nahm, die im Geschmack moralisierender Modeblätter sentimental aufgeputzten Stilübungen ihrer Hand als Kunstleistungen und ihre Thätigkeit nach dieser Richtung als Schriftstellerei zu bezeichnen. Es war wunderbar, mit welcher Munterkeit sie an das Geschäft gegangen war; die Pläne zu nicht weniger als neunzehn Novellen ruhten bereits, innerhalb acht Tagen entworfen, in ihrem Pulte, darunter der Verlauf der famosen Wiener Reise, einer in jeder Beziehung verunglückten Partie, von der sie und Herr von Döhring gleich unbefriedigt zurückgekehrt waren, letzterer, weil er nichts als den ewig herumgehetzten und angenörgelten Reisemarschall hatte abgeben müssen, während er gehofft hatte, den Verehrer herauskehren zu können, Alberta, weil sie im Grunde eine wirkliche Empfänglichkeit für Naturschönheiten gar nicht besaß, und da, was sie fortgetrieben hatte, nur ein unruhiges Bedürfnis gewesen war, sich in einer anderen Umgebung zu amüsieren und den Hof machen zu lassen. Reiche Leute von oberflächlichem Geiste haben immer diese Gier nach einem „Wechsel der Scenen" (wie Byron ihnen den Gefallen gethan hat, es zu bezeichnen), um die innere Leere mit Eindrücken aus dem großen Weltbilderbuche vollzustopfen und sich die Befriedigung zu verschaffen, wieder einmal einiges Geld mit Anstand losgeworden zu sein — wenn sie nämlich noch fähig sind, sich soweit selbst zu belügen, eine Fähigkeit, die Alberta von Dalldorf nicht einmal mehr besaß.

In Erinnerung verloren an die einzige gelungene Episode während dieser Fahrt, einen Abend auf dem Semmering, den sie bei Johannisberger Kabinet und Champagner in Gesellschaft eines alten Obersten, einer jungen Schauspielerin und eines berühmten Romanschriftstellers zugebracht hatte, in diese Erinnerung verloren, hatte die Dichterin neuesten Datums ganz vergessen, ihre Tochter zu fragen, wie ihr die „Novelle" gefallen, als es ihr plötzlich einfiel, daß sie noch nichts von dem Eindruck erfahren, den sie damit gemacht hatte.

Erna, die die schöngeistigen Bestrebungen ihrer talentvollen Mutter im Grunde ihres Herzens abgeschmackt, sogar nicht einmal ladylike fand, war indessen zu wohl erzogen, sich das merken zu lassen. Zu einer Kritik der mütterlichen Geistesschöpfung aufgefordert, war sie indessen durchaus nicht verlegen, eine solche abzugeben. Sie gehörte nämlich zu denjenigen Menschen, die alles, was nicht gerade ihren Abscheu erregt, von Shakespeare und Beethoven an — Alpen und Meer, Frühgottesdienste und Bismarcksche Kernworte inclusive — bis zu einem langweilig verbrachten Nachmittage hinab „nett" zu finden, die Gewohnheit angenommen haben, eine Bezeichnung, die, indem sie nichts sagt, alles zu sagen scheint, was ein anderer gerade heraushören will. Erna fand also die Liebesgeschichte des reizenden Baron Botho und der noch reizenderen Komtesse Lala „sehr nett" und befriedigte die Verfasserin damit vollkommen.

„Wo geht die Walter hin?" fragte sie nach einiger Zeit gelangweilt, während sie die Gouvernante an der Biegung eines Feldweges erblickte. „Ich sah sie schon vorhin durch den Garten eilen, geputzt wie eine Fünfzigpfennig-Puppe."

„Dem Bräutigam entgegen."

Fräulein von Dalldorf zuckte die Achseln. „Einmal ganz offen gesagt, Mama, ich begreife dich nicht. Sie ist ja eine an sich nicht gerade unbescheidene Person, aber es fehlt ihr doch an dem richtigen Bewußtsein ihrer Stellung. Statt ihr dieses beizubringen, gewährst du ihr Freiheiten und Vorteile, die sie verwöhnen. Ich würde es ihr nicht gestatten, den Bräutigam hier zu empfangen."

„Ich habe dir schon gesagt, daß sie eine vorzügliche Gouvernante ist. Toni hat in diesen dreiviertel Jahren mehr bei ihr gelernt, als vorher in zweien. Keine von euch hat eine so gute Gouvernante gehabt.

Außerdem ist Moller ein sehr kluger Mensch, und ich liebe es, mich mit ihm zu unterhalten. Ich wünsche es sogar ausdrücklich, daß du heut keine Migräne hast, wenn er kommt."

„Du hast eine wahre Sucht, Mama, das Schloß mit allerhand Plebs zu überschwemmen."

„Wenn ich in Berlin leben könnte, wie du diesen Winter das Glück hattest, so würde ich mir auch den Verkehr aussuchen — hier muß man mit dem vorlieb nehmen, was sich findet. Da ist mir nun ein Mensch wie Moller hundertmal lieber als das adlige Bauernvolk. Mag er nebenher verlobt sein, mit wem er will."

„Bitte. Ich meine nur, daß es beinah heißt, Fräulein Klara in den Mittelpunkt des ganzen häuslichen Interesses schieben, wenn du bald ihren alten Freund, den Schuldirektor hier setierst, bald den Bräutigam. Eine Gouvernante mit einem so ausgebreiteten direktorialen Anhang würde mir eben anstößig sein."

„Ich mache es wie die hohen Herren," sagte Alberta von Dalldorf witzig, „die selbst auf das einfachste gekleidet gehn und ihre Bedienten mit Gold- und Silbertressen beladen. Diese Direktoren sind Fräulein Klaras silberne Livreestücke."

„Nun, wenn du es so auffassest!"

Alberta von Dalldorf lachte. „Allerdings. Merke es dir, mein Kind, es kommt im Leben alles auf die Auffassung an; sie ist die Beleuchtung, die wir auf die Dinge fallen lassen. Im Finstern ist ein Diamant ein Kiesel und am Tage eine Pfütze ein Spiegel der Sonne. Den Dingen eine Auffassung entgegenbringen, die alle Schwierigkeiten der Beziehungen ausgleicht, und überall vor der Welt den äußeren Schein wahren, als ob wir mit ihren Vorurteilen und angenommenen Meinungen harmonierten, ist die Kunst des Lebens."

Frau von Dalldorf zog den Nacken etwas ein und nahm eine großartig überlegene Miene an. Sie fand ausgezeichnet, was sie gesagt hatte, und überdieß Erna alt genug, daß man ihr nachgerade mit solchen kleinen Weisheitsoffenbarungen kommen dürfe; wenn sie in diesem Augenblick etwas bedauerte, so war es, daß sie solche wohlgefaßte Perlen erprobter Lebensphilosophie nicht in weiteren Kreisen durfte glänzen lassen. Das hätte wenigstens in diesem Falle soviel bedeutet, als dieser exquisiten Klugheitsregel ins Gesicht schlagen.

Erna stichelte auf dem dunkelroten Sammet herum und versuchte, die goldenen Worte der Mutter zu verstehen, was ihr indes nicht glücken wollte. Äußerlich der Mutter nicht unähnlich, glich sie ihr doch nicht an geistiger Beweglichkeit.

„Mit Marie Rauenthal soll es übrigens sehr schlecht gehen," sagte Alberta nach einer Weile. „Die Nottebohm hat mir geschrieben."

„Ja, Papa sagte es."

„Geht dir die Sache nicht nahe?" fragte die Schloßfrau mit einem forschenden Seitenblicke.

„Mein Gott — so intim war ich mit Marie nie. Aber es thut mir ja leid."

„Ich meinte — wegen Troll; er wird nun frei. Ich fand, er hat dir stark den Hof gemacht, sogar als Marie noch nicht für krank galt. Wie?"

„Du sagtest einmal, seine Vermögensverhältnisse seien erbärmlich."

„Du hattest ihn aber gern."

„Warum denn nicht? Aber deshalb, wenn man einen auch leidlich findet, denkt man doch nicht an Heiraten und Verloben. Damals galt es ja auch noch für sicher, daß er Marie nähme."

„Ich will es dir nur ganz offen gestehen: er ist rasend in dich verliebt. Wenn es dir nun sehr unangenehm gewesen wäre, wenn Wanda sich *vor* dir verlobte — denn schließlich, ich dürfte Hagen nur ein bißchen in geschickter Weise drängen, so erklärt er sich sofort, es ist doch nur noch das letzte Gepläukel, was sie miteinander haben —"

„Es ist mir überhaupt weder *sehr* unangenehm, noch überhaupt unangenehm."

„Ich weiß nicht, was du mit diesem blasiert-indolenten Wesen willst," sagte die Mutter ungeduldig.

„Nimm's mir nicht übel, Mama, aber es ist so bodenlos langweilig hier — wenn ich mich einmal verlobe, so geschieht es wahrhaftig bloß, um wieder nach Berlin zu kommen."

„Beweis, daß dein Herz noch nie gesprochen."

Erna zuckte die Achseln. Sie befand sich in der That in einem Stadium gänz-

Studien zu einer Verkündigung. Rötelzeichnung von Nicolo Circignano da Pomarancio in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Groffer in Leipzig.)

lichen Mangels an Initiative und eigenen Impulsen, einem Stadium, in welchem die Seele völlig leer ist, wenn nicht ein Vergnügen nach dem anderen hineingepreßt wird, in dem die Notwendigkeit, sich auf sich und einen kleinen Kreis zu beschränken, eine Art Beklemmung erzeugt, aus dem nur entweder neue Zerstreuungen oder ein großes gemütliches Interesse befreien können.

„Es biegt ein Wagen von der Ebersdorfer Chaussee herüber," bemerkte sie lebhafter werdend in der Hoffnung einiger „Zerstreuung". „Vielleicht Tannhausens."

„Ich denke eher Landrats, sie waren schon lange nicht hier. Nein, bewahre, es ist die Walter, also der Falksche Wagen. Das heißt, es sitzen zwei Herren drin."

„Vielleicht noch eine direktoriale Livreetresse."

Erna fand diese Wendung ihrer Mutter „sehr nett". Beide lächelten.

Bald darauf fuhr die Karosse vor und ihre Insassen stiegen aus. „Also heut wird hiergeblieben!" Frau von Dalldorf grüßte in gewohnter Huld schon von der Veranda herunter. „Kommen Sie herauf, wir sitzen reizend hier! Ah! und Sie bringen uns einen Gast mit, wie liebenswürdig! schnell, schnell!"

Bald saßen die Herrschaften zusammen auf der Veranda. „Ah, Sie sind der interessante junge Mann, von dem uns Direktor Moller erzählt hat," wandte sich die Schloßfrau an Ernst, ihn mit ihren scharfen grauen Augen eingehend musternd. „Den ein unfreundliches Schicksal aus der großen Stadt in unsere Thäler in den Dienst des Mammon verschlagen hat! Nun ich hoffe, daß eine günstigere Wendung Sie Ihren Studien und Ihrem gelehrten Berufe bald wiedergeben wird."

„Die gnädige Frau ist sehr gütig. Ich fühle mich indessen jetzt ganz wohl in meiner Stellung. Wenn auch weniger durch die Beschäftigung selbst, die ich übernommen habe, als weil sie mir Gelegenheit bietet, Einblicke in eine mir bis dahin fremde Welt und neue Verhältnisse zu gewinnen."

Alberta von Dalldorf fand, daß Mollers Freund, der Handwerkersohn und schwerfällige Idealist, sehr gut spräche und daß etwas Interessantes in seinem Gesicht läge. Namentlich daß er sehr schöne Augen habe, ähnlich denen von irgend jemand anderem, auf den sie sich aber nicht besinnen konnte.

„Mit den jüdischen Besitzern der Falkenhainschen Fabriken haben Sie wohl aber nichts zu thun, Herr Doktor?" Frau von Dalldorf gehörte zu den Leuten, die meinen, daß man jedem, der mit Studien zu thun gehabt habe, ohne sich den Doktorgrad zu erwerben, einen besonderen Gefallen erweise, wenn man ihm diesen Titel aus eigener Machtvollkommenheit beilege.

Ernst Bürger aber resüsierte in verbindlicher Weise die ihm zugedachte Ehre und setzte etwas zur Erläuterung seiner Stellung in Falkenhain hinzu.

Frau von Dalldorf fragte ihn, ob er seine gelehrten Studien nebenher fortsetze. Er bemerkte, daß er sie mit sozialpolitischen und nationalökonomischen vertauscht habe, die er mit Freund Justus gemeinsam betriebe.

„Das Interesse an dergleichen nimmt jetzt überhand," meinte die Dame und fügte scherzend hinzu, es würde nichts helfen, die Frauen würden sich auch noch mit diesem an sich trockenen und langweiligen Thema bekannt machen müssen; es dränge sich jetzt schon in die leichtere Konversation ein und selbst eingefleischte alte Aristokraten wie Graf Velthaus befaßten sich mit diesen Sachen. Und dabei erwog sie auch schon den Plan, diesen ernsthaften jungen Menschen gelegentlich in Burkersdorf „abzuladen", womit dem Grafen vermutlich ein großer Gefallen geschähe und sie selbst der Notwendigkeit überhoben würde, der langweiligen Unterhaltung des kontrakten Herrn obzuliegen.

Ernst erwiderte, daß dieses Thema nur in der Vorstellung trocken und langweilig sei, es ginge damit wie mit manchem Dinge: der Appetit käme beim Essen. Er verzehre dieses Gericht sogar mit Heißhunger.

Hier mischte sich Justus in die Unterhaltung. Sein Freund interessiere sich auch sehr für ländliche Arbeiterverhältnisse, und wenn die gnädige Frau sich ein Verdienst um die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung erwerben wolle, so möge sie, der eine so reiche Erfahrung zur Verfügung stehe, sich des Neophyten ein wenig annehmen und ihn mit Dingen wie Lohnsätzen, Deputaten, Krankengeldern und dergleichen bekannt machen.

„Es ganz offen zu gestehen, meine gnä-

dige Frau," sagte Ernst sich verbeugend, „ich habe mich allerdings zu der Unbescheidenheit, Ihnen meine Aufwartung zu machen, durch den eigensüchtigen Wunsch bestimmen lassen, ein wenig zu Ihnen in die Schule zu gehen. Es ist Freund Moller, der mir dazu Mut gemacht hat."

Frau von Dalldorf, die nun einmal zu den Frauen gehörte, die vor Ehrgeiz brennen, sich zur Geltung zu bringen, entwickelte die liebenswürdigste Bereitwilligkeit, den interessanten jungen Mann in der gewünschten Weise zu belehren. Herr von Hagen, der sich in Begleitung der zweiten Dalldorfschen Tochter eben jetzt einfand und die beiden Herren als alte Freunde und Duzbrüder begrüßte, gab ein neues Band, das die beiden an Rudersdorf knüpfte. Selbst in den Augen der jungen Damen fanden sie jetzt einige Beachtung. Als Volontär und Bewerber einer Tochter versicherte der schneidige Kurt sofort, daß er es sich zum größten Vergnügen machen werde, Ernst in der Dalldorfschen Musterwirtschaft herumzuführen und der gnädigen Frau in den gewünschten Renseignements an die Hand zu gehen.

„Sehr gütig, die Herrschaften sind sehr gütig," sagte Ernst.

Justus, der seine Aufmerksamkeit zwischen Erna und seiner Braut teilte und beide Damen in bestrickender Liebenswürdigkeit in ein gemeinsames Gespräch zu ziehen wußte, bemerkte nebenher mit Vergnügen, mit welcher Gewandtheit der Freund in dem vornehmen Kreise sich bewegte, und mit wieviel Güte man ihn — natürlich um seinetwillen — darin aufnahm. In der That: nichts von dem finsteren Trotze, dem geflissentlich Kleinbürgerlichen, das er sonst an den Tag gelegt, war an Ernst wahrzunehmen; Justus sah, daß wenn er den eleganten Salonmenschen herauskehren wollte, dies dem Schlosserssohne so leicht fiel, als wäre er für diese Kreise geboren. Ein närrischer Kerl ist er doch, dachte er bei sich; er gehörte augenscheinlich zu den Menschen, die, nachdem man sie von einem Ende zum anderen zu kennen glaubt, einem immer noch plötzliche Überraschungen zu bereiten imstande sind.

Nachdem man etwas Bowle und leichtes Gebäck eingenommen — auch Herr von Dalldorf und Döhring hatten sich inzwischen eingefunden und waren mit dem neuen Gaste bekannt gemacht worden — begab man sich in den Garten, um dort paarweise oder in leicht wechselnden kleinen Gruppen in den schattigen Laubgängen zu promenieren.

War es, daß Ernst Bürger ihr wirklich gefiel, oder daß sie überhaupt jede Gelegenheit mit Eifer ergriff, um Ahnungslose durch Entfaltung ihrer außergewöhnlichen Gaben zu bezaubern — Alberta von Dalldorf nahm ihn dabei sofort in Beschlag; während Moller, entzückt von der unnachahmlichen, vornehmen Grazie Ernas oder auch um sich durch unwiderstehliche Liebenswürdigkeit für die schnöde Mißachtung zu rächen, die er früher von der jungen Dame erfahren, sich an deren Seite hielt und in ein lebhaftes Gespräch besonders über Berliner Beziehungen verstrickt wurde. Herr von Döhring, seit er seine Anweisung erhalten, auf die väterlichen Besitzungen zurückzukehren, mit einer köstlichen Lasur bald von düsterer Verstimmtheit, bald von erhöhter Sentimentalität überzogen, schlenderte dafür mit Klara und Herrn von Dalldorf, bemüht, da die Situation dies so zu erheischen schien, eine etwas muntere Konversation auch zwischen den täglichen Hausgenossen aufzubringen; zuletzt Hagen und Wanda als schon allgemein anerkannte Inseparables.

Dann nach einem kleinen changez les dames, Alberta mit Döhring im Gespräch über Ernst, den sie bedeutend fand; Hagen mit Herrn von Dalldorf, die Aussichten auf das Erntewetter erörternd, Moller zwischen den beiden adligen Schwestern, unerschöpflich in Bonmots und reizenden Neckereien — besonders gut gelaunt aber, seit er sich als Verwandter eines der Berliner Verehrer Ernas, des Husarenleutnants Gunnaccar von Wiesenbruch entpuppt hatte, woran sich wieder eine Erörterung seines Stammbaumes knüpfte, die allseitige Befriedigung hervorrief — Klara neben Ernst. Es mochte vielleicht ein wenig auffallen, daß Justus sich so geflissentlich von Klara zurückhielt, aber nichts hätte ihm unpassender und unvornehmer geschienen, als in Gesellschaft den zärtlichen Bräutigam zu spielen. Es war ihm sehr lieb, daß der Freund das Mädchen, wie es schien, gut unterhielt.

Bis sich Klara — nach einer neuen Verschiebung der Gruppen — dann doch

neben Justus fand, von ihm in ein blühendes Versteck gezogen, wo er sie umschlang und küßte, mit einer leidenschaftlichen Erregtheit, die ihm sonst nicht eigen war, für die aber nach einem äußeren Grunde zu suchen Klara nicht bekam. Und wofür es vielleicht auch keinen gab.

Ein wunderlicher Anblick, eine solche da und dort in wechselnde Berührung tretende, objektive Interessen anscheinend mit Hingebung behandelnde Gesellschaft, hinter deren verbindlichen Worten, liebenswürdigem Lächeln, ernsthaften Erörterungen halb unbewußt doch nichts versteckt liegt als das Bestreben, sich selbst möglichst zur Geltung zu bringen und zugleich einen vorteilhaften Einblick in das Wesen des andern zu gewinnen, oder doch — in den edleren Naturen — Persönlichstes zu begreifen und dem geheimnisvollen Reize nachzuhängen, gewissen leisen Schwingungen einer andern Seele zu lauschen, die etwa Sympathie mit der eigenen verrate. — Wieviel leicht gewobene Beziehungen, wieviel aufsteigende Hoffnung, grübelnde Schwermut oder scharf forschende Beobachtung, wieviel glatte Gleichgültigkeit, wieviel Leidenschaft und wieviel selige Bangigkeit hinter all dem Lachen, Schwätzen und Komplimentieren! —

Es war gegen halb zehn, noch herrschte Dämmerlicht, über den ganzen Himmel ging ein leichtes, helles Flimmern, aus dem einzelne größere Sterne sich mit ihren Strahlen durchbrachen, um Busch und Baum woben sich zarte Nebelschleier, darin es wie ein ahnungsreiches Flüstern ging, als der Wagen mit den Gästen fortrollte, mit ihnen Kurt von Hagen, der sie ein Stück begleiten und dann zu Fuß zurückkehren wollte.

Herr von Dalldorf hatte sich zeitig zurückgezogen, die Damen aber und Herr von Döhring grüßten die Scheidenden noch von der Veranda herunter.

„Schade, schon hineinzugehen," sagte Alberta, „bleiben wir noch eine Weile hier." Damit zog sie sich in einen mit Zeltdach überspannten und mit Weinlaub umrankten lauschigen Winkel der Altane zurück; langsam folgte ihr der seine Rudersdorfer Studien abschließende Volontär. Die drei jungen Mädchen blieben noch an ihren Plätzen; die Schwestern, die man sonst selten zusammensah, in zärtlicher Verschlingung, Erna den rechten Arm außerdem um eine Holzsäule gelegt, die den Balkon des oberen Stockwerkes trug, den hübschen Kopf nachdenklich zur Seite lehnend; etwas abseits von den beiden Klara, die großen, dunklen Augen ernsthaft in die Ferne gerichtet. Als sie sich umwandte, traten auch die andern zurück und Erna von Dalldorfs Blicke trafen die schöne Erzieherin mit einem sonderbaren Ausdrucke von Feindseligkeit, obgleich nichts geschehen war, das sie heute weiter entfremdet hätte. Es war nur ein kurzer Blick gewesen, mit dem sie sich so gegenüberstanden, ruhig und harmlos von der einen, finster und begehrend von der andern Seite, dann war Klara gegangen; bald darauf sagten auch die Töchter des Hauses gute Nacht und zogen sich zurück.

Frau von Dalldorf hatte ein Strickzeug ergriffen und haspelte, trotzdem sie die Maschen kaum mehr sah, emsig daran herum. Die Lippen spitz zusammengezogen, hatte sie die Mädchen beobachtet, und wie sie sich jetzt über die Arbeit beugte, sah es aus, als ob sie halb belustigt, halb ernsthaft, allerhand Betrachtungen und Anschläge hineinstrickte. Döhring saß dicht neben ihr; indem sie aufsah, begegnete sie einem paar Augen, in denen eine diabolische Freude zu blitzen schien.

„Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe, sag?"

hob er an.

„Diese drei verliebten Jungfrauen, malerisch den obligaten Gegenständen ihrer zärtlichen Empfindungen nachschmachtend, waren ja ein Hochgenuß, ein wahrer Götterfraß. Es gibt doch noch Fälle, wo die Liebe zarte Busen zerfleischt, daß es eine Freude ist. Daß Fräulein Wanda fallen in love ist in den famosen Kurt — das ist ja nichts Neues; aber auch die Venus Gletscheriana war im Schmelzen begriffen. Doch den größten Spaß machte mir Fräulein Erna, ganz Epheu, ganz schmachtende Zärtlichkeit. Und das um diesen famosen Barbarossa, diesen — na man sagt ja: schöne Spinnerin, also warum nicht schönen Spinner, diesen Husarenleutnantsvetter, diesen beinah Müller, dieses gefährliche Halbblut —"

„Es scheint, Herr von Döhring, Sie wollen die Schweigsamkeit von heut Nachmittag und Abend in einem Zuge nachholen," sagte die Dame belustigt. „Nach

Ihrer Bosheit zu urteilen — die Sie beinah geistreich macht — müssen Sie gehofft haben, selbst mehr Glück bei den jungen Damen zu haben."

„Die jungen Damen! Ich habe nur ein Herz für die quarante ans."

„Weil die jungen Damen Sie haben ablaufen lassen! Seien Sie nicht thöricht, bester Döhring."

„Ich habe Beobachtungen heut gemacht — gottvoll!" fuhr der scheidende Volontär fort. „Ich habe meine Eingeweide gestärkt an dem Anblick dieser Paare: dieser drei Elegants — besonders der gelockte Schlosserssohn mit den Vergißmeinnichtaugen war köstlich — und dieser drei thörichten Jungfrauen. Prächtiges Material! Was gibt das für Ehen, was für Staatsfrauen, was für eine ausgezeichnete kommende Generation!"

„Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß Sie von meinen Töchtern sprechen," bemerkte die Dame mit angenommenem Ernst, denn in Wahrheit amüsierte sie sich köstlich über die gekränkte Eitelkeit des Guten.

„Als ob ich nicht das Schmeichelhafteste von der Welt von ihnen gesagt hätte! Aber bei Gott, ich würde diesem Moller um seines famosen O's willen — denn Müller wäre allerdings um hundert Prozent schandbarer — Fräulein Erna geben."

„Was soll das Geschwätz, ich bitte Sie um Gotteswillen! Einem Menschen, der seit vier Jahren mit einer andern verlobt ist und sie jeden Tag heiraten kann!"

„Ich bitte Sie — auch um Gotteswillen — als ob das ein Grund wäre! Wenn er sie jeden Tag heiraten kann, warum thut er es denn nicht? — Ich würde mich nota bene an seiner Stelle auch bedanken, mir diese bodenlos langweilige Tugend aufzuladen. Also — ergo — ich habe Ihrem rastlos Großes gebärenden Gehirn, wie Sie sehen, schon etwas vorgearbeitet — also: schmiegen wir die schmachtende Epheuranke an das adelsdurstige Herz des schönen Justus, der — dafür wett' ich meinen anschlägigen Kopf — über kurz oder lang selbst geadelt wird — — halt da! kapitale Idee! wir hetzen ihn mit seiner neuesten Nationalökonomik dem Grafen gründlich auf den Hals, der, entzückt, wirft ihm seine Millionen nach, er zieht als Müller, Pardon! Moller von Fahrentheil-Velthaus in Burkertsdorf ein und das

Studie von Carl Marr.

gnädige Fräulein, Fräulein Erna, erschnappt richtig die Schätze, die Sie ihr schon immer gegönnt haben."

„Sie sind stets am interessantesten, wenn Sie am boshaftesten sind. Nun und die Gletscherpartie?"

„Die drücken wir natürlich mit Leichtigkeit ab. Dazu ist dann der Citoyen da, dieser famose Commis mit der akademischen Bildung."

„Bürger ist ein interessanter Mensch."

„Na, natürlich, er ist sogar reizend, ganz reizend, das heißt: ein geduldiges Publikum für alle Schnurren Alberta von Dalldorfs."

„Döhring, meine Geduld ist zu Ende."

„Gut, meine auch. Ich bin den ganzen Nachmittag, die ganzen letzten Tage gemißhandelt worden! Gemißhandelt wie auf der Wiener Tour, wo ich nichts als Reiseknecht war —"

„Und was wollten Sie sonst vorstellen?"

Bruno von Döhring, der, seit er seine Abberufung erhalten hatte, sich einbildete, wirklich in die so wohl konservierte Mutter der jungen Damen, die ihn hatten ablaufen

lassen, verliebt zu sein, und diese Einbildung fleißig pflegte, weil er sich selbst interessant dabei vorkam, lehnte sich vornüber, machte einen spitzen Mund und ein paar meerestiefe Augen und hauchte etwas hin, das ungefähr klang wie „alles".

Frau von Dalldorf erhob sich. Es hatte ihr Spaß gemacht, sich ein wenig von dem schwerfälligen Gesellen anbeten zu lassen und gelegentlich seine Bosheiten anzuhören, aber es war ihr nie eingefallen, ihm dafür Freiheiten zu gestatten.

„Sie sind unverschämt oder verrückt," sagte sie und rauschte ohne gute Nacht an ihm vorbei.

8. Kapitel.

Endlich ward zum Ereignis, worauf Justus Moller so lange gewartet hatte — die Entscheidung des Amtsgerichtes zu B. in Sachen der Lorenzischen Erbschaftsangelegenheit.

Die Untersuchungen, die Rechtsanwalt Burghart im Interesse seines Mandanten angestellt, der Feldzug, den der große Alexander gegen Adeline Rochefort unternommen hatte, hatten eine Menge neuen Materials zusammengetragen, das diesen beiden Herren die Überzeugung gab, Moller werde sich keineswegs etwa mit der Auszahlung eines Pflichtteiles begnügen dürfen, sondern die vom Sachwalter beantragte Aufnahme des Verfahrens werde eben auf Grund dieses Materials den ersten Richterspruch aufheben und dem klagbaren Erben die Summe der vom Kanzleirat „verschenkten" Schätze ebenso wie die vom Fiskus beanspruchten in den Schoß werfen. So sicher, wie Moller in seiner sanguinischen Weise einen Entscheid zu seinen Gunsten doch eigentlich immer angenommen hatte, war dieser indessen keineswegs zu allen Zeiten gewesen. Noch zu Beginn der Aufnahme der Verhandlungen neigte der größere Teil der Richter sich der Ansicht zu, daß eine Aufhebung des ersten Erkenntnisses nicht wohl möglich sein werde. Da geschah es denn zu ganz außerordentlicher Genugthuung des Kommissionärs und Genealogisten, daß Rechtsanwalt Burghart Dinge zur Sprache brachte, die das immerhin noch leidlich günstige Bild, das die erste Verhandlung von Adeline Rochefort gewährt hatte, sehr zu alterieren geeignet erschienen. Durch Unterhandlungen mit ehemaligen Untermietern der Dame, sowie mit andern Persönlichkeiten, mit welchen sie vordem in mehr oder weniger mysteriösen Verbindungen gestanden hatte, waren Machinationen der trefflichen Matrone ans Tageslicht gekommen, die ihren Charakter eigentümlich genug beleuchteten. Kleine Wuchergeschäfte, Zurückbehaltungen von Pfändern und wertvollen Besitzstücken, selbst Dinge schmutzigerer Art waren da aufgetaucht, die an sich hinreichend gewesen wären, den Glauben an die Wahrhaftigkeit ihrer Angaben und die Redlichkeit ihres Verhaltens zu erschüttern; selbst wenn Karl Kodalle, der das erste Mal von dem Rechte der Zeugnisverweigerung Gebrauch gemacht hatte, in einer rachsüchtigen Stimmung, die sich Gott weiß woher schrieb, nicht diesmal Aussagen gemacht hätte, die ganz besonders gravierend für die gefährdete Dame genannt werden mußten.

Adeline selbst hatte nicht einen Augenblick für sich gefürchtet und behielt ihren unerschütterlichen Gleichmut auch während der neuen Gerichtsverhandlung. Sie hatte eine Art fatalistischen Glauben an ihr Glück; es waren ihr so manche mehr als zweifelhafte Dinge im Leben durchgegangen, es gab darin dunkle Punkte, die selbst von den eifrigsten, von Gewinnsucht, Haß und Gerechtigkeitsliebe geleiteten Untersuchungen unaufgedeckt geblieben waren, daß sie nicht einen Augenblick an ihrem Schicksal irre wurde; um so weniger, als ein Aberglauben, stark und mächtig wie irgend eine fanatische religiöse Überzeugung, sie sicher machte. Von einer außerordentlichen Vorsicht und Verschlagenheit in allem Thun und Lassen geleitet, hatte sie doch den Mut dazu immer in dem mystischen Bewußtsein gefunden, einen Talisman zu besitzen, der sie vor allen Folgen einer eventuellen Begegnung mit dem Strafrichter seite. Dieser Talisman war ein Stück von dem Stricke eines Gehängten, das Adeline Tag und Nacht auf dem bloßen Leibe trug, eine glückbringende Reliquie, die um so wirksamer war, als ihr Besitz niemals mit einem Worte dem Ohre irgend eines Sterblichen mitgeteilt worden war. Wie sollte dies treffliche Mittel nicht seine Kraft bewähren in einem Falle, in dem Adelines Gewissen rein wie ein unbeschriebenes Blatt war, in dem ihr nicht nur ein nach ihrer Meinung juristisch

unanfechtbares Recht, sondern noch obendrein schwerwiegende moralische Verdienste zur Seite standen — denn welche andere Stubenvermieterin hätte den widerlichen alten Geizhals wohl mit so viel Sorgfalt gepflegt, ihm seinen Lebensabend mit so viel zarter Hingebung versüßt? Diese zweiundneunzigtausend Mark, die sie schon in Händen gehalten, die unterschlagen zu haben sie schon einmal „nichtschuldig" befunden worden war — die sollten ihr verloren gehen? nichts als ein Lächeln konnte ihr dieser Gedanke entlocken. Wenn Adeline Rochefort, obschon sie sich viel auf ihre Bildung zugute that, davon noch mehr besessen hätte, würde sie die Stimmung, in der sie sich unanfechtbar befand, am besten durch Anwendung zweier Aussprüche Ausdruck gegeben haben, die betreffs des Glücks, das man im Leben haben muß, auch anderen als vorzüglich auf sie anwendbar gelten: das „Fortuna fortes adjavat" und das Mephistophelische „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt den Thoren niemals ein."

Das Glück hatte es eigentlich schwer in diesem Falle.

Wie soll es sich auch verhalten, wenn es in derselben Sache zwei Widersachern gegenübergestellt ist, die denselben Anspruch an seine Huld machen? Denn das Glück ist freilich — selbst für das Bewußtsein sehr gebildeter Menschen — eine Art dunkelpersönlich-mystischer Macht, die an manchen ein besonders ihre Verdienste anerkennendes Wohlgefallen gefunden hat, ja die sich durch unzählige Präcedenzfälle fast verpflichtet zu haben scheint, sie auszuzeichnen.

Nun — das Glück wägt dann die Verdienste, aller Verleumdungen spottend, die es launisch und wetterwendisch bezeichnen.

Und es wog auch hier: Adeline Rochefort contra Justus Moller.

Justus Moller trug keinen Strick um die Hüfte, er hatte Daniel Lorenz weder mit Latwergen, noch mit Opiaten, noch warmen Filzsohlen gestärkt, und doch — sollte man es glauben? — wie sich das Zünglein rührte — sank leise, leise die Schale mit Justus Verdiensten.

„Prozeß gewonnen," telegraphierte Rechtsanwalt Burghart in lakonischer Kürze an Moller zu derselben Zeit, wo Adeline, der Beraubung eines Sterbenden als überführt erachtet, hinter Schloß und Riegel geführt wurde, ein in wenigen Augenblicken grauenhaft gealtertes, an menschlicher Gerechtigkeit und den Wirkungen ihres Talismans verzweifelndes, von mörderischem Haß und grimmiger Rachsucht zerrissenes Weib.

Und „Prozeß gewonnen" schrieb der aus dem Glückskampfe als der Verdientere Hervorgegangene mit zitternder Hand auf den Zettel, den er gleich darauf durch einen Reitknecht nach Rudersdorf an Klaras Adresse absandte.

Und mit zitternden Händen hielt das Mädchen diesen Zettel, dessen frohe Botschaft sie las. Dann, nachdem sie den Boten entlöhnt, stand sie eine Weile ernst und sinnend. Ob dieses „gewonnen" auch wirklich ein Glück für ihn war? ob er sich mit diesem — wie sie es auffaßte — unverdienten Glücke begnügen, oder ob es ihn fortreißen würde auf einen Weg, auf dem sie ihn würde mit Schmerz wandeln sehen? ob diese Wendung ihre endliche Vereinigung bringen oder in neue Entfernung rücken würde? Blieb sie nicht jetzt noch weiter hinter ihm zurück mit der Schlichtheit und Anspruchslosigkeit ihres Wesens, die sie fast als ein Unrecht empfand, das sie doch nicht abzustellen die Fähigkeit besaß?

Aus diesen Gedanken riß sie ein leichtes Klirren an der Gitterthür. Lächelnd mit einem leichten Erröten schritt sie dem Gast entgegen, froh, einem teilnehmenden Freunde eine gute Nachricht mitteilen zu dürfen. „Kommen Sie aus Falkenhain?" fragte sie.

„Nein, von einem Spaziergange durch die Berge," antwortete Ernst.

Sie hielt ihm den Zettel hin: „Bitte, lesen Sie."

„Gewonnen! Das freut mich von ganzer Seele, Justus hätte sich eine andere Wendung, fürcht' ich, sehr zu Herzen genommen. Er hatte schon große Hoffnungen an dieses Geld geknüpft, und die doch keineswegs nur egoistischer Natur waren; wenn es ihm einmal gelingen sollte, sich selbständig zu machen — und in seiner hochfliegenden Art betrachtet er dieses Kapital ja eigentlich nur als eine Art Handgroschen — so wird es einmal nicht nur zu seinem eigenen Vorteil sein, sondern auch zu deren, die von ihm abhängig sind."

„Wie schön, daß Sie dieses Vertrauen zu ihm haben. Und wenn Sie es haben,

so verdient er es auch. Nicht wahr, Sie glauben, daß er eigentlich ein guter Mensch ist?" fragte sie mit einer gewissen impulsiven Naivetät.

„Ich glaube es, trotz seines starken Selbstgefühls und —"

„Einiger kleiner Schwächen, die er hat."

„Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen noch meinen Glückwunsch ausspreche," sagte er und hielt ihr seine Hand hin, in die sie froh die ihre legte. Und einen Augenblick behielt er diese Hand und sah sie lächelnd an. Was war der Besitz jenes Geldes gegen den dieses Mädchens? fragte er sich. Würde er je eines finden, das wert war, so geliebt zu werden, wie sie es verdiente, eines, von dem eine solche Fülle der Anmut ausstrahlte, in dessen Nähe die erregten Wogen des Gemütes sich so sänftigend glätteten, daß die Welt, die er eben noch für ein Thal des Elends gehalten, ihm wie ein blühender Garten deuchte? Und doch beneidete er weder den Freund, noch mischte sich in seine Betrachtung etwas von den Gefühlen, die er ehemals für sie gehegt.

Sie gingen zusammen in den Garten, wo Klara die Dalldorfschen Damen vermutete. „Sie arbeiten jetzt viel mit Justus zusammen?" fragte sie.

„Ja. Das heißt, ich gebe ihm als sein vortragender Rat Berichte und Auszüge von meinen Studien, und wir diskutieren dann darüber. Da keiner von uns dem Freisinn angehört, Justus konservativ ist und ich mehr Sozialdemokrat bin, finden sich immerhin noch Punkte, in denen wir uns begegnen. Ich bin sehr glücklich darüber, daß mir Justus einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sich verstattet, sowie ich andererseits viel von ihm lerne; es ist ein Verhältnis gegenseitiger freundschaftlicher Förderung, wie ich es mir nicht schöner denken kann. Sehr nützlich sind mir die Empfehlungen, die er mir an andere Fabrikanten und Fabrikdirektoren gegeben hat, und durch welche mir nicht nur eingehende Besichtigung der Arbeitsräume, sondern auch eine wirkliche Kenntnisnahme der verschiedenen Betriebe möglich ist. Wir sprechen das dann alles durch. Justus nannte erst manches chimärisch, was ich vorbrachte, indem ich mich aber in das Praktische selbst mehr einarbeite und es berücksichtigen lerne, nimmt er doch lebhaften Anteil an meinen Vorschlägen zur Verbesserung des Loses der Arbeiter. — Wissen Sie, welche Aufgabe oder welcher Plan Justus jetzt hauptsächlich beschäftigt?"

„Er hat mir einmal erzählt, daß er eine veränderte Heizanlage für große Dampfkessel zu erfinden auf dem Wege ist. Er sagte mir, daß die kolossalen Verluste an Wärme, die vorderhand bei dem Dampfbetrieb unvermeidlich wären, die Herstellungskosten außerordentlich verteuerten und die Fabrikanten zu so niedrigen Löhnen zwängen. Er hofft durch gewisse Einrichtungen, die er mir aber nicht auseinandergesetzt hat und die ich wohl auch nicht verstehen würde, eine Kohlenersparnis zu erzielen, die großen Gewinn abwerfen soll."

„Ganz recht, er arbeitet halbe Nächte darüber und glaubt, der Vollendung nahe zu sein. Auf diesen Vorteil aber denkt er die Möglichkeit zu bauen, auch mit einem verhältnismäßig geringen Kapitale eine Fabrikanlage zu gründen, die er aufrecht erhalten kann. Ich bewundere die außerordentliche Kühnheit und doch wieder Umsicht und Berechnung, die er hier entfaltet. Justus ist ein Genie in seinem Fache."

Was hätte Klara lieber hören können? Sie sah ihn stolz, mit strahlenden Augen an.

„Haben Sie je eine Fabrik besucht, Fräulein Klara?"

„Justus hat mich einmal in der Falkenhainschen herumgeführt — aber —"

„Nun?" Er sah sie hier doch besonders erwartungsvoll an.

„Sie wissen wohl, daß er mich manchmal ein wenig als Kind behandelt — er nannte mich eine sentimentale Närrin."

„Warum?"

„Weil es mir sehr nahe ging. Aber das ist vielleicht so bei Personen, die wie ich wenig Initiative haben und immer mit leeren oder ungeschickten Händen dastehen müssen, wo andere helfen können oder wenigstens daran denken dürfen zu helfen," —

„Und was ergreift diese anderen, wenn nicht Schmerz oder nicht Schmerz allein?" fragte er.

„Zorn, denke ich! Ach — und es war so furchtbar! Ich hatte ein so entsetzlich beklommenes Gefühl unter diesen Menschen. Ihre Beschäftigung an sich war vielleicht nicht so anstrengend, aber sie machte sie so würdelos, der ganze Aufenthaltsort war

Weibliches Porträt. Von Hans Makart.

Digitized by Google

eine Hölle. Ich stellte mir vor, wie es sein würde, wenn ich zu einer solchen Arbeiterin gemacht würde — und ich wußte, ich würde schlecht werden. Glauben Sie auch, Herr Bürger, daß diesen Menschen nicht zu helfen ist? Justus sagt nein."

Sonderbarerweise schwieg er auf diese Frage. Mit einem Ausdrucke der Trauer vor sich hinsehend, dachte er daran, wie er sich bisweilen Melitta elend und abgehärmt an den väterlichen Maschinen arbeitend vorgestellt hatte — welche häßlichen, schmerzlichen Vorstellungen!

„Ich denke," fuhr Klara zögernd fort, worauf sie nach und nach in die Lebhaftigkeit der Befangenheit geriet, „daß, wenn alle den guten Willen hätten zu helfen, es auch anders werden würde, denn dieser Wille würde die Mittel und Wege der Abhilfe finden. Aber warum sind die meisten so genußsüchtig? warum strengen wir unseren Verstand immer nur zu unserem eigenen Nutzen an? Wenn Leute von großer Intelligenz diese dem allgemeinen Nutzen dienstbar machten, würde nicht manches gefunden werden, wonach man jetzt vergebens sucht? Manchmal will es mir scheinen, als wenn doch eigentlich alles recht einfach wäre, wo man von unüberwindlichen Schwierigkeiten redet — man will sie nur nicht überwinden."

„Es geschieht jetzt vielerlei", sagte er, als ob er aus Justus' Sinn heraus spräche.

„Ja. Aber eigentlich nur aus Furcht vor dem Schlimmen, das sonst erfolgen könnte. Von diesem Standpunkte aus faßt auch Justus die Sache an, und hier kann ich ihm nie recht geben. Wie darf man bei seiner Auffassung der Lage sich auch beklagen, wenn man keine rechte Aussöhnung zu stande bringt, wenn man damit die Arbeiter nur reizt zu weiteren Unternehmungen? Vor einer Macht aus Furcht zurückweichen, heißt doch vor allen Dingen, sie anerkennen und ermutigen. Warum macht man sich nicht lieber zu Freunden, die man sich nie hätte sollen zu Gegnern machen?"

„Ich sehe," sagte er mit einem glücklichen Lächeln, „daß Sie über alle diese Dinge nachgedacht haben und daß —"

„Ach, nachgedacht eigentlich nicht. Das sind Betrachtungen, die sich von selbst aufdrängen," sagte sie in ihrer schlichten, ehrlichen Art.

„Einem edlen, klaren Gemüte drängt sich von selbst auf, worüber andere mit leidenschaftlichem Eifer grübeln, ohne zur Klarheit zu kommen."

„Und doch ist alles, was ich da gesagt habe, in seiner Allgemeinheit, in seiner optativen Form nur wertloses Geschwätz. Ich weiß sehr wohl, daß das, worauf es allein ankommt, die praktische Bethätigung ist. Es ist sehr leicht zu sagen: so sollten die Menschen sein, wenn sie einmal nicht so sind. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß man sie nicht anders machen kann. Oder wer kann das?"

„Die aus dem Herzen quellende Gesinnung," sagte er mit Wärme. „Sie können es durch den Einfluß, den Sie auf andere gewinnen, durch das lebendige Gefühl, das sich mitteilt und von Mund zu Munde wirkt. Wenn unsere Frauen noch so denken und empfinden wie Sie — wie sollten wir die Hoffnung auf die Zukunft verlieren dürfen? — Darf ich dieser Stunde eingedenk bleiben, in der ich eine solche Bundesgenossin gefunden habe?"

Sie gab ihm die Hand und sah ihn an, aber um ihre Augen vor den seinen sogleich wieder verlegen zu senken. Er hatte in diesem Momente die Augen, die Melitta einmal bei sich „unbequeme" genannt hatte.

Schweigend gingen sie den Weg zurück, den sie gewandelt waren. Wieviel aufgeregte Tage, halbdurcharbeitete Nächte, wieviel qualvolle Stunden voll leidenschaftlicher Erbitterung, selbst fanatischem Hasse, wieviel ringende Gedankenarbeit hatte ihm diese ganze letzte, mit fieberhafter Thätigkeit ausgefüllte Zeit gebracht — und wie froh und sicher fühlte er sich auf einmal neben diesem lieblichen Geschöpf. Sie war stehen geblieben, weil ein etwas tief herabhängender Hollunderzweig sich in ihre Locken verwickelt hatte. Da sie nicht damit fertig wurde, ihn loszumachen, griff er in die weichen goldigen Ringel und zog sie sanft los, während sie lächelnd in reizender Befangenheit den Kopf zurücklegte. Und in diesem Augenblicke erwachten mit solcher Macht die Gefühle seiner frühen Jünglingstage in seinem Herzen, daß er als einen schweren Verlust empfand, was er noch jüngst uneigennützig als das Glück seines Freundes gepriesen. Sie standen nebeneinander ohne sich anzusehen, von dem grünen Laubdach überwölkt, in dem kleine Vögel mit ihren

Jungen zwitschernd piepten und Futter tragend hin und wieder flogen, und ein schwerer Seufzer entrang sich ihm wider Willen. Klara blickte zu ihm auf und da sie den sehnsüchtigen Schmerz in seinen Augen sah, verstand sie diesen Seufzer, und ein leises Zittern ihrer Lippen schien zu bekunden, daß 'auch in ihr jene süßen Erinnerungen geheimnisvoll heraufflutteten. —

„Ist da nicht Frau von Dalldorf?" fragte sie, lebhaft voranschreitend.

„Jawohl sie winkt uns, sie scheint aufgeregt zu sein."

Sie eilte ihr entgegen. Der wunderlich süße Augenblick war vorüber und glücklich überwunden, Klara sah Ernst sogar mit einem gewissen Triumphe an, daß es so war; aber würde er wiederkommen und würde er dann auch so schnell vorüber sein?

„Kommen Sie nur! Neuigkeiten über Neuigkeiten! Ah, Herr Bürger! Sie bringen Fräulein Klara Grüße vom Bräutigam, nicht wahr? Und nun raten Sie 'mal, was soeben geschehen ist!"

„Herr von Hagen hat sich erklärt."

„Getroffen. Nun, schwer war das nicht. Eben haben wir drin alles mit Küssen und obligater Rührung besiegelt. — Aber noch eins, leider trauriger Art, obschon auch nicht unerwartet."

„Die Komtesse Marie ist tot?"

„Der Graf schreibt es mir selbst. Er hat sofort Baron Troll abgeschickt, den Leichenkondukt zu besorgen, Marie wird natürlich in Burkertsdorf beigesetzt."

„Der arme Baron."

„Mein Gott, ja. Aber der Graf wird ihn anständig abfinden. Er sagte mir schon neulich, daß er ihn zunächst eine größere Reise machen lassen wird, weil er so übermäßig niedergeschlagen ist — denn allerdings war der bevorstehende Tod ja ein publikes Geheimnis. Aber lassen wir das für den Moment. Herr Bürger, Sie bleiben hier und helfen Verlobung in der Familie feiern."

Bürger und Klara sprachen zunächst ihre Glückwünsche aus. „Fräulein Wanda ist wohl sehr glücklich?"

„Das können Sie ihr am besten nachfühlen, kleine Heuchlerin. Und denken Sie, dieses unnütze Mädchen hat schon Brautkleidzuschnitt, Visitenroben und Meublement vollständig in ihrem Kopfe, 'wie sie uns noch eben gestand! — Aber ich wollte eigentlich zum Gärtner nach Rosen, als ich Sie sah. Wollen Sie das mal schnell besorgen, Klärchen? Rosen, Rosen, so viel er hat! Herr Bürger, Ihren Arm, bitte. Denken Sie, ich arbeitete gerade über dem Memorandum, das ich Ihnen versprochen, gerade über dem Kassen- und Lohnwesen, es machte mir solchen Spaß. Erna sogar — was sagen Sie dazu? — fand es ganz nett, das zusammenzustellen."

Ernst Bürger weigerte sich doch, an einem solchen intimen Familienfesttage mit seiner Anwesenheit zu stören, und bat die Dame, ihn allerseits zu empfehlen. Die glückliche Schwiegermutter in spe drängte ihn nicht weiter, aber sie forderte ihn nachdrücklich und herzlich auf, seinen Besuch so bald als möglich zu wiederholen.

9. Kapitel.

Und er kam wieder. Wie er selbst meinte, weil Frau von Dalldorf eine außergewöhnlich kluge und interessante Frau, das ganze Milieu auf Rudersdorf ein einschmeichelnd wohlthuendes und er selbst dort gern gesehen sei. In Wahrheit, weil jeder neue Lebenskreis ihm die Möglichkeit gab, Menschen und Dinge kennen zu lernen, und weil in diesem verkehrsreichen Hause ihm allerdings Gelegenheit geboten wurde, die eingesessene Gentry sehr genau zu studieren, ein Studium, das sich übrigens als wenig geeignet erwies, seine theoretisch vorgefaßte Meinung durchweg über den Haufen zu werfen.

Auch Moller kam häufig, wenn auch selten mit dem Freunde zusammen. Und wenn er von Anfang an mit großer Liebenswürdigkeit in Rudersdorf aufgenommen worden war, so war diese doch eher noch um einige Wärmegrade gestiegen, seit er, wie männiglich durch die Zeitungen erfahren hatte, der Erbe einer Summe geworden war, die ja noch kein großes Kapitel repräsentierte, aber doch ansehnlich genug war, um die Gefühle freundschaftlicher Wertschätzung im besonderen, sowie ergebener Hochachtung im allgemeinen überall da zu steigern, wo sie — nicht Neid erregte. Daß Justus die Verwandtschaft mit dem so hervorragend schäbigen Geizhalse nicht überaus glänzend beleuchtete, war nun freilich richtig, aber durch die allgemein zur Kenntnis gelangten

Fahrentheils, Tebes und Wiesenbruchs war der unangenehme Beigeschmack, der an dem Namen Lorenz haftete, nicht nur überwunden worden, sondern der Zusammenhang mit ihnen hatte selbstverständlich die Geltung des ausgezeichneten jungen Erben noch wesentlich erhöht. Justus blieb in aller Bewußtsein der schöne Moller, der eine brillante Stellung, ein riesig schneidiges Auftreten, vornehme Verwandtschaft und ein stupendes Glück hatte.

Dieses Bewußtsein war in niemandem stärker als in Erna von Dalldorf. Es hatte aus einem indolenten, kühlen und blasierten Geschöpf ein ganz neues Wesen geschaffen, hatte die leidenschaftliche Begehrlichkeit ihrer Mutter, alles, was in den eigenen Bereich kommt, zu beherrschen, zu unterjochen, in ihr erregt; und obschon nichts von dem intriganten Sinne der Mutter in ihr war, obschon sie dieser ersten Leidenschaft ihres Lebens gegenüber eher fassungslos dastand, ließ sie doch — ja vielleicht ganz unwillkürlich — in ihrem Verhalten gegen Justus genug von dieser Leidenschaft durchschimmern, um damit die Huldigungen, die er ihr darzubringen für gut befand, zu belohnen und seiner Eitelkeit auf das äußerste zu schmeicheln. Es entspann sich unter ihnen ein Verkehr, dem Justus geschickt den Charakter munterer Kameradschaftlichkeit zu geben wußte und der doch mindestens ein gefährliches Spiel mit dem Feuer war.

Erna hatte Moller gleich das erste Mal entzückt. Da war alles, was ihm an einem Weibe gefiel: die hohe, schlanke Gestalt, die schmalen aristokratischen Hände, die Elfenbeinblässe der Haut, die unnachahmliche Grazie der Haltung und Bewegung, der stets beherrschte Ausdruck des leicht blasierten Gesichtes, die bald kühlen, bald heiß aufflammenden Augen, die Gewandtheit leichter Konversation, das Repräsentative, selbst das aller Mühen und Sorgen enthobene Vornehm-Müßige. Zudem war Erna ein zwar von einem engen Gesichtskreise umschränktes, aber innerhalb desselben kluges Mädchen, und so wie sie nun war, obschon sie sich weder an frischer und regelmäßiger Schönheit noch an innerem Werte mit einer Klara Walter messen durfte, war sie wohl fähig, diese in den Augen eines Justus Moller zu verdunkeln.

Justus besaß bekanntlich eine besondere Geschicklichkeit, sich selbst ein X für ein U zu machen; wo er indes keine Nötigung dazu fand oder wo es ihm nicht gelang, war er immer von rücksichtsloser Schärfe der Auffassung gewesen. Er entdeckte, daß Erna von Dalldorf das Weib sei, das für ihn gepaßt hätte. Aber er dachte deshalb nicht daran, seine Verlobung mit Klara aufzulösen, — denn dies wäre nicht die Handlungsweise eines „anständigen Kerls“ gewesen — andererseits legte er sich doch auch keine Beschränkung darin auf, Erna den Hof zu machen und in einem leichten Spiel herüber und hinüber eine gewisse doppelte Eifersucht zu erregen. Wenn man Eifersucht nennen konnte, was Klara empfand.

In Wahrheit war es tiefster Schmerz. Sie war ein viel zu verständiges Mädchen, um nicht zu begreifen, daß vierjährige Brautschaften nicht zu den idealen Zuständen des Lebens gehören, daß alle Verhältnisse, die nicht durch einen gewissen äußeren Zwang verankert sind, dem Wandel um so schneller erliegen — sie würde vielleicht fähig gewesen sein, Justus eine flüchtige Untreue zu verzeihen, wie sie sich wohl an eine Aufwallung der Sinne knüpft, aber daß er es wagte, unter ihren Augen einer andern eine größere Aufmerksamkeit zu widmen als ihr, empfand sie als schwere Kränkung. Hätte sie sich nun etwa bemüht, ihn mit ein wenig liebenswürdiger Gefallsucht zurückzuerobern — wohl möglich, daß es ihr gelungen wäre; aber dergleichen kam ihr nicht einmal in den Sinn. In der starren Schwermut, in der sie verharrte, fand er sie langweilig und schwerfällig und zu Sentimentalitäten war er noch weniger aufgelegt. So sah er nichts oder wollte er nichts sehen von dem stummen Vorwurf, der in ihren Augen lag, sondern tändelte vielmehr mit einer Art schneidigen Fröhlichkeit über den Ernst der Situation hinweg.

Wie Klara aber halbe und unwahre Beziehungen haßte, fragte sie ihn einmal beim Abschied mit einem leichten Lächeln schlicht und kurz, ob er Erna mehr liebe als sie.

„Na, sie ist halt ein famoses Mädel, weißt du, vielleicht habe ich mich auch ein bißchen mehr als nötig für sie erwärmt, aber — lieben — mein Gott, das wäre Thorheit, und Thorheiten zu begehen ist nicht meine Sache, und wenn du klug bist,

Kleine, so mach' daraus nicht mehr, als es wert ist. Nicht Thränen, nicht! Wenn du willst, laß dir indes ein bißchen von Ernst den Hof machen, ich habe nichts dagegen, man muß dergleichen nicht so schwer nehmen, es erleichtert die Treue," sagte er.

„Ich glaubte," antwortete sie, ohne ihn anzusehen, „daß es ‚damit' in Zusammenhang stände, daß du die Hochzeit immer wieder aufschiebst."

„Aber Bibi, hast du das übelgenommen? Ich will ja nur erst im Klaren sein — wenn mir nun alles schief ginge? — dann säßest du mit drin, das will ich nicht."

„Ja willst du denn deine Stelle wirklich aufgeben? jetzt schon?"

„Na nur nicht so erschrocken! Ja das will ich früher oder später allerdings, jedenfalls so bald wie möglich. Aber — Mund zu, hörst du? auch gegen Bürger, überhaupt gegen jeden. Denn es ist noch alles unsicher, weiß bei Gott selbst nicht, wie ich ins Reine kommen werde. Nur das weiß ich: „Wer wagt, gewinnt," und „Wer das Glück hat, führt die Braut heim!" Damit hatte er ihr galant die Hand geküßt, war in den Wagen gesprungen und davongefahren.

Klara war bestürzt ins Haus zurückgekehrt. Was hatte sie alles gehört! Zwischen Thür und Angel, am Wagenschlag, leichthin, als handele es sich um das Wetter des nächsten Tages! Was wollte er unternehmen? womit ins Reine kommen? jetzt wo sie ihn dicht vor diesen Plänen stehend fand, von denen er immer gesprochen, ängsteten sie sie aufs äußerste. Und was hatte er von der Treue gesagt? warum mußte überhaupt dieses Wort zwischen ihnen fallen? Ist Treue nicht das Bewußtsein der scheidenden Liebe, die als Pflicht empfindet, was bisher ihr Glück gewesen? Und was sie erleichtert, soll die ungebundene Tändelei mit andern, das Spiel mit der Gefahr sein? Von Ernst sollte sie sich den Hof machen lassen? Diese Worte empfand sie fast als das Grausamste, was Justus gesagt hatte. Ernst Bürgers Wesen ihr gegenüber hatte doch gewiß nichts, was man als Courmacherei bezeichnen konnte — es war eine gewisse innige Ehrerbietung, mit der er ihr begegnete und die sie entgegennahm mit einer ruhigen Freundschaft, deren Grund doch erst wieder in Ernsts Verhältnis zu Justus lag. Aber indem ihre Gedanken sich dem Freunde und seiner Art, ihr zu begegnen, zukehrten, blieben sie doch plötzlich an einem Augenblicke haften, der ihr aus dem Gedächtnis entschwunden gewesen und mit einemmale wieder daraus hervortauchte. An dem Augenblick, da sie in der Dämmerung eines Laubenganges mit ihren Locken in den Zweigen eines Hollundergebüsches hängen geblieben war, eine sanfte Hand sie aus der wunderlichen Haft befreit und lächelnde Augen über ihr geleuchtet hatten — Justus eigene Worte hatten diese Vorstellung heraufbeschworen und nun erschrak sie davor. Als wolle sie vor etwas fliehen, eilte sie durch Zimmer und Korridore — alles ängstigte sie. Warum waren Welt und Menschen so ganz anders, als sie sichs gedacht hatte, warum so ganz anders, als sie selbst? warum sind die Menschen so grausam gegen uns, weniger edel zu sein, als wir glaubten? Das sind Fragen, die Thränenströme beantworten oder vielmehr — unbeantwortet lassen.

Weniger edel! Justus Moller kam sich trefflicher und anerkennenswerter vor als je. In seinen Augen war es ein so großer Beweis seiner hohen Vortrefflichkeit, wenn er Klara nicht aufgab, obgleich ihm Erna besser gefiel, daß er sich das kleine verliebte Spiel mit dieser sehr wohl erlauben durfte. Überhaupt jetzt, wo nach einer Zeit beruhigten Wartens die Entscheidung der Erbschaftsfrage ihn selbst zu neuen wichtigen Entscheidungen für die Zukunft drängte und er für jedes Wort dankbar war, das seine rastlosen Gedanken ableitete. Konnte doch überhaupt nur ein Mensch von seiner außergewöhnlichen Arbeitskraft und Elastizität die Anstrengungen aushalten, die er sich bot. Neben seinen gewöhnlichen Geschäften arbeitete er jetzt zwei- bis dreimal wöchentlich abends mit Ernst, in diese Studien plötzlich das ganze Feuer werfend, dessen sein flackernder, unruhiger Geist ebenso fähig war als der Ruhe und Kälte. Er fühlte sich doch sehr berechtigt, wenn er sich so viel Anstrengungen auferlegte, dann etwas leichtgeschürzte Unterhaltung mit Leuten, die ihm gefielen, folgen zu lassen, um die hohe geistige Anspannung durch eine Tändelei auszulösen, bei welcher es schließlich bloß abgeschmackt war, gleich „das moralische Steckenpferd zu reiten," wie ein Lieblingsausdruck bei ihm lautete. Er

würde die Kleine ja heiraten — großer Gott, wenn sie vorher auch mal ein paar Thränen vergösse, das war doch nun weiter nicht so schlimm. Und was konnte er dafür, daß er den Mädchen so gut gefiel, denn — natürlich — daß er Erna sehr gut gefiel, das hatte er längst gemerkt.

Alberta von Dalldorf, voller Verstand und von jener trockenen Phantasie, wie sie zu einer gewissen oberflächlichen Menschenkenntnis genügt, übersah Stimmungen und Personen doch ziemlich genau und fand ein merkwürdiges Schicksal darin, daß ihre Älteste wiederholentlich das Gefallen von Männern erregte, die eigentlich schon gefesselt waren. Die ganze Sachlage, obschon sie ihr zuerst ein prickelndes Vergnügen bereitet hatte, wurde ihr mit der Zeit unbequem; sie hätte, wenn Moller eine glänzendere Partie, als er war, seine Braut ein Mädchen von einigem Stande gewesen wäre, es ruhig darauf ankommen lassen, welche Gestalt die Verhältnisse annehmen würden — aber eine Untergebene, eine arme Erzieherin um den zu bringen, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt hatte, erschien ihr unvornehm; man läßt seine Diener nicht für sich zahlen. Davon abgesehen aber war ihr der ganze häusliche Zustand lästig, seit die Töchter alle drei in der Familie lebten. Solange sie Kinder gewesen waren, hatten sie sie nicht geniert, jetzt aber nahmen sie den Mittelpunkt des Interesses, den Mittelpunkt der Rücksichten ein und Alberta sah sich, ehe sie es recht merkte, gewissermaßen aufs Altenteil gesetzt. Dem allen wünschte sie ein Ende zu machen. Ihr intriganter Geist, der doch keineswegs in der Abfassung der Liebesaffären des Grafen Botho und der Komtesse Lola hinreichend beschäftigt war, hatte denn auch schnell Mittel und Wege gefunden, die Situation in einer ihr zusagenden Weise zu klären. Eine Unart Tonis, der jüngsten, ließ es ihr plötzlich als höchst notwendig erscheinen, dieses Mädchen in eine schweizer Pension zu geben, wodurch die Notwendigkeit, Klara im Hause zu halten, wegfiel, Waudas Hochzeit konnte beschleunigt und ihr Rudersdorf als Heiratsgut überlassen werden, Erna aber, wenn Mollers Besuche ausfielen, würde froh sein, wenn man sie wieder zu den Berliner Verwandten thäte, und sie selbst, Alberta — würde sich in einen reizenden Erdenwinkel zurückziehen, malen und schreiben und dem guten Dalldorf irgend einen Gesellschafter oder eine Gesellschafterin halten, die diese beschränkte, schwermütige und kränkliche Lebenszugabe zu unterhalten verstünden. —

Das erste, was von diesen Absichten in Scene gesetzt wurde, war Klaras plötzliche, unter den schmeichelhaftesten und pekuniär durchaus noblen Formen erfolgte Entlassung. Ruhig nahm das Mädchen sie hin. Aber freilich, als sie ihre Koffer packte, fiel manche Thräne mit hinein. Sie hatte frohe und unvergeßliche Stunden in Rudersdorf verlebt und verließ es in Unruhe und Bangigkeit. Es war ihr eine Befreiung, gehen zu dürfen, und doch hätte sie bleiben wollen.

Was würde die Zukunft bringen?

10. Kapitel.

„— wie gesagt, aufzufinden die Ehre gehabt habe und von besagter Wittfrau nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten zu erfahren die Genugthuung hatte," sagte Alexander Weinhold, der, in hellgraue Hosen und einen feinen schwarzen Rock gekleidet — demselben, in dem er einst vor Adelinen gekniet — eine doppelte Auflage von Similis in der Burkertsdorfer Sonne spielen ließ, „wobei sich der Herr Graf allerdings keine Vorstellung zu machen vermögen von der hartnäckigen Ängstlichkeit dieser Person. Ein psychologisches Kunststück von meiner Seite, darf ich sagen, ja ein oratorisches Kunststück — die Erreichung dieser an Eidesstatt abgegebenen schriftlichen Versicherung der Person! womit ich indessen allen Wünschen des Herrn Grafen gerecht geworden zu sein mir schmeicheln darf."

Graf Velthaus hielt einige Blätter in der Hand und sah den Kommissionär und Genealogisten an, der aufgestanden und zurückgetreten war, wie er es zu machen pflegte, wenn er nach Darlegung des glücklichen Gelingens eines Unternehmens die volle Wirkung betrachten wollte, die er ausübte.

„Wenige Blätter, Herr Graf Gnaden! Wer sollte es denken, daß ich dreiviertel Jahre gebraucht habe, um diese Notizen zusammenzustellen, diese Scheine und Bekenntnisse zu erlangen. Eine Arbeit, darf ich sagen, wie ich mich einer zweiten vielleicht nicht wieder unterziehen würde, obschon ich mich dieser mit besonderer Liebe gewidmet

habe — Herr Graf haben doch alles in Händen?“ fuhr er, nähertretend, fort. „Totenschein — Taufschein — Erklärung der p. p. — Notizen über Bildungsgang, Beschäftigung, Aufenthaltsort —“

„Jawohl, ich habe alles.“

„Ich habe mir erlaubt,“ hier trat Alexander wieder zurück, „auch eine Photographie des Betreffenden herbeizuschaffen, für den Fall nämlich, daß dieselbe von Interesse sein sollte.“

„Das haben Sie? Oh, Sie sind ein wackerer, sehr wackerer Mann!“ rief Velthaus mit Lebhaftigkeit. „Geben Sie sie mir!“

Mit selbstgefälligem Lächeln griff Weinhold in seine Brusttasche und zog nach einigem fingierten Suchen einen Briefumschlag hervor, den er nicht ohne Zierlichkeit überreichte. Während der Graf das Bild dem Umschlag entnahm, bemerkte Weinhold, wie seine Hände zitterten. Mit der einen seine Augen beschattend, als wolle er dem Kommissionär den Anblick seines Gesichtes entziehen, betrachtete Velthaus dann das Porträt.

„Ein sehr hübscher junger Herr, habe die Ehre zu bemerken. Geistreiche Stirn, entschiedene Kopfhaltung. Strahlendes helles Auge! Sehr schön! Hatte die Ehre, den Herrn zu sehen, noch ehe mir seine Identität festzustellen glückte.“

„Ihn selbst zu sehn?“

„Ich hatte die Ehre. War mir ein besonderes Vergnügen, mir dies Bildchen zu verschaffen. Wenn man dreiviertel, sage dreiviertel Jahre seines Lebens daran setzt, einen Auftrag nach Wunsch zu effektuieren, so gewinnt man eben schließlich selbst ein hohes persönliches Interesse an seinen Klienten. Ich bin ein wenig Gemütsmensch, Herr Graf, so wenig das im Grunde zu dem Geschäftsmanne paßt!“ Alexander sagte das mit dem Tone überzeugender Innigkeit.

Velthaus legte die Photographie auf das Gesicht, gleichsam als störe ihn ihr Anblick bei der Abwickelung des Geschäftlichen mit Weinhold oder als wolle er dem Fremden nicht einen Augenblick länger als nötig den Anblick dieses Antlitzes gönnen. „Ich bin tief in Ihrer Schuld, Herr Kommissionär. Nehmen Sie für Ihre Mühwaltung meinen wärmsten Dank entgegen und nennen Sie mir die Summe, die ich Ihnen schulde.“

Mit gleicher Zierlichkeit wie die Photographie nahm Weinhold jetzt ein größeres Papier heraus, das er dem Grafen anbot.

„Das ist nur die Zusammenstellung der Auslagen, die Sie gehabt haben; liquidieren Sie gefälligst für Ihre Mühwaltung.“

„Mein Herr Graf Gnaden, ich bin Geschäftsmann, Agent — diese genealogischen Nachforschungen stelle ich nur auf besonderes Verlangen, dann aber zugleich aus Neigung an. Wenn Herr Graf die Ihnen ergebenst überreichte Rechnung an die Adresse von Herrn Rechtsanwalt Hainau begleichen wollen, so genügt das vollkommen. Ich habe die Ehre, mich dem Herrn Grafen zu empfehlen.“ Und seinen Cylinderhut ergreifend — er hatte inzwischen seinen rechten Handschuh angezogen, während die linke Hand die ganze Zeit über zierlich hellgrau belebert geblieben war — bekundete er die Absicht, sich mit einigen Bücklingen zu empfehlen.

„Wir wollen die Angelegenheit besser gleich erledigen, mein lieber Herr Kommissionär.“ Und in Alexanders Hände ging eine rotjuchtene Brieftasche über, die dieser mit elegantem Lächeln empfing.

Graf Velthaus hatte sich die Auffindung seines Enkels zehntausend Mark kosten lassen.

Alexander Weinhold, nachdem er eine Kollation eingenommen, die ihm von einem Diener angeboten wurde, setzte sich in den Mietswagen, der auf ihn wartete, einen hübschen Landauer, und fuhr am schönen Sommertage in die Weite. — Nach Falkenhain. —

Da Justus Moller von seiner Ankunft telegraphisch benachrichtigt worden war, erwartete er ihn bereits seit etwa einer Stunde mit Ungeduld. Der Prozeß war gewonnen, andere geschäftliche Aufträge hatte Weinhold nicht von ihm — was konnte der Mann wollen?

Es war um die siebente Stunde, als der Erwartete ankam. Als er unter die Stubenthür trat, den leichten Staubmantel abwerfend, in den er sich bei Landfahrten zu hüllen pflegte, blinzelte er Justus erst schlaugemütlich an. „Na? Sie Ihre neunzig, ich meine zehn Prozent verdient, Direktor? was? Hahahaha! Gratuliere, und das sehr.“ Und er schüttelte ihm die Hand mit wuchtigem Griff. Dann schleuderte er beide Arme in die Luft, ließ die Finger flattern, wiederholte dieses Experiment, stemmte end-

lich beide Hände in die Hüften und rief: „Und nun sagen Sie mir bloß ein einziges Mal, Mann, unter welchem Glücksstern Sie eigentlich geboren sind? Sie — Sie Sonntagskind, Sie Glückspilz, Sie — Liebling der Phäaken — na ja lachen Sie nur, lachen können Sie! Auf Ihren Geburtstag 4. 2. 1863, 42,1863 setze ich das nächste Mal in der Lotterie. Sie!" Und er lachte selber, als wolle er sich ausschütten. „Fabrik!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Justus, ihm einen Stuhl anbietend.

„Danke, stehe noch eine Weile. — Na, was? haben wohl gedacht, ich hätte heute eine Erbtante zur Abwechslung in der Tasche? oder im Rockärmel? Oho, wild im Lande herum läuft nun freilich die Erbverwandtschaft nicht — sonst hätte ich dieser Tante ja mit Vergnügen den Hals umgedreht. Aber ein Glückskerl sind Sie!"

Justus warf sich in den Plüschdivan und steckte sich eine Cigarre an, nachdem er Weinhold das Rauchzeug hingestellt hatte.

Weinhold lachte noch immer.

„Sie sind verdammt fein, Herr Kommissionär," sagte Justus nach einer Weile. „Glaube, Sie kommen von 'ner Hochzeit. Der Busen strahlend von Brillanten und die Locken von Öl gebändigt wie der Sohn Isais."

„Herr, was erlauben Sie sich? Halten Sie mich vielleicht für einen Juden?"

„Aber ich bitte Sie, Bester!"

„Reiner Germanist, mein Direktor, Germanist von Abstammung und Überzeugung! Übrigens komme ich nicht von einer Hochzeit, sondern von einem Grafenschlosse. Den alten Velthaus — kennen Sie? Feiner alter Herr, prachtvoller Besitz. Habe meine Klientel jetzt schon unter den höchsten Magnaten. Dergleichen findet sich bei einem Mann, der Vertrauen zu erwecken versteht!"

„Natürlich!" sagte Justus kühl und mit seinem Schnurrbarte beschäftigt. „Machen Sie Geschäfte für den Grafen?"

Alexander legte den Kopf auf die linke Seite und blinzelte Justus an. „Wenn ich sprechen dürfte, liebster Moller — mit Vergnügen. Aber da zapfen Sie mir nicht eine Silbe ab. Die Diskretion gehört sowohl zu meinen Heiligtümern als zu meinen Geschäftsprinzipien."

„Aha." Justus machte ein Gesicht, als ob er eigentlich nicht recht hingehört hätte.

„Ja, das hieß wieder einmal drei Fliegen mit einer Klappe schlagen! Und nun passen Sie auf: Nehme mir auf Bahnstation Rittersbach einen Wagen — steht noch drüben im Gasthaus, habe Ausspannung bestellt — und fahre zunächst die Chaussee nach Reinsselde hinunter. Kennen Reinsselde?"

„O gewiß."

„Liegt grade zwischen Rittersbach und Karlsbrunn. Zieht sich lang hin, der Weg. Hat mich nämlich einer gebeten, den Verkauf einer Fabrik zu besorgen, genau zwischen Rittersbach und Karlsbrunn gelegen, an der Bahn, sage: an der Bahn. Hatte eigentlich nicht viel Lust. Doppelt verkrachtes Ding. Alte Porzellanmanufaktur."

„Ah — ja. Hab's mal liegen sehen. Große Gebäude. Gehören einem gewissen — gewissen —"

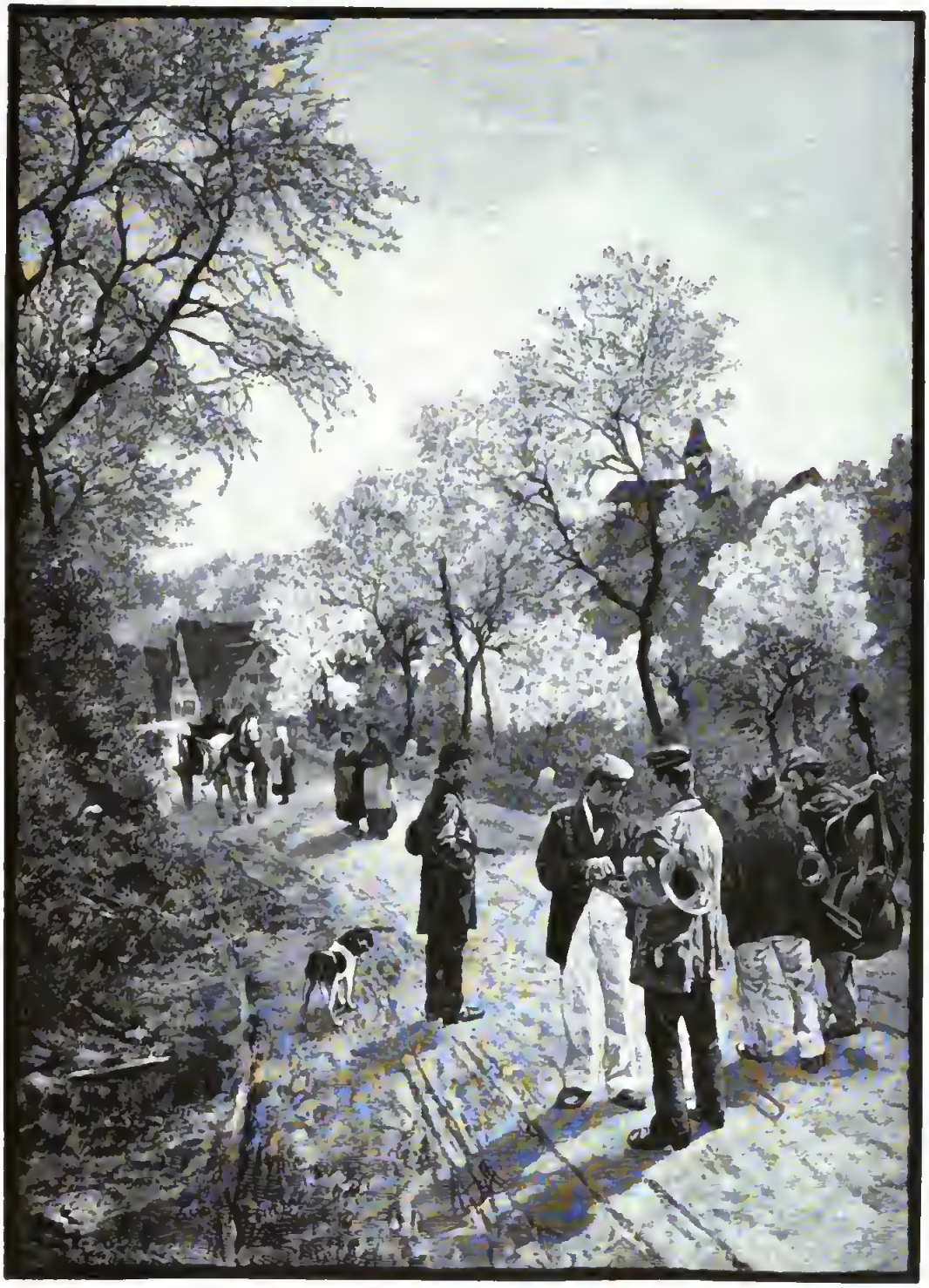
„Bauer. Der hat sie bei einer Subhastation auf den Hals bekommen als erster Gläubiger, hat dann wollen 'ne Teppichweberei hineinlegen und ist inzwischen selber verkracht. Mit fünfundsechzig Prozent."

„Das geht noch."

„Sehr anständig, aber — dumm, hatte nichts hinter sich als die leere Fabrik. Von der hatte er nämlich das Grundstück seiner Schwiegermutter cediert, konnte also nicht subhastiert werden. Na, hat's ihm dann später wieder zurückcediert. Also doppelt verkrachtes Ding, das ist ja wahr. — Nun, ich komme dahin, sehe mir die Bude an. Aber hören Sie, Direktor — ausgezeichnet massive Gebäude, große Arbeitssäle, schöne Lagerräume und — fünftausend Thaler die Feuertaxe. Herr meines Lebens, sage ich mir, hier heißt es zugreifen, hier Hände drauflegen, sofort! — Nun, verstehen Sie mich denn nicht?"

„Nein," sagte Moller, der ihn sehr gut verstand.

„Herr — Sie sind doch sonst helle! Wollen Sie denn ewig Israel die Taschen füllen, wo Sie bloß die Schirmmütze hinhalten brauchen (Herr Weinhold konstruierte „brauchen" ohne „zu"), daß Ihnen die Dukaten hineinpurzeln? Wissen Sie, daß Sie abgearbeitet aussehen? Augen — ah — gefallen mir gar nicht — und wofür? für Firma Gerson Falk. Aaaoh!" Alexander



Ostermontag. Nach dem Ölgemälde von Friedr. Kallmorgen. (Bruchstück.)

Digitized by Google

that so, als ob er eine kranke Katze bedauere, Justus blies einige vollendete Ringel in die Luft. „Gerson Falk — wie haißt?"

„Sehr verbunden, bester Herr. Aber obschon Sie es, wie ich sehe, rührend gut mit mir meinen — selbst wenn ich hier sehr billig kaufe, wären noch große Umbauten nötig, wie sie der Textilbetrieb erfordert. Und was denken Sie denn, was die Aufstellung einer großen Dampfmaschine, was die Anlage von so und so viel Webstühlen kostet? was die neuen Arbeiterschutzvorkehrungen? Da ginge ein Geld drauf"—

„Unsinn. Müssen sich mit der Regierung gut stellen. Eisenbahndirektoren fetieren. Kriegen Sie Haltestelle. Eine Minute Aufenthalt, Wagen angeschoben — ab, brauchen nicht eine Laus von einem Pferde. Heißt das vielleicht nicht Betriebskosten ersparen? Wollte, Sie wären ein bißchen Jude — Unternehmungsgeist, Zähigkeit, Konkurrenz machen verstehen! Liefern — mit der ganzen Kundschaft in Händen (er hatte sich Justus gegenübergesetzt und fuhr ihm mit dem Gesicht beinah an die Nase) liefern um paar Prozent billiger — im Anfang — ziehen sich die ganze Gesellschaft nach — setzen den Juden aufs Trockene! — Nur — zunächst natürlich — jede Einnahme wieder ins Geschäft gesteckt, jeden Pfennig! Billige Cigarren rauchen, Schmorbraten am Sonntag mit Backpflaumen, mit leibhaftigen Backpflaumen, Bratkartoffeln, dünnes Bier — aber das Geld alles ins Geschäft gesteckt — nach 'n fünf, sechs Jahren können Sie dafür jedem ins Gesicht spucken! Nur ein bißchen Jude sein, erst hungern, dann Trüffelpastete!"

„Das kann ich nicht."

„Herr Gott, dann heiraten Sie eine reiche Frau. Sie haben doch gewiß auch Glück in der Liebe, Sie Sonntagskind! Bildschöner feiner Kerl, da laufen die Mädel ja nur so hinterdrein, rudelweise! — Die Liebe! das ist nun freilich meine Lebensniete gewesen!" Und Alexander legte plötzlich mit allen Anzeichen tiefen Ergriffenseins seine Linke auf sein blutendes Herz. „Was? sitzt nicht hier das ganze Land voll gepfropfter adliger Jungfrauen! So 'n fruchtbarer Distrikt, was die Kerls Landwirte da für 'n Geld aus ihrem bißchen Mist schlagen! Oder auch Fabrikantentöchter — ja so, da haben Sie sich schon verplempert — offen gestanden: das war dumm. — Nun dann: für 'n halb, dreiviertel Jahr so etwa zum Ankauf von Rohmaterialien strecke ich Ihnen mit Vergnügen etwas vor, und wenns für den Anfang 'n zehntausend Mark sind — da zum Beispiel! — wenn Sie wollen — erste Hypothek — mit Vergnügen. Haben Sie die Sache überhaupt erst ausgebaut und die Maschinen aufgestellt, dann kriegen Sie ja Geld auf das Ding, soviel Sie wollen. Sie glauben gar nicht, wie viel Geld 's auf der Welt gibt, schwerbretsmäßig viel! Und ich — ich mach's lose! Oder versteh ich mich nicht darauf?"

Justus starrte noch immer nach der Decke, an der seine Dampfringe längst zerflossen waren. „Das sind alles Dinge, die ich mir schon hundertmal überlegt und überrechnet habe," sagte er endlich sehr vornehm überlegen im Ton, „wegen denen ich schon heut schlüssig und morgen wieder unschlüssig gewesen bin. Das ist richtig: einrichten würde sich's ja lassen — frägt sich bloß, ob's zu halten wäre; denn allerdings: lumpig anfangen will ich nicht, dann bleib ich lieber, was ich bin."

Alexander Weinhold zog den Stuhl noch etwas näher heran. „Wenn Sie die Sache richtig anfangen, dann brauchen Sie sie nicht lumpig anfangen. Die Beamten hier haben Sie am Bändel, nicht? Sehen Sie, das wäre eine Sache, wenn Sie wenigstens einen Theil der Beamten und Arbeiter mit hinübernehmen könnten!" Alexander schnalzte hier mit der Zunge, als hätte ihm jemand eine junge, knusprig gebratene Ente vorgesetzt. „Nur nicht taprige Arbeiter im Anfange, die Sie erst einrichten müßten!"

„Das geht nicht, das kann ich nicht!"

„Großer Gott, ich dächte, da wäre Ihnen nun doch die Haut näher wie das Hemde! Warum kommen denn die Juden alle obenauf? weil sie unternehmungslustig, zähe und nicht allzu diffizil sind. Ich bin gewiß ein Mann von den strengsten Grundsätzen — Grundsätze sind das Knochengerüst des moralischen Organismus — ah! oder hab' ich unrecht? nein! aber natürlich — allzu diffizil muß man nicht sein. Wenigstens als Geschäftsmann. Mit Zartgefühl macht man keine Geschäfte. Behalten Sie Ihr Zartgefühl, und Sie können ewig Judenknecht bleiben!"

„Ich werde Ihnen etwas sagen, Herr

Kommissionär," sagte Justus aufstehend und das Ende seiner Cigarre wegwerfend, „es handelt sich vielleicht um vierzehn Tage, drei Wochen. Bis dahin kann ich mich entscheiden. Heben Sie die Fabrik so lange auf."

„Unter Schloß und Riegel, liebster Moller!" rief Weinhold, der selbst bereits seit Jahr und Tag Besitzer des „verkrachten Dinges" war und wußte, wie schwer es hielt, es loszuwerden.

„Die Sache ist nämlich die — aber hier muß ich um Innehaltung Ihrer diffizilsten Grundsätze bei Wahrung der Diskretion bitten — wir hatten vor vier Tagen eine Regierungskommission am Orte, die die Provinz behufs neuer umfassender Enqueten bereist — im allertiefsten Vertrauen: die Regierung ist nicht abgeneigt, einige Gelder herzugeben — die natürlich sicher gestellt werden müßten — zur Einrichtung von Betrieben, die den Arbeitern einen gewissen Geschäftsanteil sichern sollen —"

„Produktivgenossenschaften?"

„Nein, das nicht. Aber Anstalten, die durch Anteilscheine und dergleichen den Arbeitern eine gewisse Sicherung ihrer Stellung gewähren, woraus sich eventuell mal etwas anderes entwickeln ließe —"

„Unsinn! Damit lassen Sie sich ja nicht ein! nachher haben Sie nicht mehr frei operieren!"

„Ich habe mir das schon überlegt. Wenn es geschickt gemacht würde —"

„So. Nun dann! Und die Herren von der Regierung — ganz ad vocem gesagt, ist es von der Regierung ein ganz thörichtes Experimentieren, dergleichen, aber das wäre ja ganz egal, für Sie — also die Herren sind Ihnen geneigt?"

Justus lachte. „Sie haben es mir beinah angetragen."

„Beinah angetragen?"

„Unter sehr günstigen Bedingungen. Fünf Jahre zinsenfrei."

Weinhold sprang auf, trat ein paar Schritt zurück und starrte seinen Klienten an. „Da hab ich mal" — fuhr er nach einer Pause beinahe heiser fort — „als junger Mensch — noch auf Schule — ein Gedicht gelernt — Schiller oder Goethe oder sonst was — da macht sich einer mit seinen Schiffen davon — mit 'nem Ringe war's was — daran muß ich jetzt denken — Herr — Sie haben nicht Glück — Sie — Sie haben — woraus man die Schweinebraten herstellt! Und Sie zaudern noch?"

„Mag sein, daß ich Glück habe," sagte Justus, der ans Fenster getreten war und in den Hof hinabsah, wo man Warenballen ablud, an einem großen Krahne in die Böden zog, Fässer mit Schmieröl rollte und ein Ventil eine Masse heißes Wasser in eine Abflußtonne ausspie. „Ich bin indes so frei, mir auch einiges Verdienst zuzuschreiben. Wenn ich den Gedanken überhaupt in Erwägung ziehen konnte, mit einem verhältnismäßig so geringen Kapitale, als mir zu Gebote steht, in Konkurrenz zu treten mit Anlagen wie die Falksche, so geschah es nur, weil ich eine Erfindung gemacht zu haben glaube, die allerdings die Betriebskosten bedeutend herabsetzen würde —"

„Auch noch, auch das noch! Und das ist nicht etwa eine Chimäre? Sie sind überzeugt —"

„Ich bin allerdings überzeugt, denn es läßt sich alles mit mathematischer Genauigkeit dabei berechnen."

„Hm." Weinhold schien in ein stummes Brüten zu versinken. Leise schnaufend, mit einem sonderbaren Blinzeln starrte er den andern an, der, ihm den Rücken drehend, wieder in den Hof hinabsah. Dieser Kerl — dieser schlanke, elegante Direktor — dieser ehrgeizige, eingebildete Hund — dieses sein Subjekt, dem er aus purem Haß gegen Adeline zu dem schönen Gelde verholfen, von dem er ihm im Grunde genommen keinen roten Dreier gönnte, dem er dafür wenigstens des „verkrachte Ding" mit guter Manier aufhalsen wollte — ja — stand denn der in der drei Teufels Namen mit Geistern im Bunde, die Gold hecken, Menschen behexen, im Traume Erfindungen eingeben? Zum Kuckuck — dann konnte man überhaupt gar nichts besseres thun — als — mitgehen, die Glücksnummer mitbesetzen, die er spielte, sein Geld ihm hinzuschütten, da — und da! Zur Schwereunot — ja!

„Die Konzession zu einer Haltestelle würden Sie mithin selbstverständlich erhalten?" fragte er. Etwas, woran er im Ernste eigentlich nicht gedacht hatte, aber das sich ja ohne weiteres aus dem Zusammenhang mit der Regierung ergab.

„Selbstverständlich!" warf Justus hin. „Waren wahrscheinlich die drei Herren,

die ich auf Bahnhof Rittersbach gesehen habe. Regierungsrat Hagen, alter würdiger Herr, kenn' ich lange vom Sehen, dann ein junger, der Onkel zu ihm sagte, schneidig, Hausen Schmisse im Gesicht, und ein alter vertrockneter Kerl, Perrücke, gefärbter Bart, Landrat von — von —"

„Jawohl," antwortete Justus zerstreut.

„Na das sind natürlich sichere Herren! Wo die die Regierungsgelder hinthun, da lege ich mit Vergnügen auch etwas hinzu. Mache es mir sogar zur Ehre, Herr — Fabrikbesitzer."

Justus drehte sich um und sah ihn an. „Werde mir das Ding gelegentlich ansehen, das — verkrachte, wie Sie sagen."

„Ah — sehr schön! Wird Ihnen gefallen, sehr gefallen." Dann blinzelte er Moller eine Weile lächelnd an mit einem Gesichte, als ob ihm plötzlich irgend etwas ganz Abliegendes einfiele, nnd dann fragte er: „Haben Herr Direktor schon den Kodalle gesehen?"

„Den Sohn —"

„Ja, den Sohn von der ausgezeichneten Adeline, deren Flüche, scheint es, Ihnen sämtlich zu Gold werden sollen."

Justus nahm eine sehr wegwerfende Miene an.

„Treibt sich nämlich auch hier herum. Ist bei einem Bau hier in der Gegend beschäftigt; heißt Rudelsdorf oder so was, der Ort."

„Der Mensch, der mir — mir —"

„Jawohl, derselbe." Weinhold brach in ein helles Gelächter aus. „Na, wenn Sie ihn sehn, werden Sie ihn schon fragen, wer er ist, und dann — bei meiner lieben Seele — wird er Ihnen sagen: Karl Kodalle."

In diesem Augenblicke kam Richter mit dem Abendbrote. Alexander schmunzelte. Gebratene Hühner, Kartoffelpüree und Johannisbeerkompott war ihm ein allerliebstes Fressen.

11. Kapitel.

Es war bald, nachdem sie Rudersdorf verlassen hatte, daß Klara Walter ihrem alten Gönner, Lehrer und Berater, dem neuinstallierten Töchterschuldirektor Rüdiger gegenübersaß, einem Manne, dem die frühzeitig elternlos in großer Dürftigkeit Zurückgelassene den wärmsten Dank schuldete und freudig zollte. Denn allerdings hatte er in nie ermüdender Sorge in jeder Weise väterlich an ihr gehandelt, wie es einem so schönen, so liebenswürdigen und hochbegabten Wesen gegenüber nun freilich auch eine leichte und frohe Pflicht gewesen sein mußte. Eine Pflicht? — er selbst hatte es nie so empfunden, ihm war der Schutz, den er seinem Lieblinge durfte angedeihen lassen, vielmehr immer wie die Abtragung einer Schuld erschienen, in die sie ihn genommen. Denn Rüdiger, der Gatte einer Frau, die vor langen Jahren der Gegenstand seiner Schülerliebe gewesen war, die er dann mit Abneigung aber aus Pflichtgefühl geheiratet hatte und mit der das Zusammenleben ihn namenlos unglücklich machte, hatte so lange in dem grenzenlosen Cynismus beharrt, der alle befällt, die ihre guten Handlungen bereuen müssen, bis dieses junge Mädchen kam und alles über den Haufen warf, was ihm bisher gegolten. Vielleicht daß das Schicksal, das ihn ursprünglich zu Größerem bestimmt zu haben schien — denn er war ein Mann von Geist und Kenntnissen und schon sein anspruchsvolles Äußere, diese Goethegestalt, dieser Kopf eines Jupiter-Ammon, diese Heldenspielerstimme gaben ihm ein bedeutendes Gepräge — daß das Schicksal, indem es ihn mit allen seinen Gaben zum Töchterschullehrer machte hatte, diesen ungeheuren Cynismus genährt hatte und durch das Unbefriedigende seiner Stellung die Geringschätzung vergrößerte, mit der er das weibliche Material betrachtete, das den Gegenstand seiner Thätigkeit bildete. Bis Klara unter seinen Augen herangeblüht war und er mit einer Art verwundertem Entzücken einen Reichtum liebenswertester und verehrungswürdigster Eigenschaften sich vor seinen begeisterten Augen entfalten sah. Denn freilich war er bei alledem ein wenig Schwärmer. Und für sein Bewußtsein hatte dieses Mädchen ihn moralisch gerettet, hatte ihm eine ungeahnte Fülle von dem Glück gegeben, das Hochachtung, Vertrauen, Bewunderung einflößen können. Noch als halbes Kind hatte er dieses holde Geschöpf verehren, lieben gelernt, wie aus einem frischen Brunnen hatte er sich an diesem Urquell von Lauterkeit, Geist und Lieblichkeit gestärkt, sich selber darum schmähend, daß in seiner etwas sinnlichen Natur dieses

Hochgefühl sich in eine starke Liebesempfindung zusammendrängte und sich dennoch an dieser berauschend, wie an dem köstlichsten, das ihm hätte werden können. Ahnte sie es, oder ahnte sie es nicht? Trefflich hatte er sich immer zu beherrschen und als väterlichen Beschützer zu geben verstanden, bis auf einmal, wo er sich hinreißen lassen und sie in seine Arme geschlossen hatte. Ruhig hatte sie da seine Küsse geduldet, ohne Erröten, ohne Widerstreben, es war gewesen, als habe er ein Marmorbild geküßt und als wenn ihre Reinheit, wenn da etwas Unreines in dieser Zärtlichkeit gelegen, es entsühne.

Aber darüber waren Jahre hingegangen. Er hatte sich an den Gedanken, daß sie ein anderer, jüngerer liebe, gewöhnt, er hatte diesen anderen, geblendet von seinen glänzenden Eigenschaften, wie alle davon geblendet wurden, zu seinem Freunde gemacht, er hatte auf ihn einen Teil der Zärtlichkeit übertragen, den er für seinen Schützling hegte, er glaubte sie froh einem gesicherten Glücke entgegengehend, aber seine Gefühle — er war nunmehr ein Mann von sechsundvierzig Jahren — waren dieselben geblieben.

Ihr Besuch war ein Festtag für ihn. Es war das erste Mal, daß sie in B. war, seit er zum Direktor der Elisabethschule ernannt worden, und soeben waren sie von einem Rundgange durch die Klassen in sein Amtszimmer zurückgekehrt.

Er hatte ihr mit viel Umständlichkeit gezeigt, welche ausgezeichneten Neuerungen seiner Initiative ihr Entstehen verdankten. Sie hatte die neuen Trinkgefäße, die Schutzgitter an den Fenstern, die Heißwasserheizungsanlage, die Vervollständigung des Naturalienkabinetts in Augenschein genommen, die verbesserten Turngeräte, neue Spucknäpfe und die erweiterte Schulbibliothek betrachtet und überall zur größten Freude des eifrigen Pädagogen lebhaftes Interesse und herzliche Anerkennung bezeigt. Rüdiger war sehr befriedigt von seinen Neuschöpfungen, er war es jetzt doppelt, da Klara sie gutgeheißen hatte.

Jetzt saß sie auf dem Sofa seines Sanktuariums und ließ die Blicke an den hohen Regalen herumwandern, während er, die Hände auf dem Rücken, auf und ab ging und mit seinen Augen jede Bewegung ihres Kopfes, jeden leisesten Wechsel in ihrem Mienenspiel verfolgte.

(Fortsetzung folgt.)

Idylle.

Von

Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Wie schön dies friedevolle Regenrauschen!
Wie süß zu plaudern und wie lieb zu lauschen!
Du plauderst, und ich lausche; unterweilen
Nur leise Küsse störend dich ereilen.
Dann wieder lausch' ich und du plauderst; leise
Durch Stunden spinnt sich solche Wechselweise;
Und deinem Plaudern ist so lieb zu lauschen
Wie lieblich friedevollem Regenrauschen.

Burgen und Schlösser in Österreich.

Von **Julius Meurer**, Präsident des Österr. Touristen-Klubs.

(Abdruck verboten.)

Ein Merkzeichen alter, vergangener Feudalzeit, ragen die zinnengekrönten, durch Wälle, Türme und Bastionen geschützten einstigen Ritterburgen des Mittelalters in unsere, im Vergleiche zu damals fast erschreckend demokratische Zeit herein.

Dort, wo zu den Zeiten, als die heute halbverfallenen Festen im besten Schmucke prangten, mit Helm und Panzer geharnischte stolze Ritter und mit kostbarem Gewande geschmückte Edelfrauen auf reichgeschirrten Zeltern über die Zugbrücken in ihre sturmsicheren Burgsitze sprengten, dort, sagen wir, wo zu jenen Zeiten auf der einsamen Landstraße, tief unterhalb der auf hohem Felsenkegel erbauten Ritterburg, hie und da einmal eine kleine Karawane von Saumtieren oder schwerfälligen Karren, die der reichen Kaufherren Waren von Ort zu Ort führte, des Weges zog, und dann und wann einmal ein Landsknecht oder ein fahrender Ritter auf schwerem Schlachtrosse einher trabte, dort braust und saust jetzt auf eisernem Schienenstrange das Dampfvehikel dahin, hundert und aberhundert Reisende in einem Tage flußauf oder flußab entführend.

Das Leben, das Treiben, das Thun und Lassen der Menschen allda, es ist anders, gar sehr anders geworden, aber auf dem Hügel da thront noch immer die alte einstige Feste, wohl der Lieblingssitz eines vergangenen Geschlechtes, vielleicht einst der Schrecken des harmlosen, unbewehrten Wanderers, der seine Waren nordwärts und gen Süden brachte.

Gar viele der einst stolzen, gefürchteten Burgen sind zerfallen, manche spurlos verschwunden, von anderen geben nur noch spärliche Mauerreste Zeugnis ihres einstmaligen Seins, wieder andere stehen noch halb aufrecht, sie kämpfen und trotzen gegen den nagenden Zahn der Zeit, dem sie unrettbar zum Opfer fallen, wenn sie nicht der Mensch, der sie ja auch einst gebaut, stützend, aufrichtend und erhaltend vor gänzlichem Untergange rettet.

Und gerade in unserer sonst alles nivellierenden Zeit schirmt und schützt, erneuert und richtet der Mensch wieder auf, was noch aus jener historischen Zeit Architektonisches auf uns übergegangen ist, er erhält und verjüngt jene steinernen Zeugen einer historisch denkwürdigen, lang vergangenen Zeit.

So lesen wir denn wohl oft, daß diese oder jene alte Burg, die manche geschichtliche Denkwürdigkeit barg, dies oder jenes einst bewunderte, vielgenannte Schloß, der Stammsitz altehrwürdiger, hochberühmter Geschlechter, neu hergerichtet, zu verjüngtem Glanze wieder erhoben wurde. Und da mag wohl bei manchem der Wunsch sich regen, sich eine getreue Vorstellung, ein Bild im Geiste zu entwerfen, wie diese Merkzeichen, diese oft in kunstvollstem Stile aufgeführten Bauwerke unserer Altvorderen in Wirklichkeit sich darstellen.

Zu diesem Zwecke wurde eine Anzahl von hervorragenden Burgen und Schlössern in Österreich vom Photographen Otto Schmidt nach der Natur aufgenommen und in prachtvollen Heliogravüren in Großquart auf China-Kupferdruckpapier durch den Kunstverlag V. A. Heck in Wien zur Ausgabe gebracht.*)

Als verkleinerte Reproduktion dieser Heliogravüren folgen hier sechs Abbildungen verschiedener Burgen und Schlösser.

Im burgreichen Lande Tirol, unmittel-

*) Burgen und Schlösser in Österreich. Heliogravüren von Otto Schmidt. Text von Julius Meurer. Verlag von V. A. Heck in Wien. 10 Lieferungen mit je 5 Heliogravüren.

Burg Runkelſtein in Tirol. Beſitzer Kaiſer Franz Joſef I.

bar am Austritte des Sarnthales, in dem breiten Etſchthalkeſſel, nächſt dem Kurorte Gries und unweit von Bozen, ſteht nicht allzuhoch über der Thalſohle und dem Niveau der Talſer das geräumige Schloß Runkelſtein. Einſt ein prachtvoller, großartiger Bau, in deſſen Räumen Kunſtſchätze von ungeheurem Werte aufgehäuft waren. Schon ſtand dasſelbe dem Verfalle nahe, als Öſterreich-Ungarns kunſtſinniger Herrſcher Franz Joſef I. dasſelbe Anfang der achtziger Jahre erwarb und in den Jahren 1884—1888 durch den Altmeiſter im Kunſtbau, Dombaumeiſter Baron Friedrich Schmidt, glanzvoll und im reinſten Stile reſtaurieren ließ.

Wohl war manches von den kunſthiſtoriſchen Schätzen durch Zeit, Sturm und ſelbſt einſt ein kleiner Teil des Schloſſes durch Felsſturz vernichtet oder beſchädigt

worden, dennoch birgt das an sich schon hochinteressante Schloß noch reiche, bedeutende Kunstschätze, so vor allem die kunstvollen berühmten 13 Fresken, bekannt als Tristan-Cyklus, und den Garel-Cyklus, bestehend aus 18 Wandbildern. Zwei Fresken des Tristan-Cyklus gingen mit einem Trakt des Schlosses, dem sogenannten Sommerhaus, durch einen Felssturz 1868 zu Grunde, jedoch waren diese beiden Wandgemälde glücklicherweise durch den Maler Deelos 1859 bereits kopiert worden, so daß wenigstens Kopien vorhanden sind.

Dort wo jetzt das Schloß sich erhebt, stand vordem ein kleiner Bau, wahrscheinlich ein Wartturm aus der Römerzeit. 1237 wurde die Burg Runkelstein dann durch Friedrich und Beral von Wanga erbaut. 1275 eroberte Graf Meinhard II. von Tirol die Burg und zerstörte sie. 1320 erhielt Gottschalk Chuoger von Bozen die Ruine als Lehen. 1385 fällt sie den Brüdern Niklas und Franz Vintler von Bozen zu; ersterer baute 1388 Runkelstein ganz neu und viel größer als vormals auf und, nicht nur ein sehr reicher, sondern auch äußerst kunstsinniger Mann, ließ er eine Anzahl (wahrscheinlich 5) Gemächer mit Fresken schmücken. 1407 verlor Niklas der Vintler bei einer Fehde mit Friedrich mit der leeren Tasche Ämter und Würden und auch sein Schloß Runkelstein, obzwar dies nicht erobert werden konnte. 1424 erhielt abermals ein Franz Vintler die Burg, dieselbe kam aber bald in den Besitz der Schroffensteiner und Metzner und schließlich fiel sie dem Landesfürsten Sigismund zu. 1500 bis 1525 war Georg von Frundsberg Pfleger der Burg, die 1500 auch von Kaiser Maximilian, dem „letzten Ritter," besucht wurde. Kaiser Maximilian verfügte auch, daß die alten Fresken durch den Maler Friedrich Lebenbacher aus Brixen renoviert wurden, und daß die Burg noch mehr befestigt werde. 1620 wurde infolge Pulverexplosion der südöstliche Teil der Burg zerstört, und erst zehn Jahre später baute Sigmund von Brandis die Burg wieder auf, nachdem sie ihm als Lehen zugewiesen worden war. 1538 kaufte Graf Christof Philipp von Liechtenstein, Herr zu Schenna, die Burg, die nun mehr als 200 Jahre im Besitze der Liechtensteine blieb, bis sie 1754 an Kaiserin Maria Theresia zurückfiel, die Runkelstein dem Fürstbischof von Trient als Mensalgut zurückwies. Die Burg wurde dann arg vernachlässigt, geriet in Verfall, bis Kaiser Franz Josef I. sie erwarb und glänzend herrichten ließ.

Die Trostburg in Tirol. Besitzer Graf Wolkenstein.

Im Eisackthale in Tirol, zwischen den schon von Altertszeiten bekannten Städtchen Brixen und Bozen, grade ober der kleinen Ortschaft und Eisenbahnstation Waidbruck thront 124 Meter über dem Wasserspiegel

des in wildem Laufe nach Süden stürmenden Eisack auf einem sich gegen diesen vorschiebenden Hügelgupf die Feste Trostburg. Auch sie zählt zu den schönsten und interessantesten Burgen nicht nur Tirols, sondern aller Länder. Großartig im Umfange, kühn im Aufbaue, reich an interessanten Einzelheiten in der Architektur, imponierend in ihrer Gesamtheit und innen und außen auf das beste erhalten und gepflegt, zählt diese altehrwürdige Burg unter die schönsten Perlen alter, unserer Zeit wohlerhalten überkommener Bauwerke.

Schloß Ambras in Tirol. Besitzer Kaiser Franz Josef I.

Ein reizender Blick erschließt sich von der Höhe, die die Burg krönt. Zu Füßen im Westen sehen wir in das romantische, engeingeschnittene Eisackthal, während nach Norden die steilen Hänge der Berglehne, auf der das Schloß sich aufbaut, in das hier in das erstgenannte Thal einmündende, neuerlich vielbesuchte Grödnerthal absinken.

Zwanzig Minuten Steigens führen von Waidbruck hinan zum Schloß, das man ehemals über eine Zugbrücke schreitend, deren Fallgitter noch bis heute erhalten ist, betrat. In baulicher Beziehung bemerkenswert ist unter anderem ein Turm, der zur Hälfte rund, zur anderen, gegen den Berg gekehrten, rechteckig ist, und dessen Inneres nur einen Raum von $2^1/_2$ Meter Durchmesser aufweist.

Schon im Jahre 1290 wird die Trostburg urkundlich genannt. Sie war damals von Hugo von Veldthurns bewohnt, wurde kurze Zeit dem Grafen Meinhard II. von Tirol überlassen, kam aber bald wieder in den Besitz der Veldthurns. Ein Sohn Konrad von Vilanders zu Pardelle, Friedrich, dessen Vater die Burg Wolkenstein weit hinten im Grödnerthale gekauft hatte, vermählte sich mit der Erbtochter Katharina von Trostburg, nahm den Namen und Titel Herr von Wolkenstein an und wurde der Stammvater des berühmten Geschlechtes der Wolkensteine, welches 1476 in den Freiherrn- und 1630 in den Grafenstand erhoben wurde. Der hochberühmte „letzte Minnesänger" Oswald von Wolkenstein (geb. 1367, † 1445), war ein Sohn Friedrichs und der Katharina von Wolkenstein.

Wer wäre wohl in der liebreizenden Hauptstadt Tirols, in Innsbruck gewesen und hätte nicht die kurze Fahrt oder den einstündigen Spaziergang zu dem historisch weltberühmten Schloß Ambras oder auch wohl Amras genannt, gemacht?

An einer Stufe des Mittelgebirges im Südosten von Innsbruck steht das alte schöne Schloß, sich nur wenig über der Sohle des breiten Innthales erhebend.

Seine historische Berühmtheit verdankt Schloß Ambras einesteils den in ihm seiner Zeit aufgehäuft gewesenen außergewöhnlich reichen und wertvollen Kunstschätzen, anderenteils dem Umstande, daß Erzherzog

Ruine Aggstein in Niederösterreich. Besitzer Graf von Berolbingen.

Ferdinand mit seiner Gemahlin, der Augsburger Patriziertochter Philippine Welser, viele Jahre im Schloß Ambras residierte, woselbst auch die letztere starb, jedoch nicht, wie durch lange Zeit das Gerücht ging, durch einen gewaltsamen Tod, hervorgerufen dadurch, daß man ihr im Bade — das Badezimmer wird noch gezeigt — die Adern geöffnet habe, sondern eines natürlichen Todes. Die Legende der Ermordung dieser edlen Frau, die 30 Jahre in glücklichster Ehe mit ihrem hohen Gemahl lebte, ist durch geschichtliche Forschung als vollkommen unstichhaltig dargethan worden.

Der kunstsinnige Erzherzog Ferdinand, der von 1564 an Statthalter in Tirol war, sammelte verschiedenartige Kunstobjekte und erwarb, oft mit großen Opfern, höchst wertvolle historische Gegenstände, so ganz besonders viele vollständige und kostbare Rüstungen, welche er alle im Schloß Ambras aufstapelte, wo sich im Laufe der Jahre dann eine Sammlung zusammengestellt fand, die ob ihrer Reichhaltigkeit und wertvollen Kunst- und historischen Objekte eine Berühmtheit erlangte, die bis auf den heutigen Tag reicht, indem die „Ambraser Sammlung" einen ansehnlichen Teil der kaiserlichen kunsthistorischen Sammlungen im k. k. Hofmuseum in Wien abgibt. Die Ambraser Sammlungen wurden nämlich zum größten Teile 1806 wegen der Kriegszeit und der gefürchteten Invasion Tirols durch die Heere des Kaisers Napoleon vom Schloß Ambras nach Wien geschafft. Während der Statthalterschaft des Bruders des jetzigen Kaisers Franz Josef I., des Erzherzogs Karl Ludwig, wurden in den Jahren 1856 — 1858 manche kunsthistorische Gegenstände wieder aus Wien nach Schloß Ambras zurück überführt, vielfach auch neues erworben und zugebracht, so daß die Kunstschätze daselbst heute wieder einen ansehnlichen Wert vergegenwärtigen. So sind besonders bemerkenswert die reichhaltigen Waffensammlungen vom XV. Jahrhundert bis in die Neuzeit, ferner der mit Deckengemälden gezierte spanische Saal, der an sich ein architektonisches Kunstobjekt ist, endlich Kunsterzeugnisse verschiedenster Art und eine Porträt-Galerie.

Einzelne Teile des Schlosses sind so

Schloß Persenbeug in Niederöſterreich. Beſitzer Erzherzog Karl Ludwig.

alt, daß die Zeit ihres Entſtehens nicht feſtzuſtellen war. Bereits um 1100 geſchieht des Schloſſes Erwähnung, zu welcher Zeit die Feſte Ambras den Grafen von Wolfertshauſen gehörte. 1131, nach anderer Angabe 1136, wurde Ambras vom bayeriſchen Herzog Heinrich dem Stolzen erobert und den Flammen preisgegeben. Die Burg wurde aber bald wieder aufgebaut und blieb in den Händen der Landesfürſten, wurde aber ſpäter, ſo auch von Friedrich mit der leeren Taſche, an verſchiedene Rittergeſchlechter in Pfand und Lehen gegeben, bis ſie Kaiſer Ferdinand I. wieder einlöſte und ſeinem zum Landesfürſten von Tirol, Vorarlberg, Vorder-Öſterreich, Elſaß und Sundgau ernannten Sohne Erzherzog Ferdinand übergab. Dieſer ſchenkte Ambras ſeiner Gemahlin Philippine Welſer, nach deren Tode 1530 fiel das Schloß ihren beiden Söhnen, den Markgrafen Karl von Burgau und Andreas, Kardinal und Biſchof von Brixen und Konſtanz zu. 1594 wurde Markgraf Karl alleiniger Beſitzer, da derſelbe aber keine legitimen Nachkommen hinterließ, fiel Ambras wieder zurück an das Land Tirol, beziehungsweiſe an den Landesherrn von Tirol, alſo dermalen Kaiſer Franz Joſef I. Rings um das reizend gelegene Schloß breitet ſich ein ſchöner Park mit Springbrunnen und Baſſins. Im Schloßhofe befinden ſich drei römiſche Meilenſteine.

Einſt ein gefürchtetes, viel verläſtertes Raubneſt, jetzt eine halbverfallene Ruine, zeigt ſich am rechten Donauufer, zwiſchen Aggsbach und Spitz, hoch auf jäh abſinkendem Felskegel, die alte Raubritterfeſte Aggſtein. Mancher Todesſeufzer, mancher wilde Fluch, mancher gellende Wutſchrei tönte vom „Roſengärtlein“ in die ſchaurige Nacht. Roſengärtlein! welch lieblich holder Name und welch entſetzlicher Schauerort hier an dem prallen Felsriff, der der Burg Aggſtein zum Sockel dient. Ein kleiner ſchmaler, nur einige Quadratmeter haltender, nackter Felsabſatz, das iſt das berüchtigte „Roſengärtlein.“ Dasſelbe iſt durch eine rieſige hohe Burgmauer einerſeits abgeſchloſſen, offen und frei gegen die Donauſeite zu, mit reizendem

Blick weit über das silberne Band des stolzen Stromes und seine grünenden Hügelgelände, aber, ein Anblick zum Entsetzen, in überhängender Wand stürzt der Felsriff zur grausigen Tiefe, und hierher in dieses „Rosengärtlein" wurden die unglücklichen Gefangenen, die die gehaßte und gefürchtete „Schecke vom Walde" auf ihren Raubzügen aufhob und in ihre Burg schleppte, gepfercht, wo es ihnen nun großmütig freigestellt blieb, langsam eines jammervollen Hungertodes zu sterben, oder durch einen grauenvollen Sprung in den dräuenden Abgrund ihrem beklagenswerthen Dasein ein schnelles Ende zu bereiten.

Aber nicht nur den berüchtigten Raubritter, die „Schecke im Walde," auch „Schreckenwald" im Volksmunde geheißen, nannte die Burg Aggstein ihren Herrn, auch dessen Vorgänger waren kaum weniger berüchtigt und der historisch gewordene Name die „Hunde von Chuenring" spricht wohl am lautesten, welcher Gattung von Rittern die Herren von Aggstein angehörten.

Aber beide, die Chuenringe (Künringe) sowohl, als die „Schecke vom Walde" entgingen ihrer nur allzuverdienten Strafe nicht. Sowohl unter ersteren als unter letzteren wurde Aggstein von den Landesfürsten mit Sturm erobert und darnach an den gefangenen Raubrittern die gerechte Sühnung vorgenommen.

Auf einem felsigen Vorsprunge, wenig über dem Wasserspiegel des Donaustromes, erhebt sich unweit der kleinen Stadt Ybbs, der stattliche, umfangreiche Bau des Schlosses Persenbeug, ein wahrhaft fürstlicher Stammsitz, jetzt Eigentum des Erzherzogs Karl Ludwig, des Bruders des Monarchen von Österreich-Ungarn.

Schon vor mehr als 900 Jahren stand auf dem Flecke, wo sich jetzt das stolze, prächtige Schloß erhebt, eine kleine bescheidene Burg. Von den damaligen Bauten dürfte jedoch kaum noch eine Spur zu finden sein, das Schloß wurde viel später, als es Besitztum der Familie Hoyos geworden war, entweder neu oder total umgebaut. Eine kleine Kapelle, welche das Licht durch zwei Fenster aus dem Schloßhof erhält und die unter der großen Schloßkirche steht, ist als das älteste Bauobjekt anzusehen und dürfte jedenfalls alle übrigen Schloßbaulichkeiten namhaft an Alter übertreffen.

Persenbeug wird von Bösenbeug abgeleitet, das Schloß steht nämlich auf einem felsigen Vorsprung, dort wo der Donaustrom unweit des „Strudels" und des „Greiner Schwall" eine gefährliche, böse Beugung beschreibt. Graf Sieghart von Sempta und Ibersberg ist der Erbauer der alten Burg; er fiel 907 in Ungarn und Albrecht III. wurde Besitzer. Dessen Witwe Richlind fand den Tod im Schlosse anläßlich eines Besuches des Kaisers Heinrich III. dadurch, daß der Fußboden des Speisesaales zusammenbrach, wobei mehrere, darunter Gräfin Richlind, den Tod fanden, der Kaiser aber mit einer Quetschung am Arm davonkam. Später finden sich als Besitzer die Markgrafen von Österreich, Albrecht I. und Leopold III., der es seiner Tochter als Heiratsgut gab; ihr Gemahl Graf Stephanius fiel 1101 bei einem Kreuzzug und Persenbeug kam zurück ans Markgrafenhaus. 1500 sehen wir das Schloß in Pfand und Lehen des Heinrich Pruenschenk, Grafen zu Hardeck (Hardegg). 1593 kaufte Freiherr Ferdinand Albrecht von Hoyos und Stüchsenstein (Stitenstein) die Herrschaft Persenbeug, und von dieser inzwischen in den Grafenstand erhobenen Familie kaufte Kaiser Franz von Österreich 1801 Persenbeug für den kaiserlichen Familiensond zurück.

Die alte Feste, jetzt Ruine Dürrenstein, ehemals Tirnstein, dann Dirnstein, seit Anfang dieses Jahrhunderts Dürnstein oder Dürrenstein genannt, liegt am linken Donauufer, unmittelbar über dem kleinen Städtchen gleichen Namens. Benedictiner Mönche siedelten sich gegen das Jahr 1002 hier am Donauufer an, und es entstand nach und nach die Ansiedelung am Ufer des Stromes, ein Kloster, jetzt gleich der Feste eine Ruine, das von Augustins Chorherren bewohnte Stiftsgebäude und die auf einem Hügel thronende Feste. Die noch vorhandenen Baureste des alten Schlosses stammen zumeist aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert.

Historisch denkwürdig ist die Ruine Dürrenstein besonders durch die Gefangenhaltung des englischen Königs Richard Löwenherz. Herzog Leopold von Österreich übergab Hadmar II. von Chuenring den gefangenen König zur Bewachung, der ihn

Ruine Dürrenſtein in Niederöſterreich. Fideikommiß der Fürſtl. Starhembergſchen Familie.

auf ſeine Veſte Dürrenberg brachte, wo der Gefangene zwei Monate verblieb. Die Erzählung vom treuen Blondel und ſeinen Geſängen wurde von der Geſchichtsforſchung als Legende ohne Begründung verworfen.

Die Burg Dürrenſtein dürfte erſt zu Beginn des XII. Jahrhunderts, anfangs in beſcheidenem Umfange erbaut worden ſein und zwar von dem bekannten Geſchlechte der Chuenringe oder Künringe. 1197 und 1201 wird ein Pernhart von Dirnſtein als dort hauſend genannt, der gleich ſeinen Nachkommen ein Dienſtmann der Chuenringe war. 1287 ſtiftete Leutold I. von Chuenring — deſſen Geſchlecht der Spottname die „Hunde von Amenring“ gegeben

wurde — in Dürrenstein das Frauenstift der Clarisserinnen. 1355 ging die Feste nach dem Tode des letzten der Chuenringe an Herzog Albrecht II. über. 1645 wurde Dürrenstein von den Schweden erobert und zerstört. Zwischen 1620—1638 wurde das Schloß, dessen Ruinen noch Zeugnis seines einstigen Glanzes geben, erbaut. Seit 1633 ist Dürrenstein im Besitze der Familie der Grafen, jetzt Fürsten Starhemberg.

Feste aus der Zeit der Medici.

(Zu dem Einschaltbilde: Aus der Zeit der Mediceer. Von C. Becker.)

(Abdruck verboten.)

Es gibt nichts Langweiligeres in der Welt, als ein langweiliges Fest! Allein, in kleinem oder größerem Kreise kann nur der sich langweilen, der selbst wenig Anregendes in sich hat. Dort hat man zumeist nur Grund, sich über sich selbst zu ärgern, über die eigene Unfähigkeit, sich aus der Laune oder dem Ungeschick des „Verstimmtseins“ herauszureißen. Wenigstens die Redlichen unter uns sehen wohl meist ein, daß sie selbst ebensosehr schuld an der allgemeinen Langeweile sind, als ihre Genossen. Man gebe sich nur Mühe, mitteilsam, witzig, lustig zu werden, so wird man bald Dank und Teilnahme bei den andern finden.

Aber auf einem Feste, d. h. bei einem Zusammensein vieler, auf dem der Wirt, oder sonst irgend jemand, ein Komitee oder ein Löwe der Gesellschaft die Unterhaltung leitet, wo also nicht jeder thun darf, was er will, wo man sich erlustigen soll an Dingen, die vielleicht gar nicht lustig sind, wo man höflicherweise lachen muß, während man vor Wut über die verlorene Zeit kocht! Dort kann die Langeweile zu einem Verbrechen werden, zum Morde: denn nicht umsonst kennt die Sprache fast aller Völker das Sterben vor Langeweile.

Die höchste Kunst aller Festgeber besteht darin, daß sie jedem einzelnen Gelegenheit gebe, in seinen Fähigkeiten zu glänzen, sich als ein Eigenwesen zu geben. Teilnehmer, nicht Zuschauer wollen sie sein, Mitwirkende, die sich und ihren Putz zum Besten geben. Und wenn du den Frauen nicht ihr Recht läßt, sich sehen zu lassen, so bist du mit deinen Anordnungen ein- für allemal verloren.

Als das junge deutsche Reich in seinen Flitterwochen sich befand und der Milliardensegen auf uns niederströmte, begann für uns eine Zeit der Kostümfeste. Damals schwankte die deutsche Kunst vom herben Ernst der Antike und der mageren Sachlichkeit der Hochgotik zur Renaissance um, zu ihrer Farbenpracht, ihrer Festlichkeit, ihrem Individualismus. Piloty in München, Carl Becker in Berlin wurden die leitenden Künstler der Zeit. Während in Frankreich damals jene Maler, welche sich aus dem sündigen Paris in die Einsamkeit des Waldes von Fontainebleau zurückzogen, zu Einfluß kamen, die Darsteller der Bauern und Landarbeiter, später geradezu des städtischen Elends, fand bei uns Makart seinen höchsten Ruhm, dem die Welt in blendendem Farbenrausche erschien, der den frohen Genüssen sinnlicher Schönheit alle seine Kunst hingab. Die Renaissance und ihre Blütezeit, die Glanztage der Medici erstanden neu vor uns. In zahlreichen Festen haben wir sie aufleben lassen und haben mit innigem Behagen ihren Abglanz auf kurze Zeit um uns strahlen lassen.

Damals, zur Zeit der großen Lorenzo Mediei, waren die Flitterwochen des italienischen Volkes. Das Mittelalter schien überwunden, eine neue Welt erwuchs aus den Trümmern der Antike, eine Welt geklärter Schönheit, freieren Menschentums. Jeder einzelne empfand es. Nicht mehr galt er nur als Teil einer Gemeinschaft, eines Standes, einer Partei, sondern frei durfte er sich erheben. Der Bedeutende trat unmittelbar neben die Höchstgeborenen, er galt etwas durch sich selbst. Im Vollgefühl junger Freiheit steigerte er sein Ich bis ins Gewaltsame. Wie er in seiner Kleidung die Gesetze der Mode durchbrach, sich nach eigenem Geschmacke trug, so durfte jeder auch in geistiger Beziehung sich zur Übereinstimmung aller seiner Kräfte herausbilden. Der Mensch als solcher wurde neu entdeckt, dessen Wert in ihm selbst lag, dessen Thaten sein Adelsbrief waren, der in der Gemeinschaft durch das galt, was er leistete, durch seine Bildung, seine Gesittung, sein Auf-

treten, seine Werke. Schnell traten allerdings die Folgen dieser Befreiung von der Standesfessel hervor, eine rücksichtslose Ruhmsucht, eine zu Aufständen sich steigernde Unbotmäßigkeit, ein vor dem Verbrechen nicht zurückschreckender Herrschsinn. Aber mit kostbarer Unbefangenheit ertrug man auch die Fehler der Nebenmenschen, wie man seine Größe ertrug. Es waren auf den Festen jener Zeit Menschen vereint, die in Liebe und Haß die Sonderstellung des Einzelnen nicht nur duldeten, sondern bewunderten.

Auch die Frauen lebten das Leben der Renaissance. Was die Männer am meisten an ihnen rühmten, war die virago, die Männlichkeit. Heute versteht unter diesem Wort die italienische Sprache etwa das, was wir ein Mannweib nennen, damals aber ein Weib, das sich aus der Menge erhob, das eine Heldin, eine Künstlerin, eine abgerundete Persönlichkeit zu sein vermochte. Es ist nicht mildes, einschmeichelndes, keusches Frauentum, welches die Renaissance liebte, sondern sichere, hoheitliche Erscheinung, einen freien, die Männer zum Wirken anregenden Geist, Schönheit, die sich zum vollen Eigenwesen erweitert. Daher fehlten der Gesellschaft die in Klöstern erzogenen Mädchen, die bescheidene Anmut und der kindlich blütenhafte Sinn. Die Frau allein beherrschte die Feste, und nur zu oft über diese hinaus den Ernst der italienischen Höfe.

Es war eine so gesinnte Gesellschaft die rechte Unterlage für frohes Festleben. Auch hier, wie in Krieg und Politik, in Kunst und Wissenschaft herrschte im Zusammensein ein reges Ringen aller gegen alle. Man beschränkte sich nicht darauf, einer Vorführung mit Beifall oder Tadel zu folgen, sondern man rang auch hier um den Erfolg, um den Ruhm. Jeder gab sein Teil zur Unterhaltung, jeder suchte sich seiner Persönlichkeit nach umzubilden.

Dazu bot denn die Grundform der öffentlichen Feste vortreffliche Gelegenheit. Wie überall in den christlichen Staaten, waren diese aus den Mysterien hervorgegangen, aus jenen dramatischen Darstellungen der heiligen Geschichte und der Legende, von welchen sich ein so merkwürdiger Rest in den Ober-Ammergauer Passionsspielen erhielt. Früh hatte sich gerade in Florenz die Kunst der Veranstaltung solcher Feste herausgebildet; schon im XIV. Jahrhundert reisten Florentiner „Festaiuoli" in Italien herum, bis ans Ende des 18. Jahrhunderts ging durch ganz Europa kaum eine solche Veranstaltung ohne Beihilfe eines Italieners vor sich, die ja noch heute die unübertroffenen Meister der Feuerwerke sind. Diese schufen zunächst die Festdekorationen, meist bei dem Mangel stehender Theater den ganzen Festbau.

Da wurden Triumphbogen im reichsten Schmuck des Grün aufgerichtet; an bunten Bändern trugen sie Tafeln, reich gekleidete lebende Menschen versahen die Stelle der schmückenden Statuen. Alle Straßen zum Festplatz wurden geschmückt; von den Fenstern hingen bunte Tepiche herab, Maibäume (Maggi) wurden aufgepflanzt, schattenspendende Tücher über die Straßen gespannt, deren sonnendurchleuchtete Farben dem Ganzen einen feierlichen Gesamtton verliehen. In „fröhlichem Kirmeßstyl" wurden die alten, noch ernsten feierlichen Paläste ausgeschmückt, bis die gesamte Architektur dieses Festliche annahm, die Bauten mit Blattgewinden und Laubwerk, mit Tafeln und Bildern, Statuen und bunten Reliefs geziert, bis der kunstfrohe Sinn der Zeit die ganze Kunst erfaßt und das Gesamtbild der Stadt zu festlicher Heiterkeit gesteigert hatte.

Durch diese Straßen nun bewegten sich die Aufzüge, an welchen die Zeit sich nicht genug thun konnte. In diesen gab sich jeder einzelne gewissermaßen in einer Steigerung seiner selbst. Er suchte sich eine ihm entsprechende Maske und lebte sich ganz in diese ein. Die Dichtung und die Legende hatte jeden im Volk eine Menge von Gestalten kennen und erkennen gelehrt, so daß die Auswahl der verständlichen Masken eine schier unbeschränkte war. Namentlich gefiel man sich in Allegorien, die, in großen Gruppen vereinigt, auf bunten Festwagen durch die Straßen zogen. Auf dem florentiner Karneval waren diese von besonderer Pracht, folgte ihnen im wilden Durcheinander die Schaar bunter Einzelmasken: Die Eifersucht mit den vier bebrillten Gesichtern an einem Kopf, die vier Temperamente, die Bettler und Nymphen, die armen Seelen, welche im Leben unbarmherzige Weiber gewesen, die Eremiten und Landstreicher, die Astrologen und Teufel. Aber es zog auch mit der Wagen des Todes mit Särgen,

welche sich öffneten, und manches, das im übermütigsten Witz die Grenzen der guten Sitte weit hinter sich ließ.

Und dann ging es in die Kirchen oder Theater. Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts baute der berühmte Architekt und Jesuitenpater Pozzo seine phantastischen Triumphbogen und Säle in den Chor der Kirchen aus Latten, Pappe auf und bemalte sie, so daß die kostbarsten architektonischen Phantasiestücke die Rahmen der Passionsdarstellungen abgaben. In jener Zeit, in welcher der Sinn für das Bauen ebenso groß war, wie das Verständnis für diese Kunst, in der jeder vornehme junge Mann es für seine Pflicht hielt, die Ausgangsgesetze der Baukunst zu studieren, war der Anblick solcher Schöpfungen an sich schon ein Genuß. Wenn nun die bunte, heiter oder festlich ernst gekleidete Menge dem Ort der Mysterien sich nahte, teilnehmend am Spiel dies zu verherrlichen half, Zuschauer und mitwirkend zugleich war, dann mag eine echte, rechte Freude an dem Geleisteten auch den Letzten ergriffen haben.

Selbst im Theater war es mehr die Absicht, durch die Scene den Eindruck festlicher Pracht zu erwecken, als nach heutigem Sinne den Ort der Handlung realistisch zu vergegenwärtigen. In Palladios Theater Olmpico zu Vicenca erhielt sich die alte Einrichtung. Es ist die eines wohlgeordneten Marktes, in welchen fünf Straßen münden. Jede derselben ist perspektivisch geordnet, so daß neben dem vorderen, größeren immer ein kleineres hinteres Haus steht. Bezeichnender Weise dachte der Meister nicht daran, alle Häuser nach einem Plane zu schaffen. Zur schönen Stadt gehört eben die Vielgestaltigkeit, die Abwechselung. Durch von hinten erleuchtete bunte Glasscheiben, durch Bäume und Hütten, gespannte Tücher und Netze wurde den Coulissen eine erhöhte Wirkung verliehen.

Aus den meist ungenügenden Sälen wanderten die Feste gern ins Freie. Die Medici haben oft und teilweise mit wahrer Leidenschaft dem gefährlichen Sport der Turniere sich hingegeben. Das Zusammenrennen zweier schwer gepanzerter Reiter auf nicht minder schwer belasteten Rossen, bei dem es das Ziel war, die einem jungen Baume an Durchmesser entsprechende Lanze am Gegner zu zersplittern und diesen womöglich hinter sein Pferd in den Sand zu strecken, diese einen festen Sitz, im entscheidenden Moment sichere Hand und völlige Geistesgegenwart beanspruchende Form des Kampfspieles wurde wieder mit dem kostbarsten Schmuck umgeben. An gestickten Pferdeschabraken, reichem Rüstzeug, wunderlich phantastischem Helmschmuck suchten sich die Höfe aller Länder jener Zeit zu überbieten.

Nicht minder beliebt waren die Feuerwerke. Schon 1540 erschien ein theoretisches Werk über diese Kunst. Wahrscheinlich in Florenz an die alte Feier des Johannestages anknüpfend, der ja auch in Deutschland noch an vielen Orten mit Freudenfeuern begrüßt wird, wurde die „Girandola", das große Feuerrad, bald zum notwendigen Abschluß jedes großen Festes, umknatterten bald die Raketen und Schwärmer kunstvolle Festbauten, wurden ganze Festspiele innerhalb des Feuerregens aufgeführt.

Das höchste Glück einer Gesellschaft, wie sie die der Renaissance war, mußte aber das gesellige Zusammensein im engeren Kreise Gleichgesinnter bilden. In den prachtvollen Gärten der Villen, unter dem gnädigen Himmel Toskanas konnte der „Cortigiano" seine Gaben leuchten lassen, jener gesellschaftlich vollkommene Mensch, der die eigenste Schöpfung jener florentinischen Blütezeit gewesen ist. Man erwartete von ihm vornehme Geburt, Bildung und Reichtum insofern, als diese es ihm möglich machten, frei seiner Individualität zu leben, man forderte die Höflichkeit als eine ungezwungene Duldung der Rechte des Nächsten, man verlangte den vollen Besitz der schönen Sprache, welche sich damals in Toskana als Vorbild für das modern Italienische herausbildete und zugleich eine in Scherz und Ernst veredelte Form des Ausdruckes und in der Umgebung eines Fürsten wie Lorenzo magnifico eine tiefe Liebe für das Schöne, als das letzte Ziel aller Geselligkeit. Man verzieh ihm daher gern eine Liebschaft, verzieh ihm wohl auch ernstere Mängel des Charakters, wenn er nur ein ritterlicher und feinsinniger Herr war, der im Krieg nur nach Ehre, und im Frieden nach vollkommenem äußeren Gleichgewicht seiner Erscheinung suchte. C. G.

Aus der Zeit der Medicäer.
(Mit Genehmigung der Photogr

Digitized by Google

rt. Nach dem Gemälde von C. Becker.
raphischen Gesellschaft in Berlin.)

Graf Cagliostro.
Gezeichnet von F. Bartolozzi, gestochen von R. C. Marcuard. London 1786.

Die Wunder Cagliostros.

Von

Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

In dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, in der dumpfen Stille, die dem Ausbruche der Revolution vorausging, ertönte der Ruf eines Mannes durch die abendländische Welt so seltsam, so mächtig, geheimnisvoll und doch wieder glänzend, daß die öffentliche Meinung allerorten sich mit ihm beschäftigte. Thatsächlich war von ihm und seinem Wandel mehr die Rede als von Fürsten und Staatsangelegenheiten. Dieser Mann nannte sich Alexander

Graf von Cagliostro. In Wirklichkeit hieß er Joseph Balsamo.

Es steht fest, daß dieser Scheingraf 1743 in Palermo von armen Eltern geboren ist. Man vergleiche in Goethes italienischer Reise den Aufenthalt in Sicilien, allwo die Familie Balsamo von unserm Dichter interwiewt wurde. Den Balsamos ging es damals schlecht, sie hatten kaum zu leben, aber ihre Ehrenhaftigkeit, ihr natürliches, gutes Betragen machte einen so rührenden Eindruck auf Goethe, daß er eine Sammlung für die Dürftigen veranstaltete, deren Ertrag der Mutter und den Schwestern im Namen des Sohnes übersandt ward. Den Dank der braven Leute empfing Goethe unter der Adresse Cagliostros .... der weltberühmte Graf und Wohlthäter der Menschheit hatte für seine Familie nichts übrig: weder Briefe noch Unterstützung. Im Gegenteil, Joseph schuldete den Seinen noch immer die Summe von vierzehn Goldunzen, welche die Schwester bei seiner raschen Abreise aus Palermo zur Einlösung versetzter Sachen dargeliehen hatte.

Als Goethe als vermeintlicher Engländer, der Nachrichten von Cagliostro brächte, der Schwester vorgestellt wurde, fragte diese:

„Sie kennen meinen Bruder?"

„Es kennt ihn ganz Europa," entgegnete Goethe.

Und so verhielt es sich auch, obgleich Cagliostro schon im Jahre zuvor aus Frankreich verbannt worden und sein Stern im Sinken war.

Es liegt nicht in der Absicht, hier den Lebenslauf Cagliostros zu erörtern und die Lücken nachträglich auszufüllen, welche die zeitgenössischen Schriften offen ließen, sondern es soll der Versuch gemacht werden, mit Hilfe der neuen Ergebnisse der Forschung zu erklären, wie es möglich war, daß ein Abenteurer eine Zeitlang die Gemüter der Menschen in scheinbar kaum begreiflicher Weise zu beherrschen vermochte.

Es stellt sich die Frage deshalb folgendermaßen: War Cagliostro ein bloßer Schwindler und Betrüger oder ereigneten sich Geschehnisse, die den Glauben an seine vorgeblichen übernatürlichen Kräfte und Kenntnisse erwecken und bestärken mußten? — Bei dieser Untersuchung ist es nicht auf eine Weißwaschung und Ehrenrettung Cagliostros abgesehen, sondern es gilt vielmehr, den Blick für die Verhältnisse zu klären, die den Abenteurern jener Tage Vorschub leisteten und von den Betrogenen jener Zeit den Makel grenzenlosester Schwachköpfigkeit zu nehmen, mit dem sie in den Augen der Hintergangenen dastanden, die der besseren Erkenntnis Raum gebend, bald aus Anhängern Ankläger wurden.

Aus dem Verhalten Joseph Balsamos zu seiner Familie geht zunächst der Grundzug seines Charakters hervor, ohne den ein Abenteurer überhaupt nicht vorwärts kommt. Es ist dies die Rücksichtslosigkeit. Er weiß, daß die Seinigen darben, er ist ihnen Geld schuldig, aber denkt nicht an die Rückerstattung trotz der reichen Mittel, über die er zeitweilig verfügt ... die Vergangenheit bereitet ihm keine Sorge. Er lebt der Gegenwart.

Die Anspannung aller Kräfte zur Ausnutzung des Augenblicks macht nicht nur den Helden in der Gefahr, sondern auch den Schwindler, den ruhiges Überlegen, zauderndes Ausblicken auf die nächste oder fernere Zukunft matt legt. Die schießhundartige Wahrnehmung des richtigen Zeitpunktes ist eine ebenso große Kunst des Taschenspielers wie seine durch fleißige Übung erworbene Handfertigkeit; sie unterstützt das Gelingen der Berechnungen, welche durch Zufälligkeiten und absichtliches Dazwischentreten Unbefugter gar leicht gestört werden können. Schlagfertigkeit und Schlauheit sind die weiteren Eigenschaften des Charakters. Hierzu müssen sich noch Frechheit und Verstellung gesellen. Auch diese finden sich in reichem Maße bei Cagliostro. Er besaß eine Unverschämtheit sondergleichen, die er, wenn es galt, mit Demut umkleidete, mit Menschenliebe und allen möglichen Tugenden, je nach Umständen und Bedarf.

Von Natur aus war er begabt veranlagt, ein gutes Gedächtnis befähigte ihn, sich trotz mangelhafter Schule von allem etwas zu merken. In dem Ordenskonvent der barmherzigen Brüder zu Cartagione erwarb er außer dem üblichen Mönchswissen unter der Leitung des Bruder Apothekers Kenntnisse in der Heilkunde und in der Chemie jener Zeit. Aus dem Kloster gestoßen, lebte er wüst und liederlich, gewann seinen Unterhalt durch Gaunereien und Kniffe und soll dann in Griechenland,

Ägypten und Kleinasien in Begleitung eines weisen Mannes, des Althotas, magisches Wissen und Können sich zu eigen gemacht haben.

Cagliostros Aufenthalt im Orient gehört zu den dunkelsten Abschnitten seines Lebens. Es ist anzunehmen, daß er, von der Polizei verfolgt, in seinem Vaterlande unmöglich geworden, längere Zeit verborgen gelebt und sich der Goldmacherei ergeben hat. Ob er in Ägypten und Konstantinopel, in Mekka und Medina wirklich gewesen, darüber wird wohl nie Gewißheit zu erlangen sein. So viel aber ist klar aus seinen Worten, Schriften und Handlungen zu ersehen, daß er, in der Schule der Alchimisten sattsam vorangekommen, sich auf ihre bombastische Ausdrucksweise verstand und ihre Drücker kannte, sonderlich jene, die zur Täuschung und zum Prellen Goldbedürftiger Gewähr boten. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen verschaffte ihm eine Zeitlang Unterhalt in Neapel, wo er Federzeichnungen ausmalte. Wie diese ihm später bei seinen Beschwörungen gute Dienste leisteten, wird sich weiterhin ergeben. Die Fertigkeit in der Nachahmung von Handschriften verführte ihn zur Fälschung von Wechselbriefen, Urkunden und Aktenstücken. Er trug sogar die preußische Uniform im Auslande auf Grund eines Obristen-Patentes, auf dem die Unterschrift des Königs Friedrich II. täuschend ähnlich nachgemacht war.

In Cagliostro war somit alles vereinigt, was je einem Abenteurer erforderlich war: Rücksichtslosigkeit, Unverschämtheit, Schlauheit, Verstellungskunst und vielerlei Gaben, die auch einen ehrlichen Mann würden ernährt haben. Nach den Angaben seiner Zeitgenossen war er von Gestalt untersetzt mit breiten Schultern. Seine Stimme war voll und weittönig, sein Auge feurig und durchdringend. Dieser letzte Umstand ist wohl zu beachten; der sogenannte fascinierende Blick — das Zauberauge — spielt eine hervorragende Rolle bei den maguetischen, magischen Vorgängen, die eingehender Betrachtung unterworfen werden sollen.

Daß allzeit Abenteurer und Schwindler Vertrauensselige finden, ist eine Thatsache, an der sich nicht rütteln läßt. Noch heute, trotz Telegraph, Zeitungswesen und Eilfahrt, soweit Schienen liegen, glückt es Trugschlauen immer noch, Leute zu bedummen und hineinzulegen. Die Tagesblätter erzählen der Beispiele zur Genüge, als daß Beweisstoff herbeigeschafft werden müßte. Nur ist der Unterschied zu bemerken, daß die Entlarvung jetzund rascher zu erfolgen pflegt und in kürzerer Zeit zu weiterer Kenntnisnahme gelangt, als damals die Verkehrsmittel gestatteten.

Cagliostro trat zu einer Zeit auf, die nicht günstiger sein konnte, oder vielmehr, er wußte das Fühlen und Empfinden der Menschen für seine Zwecke zu benutzen wie keiner seiner Vorläufer. Und dieses Empfinden, das Geistesleben jener Zeit, war ein so eigenartiges, daß ihm nähere Betrachtung gewidmet werden muß; es ist der Boden, der sozusagen einen Cagliostro erzwang.

Man war mit der Aufklärung beschäftigt. Von Frankreich ging sie aus, in Deutschland ward sie nachgeäfft. Jener stillkräftige, sonnenheitere, altchristliche Glaube ward angetastet von frechem Witz, Halbverstand und Halbgelehrsamkeit, und wenn das Volk sich auch anfangs weigerte, so ward ihm dennoch so lange neue Lesewaare in die Hände gegeben, bis es aufgab, was es hatte, und annahm, was Hohlheit ihm anpries. Die Religion ward zur Vernünftelei gemacht, die Poesie durch Nützlichkeit verdrängt. Die alten Volksbücher mit ihrem reinen herzerquickenden poetischen Sinn in biderber Schale wurden durch belehrende Geschichten verdrängt. Erzählungen, in denen vor dem Laster der Trunkenheit gewarnt wurde, Anweisungen, Scheintote ins Leben zurückzurufen, Biersuppe statt des gefährlichen Kaffees zu bereiten, tiefsinnige Bemerkungen über Gespenster nebst einer Anzahl von Geschichten, in denen der Spuk sich in Katzengepolter oder weiß scheinende Handtücher auflöst, waren der trockene Ersatz für quellendes Leben. Ebenso öde sah es auf den Kanzeln aus. Es gab Geistliche, die am Weihnachtstage über den Nutzen der Stallfütterung predigten, indem sie aus dem Texte den Stall, die Krippe und das Stroh nahmen. Man ging geradezu darauf aus, die Phantasie des Volkes zu vernichten.

Und doch wollt' es nicht ganz gelingen. Ein großer Teil des Volkes fand die Bücher der Aufklärer mit Recht teils langweilig, teils überflüssig. Was gutes darin war,

kannten die denkenden Bürger und Landleute, von dem seichten Geschwätz wandten sie sich ab.

Ein Gegensatz zeitigt den andern. So war es auch hier. Von der vermeintlichen Aufklärung ging man zum Unerklärlichen, Dunklen, Geheimnisvollen über. Der Geist bedurfte der Erholung, die er in der seichten Aufklärerei nicht fand; zur Umkehr war die durch Scham gefesselte Kraft nicht stark genug, sie ließ sich gefangen nehmen durch die Mystik.

Das Alltagsdasein befriedigte nicht, die Teilnahme an den großen Bewegungen des Staates war dem Strebenden und Begeisterten verwehrt und so suchte er Schadloshaltung in geheimen Gesellschaften für das, was das öffentliche Leben versagte. Das Gemüt, dem Christus genommen, suchte die Seligkeit auf dem Erkenntniswege zu erobern und sich auf dem Umwege durch die Geisterwelt Gott zu nahen. Die Naturwissenschaft entbehrte noch des Maßes und Gewichtes zur Erhärtung ihrer Theorien und vermochte nicht dem „Geheimen Wissen" entgegenzutreten. Die Alchemie galt mehr als die Chemie, die Physik war mehr Spielerei als Wissenschaft, die Heilkunst ward von wechselnden Systemen beherrscht oder richtiger tyrannisiert. Die Wege der Forschung, welche die exakten Wissenschaften zu der Höhe führten, auf der sie heute stehen, wurden erst zag betreten. Die Mangelhaftigkeit des Alten und Bestehenden ward empfunden, das Neue lag noch im Nebel, man suchte das Bessere und wußte nicht, wo es zu finden sei. Wie schweres Gedünst breitete sich Unbehagen und Unzufriedenheit aus und hin und wieder zuckte es wetterleuchtend. Ich nenne hier nur die Schriften Mirabeaus, der mit schneidendem Spotte die Schäden der Gesellschaft und des Staates geißelte und erinnere an die Mahn- und Streitrufe, welche der Revolution voraufgingen.

Die großen Geister hielten sich dem allgemeinen Treiben entweder fern, weil man sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte und gaben zuletzt das Schwimmen gegen den Strom auf. Andrerseits standen bedeutende Männer mitten in der mystischen Bewegung. In dem Für und Wider der Meinungen gab es eine Reihe von Menschen, die dem Genusse frönend vor allen Dingen die Mittel dazu erstrebten: Gold und Genußfähigkeit. Beides versprach die Alchemie. Sie gab vor, das rote Pulver schaffen zu können, das unedles Metall in gediegenes Gold und alternde Körper in jugendfrische verwandle. Börsenspiel und Gründergewinn waren damals noch nicht erfunden, man hoffte reich zu werden durch die Goldmacherkunst und es gab Opfer der Adepten, wie heute der Spekulanten.

Zunächst wandte sich Balsamo an die Goldgierigen. Um das Jahr 1770 tauchte er in Malta als Graf von Cagliostro auf und wußte den der Alchemie ergebenen Ordensmeister für sich zu gewinnen, daß dieser ihm Empfehlungen gab, welche ihm in Neapel und Rom Zutritt in die beste Gesellschaft ermöglichten. In Rom heiratete er die bildschöne Lorenza Feliciani, die ihm treulich half. Er gewann Geld und Ansehen, seine Wunderkuren verbreiteten seinen Ruf, sein glänzendes Auftreten erregte Staunen: der reiche, berühmte Graf erhielt für seine Essenzen, Pulver und Schönheitsmittel die höchsten Preise.

Cagliostro war einer der unruhigsten Ortswechsler, die es gab. Teils lag es in seiner Natur, die thätigem Verweilen abhold war, teils trieben ihn die eigenen Schwindeleien weiter, da er des öfteren den Boden untergrub, auf dem er stand. Er fand überall Feinde, wußte aber sich Freunde zu machen. Für ihn war das Volk, gegen ihn richteten sich Klarsehende, ihm blind ergeben waren seine Adepten, Männer und Frauen.

Als in London ein Schauspieler es wagte, Cagliostros Abenteuer auf die Bühne zu bringen und sie vor einer großen Versammlung lächerlich zu machen, konnte er, so beliebt er auch sonst war, kaum der Rache des aufgebrachten Volkes entgehen. Ein Arzt, Graham, der in einer kleinen Flugschrift bewies, daß alle die hochgepriesenen Wundermittel und medizinischen Geheimnisse nichts als die gemeinsten und bekanntesten Sachen wären, verlor sein Ansehen, seine Praxis und war, so lange Cagliostro glänzte, der Gegenstand des Hasses. Cagliostro, der von seinen Anhängern die drückende Lage und die Schuldenlast des Verfolgten erfuhr, spielte jetzt ganz die Rolle des Großmütigen; er ließ mehrere seiner Anhänger in einem seiner, zu Gaukeleien

Lorenza Feliciani Gräfin Cagliostro.

eingerichteten Zimmer seines Hauses zusammenkommen; sie mußten einen Eid schwören, nichts von dem zu entdecken, was er ihnen jetzt vortragen werde.

Die Freunde legten den Eid ab; erwartungsvoll standen sie da, als Cagliostro mit der ihm gewöhnlichen Würde auftrat, in einer erschütternden Rede die traurige Lage Grahams vorstellte, besonders den Umstand hervorhob, daß der Unglückliche seinetwegen so viel leiden müsse, und nun mehrere tausend Pfund Sterling Banknoten auf den Tisch legte.

„Diese Banknoten besorgt einer von euch an den Unglücklichen!“ sagte Cagliostro. „Aber ein dreifaches Wehe komme über den, durch dessen Schuld der Unglückliche oder irgend ein Sterblicher erfährt, von wem diese Unterstützung ausgeht.“

Die Sterblichen erfuhren jedoch sehr bald die Großmut des Wundermannes und die Begeisterung stieg bis zum Fanatismus. Das Geschäft blühte hoch auf.

In Frankreich nahm sich Mirabeau des in der Halsbandgeschichte verurteilten Abenteurers an. In einem Sendschreiben sagt der schneidige Schriftsteller seiner Zeit: Als ich Paris verließ, war dieser Mann ein Betrüger, ein Schelm, ein Spitzbube, den man zur Belohnung seiner Entdeckungen in Ansehung des Steins der Weisen, der Mittel, das menschliche Leben zu verlängern, oder gar ewig fortdauernd zu machen, erlauchte Verstorbene erscheinen zu lassen, die Mutterlauge, woraus die Diamanten entstehen, hervorzubringen, auf dreihundert Jahr und einen Tag zu den Galeeren verdammen müßte. Jetzt scheint das öffentliche Mit-

leiden sich mit seiner Verteidigung zu befassen, oder ihn wenigstens zu verschönern. Er ist ein wunderbarer Mann, ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, ein Philosoph, ein Weiser, in dessen Person das fürchterliche Schauspiel eines Sokrates, welcher den Giftbecher trinkt, erneuert werden wird. Tausend Stimmen erheben sich von allen Seiten und von diesem verwirrten Geschrei sind wenigstens diese Worte vernehmlich: Was hat er gethan? Was hat seine Frau gethan? Was haben sie gethan? Die weitläufig geformte Antwort darauf lautet: „Nur Gutes."

Als Beweis für diese „Unschuld und Güte" gilt Mirabeau ein von dem Engländer William Coxe verfaßter Brief (aus Straßburg an eine Dame gerichtet), der allerdings von Lobqualm überfließt. „Dieser sonderbare, Erstaunen erregende Mann" — so heißt es darin — „und wegen seines Betragens und seiner weitläufigen Kenntnisse bewundernswürdige Mann, dessen Figur Verstand verrät und Genie zeigt, dessen durchdringende Augen voll Feuers tief ins Herz hinein schauen, ist vor sieben bis acht Monaten aus Rußland hier angelangt, und scheint diese Stadt (Straßburg) wenigstens auf einige Zeit zu seinem Wohnsitze machen zu wollen. Niemand weiß, woher er ist, wer er ist, noch wohin er geht. Er wird von den Befehlshabern in der Festung und von den Vornehmsten in der Stadt geliebt und geachtet, von den Armen und dem gemeinen Manne angebetet, von gewissen Personen gehaßt, verleumdet und verfolgt. Er nimmt weder Geld noch Geschenke von denen an, welche er heilet; bringt sein Leben mit Besuchung der Kranken, besonders der Armen zu, unterstützt sie mit Arzneimitteln, die er ihnen umsonst austeilt, und mit seinem Gelde zu Kraftsuppen. Er ißt wenig und fast immer italienische Konfitüren; legt sich niemals ins Bette, und schläft etwa nur zwei oder drei Stunden in einem Lehnstuhle sitzend, er ist immer bereit, Unglücklichen zu Hilfe zu eilen und kennt kein anderes Vergnügen, als das Vergnügen, das Elend seiner Nebenmenschen zu erleichtern. Ich habe wenig so gefühlvolle Seelen, wie die seinige, so zärtliche, gute und mitleidige Herzen gesehen. Niemand besitzt mehr Verstand und mehr Kenntnisse, als er; er kennt fast alle europäischen und asiatischen Sprachen, und selbst in derjenigen Sprache, die er am schlechtesten redet, ist seine Beredsamkeit erstaunend und hinreißend. Ich sage Ihnen nichts von seinen wunderbaren Kuren, hierzu wären ganze Bände nötig, und Sie können in allen Journalen Nachricht davon finden. Ich will nur noch anführen, daß von fünfzehntausend Kranken, die er besorgt hat, auch seine bittersten Feinde nur drei erwähnen, die gestorben sind, und an deren Tode er ebensowenig schuld ist, als ich.

„Stellen Sie sich, Madame, einen sehr großen Saal vor, der mit den unglücklichen Geschöpfen angefüllt ist, welchen es fast sämtlich an den notwendigsten Hilfsmitteln fehlt, und die ihre schwachen Hände, welche sie kaum in die Höhe halten können, gen Himmel emporheben, um die christliche Liebe des Grafen anzuflehen. Er höret sie einen nach dem anderen an, vergißt keine ihrer Reden, geht einige Augenblicke hinaus, kommt mit einer Menge Arzneimitteln beladen wieder herein, teilt sie diesen Unglücklichen aus, wiederholt ihnen, was sie ihm von ihrer Krankheit gesagt haben, und gibt ihnen die Versicherung, daß es sich bald mit ihnen bessern werde, wenn sie seinen Vorschriften getreulich folgen. Aber die Arzneimittel allein würden unzulänglich sein; sie müssen Kraftsuppen haben, um Kräfte zu bekommen, die Wirkungen derselben auszustehen. Wenige dieser Unglücklichen haben die Mittel, sich dieselben anzuschaffen; der gefühlvolle Graf teilt seinen Geldbeutel unter ihnen aus, welcher unerschöpflich zu sein scheint. Er ist glücklicher durchs Geben, als durchs Nehmen, und seine Freude legt sich durch seine Empfindsamkeit an den Tag. Von Erkenntlichkeit, Liebe und Ehrfurcht durchdrungen, fallen diese Unglücklichen ihm zu Füßen, umfassen seine Kniee und nennen ihn ihren Retter, ihren Vater, ihren Gott. — Der gute Mann wird gerührt und Thränen fließen ihm aus den Augen. Er möchte sie gern verbergen, aber er ist nicht dazu vermögend; er weint, und die Versammlung zerfließt in Thränen, — in wollüstigen Thränen, woran sich das Herz weidet, und deren Anmut man sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht so glücklich gewesen ist, ähnliche Thränen zu vergießen!

„Dies ist ein sehr schwacher Schattenriß von dem reizenden Schauspiele, wobei ich ein Zuschauer war, und welches wöchentlich dreimal erneuert ward."

Eine verdächtige Sentimentalität sickert aus diesem Schreiben, an welches Mirabeau anknüpfend zu dem Schlusse gelangt: „Cagliostro nahm den Reichen, um den Armen zu geben, jenen Armen, die Ihr Reichen verkommen laßt. Ihr Reichen betrügt die Armen, da ihr vergaßt, was Ihr ihnen schuldig seid. Wer dient dem Armen? Der ihm behilflich ist, einen großen oder kleinen Teil seines natürlichen Erbteils, den der Reiche verschlungen hat, wieder zu erlangen. Das that Cagliostro. Wer wirft den ersten Stein auf ihn?“

Leider ist der empfindsame Brief, an den Mirabeau seine Standrede gegen die Reichen knüpft, darin er Gedanken ausspricht, aus denen die Revolution keimen mußte, falsch und wahrscheinlich von Cagliostro selbst verfaßt und untergeschoben. In William Coxes Werken sucht man den Brief vergebens. Wie es dagegen wirklich in Straßburg herging, als Cagliostro auf der Höhe seines Ruhmes stand, erfahren wir aus einem Schreiben des Göttinger Professors Christoph Meiners.

Da Cagliostro sich nur von Kranken sprechen ließ und alle, die, ohne krank zu sein, in seine Sprechstunden kamen, wie Spione auf gröbste Art behandelte, hielt Meinert es für unwürdig, ihm seine Aufwartung unter dem Vorwande eines Leidens zu machen.

„Ich habe unzählige Personen aus allerlei Ländern über ihn befragt,“ schreibt Meiners, „und muß annehmen, daß der Graf Cagliostro von jeher mehr Betrüger als Schwärmer war. Woher er stammt, ist um so schwerer zu ergründen, weil der angebliche Graf alle Sprachen, die man ihn reden hört, schlecht spricht und wahrscheinlich den größten Teil seines Lebens unter falschem Namen außer seinem Vaterlande zugebracht hat. — Seine mißlungenen Gaukeleien machten ihn immer vorsichtiger, er lernte gleichsam allmählich an sich selbst aus.

Bei seiner Ankunft in Straßburg schloß er sich zuerst an die Maurer an; allein nur so lange, als er für sich selbst noch nicht fest genug zu stehen glaubte. Er gewann bald die Gunst des Prätors und Kardinals, und durch diese die Gunst des Hofes in einem solchen Grade, daß seine Gegner nicht einmal daran denken können, ihn stürzen zu wollen. Mit dem Prätor und Kardinal soll er wie mit Personen umgehen, die ihm unendlich viel, und denen er nichts zu danken hätte; auch braucht er die Equipage des Kardinals ebenso frei, als seine eigene. Er gibt vor, daß er Gottesleugner riechen könne, und daß er durch ihre Ausdünstungen in epileptische Zufälle versetzt werde, in welche heilige Krankheit er, wie ein echter Jongleur, fallen kann, wann er will. Öffentlich rühmt er sich nicht mehr der Herrschaft über die Geister und anderer magischer Künste, allein ich weiß es ebenso gewiß, daß er noch jetzo Geister hervorrufen, und durch ihre Hilfe und Erscheinungen Krankheiten heilen zu können vorgibt, als ich es weiß, daß er von der Natur des menschlichen Körpers, von der Natur seiner Krankheiten und dem Gebrauche aller gewöhnlichen Heilmittel nicht mehr, wie jeder Charlatan, versteht. Cagliostro gab den Kranken oft Bleizucker in so unvernünftigen Gaben, daß sie an Bleivergiftung elendiglich eingingen oder jahrelang an Metallsiechtum zu leiden hatten. Seine ganze Heilungskunst ist, wie die der allerberüchtigtsten Charlatans und Wunderthäter alter und neuer Zeit nur allein, oder doch hauptsächlich auf Nervenkrankheiten eingeschränkt, bei denen durch die Diät, durch einige heroische Arzneien, am meisten aber durch den starken Glauben an die Wundergaben und die magisch-feierlichen Zurüstungen des Arztes unglaublich viel ausgerichtet werden kann. Nach den glaubwürdigsten Erzählungen von Personen, die ihn lange beobachtet haben, ist er ein über alle Vorstellungen heftiger, unbesonnener und unbeständiger Mann, und der glücklichste Einfall also, den er vielleicht in seinem Leben gehabt hat, war unstreitig dieser, daß er sich gleichsam unzugänglich machte, und die hartnäckigste Zurückhaltung als ein Bollwerk um sich her zog, ohne welche Vorsicht er gewiß schon lange ertappt oder ausgeholt worden wäre. Er selbst nimmt für seine Bemühung weder Bezahlung noch Geschenke; und wenn die letzteren von der Art sind, daß er sie ohne Beleidigung nicht ausschlagen kann, so macht er sogleich Gegengeschenke, die ebenso viel, oder noch mehr wert sind, als die, welche er empfangen hat. Ja er nimmt von seinen Patienten nicht allein nichts, sondern nimmt sie oft monatelang in sein Haus und an seine Tafel auf, ohne sich die geringste Vergeltung aufdringen zu lassen.

Bei dieser sehr in die Augen fallenden Uneigennützigkeit macht er einen beträchtlichen Aufwand, spielt hohe Spiele, verliert fast beständig an Damen, so daß er nach dem mäßigsten Anschlage wenigstens 20 000 Livres jährlich verzehren muß. Das Seltsamste bei dem großen Aufwande dieses Mannes ist der Umstand, daß kein Mensch weder die Quellen weiß, aus welchen, noch die Hände, durch welche er beständig viel Geld erhält. Er hat niemals beträchtliche Summen auf der Post bekommen. Kein Wechsler hat ihm je Geld ausgezahlt, und kein Juwelier hat Edelgesteine von ihm eingekauft, wiewohl mich jemand versichert hat, daß er in Sachsen große Schätze sowohl an barem Gelde, als an Kleinodien bei sich gehabt hätte. Diese Dunkelheit, welche Cagliostro vorsätzlich über die Quellen seiner Einkünfte und seines Aufwandes verbreitet, hat noch mehr als seine Uneigennützigkeit und seine angeblichen Wunderkuren das Vorurteil befördert, daß er ein göttlicher, außerordentlicher Mann sein müsse, der die Natur in ihren geheimsten Wirkungen belauert und ihr unter anderen Geheimnissen auch das des Goldmachens abgestohlen habe. Meiner Meinung nach hätte man aus dem geheimnisvollen Wesen des Grafen weiter nichts schließen sollen, als daß er vermutlich mit einer Gesellschaft von Menschen in Verbindung stehe, die durch ihn gewisse ihnen sehr wichtige Zwecke befördern wollen, und denen es ein Leichtes ist, den Aufwand des Dieners ihrer Absichten zu bestreiten. Mit einer Mischung von Wehmut und Unwillen gegen unser Zeitalter schreibe ich es nieder, daß dieser Mann nicht nur bei manchen Großen, die von jeher von solchen Menschen am leichtesten berückt worden sind, sondern auch bei manchen Gelehrten, und selbst bei Ärzten und Naturforschern Eingang gefunden hat." Selbst nach dem Sturze des Abenteurers klagte Lavater: „Ich möchte Blut weinen, daß eine Gestalt, wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Produkt der Natur, wie Cagliostro ist, so sehr verkannt werden muß."

Ebenso schrieb Schlosser im Deutschen Museum im Februar 1787:

„Cagliostro ist ein großer Mann, der nur von dem jetzigen Alltagsmenschen unseres kraftlosen Jahrhunderts verkannt und verlästert wird."

Wer kann es da den Laien, zumal den Frauen, verargen, wenn sie dem Wunderthäter trotz wohlgemeinter Warnungen Glauben schenkten?

Denn Cagliostro war ein Wunderthäter.

Er weissagte.

Er wußte Geschehnisse, von denen er nach Umständen und Umgebung ohne besondere Kräfte nichts wissen konnte.

Er beschwor Geister. Hochgestellte Leute bezeugten ihm mit feierlichen Eiden, daß sie mit Abgeschiedenen verkehrt hätten, die er vorlud.

Er heilte Kranke, an denen die Kunst der Ärzte sich machtlos erwiesen hatte.

Blickt man genau auf diese Aufzählung seiner Wunderthaten, so findet man, daß Cagliostro, nach den Berichten seiner Zeitgenossen, dasselbe verrichtete, was, nach den Aufzeichnungen der ältesten Schriftsteller, die alten Magier vermochten.

Erklären wir alle Magie vergangener Zeit, zumal die des Altertums, für lauter Schwindel, so war Cagliostro auch nur ein Schwindler und es ist nicht nötig, sich weiter mit ihm zu beschäftigen. Nehmen wir aber an, daß es natürliche Kräfte gibt, deren Wirkungsweise übernatürlich erscheint, weil ihre Art, ihre Wechselwirkung, die Ursächlichkeit ihrer Leistungen noch ungenügend erkannt sind, so lohnt es sich, aus dem Wust des Truges das Thatsächliche zu sondern, und auf ihre „natürliche Übernatürlichkeit" zu prüfen.

Die Weissagung war von jeher im Schwange. Die Orakel der Priester, die Seherinnen der Altdeutschen, die Propheten Israels sagten das Kommende voraus; berichtet werden jedoch nur die Treffer, die falschen Propheten und Mißerfolge deckt das Verschweigen.

Cagliostro sagte den Fall der Bastille vorher, in die er wegen der bekannten Halsbandgeschichte gesetzt worden war. Hier mag, wie bei so vielen Weissagungs-Erfüllungen, der Zufall mit im Spiele gewesen sein. Ähnliches zeigt heute noch das Eintreffen von Wahrsagungen aus Karten und Kaffeesatz, das Gewinnen geträumter Nummern u. dergl. Die Überzahl der Fehlschläge, auf die jedoch nie oder selten aufmerksam gemacht wird, spricht ebenso wie die Zweideutigkeit der Orakelsprüche dafür, daß das Vorhersagen künftiger Ereignisse durchschnittlich von Zufälligkeiten abhängt.

Spanierin. Nach dem Gemälde von C. Becker.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Anders jedoch liegt die Sache bei dem sogenannten Fernsehen, d. h. dem Wahrnehmen gleichzeitiger Geschehnisse, die räumlich so entfernt vorgehen, daß sie der gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmung unzugänglich sind.

Als Krösus, um die Wahrhaftigkeit des delphischen Orakels zu prüfen, durch seine Gesandten fragen ließ, was er zu einer von ihm im voraus bestimmten Zeit thun werde, antwortete es zutreffend: er koche eine Schildkröte und ein Lamm in einem ungewöhnlichen ehernen Gefäße. — Apollonius von Tyana war zu Ephesus inmitten vielen Volkes. Plötzlich ließ er die Stimme wie in Furcht sinken, dann schwieg er ganz, blickte entsetzt vor sich und rief: „Stoß ihn nieder, den Tyrannen!“ Von den Bestürzten befragt, antwortete er: „Seid getrost, der Tyrann ist jetzt eben zur nämlichen Zeit getötet worden.“ In der That war in Rom selbzeitig Domitianus ermordet worden. Diese beiden Beispiele, denen viele ähnliche angehängt werden könnten, thun kund, daß das Fernsehen im Altertum als wunderbare Möglichkeit galt.

Seltsamerweise kennen die Kamschadalen, die Rothäute Nordamerikas und etliche Stämme Afrikas auch das Fernsehen. Die Medizinmänner rasen sich durch Trommelgelärm und Tanz in Verzückungsschlaf und schauen dann, was anderswo vorgeht. Von indischen Männern, die in Ostindien sahen, was zur selben Stunde in England geschah, berichteten glaubwürdige Personen. Ebenfalls sind hierher gehörig die hellsehenden Knaben, welche in einem Tropfen Tinte sahen, was weit entfernt sich ereignete, worüber Lane in seinem wertvollen Buche über Ägypten weitläufig berichtet.

Vor dem Auftreten Cagliostros war alle Welt voll von Swedenborgs Hellsehen. Im Jahre 1756 ging Swedenborg, von England kommend, um 4 Uhr Sonnabend-Nachmittag zu Gothenburg ans Land. Um 6 Uhr sagte er bestürzt: in Stockholm sei ein gefährlicher Brand ausgebrochen, nannte die Häuser, die in Asche lagen, und war um sein eigenes Haus sehr bekümmert. Um acht Uhr rief er freudig: „Gottlob, der Brand ist gelöscht, die dritte Thür von meinem Hause.“ — Stockholm liegt fünfzig Meilen von Gothenburg entfernt; am Montag meldete ein Eilbote den Brand und später stellte sich heraus, daß Swedenborg ihn auf das genaueste beschrieben hatte.

Das Hellsehen erscheint einem Kinde des Telegraphen-Zeitalters lächerlich, zum mindesten bei der Drahtüberspannung des Erdballs überflüssig; das Wunder des Fernsehens ward durch die elektrischen Wunder überholt und abgethan.

Cagliostro kannte das Fernsehen und wußte es in derselben Weise herbeizuführen, wie die indischen und ägyptischen Magier seit ältester Zeit. Als er Petersburg zum Schauplatz seiner Unternehmungen ausersehen hatte, machte er in Mitau Halt und suchte dort in hochstehenden Kreisen Empfehlungen für die Hauptstadt Rußlands zu gewinnen. Hier war es besonders Elisabeth von der Recke geb. Gräfin von Medem, die, schwärmerisch veranlagt, durch planloses Lesen mystischer Schriften aufgeregt, dem geheimnisvoll thuenden Manne größtes Vertrauen entgegenbrachte, der als Freimaurer bei ihren Verwandten brüderlichste Aufnahme fand. Cagliostro, der zunächst darauf ausging, einen ihm blind ergebenen Anhang zu schaffen, machte den Vorschlag, eine Loge d'Adoption zu stiften, in welcher die Mitglieder dieser geheimen Gesellschaft, welche mit reinem Herzen nach Wahrheit strebten, zu höherer Glückseligkeit und unbegreiflichem Wissen gelangen würden. Die Damen ergriffen den Plan mit um so größerer Lebhaftigkeit, als auch die Gräfin Cagliostro, die schöne Lorenza, die hohe Bedeutung jener Loge pries und eifrig zu werben verstand. Die Herren jedoch machten der Stiftung Schwierigkeiten, so daß an ihrer Hartnäckigkeit der ganze Plan zu scheitern drohte. Nun ging Cagliostro wirksamer vor als mit schönen Reden. Einige alchymistische Experimente erregten die Neugier der zweifelnden Herren, welche er durch das Versprechen, wichtige chemische Geheimnisse in der Loge mitzuteilen, geschickt zu steigern wußte. Die Damen aber und einige bereits ihm geneigte Männer gewann er durch folgendes magische Experiment, das er zum Beweis seiner höheren magischen Kräfte ausführte.

Zu diesem Versuche wählte er einen Knaben, in dessen linke Hand er Öl goß (das Öl der Weisheit nach Cagliostros Aussage). Dann salbte er ihm das Haupt und weihte ihn mit Sprüchen zum Seher. Als der Kleine hierbei sehr erhitzt wurde und

in Schweiß geriet, sagte Cagliostro, dies wäre ein Zeichen, daß die Geister Wohlgefallen an dem Kinde hätten. Darauf gebot er dem Knaben unaufhörlich in die gesalbte Hand zu sehen und fuhr in der Beschwörung fort.

Ohne daß das Kind es hörte, fragte nun Cagliostro Herrn von Medem (den Vater des Knaben), welche Erscheinung der Kleine haben solle. Jener bat, er möge dem Kinde seine Mutter und Schwester zeigen, damit es nicht erschrecke. Ungefähr zehn Minuten nach der Beschwörung rief das Kind, es sehe seine Mutter und Schwester.

„Was macht Ihre Schwester," fragte Cagliostro.

„Sie greift sich nach dem Herzen, als wenn ihr da etwas wehe thäte." — Nach einer Weile rief der Kleine: „Jetzt küßt meine Schwester meinen Bruder, der nach Hause gekommen ist."

Die letzte Aussage wurde mit Unglauben entgegengenommen, da der Bruder verreist war und nicht erwartet wurde. Man fuhr gleich nach der Beschwörung nach dem Hause von Medems, wo der soeben eingetroffene Bruder mit Erstaunen begrüßt wurde. Nicht minder wunderten sie sich, als sie hörten, daß der Schwester in der That nicht wohl gewesen sei. Jetzt betrieben die Herren selbst die Stiftung der Loge d'Adoption mit Eifer und Cagliostro schwamm in seinem Fahrwasser. Er hatte Gläubige gefunden.

Wer den magischen Versuch mit dem Knaben nicht als Schwindel verwirft, sondern aufmerksam durchgeht, sieht, daß es sich hier um Hypnotismus handelt, der bis zum Hellsehen gesteigert ist. Das Handauflegen und das „Beschwören" (d. i. das durch einförmiges Anreden Gefangennehmen der Aufmerksamkeit) sind gute Mittel zur Einleitung der Hypnose. Der fieberhafte Zustand des Kindes läßt erkennen, daß der zarte Organismus auf das heftigste beeinflußt wurde, daß sich die angestrengte Thätigkeit des Beschwörers in dem Verhalten des Kindes widerspiegelnd kund gab. Die Steigerung der Hypnose zum Hellsehen geschah durch das Anstarren der durch Öl glänzend gemachten Hand. Wie bekannt, ist Anstarrenlassen eines Glasknopfes das Mittel, welches Hansen bei seinen Vorstellungen zur Erzeugung der Hypnose anwandte.

Das magische Experiment Cagliostros stellt sich uns jetzt als ein hypnotisches dar. Wenn auch die hypnotischen Zustände heute noch der befriedigenden wissenschaftlichen Erklärung entbehren, so sehen jedoch weder Ärzte noch Laien Unnatürliches oder Übernatürliches darin. Sehr bemerkenswert ist, daß nicht nur die ägyptischen Magier ebenfalls Knaben nahmen, die sie auf einen in die Hand gegossenen Tropfen Tinte blicken ließen, um „die Augen für die Ferne zu öffnen," sondern daß vor Jahrhunderten in Deutschland in gleicher Weise gezaubert wurde. Aus Dr. Hartliebs „Buch aller verboten Künste ungelaubens und der Zauberei geschrieben 1455" erfahren wir, wie der Zauberer Wasser in ein Glas thut, ein „rain Kind" davor setzt, ihm unbekannte Worte in die Ohren spricht, die das Kind nachspricht (hypnotische Echosprache), dann fragt, was es sehe, den Schatz, Diebstahl oder „sunst wonach er will." Es heißt diese Kunst ydromancia. — Bei der „pyromancia" nehmen etlich maister der Kunst ain rains Kind und setzen das in ir (ihren) schoß und heben dann sein Hand uff und lassen das in *seinen nagel* sehen und beschwören das Kind ꝛc. Andere nehmen „öl und ruß von ainer pfannen und salben auch ein rains Kind die Hand und machen's sehr glänzend und heben die Hand an die Sunnen und lassen das Kind darin sehen und fragen. — Andere lassen es in einen Spiegel sehen oder auf „ainem schönen glanzen pulierten Swert;" auch ist es geschehen, daß etlich priester uf sölich (solche) Visiones so gar verhaft (versessen) waren, daß sie die hailigen patenas, daruf man Gott in der meß wandelt, namen, die ließen die Kind darinnen sehen und hetten glauben, daß allein die hailigen Engel darin erscheinen möchten und kein tewfel."

Man erkennt aus diesen Anführungen, wie uralt und wie weltverbreitet das magische Schauen „beschworener" Kinder ist, d. h. mit anderen Worten das Hypnotisieren unbefangener Kinder zum Zwecke des Hellsehens. Cagliostro verfuhr also nicht anders, als ihm durch Überlieferung gelehrt worden war.

Nun aber gelingen derartige Experimente nicht immer und dann greift der Magier, um seinen Ruf zu retten, zum Trug. Cagliostro verstand trefflich zu schwindeln.

Damit bei späteren Gelegenheiten der im Nebenzimmer befindliche Knabe die Antworten gäbe, welche der Geisterbeschwörer wünschte, hatte Cagliostro auf ein Blatt Papier hübsch koloriert aufgezeichnet, was der Knabe sehen sollte. Sein Zeichnentalent kam ihm dabei zu Hilfe. Fragte er: „Was siehst du?“ so antwortete der Knabe: „Einen Mann,“ wenn die erste Figur auf dem Blatte einen Mann darstellte. Heischte er weiter: „Wie ist er gekleidet,“ so sagte das Kind aus dem Nebenzimmer heraus: „Er hat einen roten Rock an, oder blauen,“ je nach Cagliostros Farbengebung. — Die Gläubigen vernahmen mit andächtigem Schauder die Aussprüche des Kindes und hörten auch, wie die Engel es küßten. Es waren aber keine Engel dagewesen, sondern der Knabe hatte, wie er später gestand, nach Cagliostros Anleitung seine eigene Hand küssen müssen, daß es nur so schallte.

Die Männer der Wissenschaft — es gibt deren bereits eine Anzahl — welche sich mit den Erscheinungen der Hypnose beschäftigen, wissen, daß man einem Hypnotisierten Träume einreden kann. Cagliostro versuchte auch in solcher Weise Frau von der Recke zu beeinflussen. „Ich will,“ so sagte er zu ihr, „um Sie schneller zur heiligen Mystik zu führen, womöglich Ihnen diese Nacht durch einen magischen Traum mit dem Geiste Ihres verstorbenen Bruders eine wichtige Unterredung darüber zu verschaffen suchen. Nur müssen Sie, indem Sie schlafen, den Vorsatz fassen, sobald Ihr Bruder Ihnen im Traume erscheint, mit ihm über Magie zu sprechen.“ — Frau von der Recke schlief jedoch die Nacht gar nicht und träumte auch in den nächsten Nächten nicht. Wohl aber ward sie aus Aufregung siech und leidend.

Hieraus ergibt sich, daß Cagliostro in der Magie nur ein Dilettant war und daß die Ärzte von heute, welche mit der Hypnose vertraut sind, ihn weit übertreffen. Diese würden die Einredung des Traumes erst dann vornehmen, nachdem es ihnen gelungen, die Hypnose regelrecht einzuleiten und würden bei einer so hingebenden Persönlichkeit sicheren Erfolg gehabt haben.

Wenn man den Berichten Glauben schenken darf — es ist, wie bemerkt, schwierig, die Wahrheitskörnchen aus der Spreu des Truges zu sondern — so hatte Cagliostro in Paris mit seinen Einredungen mehr Glück als in Mitau, denn der Kardinal Rohan soll ihm die Beschwörung von Geistern schriftlich und vor Zeugen bestätigt haben. Kardinal Rohan behauptete sogar, mit der Kleopatra zur Nacht gespeist zu haben. Entweder ist nun die Zusammenkunft zwischen Rohan und Kleopatra ein plumper Schwindel, an der kein Wort wahr, oder eine durch Cagliostro hervorgerufene Wahnvorstellung, an die der Kardinal so fest glaubte, daß er sie für Wirklichkeit hielt.

Die magische Operation mit dem Knaben, der Versuch der Traumeinredung — beide durch die Bekenntnisse der Frau von der Recke verbürgt — lassen schließen, daß Cagliostro sich der hypnotischen Suggestion bediente und der Kardinal, der wüste Lebemann, ein brauchbares Medium war. Auch Voltaire, Diderot und andere berühmte Verstorbene sollen die Tischgenossen Sr. Eminenz gewesen sein; das Gerücht von diesen Totenmahlen drang sogar bis zur Kaiserin Katharina, die durch selbstverfaßte satirische Theaterstücke zu Cagliostros Fall ungemein viel beitrug. Was früher die Unglaubwürdigkeit dieser Totenbeschwörungen zu bestätigen schien, ihre Ungereimtheit, läßt sie uns jetzt in einem ganz anderen Lichte erblicken, denn gerade dies scheinbar Unmögliche wird in der Hypnose möglich, wie aus folgendem Beispiele ersichtlich.

Professor Beaunis hatte ein Fräulein M. H. hypnotisiert und redete ihr ein, sie werde nach dem Erwachen in der Ecke des Zimmers einen Bischof stehen sehen. Da sie nach dem Erwachen nicht nach der Ecke hinsieht, sagt man ihr: „Sehen Sie doch nach jener Ecke.“ Ihre Augen nehmen den Ausdruck an, als wenn sie sich Mühe gäbe, etwas Undeutliches zu erkennen.

„Was sehen Sie dort?“

„Ich weiß nicht recht, jemanden.“

„Wie ist er gekleidet?“

„Er hat ein goldverziertes Kleid.“

„Wer ist das?“

„Er trägt eine Mitra; ah, das ist ein Bischof.“

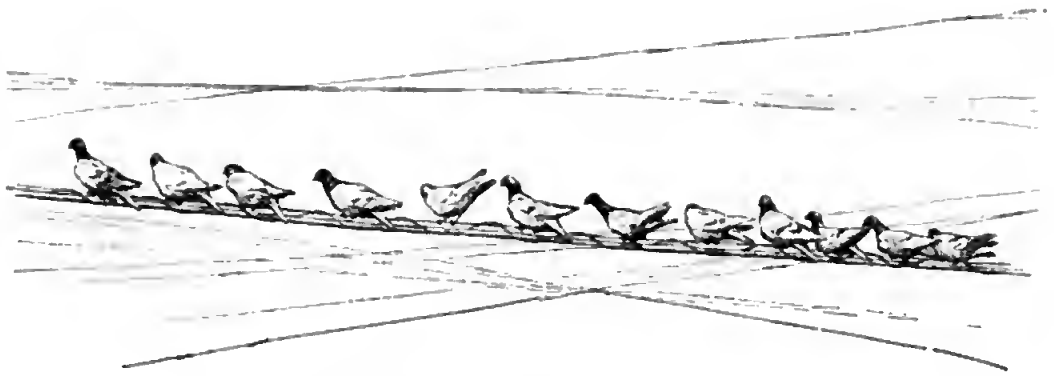
Dieser auf der Universität zu Nancy angestellte Versuch gibt den Schlüssel für den angeblichen Verkehr des Kardinals Rohan mit den Geistern Abgeschiedener. So gut wie Professor Beaunis der Dame einen Bischof einreden konnte, den sie mit wachen

Augen sah, obgleich er nicht vorhanden war, ebenso gut konnte Cagliostro dem Kardinal eine Kleopatra einreden, zumal die Beschwörungen unter vielerlei bethörendem Nebenwerk vollzogen wurden. Daß der Kardinal unter hypnotischem Einflusse stand, geht aus der Bemerkung hervor, daß er Cagliostro oft knieend und händeküssend verehrte. Es ist eine Thatsache, daß Hypnotisierte zu ihren Hypnotiseuren außerordentliche Zuneigung fassen.

Was schließlich die Wunderkuren Cagliostros betrifft, so sei darauf hingewiesen, daß er zu einer Zeit auftrat, in der Mesmer und Gaßner mit ihren Heilungen den Glauben an übernatürliche Heilkräfte erweckt hatten. Die sogenannte Suggestivtherapie — die hypnotische Heilmethode — geht von der Annahme aus, daß manche Krankheiten lediglich dadurch geheilt oder gebessert werden können, daß der Kranke an den Eintritt der Besserung glaubt, daß er auf die Heilung fest vertraut und dieser Gedanke in ihm Wurzel fasse. Wenn nun Heilmethoden, Heilmänner, Wunderärzte auftauchen, entsteht in den Völkern eine Schwärmerei für dies Neue, Unerlebte, und es geschehen Wunder und Zeichen. Legt sich die Aufregung, schwindet der Fanatismus, dann bekehrt sich alles wieder zu der medizinischen Wissenschaft, die ruhig vorwärtsstrebend, langsam prüfend, das Beste nimmt, von welcher Seite es geboten wird. So auch findet die hypnotische Heilbehandlung, die seit Jahrtausenden allerdings von den Magiern laienhaft, teils zu gutem Brauch, teils zu Mißbrauch ausgeübt wurde, allmählich mehr Boden bei den Männern der exakten Wissenschaft und wo der Glaube an ihre Kraft Bestand hat, erlangt sie merkwürdige Resultate. Die Anwendung der Hypnose als Betäubungsmittel bei chirurgischen Operationen fand in Indien statt, wo die Bevölkerung, von jeher an magische Dinge gewöhnt, besonders leicht hypnotisierbar ist. Der englische Arzt Esdaile führte bis 1852 über 300 derartige Operationen aus. Im Jahre 1847 wurde das Chloroform entdeckt, das die Anwendung der Hypnose zu diesem Zwecke alsbald verdrängte.

Wie es dem sogenannten Grafen Cagliostro möglich ward, sich lange Jahre als weltberühmter angesehener Mann, Wunderthäter, Magier, Schwindler und Betrüger zu halten, das erklärt die Zeit, in der er auftrat, wie sie zum Eingang dieser Abhandlung kurz geschildert wurde; welcher Art seine Wunder waren, das erschließt uns der erst seit einigen Jahren von wissenschaftlicher Seite in Obhut genommene Hypnotismus. Trennen wir alles auf hypnotischer Grundlage Beruhende aus Cagliostros Treiben, so erhalten wir den wahren Kern seiner Magie, was übrig bleibt, der bei weitem größere Teil, ist böser Trug und Abenteuerei, die Frucht seiner Rücksichtslosigkeit und Frechheit.

Es ist zu erwarten, daß das Magische im Leben des einzelnen und der Völker nach und nach auf natürliche Bedingungen zurückgeführt, daß das scheinbar Übernatürliche als irdisch Mögliches enthüllt wird. Schon jetzt erschließt das Wenige, was man über hypnotische Vorgänge weiß, einen großen Teil des Zauber- und Hexenwesens, das uns, den Kindern einer aufgeklärteren Zeit, wie ein Rätsel erscheint. Auch dies wird sich einst lösen lassen wie die Wunder Cagliostros.



Die Brieftauben.

Von **Chriſtian Schwarzkopf.**

(Abdruck verboten.)

Es war im September des großen Jahres 1870, als das für unmöglich Gehaltene geſchah: die Weltſtadt Paris war von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeſchnitten. Auch der geheimſte Telegraphendraht war entdeckt und zerſchnitten worden; auch den verwegenſten Geſellen gelang es nicht mehr, ſich durch die feindlichen Linien durchzuſchleichen. Die Lage erſchien unerträglich. Da verfiel der Generalpoſtmeiſter auf die Idee, ſich durch Vermittelung der Luftſchiffahrt mit dem übrigen Frankreich in Verbindung zu ſetzen. Am 23. September erhob ſich der erſte Ballon mit einer großen Anzahl Depeſchen und war bald den Blicken der jubelnden Zuſchauer entſchwunden. Es ließ ſich annehmen, daß er ungefährdet über die deutſchen Truppen hinwegflog, aber mit Sicherheit feſtſtellen ließ ſich das nicht. Man konnte wohl Depeſchen verſenden, aber man konnte keine erhalten.

Da ließ ſich ein in Paris lebender Belgier, ein Herr van Roſebecke, bei dem General Trochu melden und ſchlug ihm vor, den Ballons künftig Brieftauben mitzugeben. Durch dieſe würde man mindeſtens erfahren, ob die Luftſchiffer glücklich gelandet wären.

Die Idee, Brieftauben im militäriſchen Dienſt zu verwenden, war bereits mehrfach an die mit der Verteidigung von Paris betrauten Autoritäten herangetreten. Ein Herr P. de Roo hatte ſchon am 2. September den Kriegsminiſter brieflich aufgefordert, alle in Paris gehaltenen Brieftauben aus der Stadt, alle in Lille und Roubaix vorhandenen in die Stadt zu ſchaffen. Die Herren von der Regierung, die in ihrem Leben nie von Brieftauben gehört hatten, lachten den ſeltſamen Schwärmer aus. Obgleich nach und nach noch 62 Brieftaubenbeſitzer ihre Dienſte anboten, wandte man dem Gegenſtande keine Aufmerkſamkeit zu.

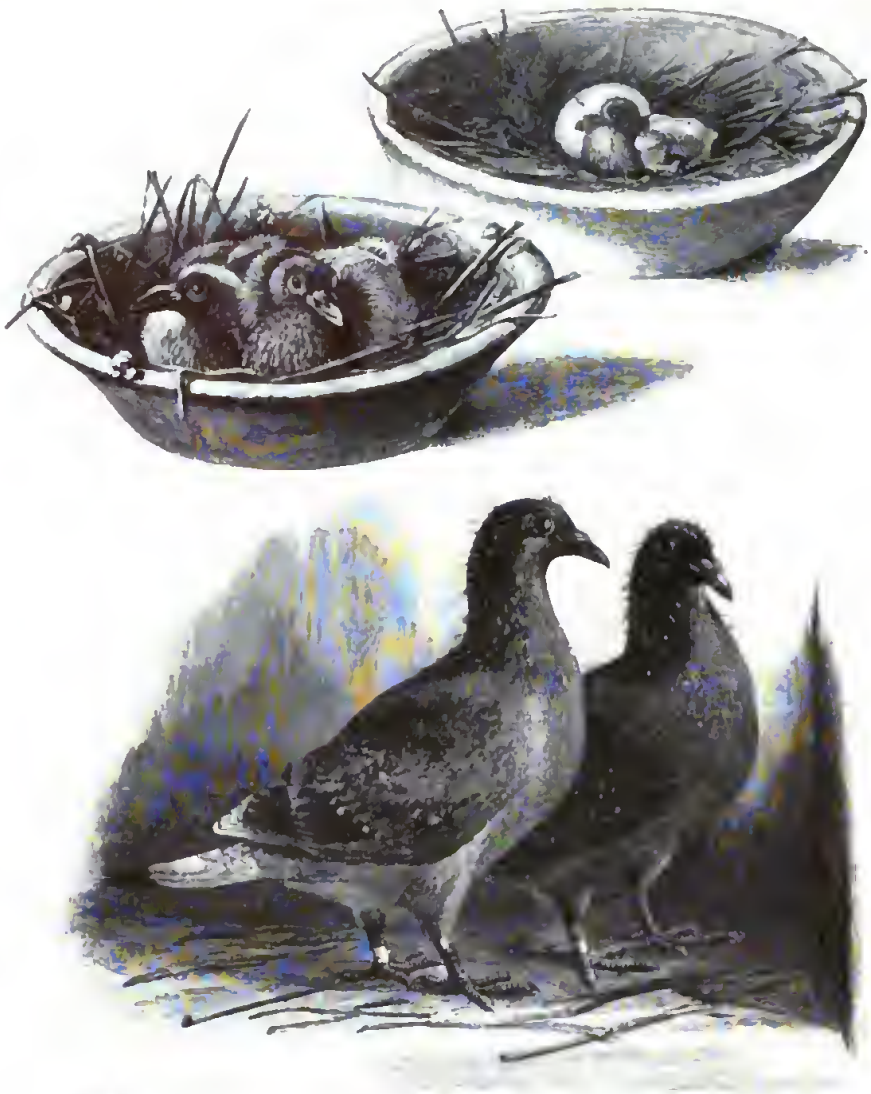
Jetzt wurde das anders. Ein am 25. September morgens 11 Uhr aufſteigender Ballon nahm drei Brieftauben mit ſich, und um 5 Uhr nachmittags wußte man durch die zurückgekehrten bereits, daß die Luftſchiffer glücklich gelandet waren.

Von nun an nahm jeder Ballon Brieftauben mit, und die durch dieſe vermittelte Poſt wurde regelmäßig organiſiert. Man ſtellte auf photographiſchem Wege mikroſkopiſch verkleinerte Depeſchen her. Auf ein Collodiumhäutchen von der Größe eines Quadratzolles photographierte man tauſende von Depeſchen. Mehrere dieſer Häutchen barg man dann in einem Gänſekiel und befeſtigte dieſen an einer Schwanzfeder der Brieftaube. Auf dieſem Wege wurden während der Belagerung von Paris durch 73 glücklich nach Paris gelangte Tauben 2 500 000 Depeſchen in die belagerte Stadt gebracht.

Der Vorgang erregte naturgemäß ungeheures Aufſehen, und die Brieftauben wurden mit einem Schlage wieder einmal volkstümlich.

Wieder einmal, denn im Grunde war dieſe allerneueſte Erſcheinung eine ſehr alte, ja eine uralte.

Gelehrte haben ausfindig gemacht, daß ſchon die alten Pharaonen die Tauben als Briefboten benutzten. Die kleinaſiatiſchen



Zehn Tage alt. Drei Wochen alt. Einen Tag alt.
Junge Brieftauben.

Griechen, die Römer der Triumvirntage machten es ebenso. Im Mittelalter hatten die Seldschucken regelmäßig organisierte, nur durch Tauben betriebene Posten. In dem Holland des großen Oraniers brachten Tauben den belagerten Festungen Kunde von dem nahenden Ersatz. Es ist ein ewiges Auf und Nieder, bald kennt man die Brieftaube, bald benutzt man sie nicht mehr.

In unserem Jahrhundert pflegte man den Verkehr durch Brieftauben eigentlich nur noch in Belgien und zwar als Liebhaberei. Wohl bedienten sich ihrer auch Frankfurter Bankiers, um möglichst schnell in den Besitz der Pariser Kursnotierungen zu gelangen, aber das geschah ganz ausnahmsweise und im tiefsten Geheimnis.

In Belgien, wo die Freude an der Taubenzucht uralt war, hatte man sich mit besonderem Eifer darauf geworfen, die Heimatsliebe dieser Tiere dem Sport zu unterwerfen. Man schickte seine Tauben aus der einen Stadt in die andere und ließ sie dort in Freiheit setzen. Bald thaten sich eine Anzahl Liebhaber zusammen, und der Wetteifer kam ins Spiel. Man wettete, man setzte Preise aus für die zuerst in den heimatlichen Schlag zurückkehrende Taube. Nun bemühte man sich, die Tauben eigens

für dieſe Wettflüge zu züchten. Man kreuzte die verſchiedenen Arten miteinander und man entdeckte bald, daß ſich die aus dem Orient ſtammende Karriertaube vorzüglich für dieſen Zweck eignete. Man kreuzte dieſe bald mit Mövchen, bald mit Tümmlern und erhielt ſo zunächſt zwei Raſſen. Eine kleinere, die Lütticher Brieftaube, und eine größere, die Antwerpener. Aus der Kreuzung dieſer beiden ging dann die heute am höchſten geſchätzte Muſterbrieftaube, die Brüſſeler, hervor.

Dieſe Taube iſt ein kurzer, ſtämmiger Vogel mit rundem Kopf, großen, von einer nackten Haut umgebenen Augen und ſehr kleinem Schnabel, über dem ſich eine weiße Naſenhaut erhebt. Die Beine ſind unbefiedert und kurz, die Flügel lang, der Schwanz iſt ſchmal. Da man dieſe Tauben nur auf ihren Orientierungsſinn und ihre Flugfähigkeit züchtet, ſo ſpielen die Farben bei ihnen keine Rolle, doch iſt es mit Rückſicht auf die Raubvögel erwünſcht, wenn ſie möglichſt dunkel oder doch verwiſcht ſind.

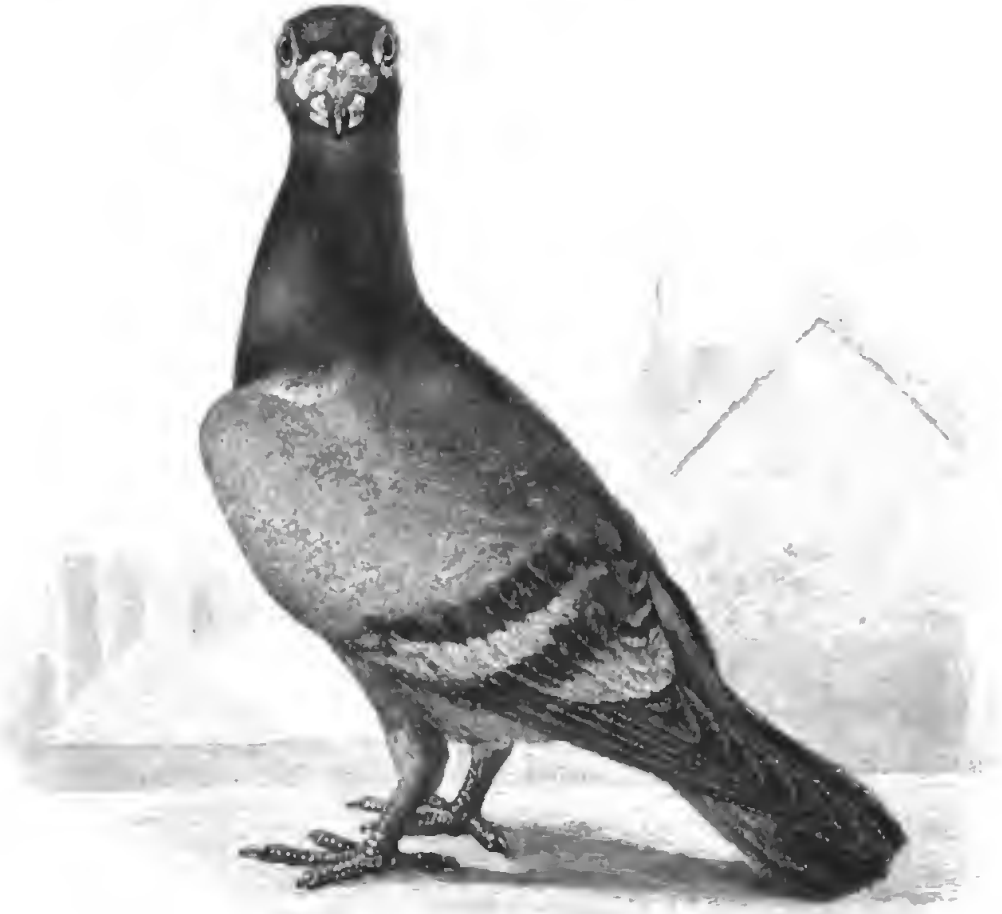
Als ſich infolge der Pariſer Vorgänge die öffentliche Aufmerkſamkeit den belgiſchen Brieftauben zuwandte, war man überraſcht zu erfahren, bis zu welcher Höhe hier die Zucht und die Dreſſur bereits gelangt war. Die Belgier verfügten über zahlreiche Tauben, die den Weg von Bordeaux, ja ſelbſt über ſolche, die den Weg von Florenz oder von Rom nach Hauſe gefunden hatten.

Die deutſche Militärverwaltung trat der Sache näher und errichtete in ihren Feſtungen eigene Taubenböden, die mit in Belgien erworbenen Tauben beſetzt und nach belgiſcher Weiſe eingerichtet wurden. Zugleich bemühte ſie ſich, die Brieftaubenzucht der Liebhaber möglichſt zu fördern, indem ſie den Vereinen der Brieftaubenzüchter Medaillen zur Verfügung ſtellte und ihnen bei der Veranſtaltung von Wettflügen hilfreich zur Seite ging.

Die Sache nahm denn auch, zumal in Rheinland und Weſtfalen, einen gewaltigen Aufſchwung und heute iſt das weſtliche Deutſchland mit einem Netz von Brieftaubenſtationen überzogen. Im Oſten iſt man freilich zurückhaltender und will ſeine altgewohnten Lieblinge keineswegs gegen die Belgier eintauſchen. Ich bekenne, daß ich perſönlich dieſe Empfindung ganz verſtehe und ſie vollauf teile. Die Brieftaubenpflege hat ja aber freilich auch ihre Freuden.

Der für Brieftauben beſtimmte Schlag braucht ſich von einem anderen Taubenſchlage nicht weſentlich zu unterſcheiden. Es kommt nur auf eine Vorrichtung am Eingange an, welche es ermöglicht, der zurückgekehrten Taube möglichſt ſchnell habhaft zu werden. Das iſt bei den Wettflügen außerordentlich wichtig, denn die Tauben werden nicht nach dem Eintreffen im heimiſchen Schlage, ſondern erſt, wenn ſie der Kommiſſion vorgewieſen wurden, preisgekrönt. Man hat ſich vielfach bemüht, Konſtatierungsapparate, d. h. ſolche Apparate zu erfinden, welche ſelbſtthätig das Eintreffen der Tauben angeben, und es ſcheint, daß die Erfindung des Herrn Karl Weiß in Straßburg in der That allen Anſprüchen entſpricht. Bis zu ihrer allgemeinen Einführung dürfte aber noch viel Waſſer den Rhein herablaufen und bis dahin muß man dafür ſorgen, daß die zurückkehrende Taube ſofort ergriffen werden kann. Es wird das am einfachſten durch die bekannten Stäbchen erreicht, welche die eintretende Taube

Kopf einer Brieftaube.



Belgische Brieftaube.

aufdrücken muß. Ist dann die innere Seite des Ausflugskäfigs geschlossen, so ist die Taube leicht zu erreichen.

Da bei Wettflügen aus großen Entfernungen die Tauben erst nach Tagen zurückzukehren vermögen, und man den Eingang zum Schlage nicht ununterbrochen beobachten kann, hat man einen elektrischen Apparat erfunden, der nur zur Zeit der Reisen eingeschaltet wird und die Ankunft jeder Taube wohin immer man will, also z. B. in ein Kontor u. s. w. durch ein mit ihm verbundenes Läutewerk meldet.

Der Brieftaubenschlag selbst also macht keine Schwierigkeiten, um so mehr aber die Beschaffung seiner Bewohner. An Angebot freilich fehlt es nicht. In den Fachzeitschriften, z. B. in der „Zeitschrift für Brieftaubenkunde“ (ich danke diesem Blatt so manche Thatsache, die weiter unten verwendet werden wird), findet man zu jeder Zeit weitgereiste Brieftauben zum Verkauf angezeigt und man kann sie zum Preise von 6—10 Mark für das Paar erstehen. Allein damit ist wenig gewonnen. Die Heimatsliebe dieser Vögel ist so groß, und ihr Gedächtnis ist so getreu, daß es äußerst schwierig ist, sie an den neuen Schlag zu gewöhnen.

Monate langes Einsperren hat gar keine Wirkung. Sobald der Schlag geöffnet wurde, zieht die Gesellschaft auf Nimmerwiedersehen ab und ruht nicht eher, als bis sie zu Grunde ging oder die alte Heimat auffand. Selbst nach halbjähriger Haft fliegt ein Teil der Tauben davon und selbst wenn sie blieben und man sie dann später zu Reisen benutzt, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie nicht in den neuen, sondern in den alten Schlag zurückkehren werden. Nehmen wir an, meine neuen Tauben seien aus Barmen bezogen und früher

Digitized by Google

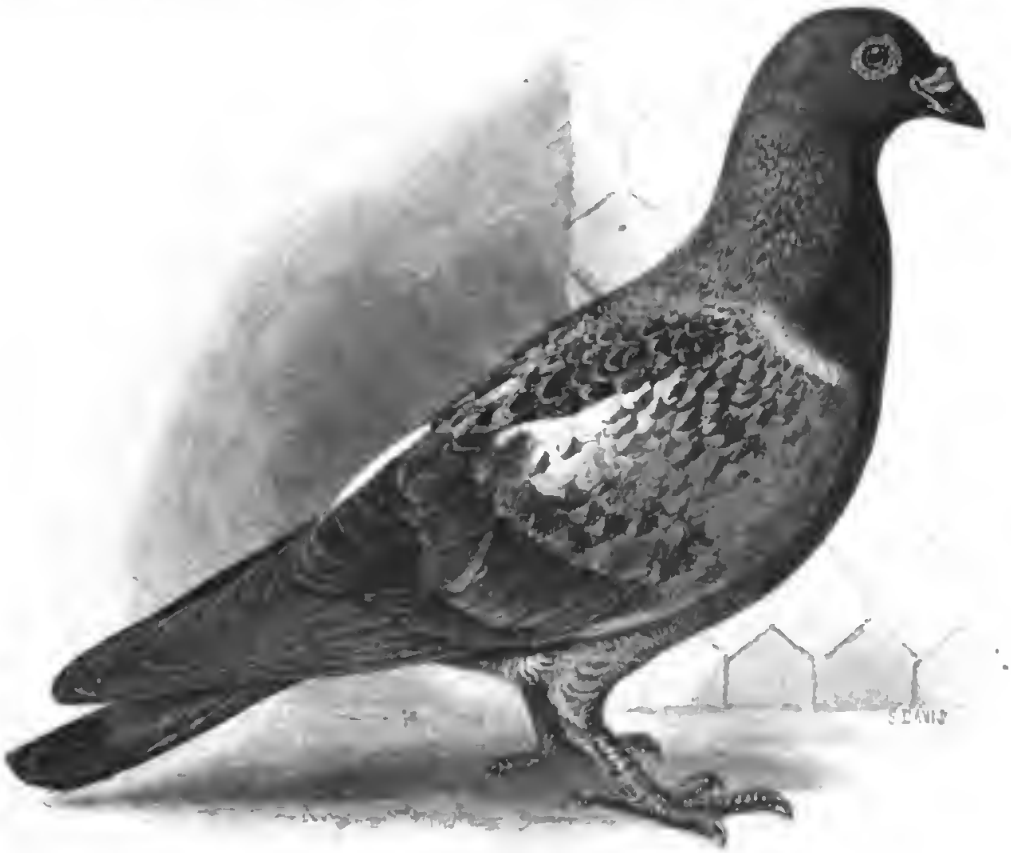
Spandau-Barmen geflogen. Es ist mir gelungen sie im Laufe eines Jahres an meinen Schlag zu gewöhnen und ich lasse sie nun Thorn-Berlin fliegen. Dann ist es ziemlich sicher, daß sie nicht in Berlin, sondern in Barmen landen werden. Bei auf die Tour Wien-Linz-Barmen trainierten Tauben ist das nicht so gewiß, es kommt aber selbst dann vor. Die Zähigkeit der Brieftaube ist eben unglaublich groß. Ein Beispiel: ein Herr in Trier kaufte im November 1890 (man achte auf die Daten!) von einem Herrn in Poesneck in Sachsen einen Täuber. Dieser wurde bis zum Juni 1891 gefangen gehalten und hatte sich scheinbar ganz an die neue Heimat gewöhnt. Im Frühling 1892 wurde er auf 25 Kilometer auf die Reise gesetzt und kehrte nicht zurück. Nach ein paar Tagen meldete sein früherer Besitzer sein Eintreffen in dem 410 Kilometer entfernten Poesneck. Der Vogel hatte nach zwei Jahren den ihm ganz unbekannten Weg in die Heimat gefunden. (Vgl. Z. f. B. Nr. 26.)

So bleibt also nichts übrig, als sich mit der Brut der neuerworbenen Tauben zu behelfen oder junge Tauben zu kaufen. Diese erreichen aber erst nach drei Jahren die volle Leistungsfähigkeit.

Man schickt ja aber immerhin auch junge Tauben schon auf die Reise.

Vor allen Dingen gilt es nun die einzelnen Tauben so zu kennzeichnen, daß Verwechselungen ausgeschlossen sind. Eine jede erhält deshalb einen Fußring, der die nötigen Daten angiebt, und man trägt sie mit diesem Kennzeichen in die Stammrolle ein. Eine solche ist bei diesem Sport ganz unentbehrlich.

Will man sich später mit seinem Taubenmaterial an weiten Wettflügen beteiligen, so ist noch eins unentbehrlich: man muß seine Vögel an das sogenannte Feldern, d. h. daran gewöhnen, daß sie sich, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, ihr Futter selbst suchen. Es wird das dadurch erreicht, daß man den Tieren in dieser Zeit nichts zu fressen giebt, so daß sie sich eben



Brieftaube mit Fußring.

Brieftaube mit gestempelten Federn.

ihren Unterhalt selbst suchen müssen. In der Regel wird nur eine Taube, die das gelernt hat, im stande sein, mehrere Tage lang nach ihrer Heimat zu suchen. Auch hat das Feldern den großen Vorzug, daß es die Taube gegen die Einflüsse der Witterung abhärtet und sie lehrt, sich vor den Raubvögeln in acht zu nehmen. Anderseits fallen nur zu viele feldernde Brieftauben befugten und unbefugten Schützen zum Opfer. Die Liebhaber können hierüber nicht genug klagen.

Sind die Tauben hinreichend erstarkt, so beginnen die Vereine — und die Zugehörigkeit zu einem Verein ist die Voraussetzung dieses Sportes — mit der Dressur. Die einzelnen Tauben werden vermittelst eines Kautschukstempels auf einem Flügel gestempelt, in Versandkörbe gethan und in benachbarte, immer weiter von der Vaterstadt entfernte Orte gebracht, um dort in Freiheit gesetzt zu werden. Der Verein Columbia in Köln veranstaltete z. B. 1891 für in diesem Jahr geborene Tauben folgende Wettflüge:

28.	Juli	Höhenberg	6 km
4.	August	Wahn	14 „
11.	„	Hennef	30 „
15.	„	Au	54 „
18.	„	Neunkirchen	75 „
22.	„	Dillenburg	95 „
29.	„	Gießen	126 „

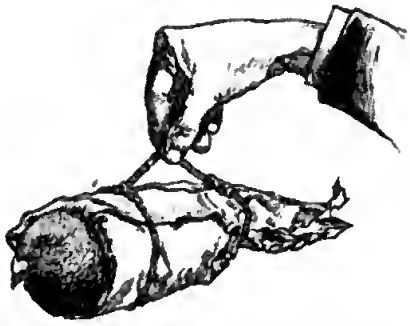
Die Columbia ist sehr vorsichtig, und in Deutschland mutet man jungen Tauben überhaupt ungern mehr als allerhöchstens 200 Kilometer zu. In anderen Ländern geht man viel rücksichtsloser vor, hat aber auch entsprechende Verluste.

Digitized by Google

„Alabama“ und „Red Damon“, die berühmteſten Brieftauben Amerikas.

Man trainiert die Taube immer nur in einer Richtung, alſo zum Beiſpiel Köln-Wien oder Köln-Straßburg, nicht aber ſo, daß man dieſelben Tauben nun auch an die Richtung Köln-Spandau gewöhnt. Nur auf dieſe Weiſe erreicht man große Reſultate.

Werden die Tauben in Freiheit geſetzt, und iſt das Wetter klar, ſo erheben ſie ſich bis zu einer Höhe von 200—300 Meter und ſchlagen dann ſchnell den Heimweg ein. Bei Nebel, der ihr ſchlimmſter Feind iſt, ſetzen ſie ſich auf die nächſten Dächer, ja ſelbſt auf die Körbe, und warten, bis die Luft klar wird. Treffen ſie in einiger Entfernung vom Auflaßort auf Nebel, ſo kommt es vor, daß ſie zu erſterem zurück-



Brieftaube, wie sie englische Reporter mitnehmen.

kehren. Doch thun das meist nur erfahrene Tauben. Bei Regen fliegen sie niedrig, ebenso bei ungünstigem Wind.

Bei alten Tauben macht man es wie bei den jungen, nur sind die Entfernungen zwischen den einzelnen Stationen hier ungleich größer. Der Flugplan der Columbia lautete z. B. für diese hinter Gießen:

Gelnhausen	175	km
Würzburg	246	„
Fürth	325	„
Obertraubling	430	„
Grieskirchen bei Linz	575	„
Wien	742	„

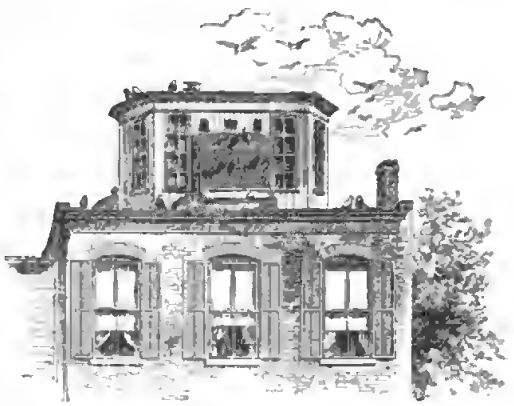
und umfaßte 13 Reisen, die in die Zeit vom 25. April bis zum 21. Juli fielen.

Im allgemeinen legt eine gute, reisegeübte Brieftaube auf nicht zu weiten Reisen über ihr bekanntes Land 800—900 Meter in der Minute zurück, doch soll es vorkommen, daß einzelne 1200, ja 1500 Meter in der Minute fliegen. Mißverständnisse dürften hier nicht ausgeschlossen sein, denn bei größeren Reisen ist ein Flug von 1000 Meter per Minute schon eine sehr gute, ein solcher von 1200 Meter eine enorme Leistung.

Wie findet nun die Brieftaube den Weg in die Heimat? Es liegt nahe, diese Frage mit: „durch das Auge" zu beantworten. Der Blick der Brieftaube ist zweifellos ein überaus scharfer, und sie beherrscht von der Vogelperspektive aus einen sehr weiten Raum. Es ist für sie sehr leicht von Höhenberg aus die Türme von Köln wahrzunehmen, und sie kann natürlich von Wahn aus Höhenberg, von Hennef aus Wahn sehen u. s. w. Wenn sie also schließlich wie oben von Gießen aus nach Köln fliegt, so dienen ihr alle früheren Aufwerfsorte gewissermaßen als Meilenzeiger.

Schwieriger wird die Sache schon, wenn es gilt von Wien nach Grieskirchen, dem nächsten bekannten Punkt, der 167 Kilometer entfernt ist, zu gelangen. Um diesen sehen zu können, müßte eine Taube sich weit über 2000 Fuß hoch befinden, was nicht vorkommt. Hier müssen wir also, falls die Taube nur auf ihr Gesicht angewiesen ist, schon annehmen, daß sie erst nach langem Kreisen sich Grieskirchen so weit nähern konnte, bis sie es als ihr bekannt erkannte. Welchen Zeitaufwand diese immer weiter gezogenen Kreise verlangen müßten, leuchtet ein. Nun ist ja die Frage vom höchsten Interesse, ob die Tauben, die auf Köln-Wien trainiert sind, wirklich über die früheren Aufwerfstationen wegfliegen. Leider läßt sich diese Frage nicht beantworten, weil die flüchtigen Segler der Lüfte sich jeder Beobachtung entziehen. Man kann sich nur an die Thatsache halten, daß eine systematische Trainierung den Tauben das Finden des Heimwegs sichtlich erleichtert. Anderseits erfolgt die Rückkehr mitunter so schnell, daß man an ein langes Suchen nach Anhaltepunkten nicht recht glauben kann. Hierher gehört ein Vorgang, dessen Schilderung ich den „Blättern für Geflügelzucht" entnehme:

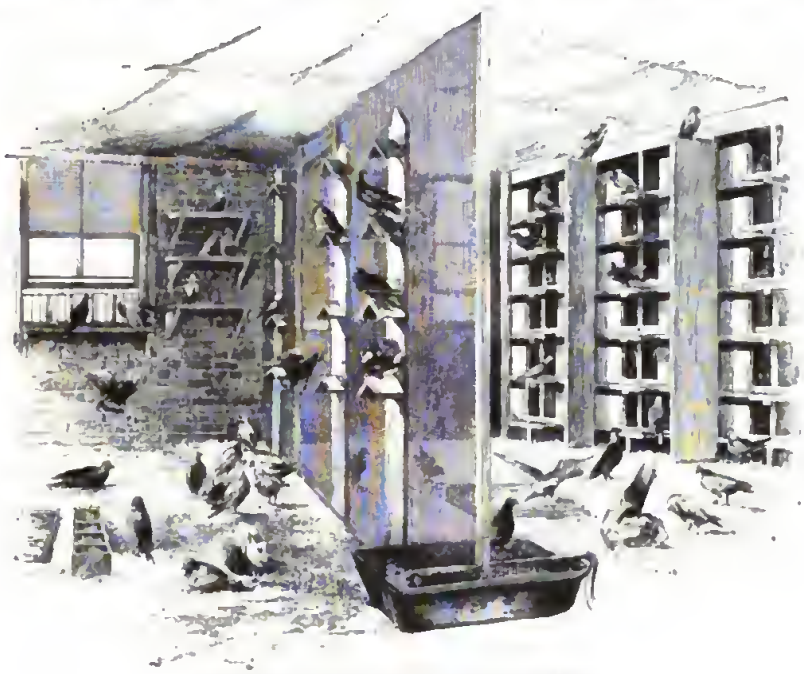
„Im Laufe des Jahres 1867 machten französische Liebhaber einen interessanten Flugversuch mit Brieftauben, um zu ergründen, ob die Behauptung auf Wahrheit oder Irrtum beruhe, daß ihre Schützlinge unfähig seien, sich inmitten zahlreicher, bewaldeter Gebirge zu orientieren. Fünfundachtzig dieser Boten der Lüfte, den besten



Ein Brieftauben-Schlag. Außenansicht.

Züchtereien von Toulouſe entſtammend, wurden aus dieſer Stadt nach der Maladetta in Spanien transportiert.

Das Wetter war ein entſetzliches: Regen, Wind und Sturm. Bei ſinkender Nacht wurde die Grenzſcheide der Pyrenäen überſchritten und man fand Unterkunft auf der Höhe des Hafens von Venasque, 2448 Meter über dem Meer. Nach dreißigſtündiger Gefangenſchaft benutzte man den erſten Moment der Ruhe, die Tauben auffliegen zu laſſen. Die Penna Blanca iſt ein breites, aus weißem Marmor gebildetes Vorgebirge, das ſtolz inmitten des Thales aufſteigt, umfen unſere Köpfe, und entfernen ſich rapiden Fluges wagerecht in weſt-ſüdweſtlicher Richtung auf eine Entfernung von etwa 150 Meter; ſenken ſich auf einmal gegen 200 Meter in die Tiefe des Thales. Während mehrerer Minuten beſchreiben ſie eine Serie von Kreiſen, deren Größe mit der aufſteigenden Bewegung, die ſich zu accentuieren beginnt, zunimmt. Von dieſem Augenblicke an iſt ihr Entſchluß gefaßt. Ihr Flug richtet ſich Nord-Nord-Oſt, wo Toulouſe liegt. Indem ſie ſich in geſchloſſenem Kreiſe erheben, paſſieren ſie wie ein Blitz vor dem Perdighero, ſtreifen die Klüfte des Port-Viel und über-



Ein Brieftauben Schlag. Innenanſicht.

geben von rieſigen Bergſpitzen. Im Süden die koloſſale granitene Kette der verwünſchten Berge; im Weſten, Oſten und Norden die zerriſſenen Kämme und gewaltigen Ausläufer der beſchneiten Hochgebirge mit Höhen von 3000 Meter.

Endlich nahmen Regen, Schnee und Hagel etwas ab, und um fünf Uhr morgens herrſchte vollkommene Stille inmitten dieſer gewaltigen Einſamkeit.

Um halb neun Uhr wurden die Käfige geöffnet; vollſtändige Stille während mehrerer Minuten. Da plötzlich entfliegen die Gefangenen zugleich. Dann erheben ſie ſich zwei bis drei Meter über den Boden, ſtreifliegen den Grenzkamm in einer Höhe von 3000 Meter, um ſchließlich gegen Frankreich zu verſchwinden.

Die Ankunft der erſten Taube im Touloufer Bureau wurde offiziell um 10 Uhr 41 Minuten vormittags konſtatiert. Die zweite und dritte Taube kamen einige Augenblicke ſpäter an. Um 11 Uhr befanden ſich bereits 43 bei einander. Um halb zwölf Uhr langte die achtundfünfzigſte an, und um 12 Uhr waren ſämtliche zurückgekehrt.

In der Luftlinie beträgt die Diſtanz 160 Kilometer; wenn man aber die zahlreichen Rundtouren beim Aufflug mitrechnet, darf man dieſe Diſtanz kühn auf 200 Kilo-

Digitized by Google

meter schätzen, wovon 113 auf die Stunde bei den zuerst ankommenden entfallen."

Ferner haben oft genug Tauben den Rückweg in die Heimat gefunden, die in dieser Richtung nicht trainiert waren. Endlich fanden die Tauben häufig durch Regen und Nebel ihren Weg.

Unter diesen Umständen ist es sehr natürlich, daß man bei den Brieftauben einen eigenen Orientierungssinn angenommen hat, wie er ja den Zugvögeln zweifellos eigen ist. Ein großer Teil unserer kleinen Sänger wandert in stockfinsterer Nacht, die Vögelchen sind also völlig außer stande, den Weg, den sie zurücklegten, ihrem Gedächtnis einzuprägen. Trotzdem finden sie ihn im nächsten Frühling mit untrüglicher Sicherheit über Sahara und Mittelmeer hinweg bis in das deutsche Gärtchen, in dem ihre Wiege stand. Von der Beschaffenheit dieses Orientierungssinnes können wir uns ja gar keine Vorstellung machen, daß er aber vorhanden ist, muß durchaus angenommen werden. Vergegenwärtigen wir uns nun, daß unsere Brieftauben sehr flugkräftige Vögel sind, die man seit einem halben Jahrhundert nur nach dem Gesichtspunkt züchtet, daß ihr Orientierungsvermögen möglichst hoch entwickelt sei, so wird es uns nicht unmöglich erscheinen, daß dieser angeborene geheimnisvolle Orientierungssinn sich allmählich in ihnen zu entwickeln beginnt. Wir hätten uns dann die Sache so zu denken, daß die meisten Brieftauben sich wesentlich nach dem Auge richten, daß aber hervorragend begabte Exemplare bereits über einen Reiseinstinkt verfügen, der sie auch über ganz fremde Landschaften sicher in die Heimat führt. Mancherlei Beobachtungen lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß dieser Orientierungssinn bei den Brieftauben wie bei den Zugvögeln mit gewissen Luftströmungen, die den Vögeln unbewußt Anhaltspunkte gewähren, zusammenhängen. So glaubt man wahrgenommen zu haben, daß die Brieftauben sich am leichtesten in der Richtung Südwest zu Nordost, resp. Südost zu Nordwest zurechtfinden, während Flüge in der Richtung Ost zu West oder umgekehrt stets mit verhältnismäßig großen Verlusten verbunden sind.

Diese Fragen sind aber bis jetzt noch durchaus unaufgeklärt und es wird noch vieler Arbeit und der Aufwendung großer Geldmittel bedürfen, bis in das Dunkel des Zugproblems auch nur die ersten Lichtstrahlen fallen werden.

Ich lasse jetzt noch einige Berichte über Wettfliegen folgen, damit die Leser sich von dem Verlauf dieser Veranstaltungen ein deutliches Bild machen können.

Zu Beginn der Flugsaison macht der betreffende Verein zunächst, wie oben die Columbia, sein Reiseprogramm bekannt. Es wird ferner mitgeteilt, wo und wann die für den Wettflug bestimmten Tauben einzuliefern sind, sowie zu welcher Stunde die Vögel am Auffluggorte in Freiheit gesetzt werden sollen. Letzteres geschieht meist um halb sechs Uhr morgens. Bei schlechtem Wetter behält man die Tauben zurück und giebt dem Verein hiervon durch den Telegraphen Nachricht. Die Besitzer wissen also genau, wann ihre kleinen Pfleglinge ihre Reise antreten und wann ungefähr die ersten zurückkehrenden zu erwarten sind. Nach letzterem Punkte richtet sich auch das Richterkollegium mit seinen Sitzungen.

Die Zahl der versandten Vögel ist außerordentlich verschieden, doch schmilzt sie in der Regel mit der größeren Entfernung des Auffluggortes immer mehr ein. Von Belgien aus sollen für den Sonntag ganze Züge voll Brieftauben nach Paris gehen, um dort in Freiheit gesetzt zu werden. Bei uns hält sich der Sport noch in bescheidenen Grenzen, doch thun sich im Rheinland auch schon eine ganze Anzahl Vereine aus verschiedenen Städten zu Wettflügen zusammen. So unternahmen z. B. am 13. Juli 1891 unter Leitung der Columbia in Köln 22 Vereine aus verschiedenen Städten resp. Orten einen Wettflug Grieskirchen-Köln (577—586 Kilometer). Es waren beteiligt 747 Tauben, die um 5 Uhr 30 Minuten morgens in Freiheit gesetzt wurden. Die erste Taube war bereits um 3 Uhr 11 Minuten in Köln. Sie hatte 577 Kilometer mit einer Geschwindigkeit von 993 Meter in der Minute zurückgelegt. Selbst die fünfundsiebzigste Taube hatte 832 Meter in der Minute genommen.

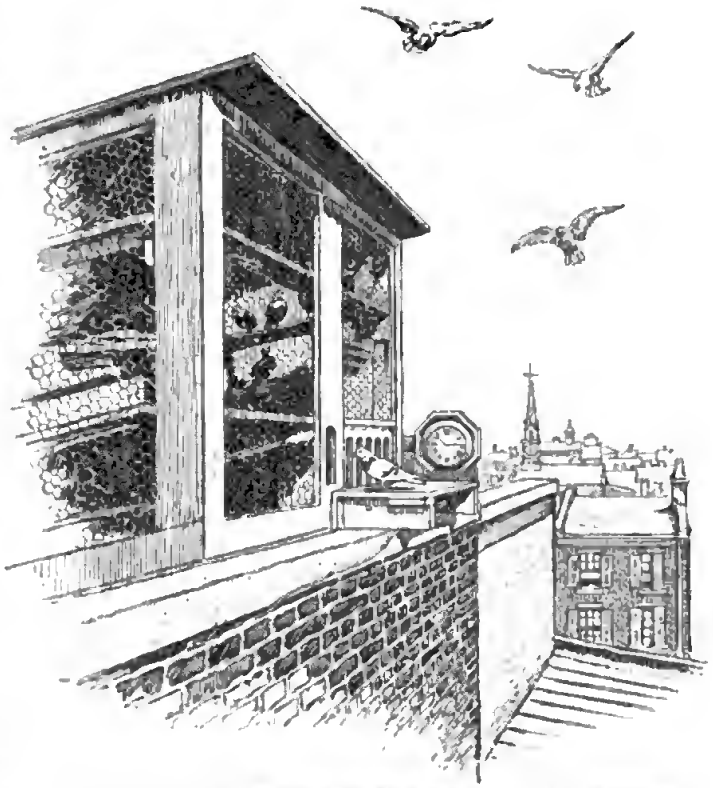
Am 26. Juli beteiligten sich 24 Vereine mit 629 Tauben an dem Wettfluge Wien-Köln. Die Vögel wurden um 4 Uhr 45 Minuten in Freiheit gesetzt und die erste Taube traf morgens 5 Uhr 19 Mi-

Digitized by Google

nuten am 27. ein. Sie hatte 736 Kilometer mit der Geschwindigkeit pro Minute von 501 Meter durchflogen. Die sechsundfünfzigste Taube hatte nur 154 Meter in der Minute genommen. Die Tauben hatten in Bayern furchtbare Gewitter erlebt.

Vergleichen wir damit die entsprechenden Wettflüge des Jahres 1892. Am 10. Juli ließen 21 Vereine 916 Tauben von Grieskirchen fliegen, die um 4 Uhr 35 Minuten aufgelassen wurden. Die erste Taube legte 1019 Meter in der Minute zurück. Die dreiundfünfzigste 771 Meter.

Am 24. Juli wurden in St. Pölten bei Wien um 4 Uhr 20 Minuten morgens 628 Tauben, die 22 Vereine gestellt hatten, in Freiheit gesetzt. Die erste Taube war um 5 Uhr 24 Minuten in Köln mit 877 Meter pro Minute. Die neunundfünfzigste traf mit 432 Meter pro Minute ein.



Brieftauben-Schlag. Ein Flugkäfig mit Konstatierungs- und Meldeapparat.

Da der moderne Brieftaubensport seine erste Anregung durch die Belagerung von Paris erhielt, so ist es erklärlich, daß ihm immer etwas von diesem Ursprung anhaftet. Seine Freunde wollen ihn durchaus aus der Sphäre eines harmlosen Privatvergnügens in die einer Staatsaktion umsetzen.

Der Staat seinerseits begünstigt diese Tendenz. So hat z. B. Preußen den Vereinen der Brieftaubenzüchter im Jahre 1891 120 silberne und 175 bronzene Medaillen bewilligt. Ihn interessieren diese Bestrebungen insofern, als sie ihn in den Stand setzen, im Kriegsfall seine Festungen mit zahlreichen, gut trainierten Brieftauben zu versehen. Sollen diese aber ihrer Aufgabe gewachsen sein, so müssen sie ihre Heimat auch finden können, nachdem sie lange Zeit eingesperrt waren. Infolgedessen nimmt man auch im Frieden auf den Festungen Vereinstauben in Verwahrung, hält sie eine gewisse Zeit gefangen und setzt sie dann in Freiheit. So wurden z. B. am 13. Juli 1891 um 5 Uhr 50 Minuten in Posen 50 aus Pösneck in Sachsen stammende Tauben, die 30 Tage interniert gewesen waren, aufgelassen. Sie hatten 424 Kilometer zu fliegen. Die erste Taube traf um 12 Uhr 10 Minuten in der Heimat ein und ihr folgten im Laufe desselben Tages noch 16 Stück. Am folgenden Tage trafen noch 9 Stück ein. Nach 8 Tagen waren 44 Stück zurückgekehrt. Sechs Tauben blieben aus.

Dieses Resultat muß als ein sehr günstiges bezeichnet werden und erklärt sich daraus, daß die Pösnecker Liebhaber über ein ausgezeichnetes Material verfügen.

Bei einem Preisfliegen nach dreißigtägiger Internierung Magdeburg-Bochum (328 Kilometer) wurden am 16. August 1891 morgens 6 Uhr 30 Minuten 44 Tauben aufgelassen. Von diesen trafen infolge ungünstiger Witterung am ersten Tage nur 6 Tauben, am zweiten nur noch 11 ein.

Die Belgier schicken ihre Tauben bis nach Spanien und Corsica. Aus letzterem kehrte eine Taube in 27 Stunden nach

Digitized by Google

Auflassen von Brieftauben.

Verviers zurück. Auch die Amerikaner, bei denen wie bei den Engländern die Brieftauben vielfach im Dienste der Presse verwendet werden (vergl. unsere Abbildung), lassen ihre Tauben auf enorme Strecken fliegen bis zu 1800 Kilometer, doch sind solche Flüge natürlich immer mit ungeheuren Verlusten verbunden.

Diese Verluste sind es, die den Brieftaubensport zu einem sehr kostspieligen Vergnügen machen. Sie sind zum teil unvermeidlich, denn es haben eben nicht alle Brieftauben hinreichenden Orientierungssinn, um den ihnen gestellten Aufgaben gewachsen zu sein. Andere fallen wieder den Raubvögeln zur Beute.

Am gefährlichsten aber sind den Tauben die Schützen, die jede ihnen erreichbare Taube niederknallen, und die Taubendiebe, die in ihren Schlag geratende fremde Tauben abschlachten oder ihrem Stamm einzuverleiben suchen. Diesen Feinden könnte und sollte die Gesetzgebung, die jetzt in dieser Beziehung nicht auszureichen scheint, das Handwerk legen.

Durch solche Verluste war z. B. der Verein Pfeil in Cleve im vorigen Jahr in eine solche Notlage geraten, daß sein Vorstand sich in einer öffentlichen Erklärung an die anderen Brieftaubenzüchtervereine mit der Bitte wenden mußte, ihm durch Zuweisung junger Tauben oder durch Überlassung solcher zu billigsten Preisen zu Hilfe zu kommen. Die Bitte wurde vom Vorstande des Verbandes deutscher Brieftaubenliebhabervereine auf das wärmste unterstützt.

Digitized by Google

Aber mit den Verluſten, zu denen ſich auch ſolche geſellen, die durch Krankheiten entſtehen, iſt die Sache ja noch nicht abgethan. Auch die Wettflüge koſten viel Geld. Der ganze Sport aber, kompliziert wie er iſt, koſtet auch viel Zeit.

Ob nun dieſer private Brieftaubenſport ſich im Fall eines Krieges wirklich als ſo nützlich erweiſen würde, wie man allgemein annimmt, ſtelle ich dahin. Ich hoffe zunächſt, daß dieſer Krieg wiederum nach guter preußiſch-deutſcher Art im Geiſte kühner Initiative, mithin in Feindesland geführt werden wird, wo dann ſelbſt die Feſtungsbrieftauben ihre Bohnen in ungeſtörter Ruhe verzehren könnten. Sollte es aber wirklich einmal dahin kommen, daß die lebenden Mauern, die unſer Vaterland ſchützen, durchbrochen würden und daß unſere Hoffnung auf unſeren Feſtungen ruhte, ſo würde ich meinesteils mich doch in erſter Reihe auf die Bevölkerung der militäriſchen Taubenböden verlaſſen. Dieſe werden ja auch fleißig trainiert und wahrſcheinlich doch weit ſyſtematiſcher als die Privattauben. Trotzdem rufe ich den Beſitzern der letzteren für ihre Beſtrebungen gern das unter ihnen nach bekannter Analogie übliche: „Gut Flug“ zu.

Wie lockte mich's vor Jahren ...

Von

Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

Wie lockte mich's vor Jahren
In alle Land' zu fahren,
Nur weit, nur weit von Haus.
Jetzt will mir's nicht genügen,
Jetzt hieß es erſt Vergnügen,
Könnt' ich aus meiner Haut heraus!

Das Schlänglein, ohn' Beſchwerden,
Thut es zu eng ihm werden,
Streift ab das alte Kleid.
Wir aber, wir ſchleifen die ſchwere, —
Von Staub und Thränen ſchwere —
Die Schleppe der Vergangenheit.

Neues vom Büchertisch.

von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Erinnerungen, Biographisches, Briefe und Tagebücher.)

In dem letzterschienenen starken dritten Bande seiner „Erinnerungen“ (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel) gelangt Felix Dahn glücklich bis zum Jahre 1863, und wenn der berühmte Dichter in gleicher Ausführlichkeit fortfährt, ist alle Aussicht vorhanden, daß das Werk sich auf wenigstens zwanzig Bände und zu einem stattlichen Schmuck des Bücherschrankes auswächst. Auch die Teilnahme der Leserwelt wird ihm sicher bis zu seinem Abschluß erhalten bleiben, — läßt es doch Dahn in keinem der bisher erschienenen Bände an Überraschungen fehlen. Zwar die Zeit der Liebesepisoden — der spielenden wenigstens — scheint endgültig vorüber zu sein; Dahn präsentiert sich uns im dritten Bande als Ehemann, und wir können daher annehmen, daß die Tändeleien ein Ende haben. Diejenigen Leser, welche ihn bisher immer von seiner „lieben Frau“ haben schwärmen hören, werden überrascht sein von dem Tone dumpfer Schwermut, in dem Felix Dahn im dritten Bande von der ersten Zeit seiner Ehe spricht, und von den verwischten Zügen, in denen er das Bild der, — wie wenigstens diejenigen Leser glauben müssen, denen Felix Dahns persönliche Verhältnisse bisher unbekannt geblieben sind — geliebten Frau zeichnet. Dahn hat, wie mir scheint, unzeitig einen Punkt gemacht, vielleicht in der Voraussetzung, daß die Thatsache seiner unglücklichen ersten Ehe und der Trennung derselben eine allgemein bekannte sei und daß es niemandem in den Sinn kommen könne, seine „liebe Frau Therese“ und seine erste Gattin miteinander zu identifizieren. Wie ich mich überzeugt habe, sind Dahns Lebensschicksale nicht ganz so bekannt wie seine Dichtungen, und ich glaube mir daher erlauben zu dürfen, diese Thatsache zu erwähnen, noch bevor Felix Dahn es an der Zeit hält, den Schleier des scheinbaren Geheimnisses zu lüften; nicht um dem Dichter vorzugreifen oder in die Schilderung der persönlichsten Vorgänge, wie er sie darstellt, ein neues Licht zu werfen, sondern um denjenigen Lesern, die sich in dem scheinbaren Widerspruch der Thatsachen nicht zurechtfinden können, schon jetzt eine Erklärung zu geben. In dem nächsten oder wenigstens einem der nächsten Bände wird ja auch Felix Dahn über die Thatsache selbst berichten, — die Stimmung, aus der sie resultierte, ist wohl in diesem Bande schon vorbereitend angeschlagen. Sie läßt sich zwar nicht in Einklang bringen mit dem, was Dahn in demselben Bande über seine Weltanschauung sagt, — daß sie keine pessimistische, sondern eine „heroische“ sei und schon frühzeitig geworden sei; aber warum sollte man deshalb glauben, daß Dahns Offenherzigkeit plötzlich ein Ende habe und daß er absichtlich die Ursachen des unglücklichen Ausganges seiner ersten Ehe zu verschleiern suche. Stimmungen haben häufig nichts mit der Weltanschauung zu thun: ein schlechter Magen kann den schönsten Heroismus zum Teufel jagen. Und offenbar ist die Magenfrage dem ersten wirklichen Liebesglück des Dichters gefährlich geworden, wenn auch seine bürgerliche Wohlanständigkeit niemals darum brüchig geworden ist und er seine besorgten Leser beruhigen kann: „wirklichen Mangel habe ich auch nicht einen Tag, nicht eine Stunde gelitten.“ Im Spätherbst 1857 verlobte, am 5. Mai 1858 verheiratete sich Felix Dahn mit der Tochter einer hochangesehenen Münchener Kaufmannsfamilie. Er war damals, wie er sich nennt, „ein arm klein jung Privatdozentlein“ an der Münchener Universität, und seine festen Einnahmen bestanden in einem ihm auf einige Jahre gesichert erscheinenden Gehalt von 600 Gulden als Herausgeber der „Bavaria.“ Für einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren mit einer heroischen Weltanschauung war es unter solchen Umständen — zumal in München im Jahre 1858 — gewiß kein unverantwortlicher Leichtsinn, wenn er im Vertrauen auf seine Zukunft einen Hausstand mit einer Frau begründete, die ihm als Mitgift eine sichere Rente von 1000 Gulden mitbrachte. Trotzdem kam über Dahn „bald darauf eine sehr, sehr unglückliche Zeit: aber nicht etwa wegen dieser Verheiratung oder gar aus Verschulden meiner Frau: ganz und gar nicht! Sondern deshalb, weil ich nun in den Kampf um das wirtschaftliche Dasein bis zu dem für mich (d. h. für meine eigenste Eigenart) geradezu vernichtenden Entschlusse mich gedrängt fand, der Wissenschaft, dem Lehrstuhl zu entsagen und als Advokaten-Konzipient mein Brot zu verdienen.“ Schon im Beginn seiner Ehe war es Dahn natürlich recht peinlich gewesen, — ich bemühe mich bei dieser Darstellung persönlichster Verhältnisse, auch wo ich nicht mit Anführungsstrichen citiere, seiner Ausdrucksweise nach Möglichkeit zu folgen — daß seine Frau um 400 Gulden mehr zu dem gemeinschaftlichen Budget beitrug als er. Nun aber erlosch das Gehalt für die Bavaria-Herausgabe früher und die Berufung als außerordentlicher Professor ließ länger auf sich warten, als Dahn hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Man sollte meinen, die Situation wäre mit der ihm doch bleibenden Rente von 1000 Gulden, „bei den damaligen Preisen in

München, bei den gar mannigfaltigen Vorteilen, welche unsere Lebensführung durch den freigebig, ja reichlich spendenden Haushalt des Schwiegervaters und meiner Eltern erleichterten und vor allem bei der ausgezeichneten Wirtschaftlichkeit meiner Frau" immer noch keine verzweifelte gewesen, um so weniger, da, wie es scheint, der ersten wie der zweiten Ehe Dahns der Kindersegen versagt geblieben ist. Außerdem bemühte sich Dahn — und nicht ohne Erfolg — den Ausfall durch litterarische Arbeiten zu ersetzen. Aber der Dichter in ihm sträubte sich gegen diese ihm aufgenötigte Zeitungsartikelschreiberei, die ihm entwürdigend dünkte: „Ich litt schwer: ich kam mir geistig gesunken vor. Nicht nur die ‚Könige' stockten, auch der ‚Kampf um Rom' blieb liegen: Mit welch freudigem Schwung hatte ich vor meiner Verheiratung diesen großen, so ganz zu meiner Eigenart in Forschung und Dichtung taugenden Stoff erfaßt, mit welchem Feuer die Erzählung bis zur Gefangennehmung des Vitiges durchgeführt: nun verzweifelte ich an meiner Kraft, das Werk würdig zu vollenden, ich verzweifelte — durch die unablässigen demütigenden Ablehnungen meiner Einsendungen entmutigt — je einen Verleger für das dicke Buch zu finden: ja, schmerzlich zu sagen: das Bedürfnis, jeden Monat Honorar zu erwerben, verbot, Zeit auf ein Werk zu verwenden, das besten Falles erst nach mehreren Jahren Geld einbringen konnte. Dazu die stete Besorgnis, ob es nun auch gelingen werde, ohne weitere Beihilfe der Familie auszukommen, das Gefühl, von meinen Lehrern nicht mehr wie ehedem geschätzt zu werden, auch wirklich weniger zu leisten, als ich unter anderen Umständen hätte leisten können und die vergeblichen Schritte im Ministerium: — all das war für eine Natur, wie ich (leider!) nun einmal bin, unsäglich schwer zu ertragen. Ich fiel nun — kein Auge hat es bemerkt — ganz zurück in jene düsterste, krankhafte, Tod und sieglosen Untergang ahnende Stimmung (die richtige für König Teja!) — welche meine Knaben- und frühere Jünglingszeit verfinstert und die ich erst in der Wurzerstraße überwunden hatte." Vielleicht wäre es vorsichtiger von Dahn gewesen, wenn er diese verzweifelte Stimmung, die er damals niemanden hat merken lassen, auch heute nicht so breit ins Vordertreffen führte; denn zur Empfehlung seiner heroischen Weltanschauung kann sie nicht dienen. Offenbar äußert sich diese Weltanschauung nicht darin, daß man gegen äußere Feinde, gegen widrige Verhältnisse und gegen sich selbst mannhaft ankämpft, sondern daß man — mit dem Motto: „So bin ich nun mal!" — sich weidlich gehen läßt. Die „heroische Weltanschauung" Felix Dahns scheint ein außergewöhnlich bequemer Schlafrock zu sein, in dem man Heldenthaten schon verrichtet hat, wenn man von ihnen träumte, eine Weltanschauung, die jede mit der Zimmerpistole erschossene Butzenscheibe schon als den Skalp eines besiegten Feindes wertet. Wenn Felix Dahn Recht hätte, erforderte diese Weltanschauung allerdings einen robusten Körper, denn er fährt fort: „Ich litt schwer, auch körperlich. Endlich kam es zum Vorschein, zum Ausbruch. In der letzten Woche des Winterhalbjahres 1861/62 befielen mich plötzlich — auf einem Spaziergang mit meinem Vater in der Maximilianstraße — beim Atmen so unerträgliche Schmerzen in der Lunge, daß ich kaum noch nach Hause (Rosenstraße 11, II) gelangte. Der treue Hofmedikus Dr. Koch, rasch herbeigeholt, machte ein höchst bedenkliches Gesicht, stellte schwere Lungen- und Rippenfellentzündung fest und verordnete schleunigst Blutegel, welche einige Erleichterung brachten." Aber es scheint mir doch nicht angängig, daraus, daß die Gesundheit des Körpers zweifellos das Wohlbefinden der Seele fördert, zu schließen, daß eine verstimmte Seele sich in einem akuten Lungenkatarrh Luft mache. Für den ist sicher eher eine Erkältung verantwortlich, die sich Felix Dahn bei dem unangenehmen Winde, der mir München in wenigen Sommertagen verleidet hat und der im Winter sicher noch weniger zuträglich ist, zugezogen hatte. Wollte er seine Stimmung und seine wirtschaftliche Lage als indirekte Ursache der Krankheit ansehen dürfen, so müßte bei jenem Spaziergang in der Maximilianstraße zum mindesten sein Winterpaletot auf dem Leihamt gewesen sein. Aber das ist nicht wahrscheinlich; denn erstens erwähnt Dahn nichts davon, zweitens kann er so weit niemals gesunken sein und drittens erlaubten ihm seine bescheidenen Mittel und Schriftstellerhonorare als Rekonvalescent nicht nur einen längeren Aufenthalt in Meran, sondern auch eine mehrmonatliche Reise nach Italien, und Reisen kosteten auch damals schon Geld. Wie Dahn berichtet, brachte er aus Italien zwar „schöne, reiche, für Wissenschaft und Dichtung bedeutsame Reisefrüchte" mit, aber das erhellte ihm nicht „das düstere Gewölk der Sorge um die Zukunft." Da sich unmittelbar daran die ebenso neue wie tiefsinnige Betrachtung schließt: „Man berücksichtigt bei dem Entwicklungsgange der Schriftsteller und Dichter oft zu wenig die schädliche oder günstige Einwirkung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse: hätte Schiller gleich Goethe lediglich seiner Muse leben, hätte er Italien besuchen können — sicher hätte sich manches in ihm anders gestaltet" — muß der Leser wohl schließen, daß Dahn der Überzeugung ist, der tägliche Mangel bei 1600 Gulden habe seine dichterische Entwicklung dauernd beeinträchtigt. Zwar ermöglichte ihm dieser Mangel die Reise nach Italien, die nicht gemacht zu haben bekanntlich Schillern von Goethe unterscheidet. Aber Mangel ist ein individueller Begriff; der eine empfindet ihn nicht, wenn er täglich Kartoffeln und Hering hat, dem anderen ist er ein drückendes Gewölk der Sorge, selbst während ihm seine Mittel eine italienische Reise erlauben. Es läßt sich daher in der That die Frage nicht entscheiden, ob Dahn mit zehntausend Thalern Fixum nicht Goethe noch in den Schatten gestellt hätte. Genug, daß er, des Artikelschreibens und des Wartens müde, sich entschloß, die Universitätscarriere aufzugeben und als Konzipient bei einen Rechtsanwalt einzutreten. Dahn that die vorbereitenden Schritte — charakteristisch für ihn, „ohne irgend einem Menschen davon zu sagen" — und ging dann verzweifelt aufs Land.

Digitized by Google

„In den langen Abenden jener Herbstmonate" — Dahn meint natürlich An, aber das ist gleichgültig, man versteht ihn doch und fühlt mit ihm — „ging ich dann Tag um Tag — immer allein — durch den dichten, dichten Nebel den See entlang nach Arlaching und zurück: in krankhafter Verzweiflung! Der Tod wäre mir viel lieber gewesen als ein Leben, wie es nun vor mir lag: — ein Leben mit Verzicht auf alle meine Ideale, auf alle Kränze, nach denen ich vom Knaben an so hoffnungsfroh emporgeblickt. Wozu leben, ohne alle und jede Lebens-Freude! Freilich seh' ich jetzt das Thörichte, Übertriebene jener Stimmungen völlig ein." Das ist nun allerdings auch die höchste Zeit, wie es damals die höchste Zeit war, daß die Erlösung kam, wenn dem deutschen Volke nicht wieder eine Gewissensschuld gegen einen seiner Dichter aufgeladen werden sollte. Und sie kam noch rechtzeitig in Gestalt einer außerordentlichen Professur mit 600 Gulden Gehalt an der Würzburger Universität, — die Münchener weigerte sich offenbar beharrlich, Dahn nach seinem wahren Werte zu schätzen. Der ganze Vorrat von Pears Soap kann diesen Flecken nicht von der Münchener Hochschule fortwaschen, wenn Dahn die Schuld auch mehr auf politische Einflüsse schiebt, die sich bei der bayerischen Regierung gegen ihn geltend machten. Die unerhörte Thatsache bleibt: man wußte ihn nicht zu schätzen. Diesem Mangel an Schätzung scheint der junge Dahn auch in jenen Münchener Kreisen begegnet zu sein, die ihn nicht als Mann der Wissenschaft und als Politiker, sondern nur als Dichter — und höchstens noch ein wenig als Mensch — zu beurteilen hatten. Denn natürlich gehörte auch Dahn der Vereinigung der „Krokodile" an, in welcher sich jene Dichter trafen, die — zum großen Teil — König Maximilian II nach München gezogen hatte. Man sollte meinen, Dahn müßte von diesen Männern interessant zu erzählen wissen, aber er geht über die meisten — sogar über Heyse — mit einer einfachen Namensnennung hinweg und nur Ludwig Steub, der heute nicht bekannter ist als zu seinen Lebzeiten, wird ausführlicher behandelt. Eine Verwarnung erhält bei dieser Gelegenheit Hans Hopfen, der so unvorsichtig gewesen ist, mit anscheinendem Bezug auf Felix Dahn einmal von sich zu sagen: er sei nicht Odhin im Professorenfrack. „Wozu das?" fragt Dahn. „Ich fand es nicht hübsch von ihm, auch nicht besonders witzig: Ich trage niemals einen Frack, wenn ich es irgend vermeiden kann. Und überflüssig fand ich es auch. Denn auch ohne solche Warnung würde niemand H. von Hopfen für einen germanischen Gott oder auch nur für einen deutschen Professor halten. Ich hatte ihm im Leben nie etwas zu leide gethan." Man muß gestehen, daß Hopfen damit so vollständig zerschmettert ist, wie er es durch seine Bemerkung verdient hat, und es wäre vielleicht kaum nötig gewesen, dem toten Feinde noch vergiftete Rosinen beizubringen, wie es Dahn thut, indem er den Dichter Hopfen im Fluge kritisch würdigt. Dahn ist natürlich auch ein Meister in der Kunst, vernichtend zu loben. Man höre, was er zu sagen hat, nachdem er festgestellt hat, daß Hopfens lyrische Gedichte hoch über allem stehen, was er an Erzählungen und namentlich an Schauspielen veröffentlicht hat. „Übrigens hat er (Hopfen), ein eifriger Durchforscher französischer Romane der Neuzeit, das Verdienst, längst vor Zola und längst bevor in Deutschland das neue Licht des ‚Realismus' und dessen höchste Verklärung im ‚Naturalismus' emporstieg, pariserisch, real- und natural-istisch — und ‚freilichterlich' geschrieben zu haben, und ohne Zweifel verdankt er der hierbei erlernten und vielfach bewährten Kunst seine ja so lebhaften Erfolge." Wenn man doch diesen Meisterstoß lernen könnte! Man kann sich danach so schön die Hände in Unschuld waschen. Ob Dahn ganz recht hat, scheint mir allerdings zweifelhaft. Es scheint mir ein bißchen gewagt, Hopfens ganze Thätigkeit so in einem abzuhandeln. Ich glaube, man sollte, wenn man von ihm als Dichter spricht und nicht von einem einzelnen seiner Werke, immer zwei Perioden unterscheiden, und für eins der Werke seiner ersten Periode opfere ich gern den einzigen Klassiker der Gegenwart. Aber das crimen laesae majestatis, dessen sich Hopfen schuldig gemacht hat, rechtfertigt, wie den vergifteten Kern, so auch die oberflächliche Fassung des Dahnschen Urteils. Einen großen Mann wie Dahn rempelt man auch im Scherz nicht an, denn groß ist er, nicht nur als Dichter, sondern auch groß an Charakter. Man kann ihn nur bewundern, ihn, der trotz seiner Bescheidenheit von sich sagen kann: „In der einseitigen Anbauung gewisser Lieblingsfelder liegt ein Hauptgrund dafür, daß ich — unerachtet einiger Begabung und eines (das darf ich sagen) niemals unterbrochenen Fleißes — erst so spät und dann erst noch so sehr bescheiden ‚Carriere' gemacht habe, wie der edle Ausdruck des Strebertums lautet. Freilich kam noch etwas hinzu: ich habe es nie gelernt, auch nur die erlaubten Klugheitsmittel anzuwenden, — von den anrüchigen zu schweigen! — die nun einmal für rasche und glänzende Erfolge unerläßlich scheinen: als da sind: unaufhörlich Briefe schreiben an ältere oder gleichstehende Amtsgenossen, ‚Fühlung halten' mit allen Juristenfakultäten, stets gespannt auf der Späh liegen, wo etwa an einer solchen ein Löchlein sich aufthue, in das man schlüpfen könnte, alle neuesten Veröffentlichungen einflußreicher Professoren sofort — mit hastiger und affenartiger Geschwindigkeit unter Zurückdrängung eigener Arbeiten! — lesen, dem Verfasser darüber ‚ohne Verzug' schreiben, sie — selbstverständlich nicht gegen Überzeugung! — lobend anzeigen, in den Ferien unermüdlich herumreisen, die Fachgenossen persönlich kennen zu lernen, auf Juristen- und anderen Vereins-Tagen nie fehlen: und andere Dinge mehr, die ja an sich durchaus nicht unehrenhaft sind. Aber sie fruchten doch erklecklich nur, wenn sie planmäßig, sozusagen gewerbemäßig und industriell betrieben werden — und das hat mich von jeher angewidert. Ich war und bin dazu viel zu stolz und, — fügen wir es nur gleich bei, — zu faul und zu verliebt in meine (höchst ungern unterbrochene eigenste) Arbeit." So geht es noch eine ganze Weile

sart, bis der bescheidene Mann, ein leuchtendes Muster aller Nichtstreber, zeigt, daß man auch ohnedem zu etwas kommen kann: „So habe ich die Leitung der ‚Bavaria', die Professur zu Würzburg, die Mitgliedschaft (korresp. Mitglied) der Münchener Akademie der Wissenschaften, die Professur zu Königsberg, das Rektorat zu Königsberg, das Ehrendoktorat der Juristenfakultät zu Edinburgh und manche andere Auszeichnung ohne mein Gesuch, ohne meine Anregung, ohne persönliche Anknüpfung, kurz, ohne all' mein Zuthun, geradezu in Überraschung erhalten und mit freudigem Erstaunen." Damit steht nur in scheinbarem Widerspruch, daß Felix Dahn von seinen Münchener Privatdozentenjahren berichtet: „Ich lief unablässig Sturm bei dem geduldigen (Ministerialreferenten) Dr. von Völk," — bemühte er sich doch mit diesem Sturmlauf um eine Professur in München, während er — ganz ohne sein Zuthun — eine solche in Würzburg erhielt. Man muß Dahn nur richtig verstehen, wenn man auf zuerst verwunderlich erscheinende Bekenntnisse in seinen Erinnerungen stößt, so z. B., um nur noch einen kleinen Zug anzuführen, da ich mich von dem Gegenstande meiner Neigung trennen muß, wenn Dahn schreibt: „Ich hege heftigen Ekel wider alle Völlerei. Dabei trinke ich aber sehr gern alles, was gut ist, und kann unglaublich viel — ohne leiseste Besäuselung — vertragen. Übung macht auch hier den Meister. Im Anfang geriet wohl meine liebe Frau Therese in gelinde Besorgnis, sah sie mich bei Festen aber auch mit ihr allein so viele Becher leeren. Aber" — — folgt eine Geschichte, die ebenso wie die beiden vorhergehenden, von den beiden einzigen Spitzen, die Dahns Sinne verdüstert haben, zu dem reizendsten gehören, was der Humor eines deutschen Dichters je zu Tage gefördert hat, die die Leser aber bei Dahn selbst nachlesen müssen. Ich wollte nur noch erwähnen, daß durch den citierten Passus meine Begriffe eine bemerkenswerte Klärung erfahren haben. Ich hatte nämlich mal zwei Bekannte, von denen der eine dreizehn Flaschen Rheinwein trank und nüchtern nach Hause ging — es ist wahr! — während der andere schon nach einer halben Flasche abfiel. Da habe ich mir bisher immer eingebildet, der erste sei der Völlerei ergeben gewesen, der andere habe nichts vertragen können. Die Sache war umgekehrt, wie mich Dahn überzeugt hat. So bewundere ich ihn denn auch in diesem Stück, diesen Recken des Geistes, der auch körperlich über alles Menschenmaß hinausreicht — zwar zum Militär wurde er nicht tauglich befunden, was auch eine sehr lesenswerte Geschichte abgibt — und der gefeit selbst gegen das ist, was die größesten Helden gezwungen hat, gegen die Tücke des Weins und des Bieres.

Auch Georg Ebers hat es jetzt an der Zeit gehalten, mit der Veröffentlichung seiner Erinnerungen zu beginnen, von denen bisher der erste stattliche Band unter dem Titel „Die Geschichte meines Lebens, Vom Kind bis zum Manne" erschien (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Die Dahnsche Konkurrenz wird vermutlich den äußeren Erfolg des Werkes stark beeinträchtigen. Trotzdem bleibt es ein lesenswertes Buch für alle diejenigen, die ein Interesse daran finden, sich von einem aus der namenlosen Menge hervorgetretenen Manne die Schicksale seines Lebens erzählen zu lassen. In Ebers Kinderjahre fallen die stürmischen Tage der Märzrevolution, und die Erinnerungen daran unterbrechen durch manches lebhaftere Bild die Idylle im Berliner Tiergartenviertel, das damals noch mehr als heute den Charakter des Geheimratsviertels trug und in dem Ebers seine Kinder- und die Hälfte seiner Schülerjahre zubrachte, als der von einer starkgeistigen Mutter sorgfältig behütete und geleitete Sproß einer alten Berliner Familie, die in der Finanzwelt eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und aus dem Zusammenbruch ein für damalige Verhältnisse immerhin noch sehr stattliches Vermögen gerettet hatte, das der früh verwitweten Mutter gestattete, ihre drei Söhne ganz nach Neigung und Anlagen ihren Beruf wählen zu lassen. Als die Mutter die Leitung des Knaben einer energischeren Hand überlassen zu müssen glaubte, vertraute sie ihn der von Frödel begründeten Knabenerziehungsanstalt in Keilhau an, der Ebers eine warme und dankbare Erinnerung bewahrt. Von da kam er auf das Gymnasium in Rattbus, von dem er aber abgehen mußte, bevor er sein Abiturientenexamen gemacht hatte, — eines Erlebnisses wegen, das eine viel reizendere Novelle darstellt, als sie dem Dichter Ebers später jemals geglückt ist. Nachdem Ebers das versäumte Examen in Quedlinburg nachgeholt hatte, bezog er die Universität Göttingen, um Jura zu studieren. Eine ebenso schwere wie langwierige Krankheit war dann Ursache, daß er sich der Ägyptologie zuwandte, die damals noch ganz in den Anfängen steckte und um deren Fortentwicklung sich Ebers, wie bekannt, so große Verdienste erwarben hat. Im ersten Bande schließt diese Krankheitsgeschichte ab, die niemand ohne lebhafte Teilnahme, auch wohl niemand ohne tieferes Interesse lesen wird. Denn man mag sich zu der von Ebers aus den Leidenstagen dieses jahrelangen Siechtums gewonnenen Weltanschauung, deren Kernpunkt eine ebenso edel empfundene wie schädlich wirkende „Humanität ist, bekennen oder nicht, — den Eindruck gewinnt man unbedingt, daß sie für Ebers das Resultat einer ernsten und unausgesetzten Arbeit an sich selbst bedeutet. Solche Männer achtet man, auch wenn man ihre Anschauungen nicht teilt. Eines bedauere ich lebhaft, — daß nämlich Ebers die Geschichte seines Lebens erst mit dem Augenblick beginnt, in dem er selbst — ein Pasthumus — auf die Welt gekommen ist. Denn an den Erinnerungen eines hervorragenden Mannes interessieren seine äußeren Erlebnisse gewiß weniger als sein Werden. Und dieses Werden beginnt nicht erst da, wo seine persönlichen Erinnerungen beginnen. Es reicht zurück auch nicht nur auf Vater und Mutter, sondern auch auf deren Väter und Mütter und auf die, die nach vor diesen gewesen sind. Eine Geschichte solcher Erinnerungen sollte daher zurückgreifen auch über die persönlichen Erinnerungen hinaus. Ebers erwähnt mit keinem Wort, daß er einer Familie

entstammt, die heute, wie ich glaube, sogar in ihren drei Zweigen Ebers, Ebert und Eberty, rein christlich, nach im Anfang dieses Jahrhunderts eine rein jüdische war. Das ist eine Wandlung, die keineswegs alltäglich ist, und eine Erscheinung, die nicht nur eine flüchtige, sondern sogar eine sehr eingehende Darstellung verdiente. Sie würde den radikalen unter den Antisemiten, welche die Möglichkeit leugnen, daß der Jude ganz im Christentum und im Deutschtum aufgehen könne, die Unhaltbarkeit ihrer Theorie nachweisen, und sie würde den nicht eben häufigen, aber doch vorhandenen Juden, die sich gerne assimilierten, wenn sie nur den rechten Weg wüßten, einen Fingerzeig geben. Ich mochte diese Bemerkung nicht unterdrücken, trotzdem mir bewußt ist, ich könnte hier und da in den Verdacht geraten, einen Dahnschen Meisterstoß versucht zu haben. Aber was ich zu sagen habe, pflege ich offen zu sagen, — nur mein Respekt vor Felix Dahn nötigt mir zuweilen gewundene Komplimente ab, — und wenn ich der Ansicht wäre, daß für Ebers Christentum und Deutschtum nur Damokas aus der Maskengarderobe wären, würde ich mich nicht scheuen, das offen zu sagen und eine Begründung zu versuchen.

Mir scheint die Lösung der seltenen Thatsache dieser Familienwandlung nicht schwer. Ich glaube, sie beruht darauf, daß die Familie Ebers mit ihrem Übertritt zum Christentum gleichzeitig — freiwillig oder gezwungen durch die Umstände — aufgehört hat, ihren Ehrgeiz in dem Spielen einer Rolle innerhalb der Finanzwelt zu suchen. Denn der Übertritt zum Christentum allein bringt das Wunder thatsächlich nicht immer zu stande. Ein Beweis ist „Heinrich Heines Familienleben" (Hamburg, Hoffmann & Campe), ein Buch, aus einer Sammlung von 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters bestehend, zu denen sein Neffe Baron Ludwig van Embden den Kommentar geschrieben hat. Baron Ludwig van Embden ist zweifellos ein christlich getaufter Baron, wahrscheinlich schon in der Wiege getauft, aber deutsches Empfinden und deutsche Sprache sind ihm fremd geblieben. Das erstere hätte ihn veranlassen müssen, diese Briefe ruhig unveröffentlicht zu lassen, die letztere ist ihm nur geläufig in einer Ausdrucksweise, in der ihre Schönheit beträchtlich entstellt wird. Baron Embden meint, dem Andenken seines Onkels durch die Veröffentlichung dieser Briefe zu nützen, in denen der junge Heine sich abquält, geistreich zu erscheinen und der älter gewordene seine Mutter und seine Schwester mit einer Oberflächlichkeit abspeist, aus der man wahrhaftig nicht auf ein intimes Zusammengehörigkeitsgefühl schließen kann. Und mit diesen öden Zeilen des Dichters glaubt Baron Embden den Nachweis liefern zu können, daß Heines Familienleben vielfach unrichtig geschildert ist und seine Beziehungen zu seinen nächsten Verwandten arg entstellt sind. Wenn Heinrich Heine seine Schwester mehrfach beauftragt, dem Onkel Salaman seinen Dank für Geldsendungen auszusprechen, so darf man doch daraus nicht schließen, daß zwischen Onkel und Neffen — von einigen Charakterverschiedenheiten abgesehen — alles in Ordnung war. Es ist das vielmehr nur ein neuer Beweis dafür, daß der Onkel Salaman den Neffen Heinrich fürchtete und deshalb zahlte, daß aber gleichzeitig seinerseits ein gründlicher Abbruch aller persönlichen Beziehungen erfolgt war, der selbst einen kurzen Dank Heines ausschloß. Für diese Auffassung liegt ein neuer und unwiderleglicher Beweis in den jüngst veröffentlichten Briefen Heinrich Heines an Heinrich Laube vor, in denen der erstere des letzteren Mithilfe zu einem Erpresserstückchen gegen die Erben des verstorbenen Salaman Heine fordert, das über den — von seinen nächsten Verwandten am besten gekannten und deshalb am meisten gefürchteten — Charakter Heines auch nicht die geringste Unklarheit mehr läßt. Wenn Laubes Urteilsfähigkeit nicht durch das Mitleid mit dem kranken Dichter und durch falsche Darstellungen über das Berechtigte seiner Forderungen an seine Verwandten, die ihre einzige Berechtigung in seiner Mittellosigkeit und in ihrem Reichtum hatten, stark getrübt gewesen wäre, hätte er das von Heine an ihn gestellte Ansinnen, durch Veröffentlichung von durch Heine selbst geschriebenen Privatnotizen in der deutschen Presse einen Druck auf Salaman Heines Erben auszuüben, sicher mit Entrüstung zurückgewiesen. Das Kramen in Heines Nachlaß hörte wirklich am besten gänzlich auf; denn man verdirbt, indem man immer wieder an den Menschen erinnert, den Verehrern des Dichters nur die Freude an seinen Werken. Wenn man den Dichter behalten will, ist es notwendig, den Menschen zu vergessen.

Außergewöhnlich gefesselt hat mich das Leben der Harriet Beecher-Stowe, wie es ihre von ihrem Sohne Charles Stowe herausgegebenen, von Margarethe Jacobi ins Deutsche übertragenen Briefe und Tagebücher schildern (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). Fristet „Onkel Toms Hütte" auch heute nur noch in den Leihbibliotheken sein Dasein, so ist dieser Roman doch seinerzeit eine That von so einschneidender Wirkung gewesen, wie sie nur wenigen Büchern und wenigen Frauen nachgesagt werden kann. Da ist es interessant, hier den Nachweis zu finden, daß dieser Roman ganz aus innerer Nötigung, ohne alle Spekulation auf einen äußeren Erfolg entstanden ist. Auch interessant, wie in dieser merkwürdigen Frau nüchterner Verstand und mystische Empfindungen nebeneinander wohnen, und wie auf Grund dieser beiden Eigenschaften das Diesseits und das Jenseits ihr in gleich greifbarer Wirklichkeit erschienen. Das Buch ist gehaltvoller und deshalb auch schwerer als die drei vorhergenannten, — hoffentlich gibt es noch Leser, die nicht nur unterhalten, sondern auch zum Nachdenken angeregt sein wollen.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Giambellino! Wer dachte vor fünfzig Jahren an diesen Künstler. Ich schlage eine Kunstgeschichte vom Jahre 1763 auf. Dort wird er in wenig Zeilen abgefertigt. „Es soll für den Ruhm dieses Künstlers genug sein," heißt es dort, „daß man sage, er sei der einzige Lehrmeister des Titian gewesen." Titian, der Schüler, verdeckte die Meister ganz; Giorgione, Sebastiano del Piombo, Palma vecchio, Paris Bordone, Tintoretto, Paolo Veronese — das waren die venetianischen Malerfürsten, deren Namen der Gebildete zu wissen für nötig hielt — aber an Giovanni Bellini dachten seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts weder die Kunstfreunde noch die Gelehrten.

Nun ist er längst wieder zu Ehren eingesetzt. Wie es so geht in der Welt und also auch in der Kunstgeschichte, so war er in der Mißachtung immer tiefer gesunken. Wenn irgendwo ein schönes Bild unter seinem Namen bezeichnet wurde, kam bald irgend ein Kenner, um zu erklären, das Werk sei zu gut für die wenig Bekannten. Seine „heilige Allegorie" in den Uffizien zu Florenz taufte man auf Giorgione, die „Pietà" in Berlin galt für einen Mantegna und mit anderen Werken ging es ähnlich. Nun aber strahlt der Name des etwa 1428 geborenen Malers hell hervor: Seit man erkannt hat, daß die Kunst Raphaels und Titians sich nicht fortführen lasse, daß sie eine Steigerung des Idealismus darstelle, über die hinaus jeder Minderbegabte in den Abgrund der Phrase hinabstürzt, seit zuerst die Deutschen um Peter von Cornelius gescharten Maler, später die englischen „Präraphaeliten" den Geschmack der Welt umgebildet hatten, da erkannte man plötzlich wieder den Wert Giambellinos, suchte man seiner Spur nach, prüfte man aufs neue die Galerien, deren jede seinen Namen in ihrem Kataloge haben wollte — und es rundete sich wieder das Bild, welches der Meister und sein Lebenswerk der Nachwelt bot, ein feiner, tiefer, echt menschlicher, heiterer, mächtig gläubiger aber auch redlich sinnlicher Künstler trat aus dem Nebel der Geschichte hervor, der mit heißem Bemühen der Natur die Geheimnisse der Zeichnung und Farbe ablauschte und mit kostbarer Unbefangenheit als schön und bildenswert hinnahm, was sie ihm bot!

Unser Blatt gilt als ein Jugendbild des Meisters, als eigne Zeichnung! Mächtig quellen die Locken unter der venetianischen Mütze vor, der kräftige Mund redet von starkem Wollen, die volle Nase von tüchtigem Sinn und das Auge schaut so scharf, so sinnend.

Und als unser Albrecht Dürer 1505 nach Venedig kam, besuchte er den Greis und war stolz, in sein Tagebuch mit seiner wunderlichen Rechtschreibung des Namens eintragen zu können: „Sambellino hat mich vor viel Edelleuten sast sehr gelobt, er wolt gern etwas von mir haben und ist selber zu mir gekommen und hat mich gebeten, ich soll ihm etwas malen, er wolle gut zahlen. Und sagen mir die Leut' alle, wie er ein so frommer Mann sei, daß ich ihm früh günstig bin; er ist sehr alt und ist noch der beste im Malen."

Als Gegenstück zu Giambellinos redlicher, klarer, wenn auch „realistischer" Zeichnung mag eine von Nicolo Circignano da Pomarancio herangezogen werden. Der Vergleich beider leidet zwar an einer Ungerechtigkeit. Wenn Circignano gleich in sast allen den zahlreichen Kirchen Roms aus jener Zeit mächtige Fresken hinterließ, so stand er doch an Ruhm nie dem alten Venetianer gleich. Auf ihm lastet aber jetzt der volle Fluch des Unverständnisses seiner Kunst. Als eine „große und freche Improvisation" bezeichnet Jacob Burkhardt, einer unserer ersten Kenner, seine und seines Freundes Kunst. Er wirft ihnen gewissenlose Formenliederlichkeit, seelenlose allgemeine Schönheit und Eleganz vor. „Was man von ihnen sieht, hat man baldigst wieder vergessen," rief er aus, „denn was nicht empfunden ist, kann auch nicht nachempfunden werden und prägt sich dem Gedächtnis nur äußerlich und mit Mühe ein!"

Man vergleiche mit diesem Urteil das Blatt des bis 1588 in Rom lebenden Meisters: Die Madonna ist freilich „konventionell", d. h. macht jene Bewegung, durch welche die Hingabe an ein göttliches Geschick in Bildern und auf der Bühne angedeutet wird; der Engel ist freilich etwas gespreizt, mit seiner nach oben weisenden Hand, seinem flatternden Gewand, seinem verzeichneten rechten Bein und dem verhimmelnden Blick in den Augen.

Aber Hand aufs Herz! Wie vielen unserer Leser gefällt das Blatt des Meisters aus dem toscanischen Dorfe Pomarancio nicht besser in seinem „Idealismus" als die so edel realistische Zeichnung des Venetianers! Es hat seinen guten Grund, wenn uns der neuere Künstler besser gefällt. Noch stehen wir alle unter dem gewaltigen Bann der Geistesthat Raphaels und

Digitized by Google

seiner künstlerischen Zeitgenossen. Nach wird es uns schwer, ein Kunstwerk für schön zu halten, wenn es nicht einen Hauch italienischer Renaissance, ein kleines Stück Raphael, Michelangelo oder Tizian in sich trage. In der „seelenlosen allgemeinen Schönheit und Eleganz" suchen auch wir noch das Ideal und auch über unsere Kunst wird wohl einst ein Jacob Burkhardt der Zukunft den Stab brechen.

Carl Becker in Berlin ist gewiß ein Meister, den die Sympathie aller Zeitgenossen auf seinen Wegen begleitete. Man hat seine Werke tausendfach reproduziert, man hat alle Ehren auf den jetzigen Präsidenten der Berliner Kunstakademie gehäuft. Und zwar feierte man seine Kunst, weil er uns aus der Welt des Alltäglichen in eine schönere, farbigere, prächtigere zu führen verstand. Bei der reizenden, liebenswürdigen, anmutigen und trefflich dargestellten „Spanierin" unseres Becker glaube ich dem höchst vertrauenswürdigen Akademiepräsidenten aufs Wort, daß die junge Dame spanisch sprechen kann und ein echtes spanisches Kleid hat. Aber ist sie wirklich eine echte Spanierin? Das erscheint mir doch zweifelhaft.

Es hat seine Schattenseiten, historische Bilder zu malen. Aber Carl Herpfer in München überwindet sie in jenem Bilde „Mozart beim Orgelspiel." Da ist nicht nur sehr viel sehr fleißiges Studium in der Örtlichkeit wie in den Personen, da ist auch die Wirkung der Musik auf Verschiedene glücklich dargestellt, und der ganze Vorgang verinnerlicht

Der treffliche E. Rau, der zwar ein gemütlicher Sachse ist, hat in München an die „Reisei" und andere Blumen der Berge sein künstlerisches Herz verloren. Ein trefflicher Maler mit gesundem Blick in die Natur und durch die Haut der Älpler hindurch in ihre Köpfe, Herzen und Nieren.

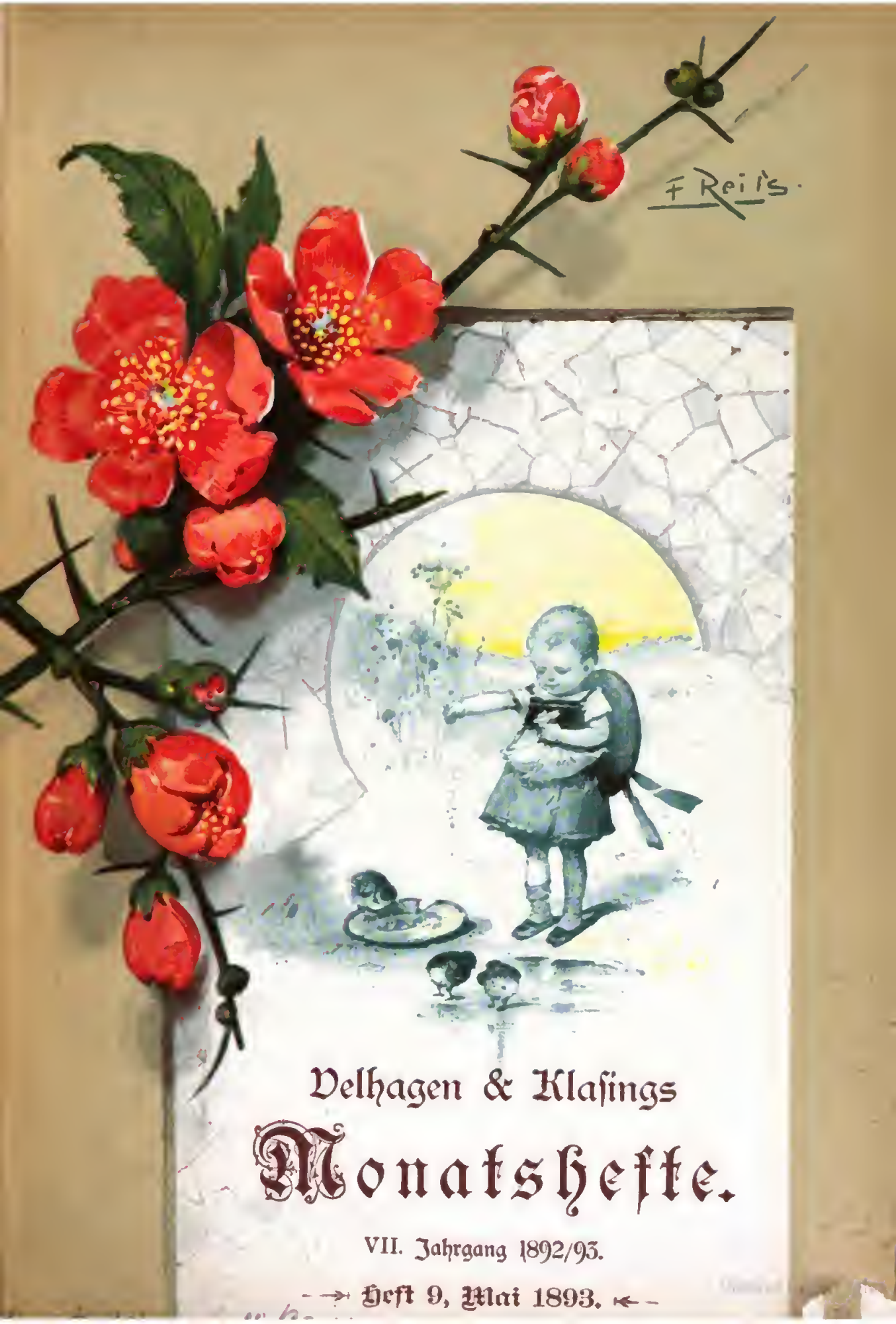
Wilhelm Gräbheim in München stellt uns Meister Reinecke auf diesmal unglücklicher Jagd dar, während die Studien von Hans Makart, Alexander Zick und Carl Marr uns anregend auf die Vorarbeiten dieser Künstler zu ihren großen Bildern hinweisen. Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Velhagen & Klasings

Monatshefte.

VII. Jahrgang 1892/93.

Heft 9, Mai 1893.

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer:

Schnelldampfer.
- Spree
- Havel
- Lahn
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Fulda
- Werra
- Elbe
- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Kaiser Wilh. II.

Neckar
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronprinz Fr. Wilh.
Dresden
München

I. Von Bremen nach New-York

wöchentlich 2 bis 3 Mal
mit den Schnelldampfern
„Spree", „Havel", „Lahn", „Saale", „Trave", „Aller", „Ems", „Elbe", „Kaiser Wilhelm II"
und Postdampfern.

II. Von Genua nach New-York

(laut Fahrplan)
mit den Schnelldampfern
„Fulda" und „Werra".

III. Von Bremen nach Baltimore

jeden Donnerstag.

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)
am 11. und 25. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China und Japan)
alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln
alle 4 Wochen Mittwochs.

Die Expeditionen nach New-York und Baltimore bieten eine vorzügliche Reisegelegenheit zum Besuch der

Weltausstellung in Chicago 1893.

Dampfer:

Karlsruhe
Stuttgart
Gera
Weimar
Darmstadt
Oldenburg
Stettin
Lübeck
Danzig
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Rekrewieder
Lloyd
Fulda II
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle

Anfragen adressire man:

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Der Bogenspanner

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

Frühlingsheft.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 9, Mai 1893.

Gustav Eberlein.

Von

Adolf Rosenberg.

(Abdruck verboten.)

Über den Lehr- und Wanderjahren des Künstlers, der wie kein zweiter deutscher Bildner in neuerer Zeit überallhin die Freude an der Schönheit und Anmut der unverhüllten menschlichen Gestalt verbreitet hat, weil er mit seinem Sinn zwischen der herben Strenge der alten Rauchschen Schule und dem maßlosen Überschwange des modernen Naturalismus das Gleichgewicht edler und doch naturwahrer Form zu finden wußte, haben fast unablässig die schwarzen Fittiche der verschwisterten Gespenster Sorge und Not geschwebt. Wenn man in die Lebensgeschichte des Meisters zurückblickt, der seit zwei Jahren auch mit der Ausführung monumentaler Aufgaben beschäftigt ist, die dem höchsten Ehrgeiz jedes bildenden Künstlers genügen, wird man mit Erstaunen gewahr, daß kaum ein Dutzend Jahre verstrichen ist, seit der Name Eberleins, der jetzt im 46. Lebensjahre steht, weiteren, zunächst Berliner Kreisen bekannt geworden ist. Bis dahin hatte er im Dunkeln gearbeitet und gerungen, und doch war die erste frei aus der Empfindung, aus innerstem Herzensdrange herausgeborene Schöpfung, mit der er zu allgemeiner Anerkennung gelangte, ein Gebilde anmutsvoller Schönheit, die nackte Gestalt eines Hirtenknaben, der, auf einem Henkelkruge von antiker Form sitzend, den linken Fuß, in den er sich einen Dorn getreten, mit der rechten Hand zu sich emporzieht. Das bekannte Motiv des antiken Dornausziehers war hier nicht nur zu höchster Lebendigkeit, gewissermaßen zu höchster Nervosität gesteigert, die den ganzen Körper von Schmerzgefühl durchschauern und erzittern ließ, sondern auch in der Bildung der nackten Form offenbarte sich ein durch und durch moderner Zug, ein heißes Streben nach höchster Naturwahrheit, das die italienische Renaissance zwar schon gekannt und geteilt, aber noch nicht zu so schönem und edlem Gelingen gebracht hatte. Als dieses Bildwerk, das die Schönheit allein in der vollkommenen Natur suchte, zuerst auf der Berliner Kunstausstellung von 1880 nebst drei anderen Arbeiten Eberleins erschien, lag der Gedanke nahe, daß der Künstler aus jenem Kreise hervorgegangen sei, der sich um Reinhold Begas, das Haupt der jüngeren Bildhauerschule Berlins, gesammelt hatte. Nur von Begas und seinen Schülern hatte man bis dahin Werke gesehen, die die Welt der Antike, die großen und die kleinen Götter, das lustige Volk der Silene, Satyrn, Nymphen und Bacchanten, durch den frischen Hauch des

modernen Naturgefühls wieder zu beleben suchten. Was von plastischen Werken irgendwie einen Zug ins Malerische hatte, wurde der Einwirkung des genialen Meisters zugeschrieben, der die Berliner Plastik vom akademischen Schematismus wieder zur Natur geführt hatte.

Eberlein ist aber niemals ein Schüler von R. Begas gewesen, obwohl sein bildnerischer Stil mannigfach mit dem des älteren Meisters verwandt ist und manche seiner künstlerischen Absichten auf dasselbe Ziel gerichtet sind. Während bei Reinhold Begas, dem Sohne des berühmten, hochangesehenen Malers, drei Bildhauer Berlins, der alte Schadow, Rauch und Wichmann Pate gestanden und so gewissermaßen die Zukunft des Täuflings prädestiniert hatten, hat es das Schicksal mit Gustav Eberlein minder gut gemeint. Am 14. Juli 1847 in dem Dorfe Spickershausen bei Hannöversch-Münden als der Sohn eines Grenzaufsehers und einer ehemaligen Marketenderin geboren, wuchs er in der ärmlichen Umgebung auf, ohne daß auch nur ein Schimmer künstlerischer Anregung auf sein Dasein fiel. Nur leise machte sich sein künstlerischer Trieb bemerklich, indem es ihn mit starker Gewalt zur Meisterin aller Kunst, zur Mutter Natur, zog und indem er das, was seine Seele dunkel ahnte, in Worte zu fügen und zu Versen zu gestalten suchte. Nachdem er noch die Bürgerschule in Münden besucht, gab ihn sein Vater zuerst zu einem Böttcher, dann zu einem Gerichtsschreiber in die Lehre; aber das Handwerk behagte ihm so wenig wie das Schreibwesen. Eine größere Befriedigung fand der in ihm schlummernde Drang, als er sich auf Veranlassung seines Vaters der Goldschmiedekunst widmete. Nach dreiundeinhalbjähriger Lehrzeit arbeitete er zunächst in Hildesheim, wo ihm zum erstenmale durch die dortigen Denkmäler mittelalterlicher Kunst die Möglichkeit eigener Anschauung zu teil ward, und dann in Kassel. Die in beiden Städten empfangenen Eindrücke arbeiteten so mächtig in ihm, daß er kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 krank an Leib und Seele in sein heimatliches Dorf zurückkehren mußte, und gerade hier vollzog sich, trotz der sich in seiner unmittelbaren Nähe abspielenden kriegerischen Ereignisse, die über das Schicksal seines engeren Vaterlandes entschieden, seine eignen stillen Kreise aber nicht störten, jener Umschwung, der den Handwerker zum Künstler führte. Ein die Geburt Christi darstellender niederländischer Kupferstich, den er nebst anderen Kunstblättern zufällig zu Gesicht

Abb. 1. Dornauszieher.
Marmorfigur in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

Digitized by Google

Abb. 2. Das glückhaft Schiff. Silberner Tafelaufsatz im Besitz Kaiser Wilhelms II.

Digitized by Google

bekam, erweckte und reizte seinen Nachahmungstrieb. Auch das bildnerische Material fand sich, als er zu gleicher Zeit erfuhr, daß ein Bauer in der Nähe des Dorfes sich auf das Schnitzen in Holz verstand. Von ihm lernte er dessen bescheidene Kunst, und bald war die in Holz geschnitzte Gruppe der Geburt Christi vollendet, die dem aufstrebenden Talent nach mehreren Bemühungen des sorgenden Vaters wenigstens den Vorteil einbrachte, daß sich ein Pfarrer in Münden des jungen Eberlein annahm und ihn an einen reichen Patrizier in Nürnberg empfahl. In Nürnberg sollte Eberlein anfangs noch als Holzschnitzer sein Leben fristen und nur nebenher auf der Kunstschule studieren; durch die Gunst seines Mäcens wurde er aber bald in den Stand gesetzt, sich ausschließlich seinen Studien unter der Leitung des als Bildhauer, Maler und Zeichner für das Kunstgewerbe gleich tüchtigen August von Kreling zu widmen. Es scheint, daß dieser Lehrer, der Eberlein zuerst in das gelobte Land der Kunst einführte, in ihm auch den Grund zu seiner späteren künstlerischen Vielseitigkeit gelegt hat. Auch den unstillbaren Drang nach Schönheit mag Kreling in die Seele des Jünglings gepflanzt haben; im übrigen nahm Eberlein aber nichts von der etwas oberflächlichen, empfindungsleeren Eleganz seines ersten Meisters in seine Kunst hinüber, zu deren charakteristischen Eigentümlichkeiten es gehört, daß der bewegte Körper immer der Reflex einer erregten Seele ist. Durch Krelings Einfluß entwickelte sich Eberlein so schnell, daß er es wagen konnte, 1869 nach Berlin zu gehen, wo er in der Werkstatt Gustav Bläsers eine Arbeitsstelle fand. Der frohsinnige Rheinländer, der seiner in der Rauchschen Schule erlernten Formensprache schon ein reiches Teil heimischer Lebensfreude und Lebensfülle beigesellt hatte, hätte dem jungen, ähnlich gestimmten Künstler eigentlich sympathisch sein sollen. Er scheint aber bei Bläser keine rechte Befriedigung und auch nicht die gehoffte Förderung gefunden zu haben; denn er stellte sich bald auf eigene Füße. Er konnte es um so mehr, als er aus seiner Heimat den Auftrag zu einem Kriegerdenkmal erhalten hatte. Von der Begeisterung, die ihn und seine Kunstgenossen damals erfüllte, legt eines seiner Gedichte, die er im vorigen Jahre veröffentlicht hat, ein schönes Zeugnis ab:

Abb. 3. Griechische Flötenspielerin.

Das waren Tage, wo von Kampf und Siegen
Rasende Kunde durch die Lande stürzte,
Die Nike hehr die Tunika sich schürzte
Lorbeerumrauscht zu herrlich hohem Fliegen.

Nicht Thon und Erde wollten uns genügen,
Wenn Schaffensdrang uns einst die Stunden kürzte,
Ein feurig Streben Kunst und Arbeit würzte,
Wir neues Leben atmeten in großen Zügen.

Schon sahen wir das Bild in Erz gegossen,

Abb. 4. Amor und Pſyche.

Das wir gemodelt uns in ſtillem Denken,
Und bogen ſchon zum Kranz die goldenen Reiſer,

Von Strömen der Begeiſterung umfloſſen —
Und deutſche Kunſt, ſie durfte ſich verſenken
In ewiges Gebild, in Deutſchlands größten Kaiſer.

Faſt zwanzig Jahre verfloſſen ſeit jener großen Zeit, die dieſe Strophen edler Begeiſterung hervorgerufen hat, bis Eberlein nach unabläſſigem Ringen, nach einer langen Reihe von Konkurrenzarbeiten dazu gelangte, den Traum ſeiner Jugend verwirklicht zu ſehen. Noch lag nach beendigten Lehrjahren ein volles Jahrzehnt harter Kämpfe vor ihm, ehe er der Not des Lebens Herr werden konnte. Außer jenem Kriegerdenkmal hatte er noch von einem Nürnberger Kaufherren den Auftrag zu einem Grabdenkmal erhalten, das ihm die Mittel zu einer erſten Reiſe nach Italien gewährte, wo er ſich beſonders in Venedig

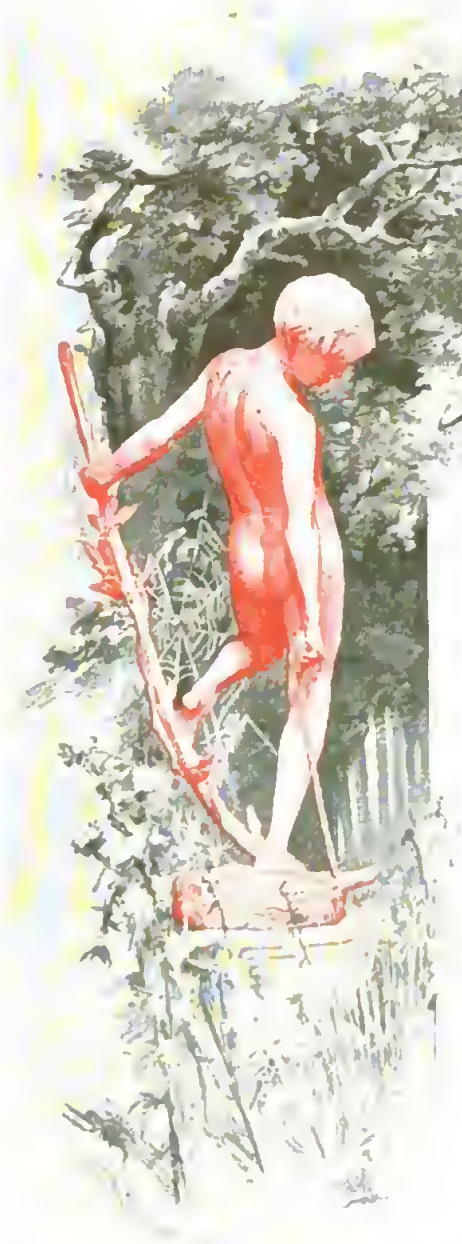


Abb. 5. Knabe einen Zweig zum Bogen biegend.

und Rom aufhielt. In Venedig schuf er eine den Reichtum des Meeres symbolisierende Gruppe, die ihm 1876 den Michael Beerschen Preis der Berliner Kunstakademie einbrachte. Dieser Erfolg mußte fast vier Jahre lang seinen Mut aufrecht erhalten. Dekorative Arbeiten, in denen er schon damals ein großes Geschick entfaltete, boten ihm einen kärglichen Erwerb, bis er sich in seiner Not an den Architekten Gropius, den Erbauer des Kunstgewerbemuseums, wandte. Durch ihn erhielt er Beschäftigung an der dekorativen Ausstattung jenes Gebäudes, und darin fand er auch eine Arbeitsstätte, aus der jener Dornauszieher hervorgegangen ist, der zuerst wieder einen lichten Strahl in die Nacht des Zweifels gebracht hat. Zuvor hatte Eberlein freilich schon durch einen für die Berliner Fischereiausstellung von 1880 entworfenen, mit Meergottheiten und Seetieren belebten Brunnen und durch einen für denselben Zweck modellierten Tafelaufsatz seine glänzende Begabung, seine Genialität in der Leichtigkeit des Schaffens, die sich mit Sorgfalt der Durchführung im einzelnen paart, überzeugend dargethan. Das offizielle Siegel erhielt seine Künstlerschaft aber erst durch die Herbstausstellung der Akademie, die dem Dornauszieher die kleine goldene Medaille einbrachte.

Daß dieser Hirtenknabe auf der antiken Vase wirklich das erste Werk war, worin sich Eberleins Genius zu voller Freiheit entfaltet hatte, hat er selbst in einem jauchzenden Hymnus bezeugt, den er aus diesem Grunde auch an den Anfang seiner Gedichtsammlung gestellt hat. Es ist zugleich ein Bekenntnis seiner Seele, das wir hier um so lieber wiedergeben, als seit

Abb. 6. Das Geheimnis.

Michelangelo kein Bildner ſeine Empfindungen mit ſo feuriger Beredſamkeit, mit ſo hohem dichteriſchem Schwung wiedergegeben hat wie Eberlein.

Ich jubelte, als ich die Dämm'rung ſchaute,
Das wird mir heut' ein ſonnenvoller Tag,
Lang war die Nacht, und als der Morgen graute,
Lag ich und ſann ſtill einem Werke nach.
Die Welt, ſie träumte noch und ohne Laute,
Kein Weſen war im ganzen Hauſe wach,
So grübelt ich, bis hell durch die Gardinen
Der Frühe kalte, bleiche Lichter ſchienen.

Doch dieſer Morgen trat im Sonnenglanze,
All' Sorgen ſcheuchend, lieblich in den Raum,
Kühn nach der Götter goldnem Siegeskranze
Griff meine junge Seele ſchon im Traum.
Geſtalten gaukelten um mich im Tanze,
Wie ſie gebildet holder Dichtung Schaum,
So frühlingsfriſch, ſo rein, ſo neugeboren,
Zu ganz beſonders hohem Glück erkoren.

Und es ſtieg auf im Geiſt, es war gefunden,
Das lange ſormlos mir im Sinne lag,
Bis es nach langen mühevollen Stunden,
Dem Schmetterlinge gleich, die Hülle brach,
Bis es dem Erdenſtaube ſich entwunden,

Abb. 7. Entwurf zu einem Denkmal für die Brüder Grimm in Hanau.

In edlen Lauten zu dem Herzen sprach.
Darum gebührt, o glaubt mir, ohne Frage
Ein Jubelhymnus diesem goldnen Tage.

Wenn wir aus dem Zauber dieses dichterischen Ergusses wieder in das dürre Land der Prosa des Lebens zurückkehren, müssen wir zunächst feststellen, daß Eberlein zu früh gejubelt hatte. Aufträge stellten sich nach diesem Erfolge freilich häufiger und häufiger ein. Aber ehe er Muße und Mittel fand, dem Dornauszieher erst das volle Leben zu geben, ihn in Marmor auszuführen, verstrichen noch sechs Jahre. Aber dann wurde ihm wenigstens der Vorzug zu teil, daß die Nationalgalerie die Figur, ein Meisterwerk zugleich in der genialen Erfindung wie in der von blühendstem Leben durchdrungenen Marmortechnik, ankaufte (s. Abb. 1). In der Zwischenzeit teilte Eberlein seine Thätigkeit zwischen dekorativen Aufgaben und Schöpfungen freier Phantasie. In rascher Folge entstanden die kolossale Statue des Leonardo da Vinci für die Fassade der technischen Hochschule in Charlottenburg, die

Statuen des Plato und des Hippokrates für die Universität zu Kiel, ein 45 Meter langer, in französischem Kalkstein ausgeführter Fries für die Fassade des Kultusministeriums, auf welchem durch fünfzig lebensgroße Figuren in antiker Gewandung der Wirkungskreis jener Behörde versinnbildlicht ist, eine lange Reihe von nackten Mädchen- und Jünglingsfiguren, einzeln oder zu anmutigen Gruppen vereinigt, Entwürfe für kunstgewerbliche Gegenstände, und daneben fand er noch die Zeit, sich an der Mehrzahl der in Deutschland ausgeschriebenen Konkurrenzen zu beteiligen, freilich ohne jemals mehr als einen idealen Erfolg zu erzielen. Um jene Zeit war ihm noch, wie es scheint, die Kraft des monumentalen Ausdrucks versagt, und auch mit dem nüchternen Realismus, den das moderne Porträt verlangt, wußte sich seine poetische Natur, seine aus dem Vollen schöpfende, im Reize der Form schwelgende Phantasie nicht zu befreunden. Am besten gelangen ihm immer die allegorischen Gestalten, die zum Schmucke der Postamente der Hauptfiguren bestimmt waren und in deren Bildung ihm nicht selten ein genialer Wurf glückte, der über manches minder Gelungene hinwegsehen ließ. So z. B. erschien vielen sein Entwurf für das Berliner Lessingdenkmal durch Reichtum der Phantasie und durch Adel der Form demjenigen überlegen, der zur Ausführung gelangt ist. Schon bei seinen ersten Bewerbungen um öffentliche Denkmäler war sein Streben darauf gerichtet, mit der herrschenden Einförmigkeit des architektonischen Denkmalaufbaues zu brechen und die Strenge dieses Aufbaues durch eine freiere, natürlichere Bewegung der plastischen Gruppen und ornamentalen Zuthaten zu mildern, und daran hielt er auch später fest, wie oft er sich auch der Gefahr aussetzen mochte, von engherzigen, an den starren Regeln der alten Schule festhaltenden Juroren von vornherein beiseite geschoben zu werden. Dieser fein entwickelte Sinn für das in der Plastik zulässige Maß des Malerischen leitete ihn auch bei seinen Entwürfen und Modellen für Schöpfungen des Kunstgewerbes, unter denen die zu einer Standuhr, einem Geschenk zur silbernen Hochzeit des preußischen Kronprinzenpaares (1883), und zu dem Hauptstück des Tafelsilbers, das die preußischen Städte zur Hochzeit des damaligen Prinzen Wilhelm, jetzigen Kaisers Wilhelm II stifteten, die vornehmsten Stellen einnehmen. Jene Uhr war von der Glücksgöttin gekrönt, und die schlanke Gestalt

Abb. 8. Die Tragödie.
Entwurf zu einem Monumentalgemälde.

Abb 9. Apotheose Kaiser Wilhelm I. Gipsrelief.

Digitized by Google

einer Fortuna ist auch die Schutzpatronin des „glückhaften Schiffes“ (s. Abb. 2), das den Glanz- und Mittelpunkt des im Schlüterstil gehaltenen, reich vergoldeten Geschirres bildet, das bei festlichen Gelegenheiten der kaiserlichen Tafel im alten preußischen Königsschlosse einen unvergleichlichen Schmuck gewährt.

Mehr als das Ehepaar im Heck des Schiffes, dessen stärkere Hälfte mit kräftiger Hand das Steuerruder führt, fesselt bei diesem Tafelaufsatz der jugendliche Herold, der vom Bug herab den Ton seiner Posaune erklingen läßt, und vor allen die Gestalt der von der Kugel aufschwebenden Göttin. In solchen Gebilden hat Eberlein stets eine glückliche Hand gehabt, und trotz seiner schier unversiegbaren Fruchtbarkeit ist ihm noch heute kein Nebenbuhler erwachsen, der ihm an Gewandtheit der Formenbildung, an Vielseitigkeit der Motive und an reinem Schönheitsgefühl gleich gekommen wäre. Jenem Dornauszieher von 1880 folgte schon im nächsten Jahre eine griechische Flötenspielerin (s. Abb. 3), durch die Eberlein das alte griechische Märchen, daß das Blasen der Doppelflöte das Gesicht entstelle, Lügen straft, dann 1883 ein griechisches Mädchen, Tauben opfernd, 1884 der erste Entwurf zu einer später mehrfach in verschiedenen Größen wiederholten Figur einer Psyche, in der Eberlein schon damals die jungfräuliche Schüchternheit der eben aufgeblühten Mädchenknospe mit unbeschreiblichem Liebreiz in vollendeter Meisterschaft zum Ausdrucke gebracht hatte, — in einer Gruppierung mit Amor findet sich das ursprüngliche Psyche-Motiv in unserer Abbildung 4, — und ein tanzender Bacchant in einem Moment höchster Ausgelassenheit, der aber trotz der überaus gewagten Stellung durch die staunenswerte Lebenswahrheit alle ästhetischen Bedenken besiegte. Wie immer, wenn die Natur in voller Unbefangenheit erscheint, war sie auch hier Siegerin über die Gesetze, die Menschengehirne der bildenden Kunst gegeben hatten. Wir greifen schon bis in die neueste Zeit hinein, wenn wir zur Vervollständigung dieser Galerie von anmutigen Phantasiegebilden, mit denen Eberlein ein ganzes Pantheon füllen könnte, worin freilich Venus, Amor und Bacchus in trautem Verein den Vorsitz führen, noch die Figuren und Gruppen „Venus, Amor züchtigend,“ „Griechische Tänzerin,“ „Amor einen Pfeil probierend,“ den Knaben, der einen Zweig zum Bogen biegt (s. Abb. 5), das weinende Mädchen, das aber durchaus keine Verkörperung tiefen, tragischen Herze-

Abb. 10. Königin Luise mit dem Prinzen Wilhelm, später Kaiser Wilhelm I.

Abb. 11. Konkurrenz-Entwurf für das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Mannheim.

leids ist, die verwundete Nymphe, der ein jugendlicher Gefährte, schalkhaft lächelnd, einen eingetretenen Dorn aus der Sohle des zierlichen Fußes zieht, den bogenspannenden Amor, der, auf dem Kapitäle einer korinthischen Säule sitzend, siegesgewiß in die Ferne auf sein Ziel blickt (s. d. Titelbild in Heliogravüre), das Geheimnis, das der jugendliche Amor seiner gereiften Frau Mutter Venus ins Ohr flüstert (s. Abb. 6), hervorheben. Die ganze Reihe ist damit keineswegs erschöpft. Auch in neuerer Zeit hat Eberlein noch für die Kunstindustrie gearbeitet, indem er von einem Teile seiner anmutigsten und zierlichsten Gruppen und Einzelfiguren kleine Nachbildungen für den

Abb. 12. Reiterstatue Kaiser Wilhelm I. in Mannheim.

Bronzeguß anfertigte und auch große Figuren schuf, von denen die nackte Figur einer Tänzerin von besonderem Reize ist, die über ihrem Haupte einen Rosenzweig, dessen Blumenkelche von elektrischem Lichte erhellt werden, zu einem Bogen spannt.

Unsere Abbildungen 4, 5 und 6 zeigen die plastischen Werke nicht als Einzelgebilde, sondern im Rahmen einer Landschaft, vor einem landschaftlichen Hintergrunde oder in einer anderen Belebung durch die Hand der Malerei. So hat sich Eberlein seine Gebilde gedacht: nicht, gleich den trockenen Pflanzen eines Herbariums, in Museen aneinander gereiht, sondern im Zusammenwirken mit der Natur, und diesem unerfüllten und auch wohl unerfüllbaren Traume seines begeisterten Herzens hat er in jener oben erwähnten Sammlung von Gedichten Ausdruck gegeben, die er mit den in Heliogravüren ausgeführten Abbildungen derjenigen seiner Werke begleitet hat, die Mark-

Digitized by Google

steine in der Geschichte seines Ringens nach den höchsten Idealen bilden.*) Die Wiedergabe des blanken Marmors oder des toten Gipses erschien ihm, trotz der zarten Zwischentöne und des weichen Schmelzes, deren die Heliogravüre fähig ist, nicht zum vollen Ausdruck seines Seelenlebens genügend. Wie seine bildnerischen Gedanken von der Natur empfangen sind, sollen sie auch in der Natur ausklingen, und in diesem Kultus der Naturpoesie begegnet sich Eberlein mit Böcklin, mit dem er auch die Vorliebe für die hellenische Fabelwelt teilt, ohne jedoch den plastischen Stil um den malerischen preiszugeben. Obwohl er beide Künste übt, weiß er ihre Grenzen mit richtigem Takt innezuhalten. Außer jenen gemalten Folien enthält das oben genannte Werk noch eine Reihe anderer Erzeugnisse seiner Malerkunst: frische, naiv aus dem Leben gegriffene Naturstudien, geistvolle Allegorien, Kompositionen voll tiefsinniger Symbolik, Gebilde einer auf das Große und Erhabene gerichteten Phantasie und Entwürfe für dekorative und monumentale Malereien, von denen wir eine Probe in einer großgedachten Personifikation der Tragödie geben (s. Abb. 8), die uns einen Hauch von dem Walten des „gigantischen Schicksals" spüren läßt. Der Bildner anmutiger Mädchengestalten, der Hoheprieſter weiblicher liebreizender Schönheit hat hier eine Größe des Stils erreicht, die jeden Zweifel an seiner Befähigung für die mächtigsten, monumentalen Aufgaben unterdrückt. Eberlein war selbst von seinem Berufe dazu so fest durchdrungen, daß er sich gelegentlich auch an Konkurrenzen um monumentale Wandmalereien beteiligte und dabei manch' einen Konkurrenten von der Palette in den Schatten stellte.

Aber ob er auch keine irgendwie verheißungsvolle Konkurrenz versäumte — ein Auftrag zu einem öffentlichen Denkmal wollte sich nicht einstellen. Und wie oft bot er etwas völlig Überzeugendes, ja zum Teil Eigenartiges. Wir erinnern nur an seinen Entwurf für das Geibeldenkmal in Lübeck, an den Entwurf für das Denkmal der Brüder Grimm für Hanau (s. Abb. 7), der ihm wenigstens den zweiten Preis einbrachte, und vor allem an die beiden prächtigen, vom edelsten Schwung einer begnadeten Phantasie getragenen Modellskizzen, die er 1888 für den Wettbewerb um das in Berlin zu errichtende Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm schuf. Aber die herbe, schmerzliche Enttäuschung, die er mit allen übrigen Genossen aus einem Wettbewerb davontrug, der nutzlos einen beispiellosen Aufwand künstlerischer Kraft gefordert hatte, drückte seinen Mut nicht nieder.

Den großen Kaiser in einem würdigen Denkmal zu feiern, war das höchste Ziel des begeisterten Jünglings gewesen, und der Mann verlor, wie oft sich auch Schicksal

*) Aus eines Bildners Seelenleben. Plastik, Malerei und Poesie von Gustav Eberlein. Berlin. Verlag von W. Schulz-Engelhard.

Abb. 13. Vom Kaiser Wilhelm-Denkmal für Mannheim.

Digitized by Google

Abb. 14. Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern.

und Zufall gegen ihn entschieden, dieses Ziel nicht aus den Augen. Schon in jenem für ihn denkwürdigen Jahre 1880 hatte er eine bescheidene Huldigung an den Kaiser versucht, ganz in jener anmutigen Art, auf die damals vorzugsweise seine Kunst gerichtet war: die schlanke Gestalt einer jugendlichen Siegesgöttin bekränzt mit anmutiger Geberde die Büste des greisen Helden! Schon drei Jahre später fand er den Mut und die Kraft zu einer Apotheose des Kaisers in großem Stil, zu einer Reliefkomposition, die an Umfang alles übertraf, was bis dahin auf dem Gebiete der Reliefbildnerei in Deutschland geschaffen worden war (s. Abb. 9). Damals die Huldigung vor dem Siegeshelden, hier der Dank des Volkes an den Vater des Vaterlandes, an den „Genius Deutschlands," dessen Büste eine nackte jugendliche Mädchengestalt umkränzt, während die Siegesgöttin und der Bote des Friedens mit der Palme zu den Seiten der Büste schweben und sich unten Greise, Männer, Frauen, Jungfrauen und Kinder, von den Gefühlen überströmender Dankbarkeit und Bewunderung bewegt, um das Fußgestell der Büste drängen. In unserem armen Vaterlande, das für die Kunst herzlich wenig übrig hat, dürfen bildnerische Wagnisse von so großem Wurf nicht auf eine Ausführung in dauerhaftem Stoffe rechnen. Während in Frankreich und England, unter gleichen geschichtlichen Voraussetzungen und bei gleich glücklichem künstlerischem Gelingen, die Kosten einer solchen Ausführung flugs durch einen reichen Kunstfreund oder durch eine Nationalsubskription gedeckt worden wären, während man dort einen Stolz darin gesucht hätte, ein Werk von so hohem idealem Schwunge in einem öffentlichen Gebäude, in einer Ruhmeshalle, in einem Museum dem Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten, ist Eberleins Gipsrelief heute längst verstaubt und vergessen.

Auch die 1888 entstandene edel und schön bewegte Statue der Königin Luise, die den sich an sie schmiegenden Prinzen Wilhelm, den späteren Kaiser, schützend und segnend mit den Armen umfängt (s. Abb. 10), verdiente eine Ausführung in Marmor. Dann erst würde man die Fülle von Anmut und Innigkeit des Gefühls, die Eberlein über diese Gruppe ergossen, in vollem Maße mitempfinden können. Denn erst die Übertragung seiner Gipsmodelle in Marmor, die der Künstler seit Jahren unter dem sonnigen Himmel Italiens, in seinem Atelier in Rom, in stetem Zusammenhang

mit den Fortschritten der italienischen Marmortechnik vornimmt, läßt den ganzen Umfang seiner Absichten erkennen. In demselben Jahre, wo die Luisengruppe auf der großen Berliner Kunstausstellung erschien, gab Eberlein seiner Liebe zur Heimat, die einen Grundton seiner Dichtungen bildet, auch durch eine plastische Schöpfung beredten Ausdruck. Es ist eine Ehrengabe an die Stadt, in der er seine erste Bildung genossen und manchen Freund gefunden hat. Als Hannöversch-Münden im dreißigjährigen Kriege von Tilly angegriffen wurde, that sich bei der Verteidigung der Stadt besonders ein Hauptmann hervor, der eine Bresche der Stadtmauer bis zu seinem Tode mit so mannhafter Ausdauer hielt, daß ihn Tilly selbst auf der Totenbahre einen Helden nannte. Diesen Akt des Heroismus hat Eberlein in einem figurenreichen Relief geschildert, das in seiner wildbewegten Komposition, in der massenhaften Anhäufung von aufrechten und fallenden Kämpfern die Furia des verderblichsten aller auf deutschem Boden ausgefochtenen Kriege wiederzuspiegeln suchte. Es ist kein Relief, das sich den Gesetze der Plastik unterordnet, sondern ein Gemälde, das nur in plastischem Material ausgeführt worden ist, und darum hatte der Künstler seine Wirkung auch durch die Farbe unterstützt. Das Bildwerk, das seinen Platz in einem jetzt als Altertumssammlung dienenden Aussichtsturme bei Münden gefunden hat, von dem aus Tilly die Stadt zerstörte, hat noch dadurch ein besonderes Interesse, daß die Hauptfiguren der Komposition Porträts von Bürgern der Stadt und von Jugendfreunden des Künstlers sind. An der Fähigkeit, Bildnisse in realistischer Naturwahrheit zu schaffen, wenn es die Gelegenheit erforderte, fehlte es ihm also nicht, und einen weiteren „Befähigungsnachweis“ hat er auch in einem in Gips modellierten Selbstporträt (s. Abb. 15) geliefert, das, wenn man von dem etwas hochgestimmten Ausdruck absieht und die verschiedenartigen Darstellungsmittel berücksichtigt, in allen wesentlichen Zügen mit dem Bildnis übereinstimmt, das Anton Schöner speziell für die „Monatshefte“ nach dem Leben gezeichnet hat (s. Abb. 16).

Abb. 15. Selbstporträt.

Nach allen Richtungen hin hatte sich Eberlein also als einen Berufenen und Befähigten ausgewiesen, um seinen Anteil an den Denkmäleraufgaben fordern zu können, die sich in allen großen und mittleren Städten des Deutschen Reiches in reicher Fülle boten. Endlich, nach einer langen Reihe von Fehlschlägen, fiel auch die Wagschale zu seinem Gunsten, und dieselbe geheimnisvolle, in ihrem Walten unergründliche Macht, die dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, daß menschliches Streben und Gelingen immer in gemessenen Grenzen voneinander entfernt bleibe, öffnete ihre Hände soweit, daß dem glücklichen Künstler in einer kurzen Spanne Zeit drei große Siege auf einmal zu teil wurden: die Ausführung des Kaiser Wilhelmdenkmals für Mannheim und der Denkmäler Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs für Elberfeld. So waren die großen Vorarbeiten für das Kaiserdenkmal in Berlin doch nicht vergeblich gewesen, und Eberlein konnte, wenn auch in geringerem Umfange, zum Leben erwecken, was zwanzig Jahre seine Phantasie und seine Arbeitskraft in steter Bewegung erhalten hatte.

Von der preisgekrönten Skizze für das Mannheimer Denkmal, die Abb. 11 wiedergibt, ist die Ausführung erheblich abgewichen. Das Roß, das den kaiserlichen Helden trägt, schreitet in dem für den Bronzeguß bestimmten Modell (s. Abb. 12) ruhiger einher, und auch der Kaiser nimmt eine Haltung an, die von dem etwas theatralischen Zuge des ersten Entwurfes mit Recht völlig freige-

Digitized by Google

Digitized by Google

Maikäpchen. Nach dem Gemälde von Hugo König.

Digitized by Google

worden ist, da alles, was irgendwie an Pose, an beabsichtigte Wirkung erinnerte, dem schlichten Wesen des großen Kaisers fremd und widerwärtig war. In demselben Geiste geschichtlicher Wahrheit ist auch das die Kaiserproklamation in Versailles darstellende Relief an der einen Langseite des Sockels komponiert. Nur die vor dem Relief auf einem Vorsprunge sitzende Personifikation der Geschichte, die dem Helden bewundernd einen Lorbeerkranz reicht, und der zum Tode verwundete Krieger, der, an ihren Schoß gelehnt, seinen Geist ausgehaucht hat, geben dem Ganzen einen heroisch-pathetischen Accent (s. Abb. 13). Das ist die ureigene Sprache Eberleinscher Kunst, die sich zu noch höherem Schwunge in der Gruppe an der Vorderseite des Sockels entfaltet. Hier erhebt die Gestalt eines nackten Jünglings, der sich auf einen grimmig seine Zähne zeigenden Löwen lehnt, mit der Rechten als Bote des Friedens den Siegeslorbeer, während seine Linke ein glorreiches Feldzeichen umfaßt. Für das Elberfelder Denkmal ist dieselbe, in jedem Betracht würdige, monumental erdachte und monumental durchgeführte Reiterstatue gewählt worden. An der Vorderseite des Sockels sitzt aber ein weiblicher Genius des Friedens, eine jugendliche Frauengestalt in lang herabfließenden faltigen Gewändern, die, das gewaltige Schlachtschwert in der Rechten, mit der Linken einen vollen Lorbeerzweig an die Brust drückend, in frommer Demut und Dankbarkeit gegen den Höchsten gen Himmel blickt. An der Rückseite des Sockels schreitet ein kolossaler Löwe mit weit geöffnetem Rachen über erbeutete Adler und Kanonen hinweg, eine prächtige, von gewaltiger Lebensfülle durchdrungene Tiergestalt, in deren Bildung der Künstler eine urwüchsige Kraft offenbart hat, die niemand in dem Schöpfer schämiger Psychen, verliebter Nymphen und tändelnder Hirtenjünglinge vermutet hätte.

Das Kaiser Friedrichdenkmal für Elberfeld ist im Einklang mit den zur Verfügung gestellten Mitteln in bescheidenen Grenzen gehalten. Auf einem schlanken Sockel, an dessen Vorderseite eine weibliche Gestalt von vollendetem Adel der Körperbildung, das Sinnbild der allgemeinen Trauer Deutschlands um seinen geliebten Helden, sitzt, erhebt sich, hoch aufgerichtet in ungebrochener Manneskraft, die Figur des Kaisers in Kürassieruniform mit dem Adlerhelm auf dem stolzen Haupte. Die übereinander gelegten Hände, deren linke den Marschallsstab hält, sind auf den Pallasch gestützt. Es ist die Stellung und Haltung, die er am liebsten und häufigsten annahm, wenn er im Kriege den Operationen des Feindes, im Manöver den Bewegungen der deutschen Truppen folgte. Auch in dieser Gestalt hat Eberlein gezeigt, daß er den Charakter einer geschichtlichen Persönlichkeit richtig und treffend zu erfassen weiß, ohne den Forderungen der geschichtlichen Realität sein Schönheitsgefühl, seinen persönlichen Stil, seine in ernstem Ringen erworbene Individualität zu opfern.

Wie alle Kunstgenossen seiner Generation, ist auch er von der Antike ausgegangen. Aber schon frühzeitig schöpfte er unmittelbar aus der Quelle, und dadurch ist er vor jenem erkältenden Hauche bewahrt geblieben, der fast allen Schöpfungen eigen ist, die die Schüler Rauchs dem Studium der Antike abgewannen. Sie blieben zumeist an der Form haften, während Eberlein gewissermaßen zuerst die Seele aus dem toten Marmor herauszufühlen und danach die körperliche Hülle in seiner freieren, beweglicheren Art neu zu gestalten suchte. So gelangte er schon auf diesem Wege zu einer eigenen Renaissance der Antike, bevor er sich mit der ersten Renaissance des klassischen Altertums, mit der italienischen, näher vertraut gemacht hatte. Dies geschah erst infolge seines wiederholten längeren Aufenthalts in Italien, wo ihm seine innere Verwandtschaft mit den italienischen Bildhauern des XV. Jahrhunderts klar wurde, die, wie er, aus dem Studium der Natur und der Antike jene köstliche Naivität, jene tiefe Innigkeit, jene wie Frühlingshauch berührende Frische geschöpft hatte, die erst in neuerer Zeit, mit der Steigerung des modernen Naturempfindens, zu richtiger Schätzung gelangt sind. Eberlein hat selbst von der Einwirkung dieser Meister auf seine Kunst Zeugnis in einem Gedichte abgelegt, mit dem er eine im Stil Donatellos komponierte Reliefdarstellung einer jugendlichen Mutter mit ihrem Kinde begleitet hat:

Dies Werk, das ich in Romas Gassen fand,
In dessen Geist ich staunend mich versenkte,
Und das in diesem wunderbaren Land
Des Künstlers Blick zu jenen Meistern lenkte,
Die mit dem Meisel seelenvoll und süß
Den bleichen Marmorblock zu leben zwangen,

Abb. 16. Gustav Eberlein.
Für die Monatshefte gezeichnet von Anton Schöner.

Im Strahlenkranze herrlichen Genies,
Einst fast vergessen, doch nun siegend prangen,
Dies Werk, ein zarter Hauch nur der Natur,
Ein Kuß, ein Schmeicheln nur des Ideales,
Das in mir lebt, ein armes Brosam nur
Vom reichgedeckten Tisch des Göttermahles,
Das mir Italiens ew'ge Kunst serviert
Und das mich ließ des Glückes Fügung finden,
In ihm hoff ich, vom Kindesgeist geführt,
Des Kinderherzens Pfade zu ergründen.

Wie dieses Relief den Geist Donatellos wiederspiegelt, ist ein anderes, das den Abschied des jungen Tobias von seinen Eltern darstellt (s. Abb. 14), ganz von der malerischen Auffassung und der Schönheitsfülle des Florentiner Meisters Ghiberti durchdrungen. —

Lessings Wort von dem denkenden Künstler, der noch eins so viel wert sei wie der nicht denkende, scheint heute in Verruf gekommen zu sein. Immer dreister drängt sich in der Kunst der stumpfsinnige Naturalismus hervor, der sich das Denken abgewöhnt hat und sich in stammelnden Lauten auf die Natur beruft, die er nicht begreift, sondern zum Zerrbild herabwürdigt. In solcher Zeit gewährt ein Blick auf das Schaffen eines Künstlers, dem stets die harmonische Verbindung der Natur mit dem Ideal das höchste Ziel seines Strebens gewesen ist, Beruhigung und Zuversicht. Das ist der wahre Naturalismus der Kunst, vor dem die falschen Götzen der modernen Schwarmgeister in Staub zerfallen.

Der frühe Schmetterling.

(Abdruck verboten.)

Kleiner goldner Schmetterling,
Ach, du kamſt ſo früh heraus!
Und nun irrſt du, armes Ding,
In die leere Welt hinaus.

Keine Blume kam hervor,
Und kein Glöckchen läßt ſich ſehn:
Schmetterling, da armer Thor,
Du mußt untergehn!

Und ich ſchaute unverwandt,
Wie er ſchwankte, ſuchend, irr,
Bis ſein goldner Schimmer ſchwand
In dem öden Zweiggewirr.

Die Sonne brennt, es kniſtert im Laub,
Wo ſich die Keime regen,
Es ſproſſet neu aus Moder und Staub
Dem jungen Frühling entgegen.

Und horch nur, welch ein ſammender Ton!
Mitten in Bruch und Heide
Da ſteht umgaukelt, umflogen ſchon
In blühenden Kätzchen die Weide.

Die Biene ſaugt, die Hummel brummt,
Die Schmetterlinge fliegen.
Wie es von Zweig zu Zweige ſummt,
Wie ſich die Flügel wiegen.

Nun kommt der goldne Schmetterling
Vergnügt herangegaukelt:
O wie behaglich ſich das Ding
Am daft'gen Kätzchen ſchaukelt!

Ihn hat die Dürre nicht geſchreckt
Und nicht die öde Halde.
Er weiß, ihm iſt der Tiſch gedeckt
Im jungen Frühlingswalde.

Heinrich Seidel.

Digitized by Google

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern

von

Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Also es gefällt Ihnen, ich habe es recht gemacht, to your contention?“ fragte er, striegelte sich dann das leicht ergraute, wellig emporsteigende Haar, strich sich das Gesicht glatt und legte die Hände wieder auf den Rücken. „Daß Sie diese Anhänglichkeit, dieses Interesse für die Anstalt bewahrt haben — das rechne ich Ihnen hoch an, Klara, sehr hoch! Und für mich auch ein bißchen, nicht wahr? Anhänglichkeit, mein' ich.“ Sie nickte mit dem Kopfe. Rüdiger in seiner lebhaften, ewig abspringenden Art war aber bereits bei etwas anderem. „Ja, wie ich das in der Zeitung las, so unerwartet, diese hundertzwanzigtausend Mark — that was a trouble in my brain! — Ein gottvoller Prozeß! — Diese Rochefort, sprich Rochefortén, mit den drei Männern, ein „Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen,“ köstlich — und nun Sie, Sie — das alles — Sie und der vortreffliche Justus! Hier hat einmal nicht ‚ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück!‘ Es ist zu köstlich! Aber ich habe noch immer nicht erfahren, wann die Hochzeit ist. Also wann?“ Und damit fuhr er auf sie los, daß er beinah mit der Nasenspitze an die ihre stieß.

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie ernsthaft, die Augen senkend.

Er trat zurück, legte die Hand vor die Stirn und betrachtete sie. Dann schoß er wieder vor: „Sie wissen es nicht? You don't know? Vous ignorez? Was ist das? Da ist etwas passiert, und das muß ich erfahren!“ rief er in zärtlicher Besorgnis, aber in dem autoritativen Tone des Lehrers Rechenschaft fordernd.

„Es ist eben noch unbestimmt, Justus hat gewisse Pläne, über die ich nicht sprechen darf, die ich selbst nicht recht kenne. Und wir können ja sehr gut noch warten, wir sind beide noch jung —“

Rüdiger spuckte aus, als wollte er sagen: Warten! Aufschieben dieses Wesen in seinen Armen zu halten! Pfui dich!

„Können Sie mir vielleicht einige Beschäftigung an Ihrer Schule geben, Herr Direktor?“ fragte Klara ruhig, ihn fest ansehend.

„Was? was sagen Sie? Beschäf — Sie! jetzt, wo er im Golde sitzt, wo ich Ihnen schon mündlich und schriftlich gratuliert habe — wo Sie schon vier und ein halbes Jahr verlobt sind — Beschäftigung! wo ich mich bereits mit einem Hochzeitscarmen trage! wo ich schon das Schlummerkissen für Sie stickte — Hörr Jösus!“ Und unter seinen Schritten zitterten die Bretter, die ihm die Welt bedeuteten. „Wie gesagt, dahinter steckt noch etwas!“ Und er blieb wieder vor ihr stehen, sah sie an wie ein naturwissenschaftliches Objekt, sah den Ausdruck tiefer Bekümmernis in dem reizenden Gesicht, das er so sehr liebte, trat wieder zurück und sagte herzlich und schlicht: „Na, so reden Sie doch mal, Klara!“

Klara hatte inzwischen ihr Taschentuch hervorgezogen und schluchzte. Rüdiger ließ sie gewähren, indessen er aber seine Mimik mit großer Lebhaftigkeit fortsetzte. Als sie sich alle beide etwas beruhigt hatten, nahm er auf dem Sofa neben ihr Platz und begann in dem trocken-gemütlichen Ton väterlicher Überlegenheit: „Na, wenn Sie nicht reden, werde ich reden. Und nun passen Sie mal auf: mit diesem Schmerze hängt auch der plötzliche Abschied aus Rudersdorf zusammen! Nachdem Herr Justus ein reicher, ein vornehmer Mann geworden ist — die Fahrentheils — was? — pfui dich! ist ihm — hm — die arme Gouvernante — bißchen despektierlich geworden — den Fräulein Vons die Cour gemacht, den Ru-

dersdorfern, ehe? (Hier wurde das Ausspuckungsbedürfnis übermächtig) hab' ich recht? wie? natürlich." Die Befriedigung, recht zu haben, überwog ein paar Augenblicke so stark, daß er sich geärgert haben würde, wenn sie nein gesagt hätte, aber sie sagte nicht nein, und das ärgerte ihn schließlich um so mehr. Der ganze gereizte Grimm des Gönners und Beschützers erwachte in ihm. „Da werden wir mal den Herrn mores lehren, gründlich! also dahinaus! der Teufel! Dazu bin ich denn doch eben da! nämlich dem Herrn Fabrikdirektor die krummen Hammelbeine gerade zu ziehen! with these mine own hands! Da wollen wir mal — die Saiten aus dem ff aufziehen! — Lassen Sie's gut sein, Kleine, die Sache bereinige ich." Er beugte sich jetzt über sie und seine Heldenstimme sank plötzlich zum Flüstern herab: „Und nun — nicht wahr — hören Sie auf zu weinen — ich kann das nämlich nicht gut sehen. Von Ihnen nicht. — Halt da!" Er sprang plötzlich auf, nahm aus einem Wandschränkchen eine Flasche und ein Glas, das er füllte, und es ihr anbietend, citierte er nicht ohne deklamatorischen Aufwand:

„‚Trink ihn aus, den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe,
Balsam für's zerrissene Herz.
Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn des Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren
Und bezwang das Schmerzgefühl.'

Na, kosten Sie mal: Bacchus Gabe. Gezehrter Oberungar, Klärchen, nicht schlecht, hab' ihn von einem dankbaren abgegangenen Mädelvater."

Sie hob den Kopf auf, lächelte und that ihm dankend Bescheid.

„Und da hatten Sie gedacht, von wegen der Fräulein Vons abzuspringen und hier zu schulmeistern? Nun nein! Die Sache bring' ich in Ordnung. — Da hab ich 'ne hübsche Ausgabe von Tennyson — sehen Sie sich das mal an, Klara." Hielt ihr ein Buch hin, verschränkte die Arme, setzte sich auf's Fensterbrett und sah in den Hof hinaus.

Sonst drängte sich dort wohl, wenn er von dieser Stelle Ausschau hielt, ein munteres Völkchen um die Turngeräte, am Brunnen oder jagte sich durch die Büsche. Jetzt lag alles still im Glanze des Spätsommerabends. Der Brunnen plätscherte leise ein eintöniges Lied, auf einem Dachfirst saßen ein paar Tauben und girrten, hoben sich auf, tauchten ihr helles Gefieder in den Sonnenschein und setzten sich girrend wieder nieder. Der Himmel war blau und leuchtend und kleine rosa Abendwölkchen schwebten daran hin, blütenlos zwar standen Bäume und Büsche, aber wie sie sich durcheinander drängten, Jasmin und Flieder, Lonizeren, Goldregen und zierliches Akaziengebüsch, jedes verschieden in seiner Gliederung und dem Grün des Laubes und vom Abendstrahl warm übergossen, sahen sie doch bunt und heiter aus, und selbst duftlos, standen sie doch in süßem Gedüfte, das von den Resedabeeten am Brunnen heraufschwebte. Vor dem Fenster zitterte schaukelnd eine wilde Weinrebe auf und ab, jetzt im lichten Schatten, jetzt von einem schrägen Sonnenstrahl getroffen, der herüberflutete und an den zierlichen Ranken haschend hinaufkletterte. Und aus Sonnenstrahl, aus Windesgesäusel und Blütenduft baute sich eine Brücke, auf der kleine Geister heranschwebten, Sommerabendselfen, wie sie um Gebüsch und Hecke schlüpfen und sich auf leichten Ranken wiegen. Und mit lindem Finger glätteten sie des Mannes Stirn, schmückten sie sein erbleichendes Haar mit glänzendem Abendgold, wuschen sie seine Augen mit frischem Tau und sein Herz mit köstlicher Erquickung. Und herüber, hinüber schwebten seine Gedanken auf dieser leichtgezimmerten Brücke, hin zu seinen goldenen Jugendtagen: vergessen waren Sorgen und Mühen seines Mannesalters, aus seinem Herzen brachen die Quellen auf, die noch nicht dort versiegt waren, nur zugedeckt mit der harten Selbstgenügsamkeit, die das Leben lehrt. War er alt? war er nicht derselbe mehr, der einst die Pforten des Daseins beflügelten Schrittes durchbrochen, alle ihre Siegel lösend mit heimlichen Zauberworten, den dichtgedrängt leuchtende Blumen umduftet, nicht der, der nach den Sternen zu greifen sich unterwunden, der die ganze Welt an sein Herz zu ziehen sich stark genug gefühlt hatte? Wer durfte sagen, daß er der nicht mehr war? Und übermächtig ward in ihm das süßeste Jugendgefühl. Denn was ist Fähigkeit zur Liebe anderes als das sehnsüchtige Verlangen nach Vollendung und Erfüllung des Daseins durch eine andere

Seele? eine Seele, die uns heiligt mit ihrem Zutrauen, die, indem sie an uns glaubt, alles Unfertige, Zerrissene, Zerstückte ergänzt und verklärt, so daß Seele sich in Seele wiederfindet als das — was sie zu sein wünschte. Und für ihn, dem nie solche Beseligung zu teil geworden, dessen ganzes Wesen tausendfach schrie nach einem Tropfen Gewährung für allen heißen Liebesdurst, für ihn gab es kein Recht mehr, die Hände auszustrecken und von der Brust eines Thoren die zu reißen, die ihn beglückt, geheilt, versöhnt hätte? Er war nicht alt! Denn wir sind jung, solange unser Leib stark und fest ist, solange Gedanken neu und kräftig uns durchströmen und stolzes Selbstgenügen noch umzuschlagen vermag in weiches Liebesgefühl. Die kleinen Sommerabendgeister flüsterten es in seine entzückten Ohren. Und sein Herz schlug es in mächtigen Wellen: greif zu, einsamer Mann.

Er wandte sich um.

Doch der Blick, der ihm begegnete, kam aus einer ganz anderen Welt. Das war nicht der Blick, der der Sehnsucht mit beglückendem Verständnis hold zaudernd entgegenkommt, das war der kühle Blick dankbarer, kindlicher Ergebenheit, der Blick, der, sich von der eigenen Seele losreißend, die andere höflich fragend erwartet.

Da waren die Sommerabendgeister verschwunden.

Rüdiger fuhr sich über die Stirn, strich den Mund glatt, verschränkte die Arme von neuem und begann dann, erst stockend, nach und nach in den Unwiderleglichkeit beanspruchenden Ton des Schulmeisters übergehend: „Ich — ich habe natürlich Ihre Sache indessen erwogen, Klara. Ich wünsche, Sie nicht aussichtslos einer öden Schulthätigkeit zu übergeben. Ich wünsche nicht, daß Sie kleinmütig in vorschneller Weise ein Verhältnis aufgeben, das mir alle Gewähr für eine glückliche Zukunft zu bieten scheint. Wenn Justus Sie vernachlässigt hat — er wird sich zurückfinden, ich habe bei alledem das Vertrauen, daß er Ihrer wert ist; ist er doch ein gescheuter und nobler Mensch, nicht wahr? Und zudem ein Mensch von vielfachen Fähigkeiten, von einem ansehnlichen Mammon, der ja doch nun leider eine so große Rolle im Leben spielt und den man doch auch darum nicht so leicht fahren läßt.

Und nun lassen Sie mich noch etwas sagen: Es ist leicht für den Mann, das Weib zu übersehen; doch schwer verständlich ist der Mann für das Weib, denn seine Kreise sind weiter, seine Beziehungen mannigfacher. So auch ist die Liebe des Mannes anders als die des Weibes: sie ist begehrlicher, sie irrt leichter ab, sie verliert sich wohl einmal, wo sie sich wie bei einer langen Verlobung aufs Warten gesetzt sieht. Sie ist stärker, wo es sich um Erlangung eines Zieles handelt, stärker, das heißt schneller, aber auch im Vergessen und Entsagen, wo sie unnahbare Schranken findet. Lassen Sie Justus ein wenig einer anderen nachlaufen — der Grundzug seines Wesens ist Ergebenheit und Treue für Sie. — Vor allen Dingen aber, Klara, seien Sie selbst die Hüterin dieser Treue! Geduld, Nachsicht und Verzeihen sind des Weibes Pflicht und zugleich — seine stärkste Waffe; denn jede treu erfüllte Pflicht verleiht Stärke. Treue! eine Himmelstochter! — Kehren Sie Ihr Herz nicht von ihm! Bleiben Sie sein guter Geist!“

Rüdiger hatte das Fensterbrett verlassen und durchmaß wieder das Zimmer mit Riesenschritten, die Arme mit grotesken Gebärden in der Luft bewegend. Sein ganzes Wesen, der Ton seiner Stimme war jetzt von höchstem Pathos, das, weil es ihm zur Gewohnheit geworden und weil es so sehr zu seinem Äußeren paßte, doch nichts Lächerliches hatte. „Sie ist eine ungeheure sittliche Kraft, die Treue! eine Erhalterin aller sozialen Ordnung, eine Hüterin aller anderen Tugenden, sie ist der Beruf des guten Menschen!

When true hearts lie wither'd
And fond ones are flown,
Oh! who would inhabit
This bleak world alone?

Sie wissen, was das ist?“

„O ja, die letzten Zeilen von The last rose of summer,“ sagte Klara.

Langsam, die Augen gesenkt, einen tiefen Ernst auf dem süßen Gesicht, schritt Klara der Wohnung Tante Julchens zu. Sie schützte Kopfweh vor und zog sich bald in ihr Stübchen zurück, wo sie sich in leidenschaftlichem Schmerz auf ihr Bett warf. Schluchzend gelobte Klara, Geduld, Nachsicht und Verzeihen zu üben und wie eine giftige Blume aus ihrem Herzen zu reißen die Erinnerung an jenen holden Augenblick, der

Digitized by Google

Es war einmal . . . Bleistiftzeichnung von Anna von Wahl.

über ihr armes, liebedurstiges Herz wie eine sonnengetränkte Flut unendlicher Glückesahnung sich ergossen, an jenen Augenblick nur — da zur Dämmerstunde im grünen Hag ein launisches Hollundergebüsch sie gefesselt gehalten und sie den Kopf hintenüber gelehnt, um es der Hand zu erleichtern, die sie aus der seltsamen Haft befreite. Nie mehr wollte sie dieser Stunde denken, nie mehr ach ihre Phantasie in die unselige Vorstellung sich verirren lassen, wie es gewesen sein müßte, wenn sie den Kopf noch weiter hätte zurücksinken lassen, bis er auf seiner Schulter gelegen, bis seine Arme sie umschlungen und seine Lippen den ihren in Flammenküssen ein volles Glück verkündet hätten.

Sie schluchzte, bis sie sich in Schlaf geweint hatte.

12. Kapitel.

Es wäre nichts so falsch gewesen, als zu glauben, daß die heftige Liebe, die Ernst für Melitta Falk empfunden hatte, nur noch in dem Hasse fortwirkte, den er gegen sie und ihren Stamm in sich nährte — ihm unbewußt wirkte sie in seinem ganzen Wesen nach als ein mächtiges Motiv. Es geschieht nie, daß zwei Menschen in ein starkes innerliches Verhältnis treten, ohne daß sie aufeinander von Einfluß wären; gerade reich veranlagte Naturen entfalten sich eben überhaupt oft nur, wenn sie eine andere stark auf sich wirken lassen. Ist es doch oft in den Stürmen einer leidenschaftlichen Zuneigung, daß sich Kräfte entwickeln, die bisher brach gelegen, und im Überschwang der Empfindungen, daß Ideen erzeugt werden, von denen der Wille die mächtigsten Impulse empfängt. Obwohl Ernst mit der Abneigung verletzten Stolzes an Melitta Falk dachte, obwohl er sie für eine Komödiantin und kokette Heuchlerin hielt, lebte er doch in vielen der Anschauungen weiter, die er ihr verdankte, hing doch teils direkt mit ihrer Denkungsart, teils mit dem reagierenden Trotze, mit dem er sich von ihr losgerissen, die allem Schulmäßigen, Traditionellen widerstrebende Kühnheit und Freiheit seines bewußter entwickelten Wesens und mit der Liebe zu ihr der mächtige Aufschwung zusammen, den alle Geisteskräfte in ihm genommen hatten.

So auch, wenn sein Herz, nachdem er es von Melitta freigemacht, wieder leise an die Träume seiner Jünglingstage anknüpfte, war doch nichts Verweichlichendes in den neuen Empfindungen, die ihn erfüllten. Er liebte Klara — wenn man sagen durfte, daß er sie liebte — hoffnungslos, aber weder mit einer Wertherischen thränenseligen Zerflossenheit, noch mit dem leidenschaftlichen Schmerz, der den Geist gegen andere Interessen abstumpft, sondern indem er auch hier die mächtigen Impulse empfing, mit denen eine solche Empfindung auf ihn zu wirken pflegte und wie sie die Reinheit und sittliche Hoheit eines Mädchens wie Klara auf sein enthusiastisches Gemüt ausüben mußte.

Alles an ihm war Thätigkeit, nichts Träumerei. Im Gegensatze zu dem abweisenden, theoretisierenden Grolle, in dem er sich früher gefallen, verband er mit einem jugendlich starken Gefühl für das, was seine Teilnahme herausforderte, einen rastlosen Eifer, überall in lebendige Berührung mit Dingen und Menschen zu treten. Es war bald kein Betriebswesen in der Umgegend, das er nicht studiert, keine industrielle oder wirtschaftliche Einrichtung, von der er nicht Kenntnis genommen hätte. Er setzte sich mit Arbeitgebern und Arbeitern ins Vernehmen, er besprach sich mit dem einen und mit den andern. Er besuchte die qualmenden Höhlen, in denen die Fabrikleute ihre Erholungsstunden zubrachten, er betrat ihre Wohnungen, um Einblick in ihr häusliches Leben zu gewinnen. Oft übel empfangen, mit Hohn und Grobheit zurückgewiesen, von Ekel und Abscheu erfüllt von dem, was er gesehen, von Schmerz und Zorn getroffen, ließ er sich doch nicht abschrecken, diese Studien fortzusetzen und sie mit denen der sozialistischen Litteratur zu verbinden.

Aber er hatte vielleicht zu früh erwartet, Bedeutsames erreichen zu können. Er fühlte sich berufen und im stande, im Interesse seiner Schützlinge zu wirken, aber indem er beschloß, es zu thun, übersah er doch, daß ihm *eines* und zwar ein wichtiges Moment zur Erreichung seines Zieles noch abging: die leidenschaftslose Kaltblütigkeit. Leidenschaft thut viel, aber noch mehr die Kälte, die ihr folgt, die aus ihr geboren ist. Ernst war, mit so viel Gewissenhaftigkeit und rastlosem Fleiß er vorging, weder frei von poetischem Überschwang, noch

von Haß und Vorliebe, noch von blinder Vertrauensseligkeit — den bedenklichen Zugaben edler Naturen und impulsiver Geister. Diese Momente aber waren es, die ihn statt zu einem Werkzeuge der Sache, der er sich zugeschworen, zu einem der selbstsüchtigen Pläne seines Freundes Justus Moller machte.

Es gibt eine Art Freundschaft, welche, weniger als Sympathie der Geister und mehr als Biertischkameraderie, auf einer gewissen geistigen Zuchtwahl (wenn so zu sagen erlaubt ist) beruht: das Zusammengehen hervorragend begabter Menschen, die unter einer Majorität obskurer Geister sich einander nähern, bloß weil die stärkeren Elemente sich gegenseitig anziehen. Indes sie ist fast immer ein Irrtum, denn die Verschiedenartigkeit dieser Elemente an und für sich ist meistens ebenso groß als der Unterschied, der sie von ihrer Umgebung trennt. Von dieser Art war die Jünglingsfreundschaft zwischen Ernst und Justus gewesen und war das geistige Bündnis, das die Männer von neuem verknüpfte. Diesmal allerdings mit Beimischung einiger neuen Elemente: des sehr bewußten eines ergänzenden Gegensatzes, in dem sich ihre Charaktere befanden, und der gegenseitigen Förderung der Interessen, die jeder verfolgte.

Nichts wäre doch falscher gewesen, als Justus für einen einfach schlechten Menschen zu halten; indem er über Ernsts Neigung, das „moralische Steckenpferd zu reiten," spöttelte, empfand er doch die Wucht der ethisch überlegenen Natur nicht ohne Anerkennung. Ernsts Studium unter den Verhältnissen, unter denen er es möglich gemacht, war allein nicht sowohl ein Beweis seiner glänzenden Begabung als eine Heldenthat. Die Leichtigkeit, mit der er erst jetzt wieder die Schwierigkeiten eines ihm bis dahin fremden Faches überwunden, der starke gemütliche Affekt, das innere Pathos, mit denen Interessen allgemeiner Art ihn über persönliche hinweghoben, die Gewandtheit sogar, mit der er gewissen äußerlichen geselligen Anforderungen zu genügen gewußt, seine lebendige Auffassung der Persönlichkeiten, das alles waren Momente, für die Justus eine lebhafte Empfindung hatte. Und *indem* er sie hatte, ließ er sich von Ernst in einem gewissen Grade hinreißen, gewannen die Wünsche, die der Freund hegte, auch in ihm Raum und Bedeutung.

Er wäre indessen nicht Justus Moller gewesen, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, Eigennütziges und Uneigennütziges in seiner Brust in wunderlichster Weise zu verquicken, und wenn er nicht zugleich verstanden hätte, den Einfluß, den ihm Ernst auf *sich* gestattete, in einer Weise zu benutzen, die sowohl allgemeinen wie persönlichen Zwecken zu dienen geeignet schien.

Denn freilich besaß er diesen Einfluß. Uneingeschränkt war Ernsts Bewunderung vor der überschauenden Klugheit, dem alle Momente beständig heranziehenden Verstande, der praktischen Gewandtheit, der Schnelligkeit in der Auffassung und Sicherheit der Schlüsse, die Justus auszeichneten. Sich in praktischen Fragen seiner Leitung unterzuordnen, schien Ernst nicht nur nicht schimpflich, sondern seinem auf das Gemeinwohl gerichteten Zwecke sogar äußerst dienlich und darum empfehlenswert. So kam es, daß ihre Beziehungen zueinander eingriffen gleich künstlich ineinander gefügten Werkstücken.

Was sie vor allem gemeinsam beschäftigte, war die Ausarbeitung eines Planes, der auf stabilerer, kräftigerer Grundlage als frühere derartige Versuche den Arbeitern zugleich eine Aufbesserung und Sicherung ihrer Lage darbot, eine Möglichkeit, ihre ganze Lebensführung auf ein höheres Niveau zu heben als das gegenwärtige war.

Ernst war eine starken Maßregeln nicht abgeneigte Natur; die Berechtigung einer Revolution als ultima ratio gehörte zu seinen sittlichen Idealen, „denn es heiligt," wie er wohl sagte, „der Zweck allerdings die Mittel, nur muß dieser Zweck wirklich heilig sein, und nur weil es dem Belieben jedes Einzelnen überlassen ist, diesen Begriff festzustellen, ist die jesuitische Maxime gefährlich." Aber doch war er besonnen genug, jeden andern Versuch diesem letzten Mittel vorzuziehen, ja auf der Pflicht jedes solchen Versuches zu bestehen. Hier nun kam ihm Justus entgegen. Daß *seine* Zwecke ausschließlich egoistische seien, hätte er nie zugegeben, aber indem er sich entschloß, seinen Absichten für die Zukunft einen Entwurf zu Grunde zu legen, den er mit Ernst zusammen ausgearbeitet hatte und mit Wärme und Anspannung aller geistigen Kräfte verfolgte, belog er sich doch selbst und bewies er eigentlich nur wieder die

Die ersten Frühlingsboten. Studie von Adolf Lüben.

außerordentliche Fähigkeit, eigensten Motiven allgemeine zu substituieren und einem Unternehmen, dem er sonst die übelsten Namen gegeben hätte, das schickliche Mäntelchen eines zugleich industriell-spekulativen und sozialreformatorischen Planes umzuhängen.

Die Verabredungen der Freunde waren nun folgende: In seinem Verkehr mit den Arbeitern hatte Ernst die Entdeckung gemacht, daß auch hier die Phrase eine ungeheure, sehr verderbliche Herrschaft ausübe. Mit dem starken Bewußtsein des Elendes ihrer Lage und der Berechtigung ihrer Forderungen war eine Verworrenheit der Begriffe, eine Unkenntnis der Verhältnisse verbunden, die eben ihrer Lage sehr schlecht diente, indem sie sie in den Augen ihrer Gegner, die nicht geneigt waren, diese Momente in Abzug zu bringen, verdächtigte und die Versuche zur Verständigung erschwerte. Wie überall in der Welt, gab es auch unter den Arbeitern einfache, schlicht und klar denkende, besonnene Menschen, aber auch windige, zu einem hohlen Pathos neigende Burschen, verworrene Gemüter, schwerfällige Dummköpfe. Diese drei letzten Kategorien waren es, wie Ernst erfahren hatte, die mit Vorliebe mit Redensarten, Deduktionen, fremdsprachlichen Ausdrücken herumwarfen, von denen sie nicht das Mindeste verstanden, die ihnen aber um so pompöser klangen, je weniger sie sie begriffen, und die um so gefährlicher waren, je mehr sie sich Schlüsse zu ziehen erlaubten, die auf so falschen und unsichern Grundlagen sich aufbauten. Ernst hatte die Gewalt kennen gelernt, mit der das Halbmysteriöse die Phantasie, das Unverstandene die Leidenschaft beherrscht, und dieser Herrschaft wünschte er entgegenzutreten.

Er hatte die Idee gefaßt, in einer Reihe populärer Vorträge nach dieser Richtung zu wirken. Er wünschte die Arbeiter darüber aufzuklären, daß wer über wichtige Lebensfragen mit Leuten von Übelwollen und zugleich von überlegener Bildung sich auseinanderzusetzen wünscht, immer den kürzeren ziehen wird, außer, wo er zu brutaler

Gewalt greift; daß es aber ersprießlicher sei, mit möglichst gleichen Waffen zu kämpfen, oder — um diesen Ausdruck zu vermeiden, sich ohne Dolmetsch in derselben Sprache zu verständigen. Diese Sprache sollten die Arbeiter beherrschen lernen. Damit aber mußten sie von selbst eine bessere Einsicht in die Weltlage bekommen, mußte von selbst der Wahnwitz übertriebener Forderungen, mußte Mißtrauen und Leidenschaft zurückgedämmt werden.

Justus Moller fand diese Absicht ausgezeichnet unter der Voraussetzung, daß sich Ernst lediglich auf Erklärungen und Unterricht beschränke, sich aber jeder Parteinahme enthalte, wo dies aber nicht zu vermeiden ginge, es sich angelegen sein lasse, den Staatssozialismus dem sozialistischen Staate gegenüberzustellen und das Vertrauen in die Absichten der Regierung in unauffälliger Weise zu fördern. Da Ernst daraufhin äußerte, daß er dieses Vertrauen vorderhand selbst nicht hege und also auch nicht anregen könne, machte ihn Justus mit den Plänen und Aufträgen der Enquêtekommission unter dem Siegel der Verschwiegenheit bekannt. Ernst erstaunte, zu vernehmen, daß man von oben her neue Versuche zur praktischen Lösung der Frage der Produktivgenossenschaften machen wolle, daß in eben dem Verwaltungskreise, dem sie angehörten, eine Fabrik ins Leben gerufen werden solle, bei deren Gründung die Regierung mit einem Kapitale sich beteiligen würde, das den Arbeitern eine Lohnerhöhung von 20 bis 25 % verschaffen solle, welches Plus durch Verleihung von Anteilscheinen sie zu einer Art Teilnehmern am Geschäftsbetriebe machen und ihnen damit zugleich eine Seßhaftigkeit geben solle, die sie mit ihren eigensten Interessen an die Fabrik zu fesseln geeignet schien. Es war ersichtlich, daß der Zweck dieses Unternehmens nicht sowohl eine Steigerung des Einkommens, als eine Sicherung der Lebensstellung und damit erhöhte gesellschaftliche Geltung war, Momente, die alle drei zugleich die Hebung des sittlichen Bewußtseins und einer strengeren Lebensführung zur Folge haben mußten. Justus hütete sich aber, dem Freunde zu verraten, daß *er* mit seiner eigenen Arbeit und seinem eigenen Kapital den Wünschen der Regierung entgegenzukommen gedenke oder — richtiger gesagt — daß er diese Wünsche zur Erreichung seiner speziellen Zwecke sich nutzbar zu machen gedachte. Je mehr von persönlichen Interessen frei diese ganze Angelegenheit Ernst erschien, desto mehr, sagte sich Justus, würde dieser das ganze Gewicht seines Enthusiasmus ihr zuwenden.

Die Freunde arbeiteten eine Einladung zu diesen Vorträgen aus, die den Arbeitgebern ebenso wie den Arbeitnehmern zugesandt werden sollte, um dem Plane jeden verdächtigen Charakter zu benehmen, sie besprachen die Reihenfolge und den Fortschritt, die diesen Vorträgen zu Grunde gelegt werden sollte, Justus ermunterte Ernst, eine Schrift, die dieser zu verfassen gedachte und deren Grundzüge er dem Freunde mitteilte, auszuarbeiten, er beschränkte die Comptoirstunden des jungen Korrespondenten, um ihm die nötige Zeit zur Erreichung seiner Absichten zu geben, kurz, die Freunde gingen völlig Hand in Hand vor.

Justus war aber gleichzeitig in anderer Richtung thätig, das Zustandekommen des ausgezeichneten industriellen Unternehmens, für dessen eine Seite er Ernst zu begeistern wußte, zu fördern. Er hatte mit dem großen Genealogisten und Agenten ein Übereinkommen getroffen, wonach die Fabrik Reinsfelde zunächst die Firma Alexander Weinhold tragen sollte; er hatte die Haltestelle für den Ort ausgewirkt, er hatte — schon jetzt — Lieferungsabschlüsse mit unter dem Patronat des Fiskus stehenden Krankenhäusern und andern öffentlichen Anstalten geschlossen, er hatte Gelder aufgenommen, die der allezeit rührige Alexander verschaffte, und billige Wollen eingekauft, die ihm ebenfalls sein Geschäftsfreund erschnobert hatte, spanische Wollen, die Havarie gelitten und, wie der Kommissionär versicherte, dadurch außerordentlich gewonnen hatten.

Und so kam es denn, daß, während Ernst daran ging, unter dem Arbeitertum den Boden zu bestellen, in dem Justus' Saat aufgehen sollte — denn allerdings war dieser jetzt entschlossen, sich wenigstens einen Teil der Falkschen Arbeiter als eines zuverlässigen und geübten Stammes zu versichern — sich in Reinsfelde ein gewaltiger Schornstein erhob, die Arbeitssäle ausgebaut wurden, die Speicher sich mit Rohmaterialien füllten, große Maschinen aufgestellt wurden. Woran es Justus noch fehlte, war ein besonders zuverlässiger, intelligenter und ver-

Digitized by Google

ſchwiegener Unterbeamter, Hausmeiſter und Markthelfer, der im Sinne ſeines Herrn bei deſſen knappbemeſſener Zeit und Entfernung von Reinsfelde die Förderung der Anlage überwachen konnte. Juſtus Maller ſollte das Glück haben, auch dieſes treffliche Inventurſtück zu finden.

13. Kapitel.

Es war im September.

Nachdem ſeiner Zeit die Verlobung Wandas von Dalldarf mit Kurt von Hagen durch ein glänzendes Feſt gefeiert worden war, gab ſeine Beſtätigung als Landratsadjunkt Gelegenheit zu einer neuen Feſtivität in Rudersdorf, einem Herrendiner von mehr offiziellem Gepräge, zu welchem die Mitglieder des Landadels und die angeſehenſten bürgerlichen Elemente verſammelt werden ſollten; letztere natürlich auch nur, ſoweit ſie am Landbeſitz teilnahmen oder als große Fabrikanten oder Fabrikdirektoren in Betracht kamen.

Ernſt Bürger war zu ſeiner Überraſchung mit einer Einladung zu dieſer Elitegeſellſchaft ausgezeichnet worden. Die Rudersdorfer Herren, das heißt Dalldorf, Döhring und der Schwiegerſohn waren eigentlich dagegen geweſen, aber das konnte die Schloßherrin, die ſich die moraliſche Verpflichtung auferlegt hatte, Ernſts Studien über Induſtrie und Landwirtſchaft zu fördern und ihn den Vertretern derſelben nahe zu bringen, nicht beirren. Alberta that immer, was das Valkswahl erforderte. Überdies aber hatte Graf Velthaus, den ſie ebenfalls unter den Gäſten dieſes illuſtren Diners zu ſehen haffte, ihr gelegentlich den Wunſch ausgeſprochen, den jungen Mann, von dem ſie mit ſo viel Wärme zu ſprechen pflegte, durch ihre Vermittelung kennen zu lernen.

Ernſt traf zur vermerkten Stunde ein und ſtieß in einem Zimmer des oberen Stockes, wohin er geleitet worden war, auf Döhring, der ſeinen Aufenthalt auf dem Gute zu verlängern gewußt hatte.

„Brillant! Sie werden alle unſere Kavaliere ausſtechen!“ rief dieſer in einer gewiſſen eiferſüchtigen Anerkennung, indem er Bürger bewillkommnete, ſchimpfte dann auf die Bauarbeiter, die den ganzen Nachmittag feiern wollten, weil einer der Kerls Hochzeit mache, ſprach von ſeiner morgen bevorſtehenden Abreiſe, daß Papa ihn furchtbar nötig brauche und es nachgerade auch langweilig geworden ſei, hier herumzuſitzen. Darauf begab er ſich mit ihm in den Salon, in welchem die Herren ſich zum Teil ſchon verſammelt hatten, und ſtellte ihn den Geladenen vor, ſoweit dies nötig war, nachdem Ernſt die Dame des Hauſes begrüßt hatte. Alberta ſah prachtvoll aus, ſie trug ſilbergrauen Moireeantique, weiße Straußen- und Reiherfedern auf dem Kopfe, eine Auswahl blendender Schmuckſachen und hielt einen Federfächer in Händen, mit dem ſie die anmutigſten Manipulationen vornahm. Die Dalldarfſchen Mädchen waren nicht erſchienen.

Ernſt Bürger zog ſich nach der Begrüßung in einen Winkel zurück, wo er mit einem jungen Rittergutsbeſitzer ins Geſpräch kam, der ihn mit großer Höflichkeit behandelte, bis er erfuhr, daß er einen Beamten aus Falkenhain vor ſich habe, worauf er ihn fallen ließ. Dies grade in einem Momente, als ein Diener der Herrin von Rudersdorf einen Brief des Grafen Velthaus brachte, in dem dieſer ſein Bedauern ausſprach, durch Unwohlſein zurückgehalten zu werden, einen Brief, dem ſonderbarerweiſe ein zweiter eingeſchloſſen war, der an niemand anderen adreſſiert war als an Ernſt, und den dieſer verwundert genug aus ſchönen Händen empfing.

„Ich habe viel mit dem Grafen von Ihnen geſprochen,“ ſagte die Dame, als ſuche ſie ihrem jungen beſitz- und titelloſen Gaſte ein wenig Air vor den anderen zu geben. „Er hoffte, Sie bei mir kennen zu lernen und bedauert jetzt, dieſes Vergnügen noch nicht zu haben, da er ſich lebhaft für Sie intereſſiert.“

Ernſt verbeugte ſich gebührend und ſteckte das Billet, das das Velthauſenſche Wappen und die neunzackige Krone trug, in ſeine Bruſttaſche, während ein anderer der Gäſte, ein alter Herr von Hoplitz, ihn aufmerkſam durch den Klemmer betrachtete und dann ein paar Mal ſehr langſam mit dem Kopfe nickte. „Haben Sie den Grafen Albrecht Velthaus gekannt?“ fragte er einen andern der Geladenen. „Nein? Hm, iſt auch ſchon lange her, daß er fiel, vierundſechzig, denk ich.“

Bald darnach ging es zu Tiſch. Man hatte in einem etwas froſtig möblierten Saale gedeckt, der mit ſeinen kornblumblauen Vorhängen und Divans, den weißlackierten

und teilweise vergoldeten Spiegelrahmen und Stühlen eine altmodisch-geschmacklose Pracht entfaltete, der es zugleich an Stil und Stimmung fehlte. Lüsterkandelabers von demselben Ungeschmack hingen von der Decke, und künstliche Epheuranken schlangen sich an den ebenfalls weißlackierten Halbpfeilern in die Höhe, die langweilig und schnurgerade dem Raume eine Art Gliederung zu geben versuchten. Es war die kalte Eleganz des Systems „Eugénie."

Das Diner verlief in der landläufigen Weise. Erst herrschte eine steife, unbehagliche Langeweile am Tisch, dann, nachdem einige Schüsseln herumgereicht, eine Anzahl Flaschen geleert waren, wurde die Unterhaltung lebendig und schließlich laut, zum Teil heftig geführt. Es wurde viel politisiert, namentlich emsig Sozialpolitik getrieben. Ernst war es sehr unbehaglich zu Mute, er wußte absolut nicht, weshalb er zu diesem Feste zugezogen worden war.

Desto besser wußte es Alberta von Dalldorf. Ihr Gemahl hatte vor einigen Tagen sein aufrichtiges Wohlgefallen an Bürger ausgesprochen und, ohne sich eben etwas Positives dabei zu denken, geäußert, daß, da Döhring fortgehe, an den er sich sehr gewöhnt hatte, er am liebsten einen neuen Volontär von den liebenswürdigen Eigenschaften Bürgers gewinnen möchte. Diese Bemerkung hatte in der Schloßherrin gezündet. Auch ihr dünkte Ernst eine sehr passende Persönlichkeit zu sein, um am Damenbrett oder am Schießstande dem gnädigen Herrn zur Seite zu sein und ihr bei ihren künstlerischen Bestrebungen mit seiner Einsicht zu nützen. Sie hatte die eigentümliche Voraussetzung, daß ein solcher Posten für den verunglückten Philologen sehr viel unterhaltender und sehr viel ehrenvoller sei, als dem Falkenhainer Juden den Kommis zu machen. Die für ihn so immens schmeichelhafte Einladung sollte den jungen Mann um so geneigter machen, auf ihre Pläne einzugehen. Daß es ihr nebenher eine Kleinigkeit zu sein dünkte, ihm, wenn er einmal an ihr Haus gefesselt wäre, gesunde politische Ansichten zu imputieren, darf ihr nicht verübelt werden. Frauen, die ihre männliche Umgebung an Geist und Klugheit überragen und dabei einen natürlichen Hang haben, ihr Übergewicht geltend zu machen, überschätzen sehr leicht den Einfluß, den sie auf Fernerstehende gewinnen können.

Der Verlauf des Diners, dem sie präsidierte, die vielen Galanterien, die sie anhörte, das Bewußtsein, in einer außerordentlich günstig gewählten Toilette sehr jugendfrisch und schön auszusehen, gab ihr etwas von der leichten koketten Art zurück, mit der sie in besseren Zeiten das durchzusetzen gewußt hatte, das ihrer Beredsamkeit zu widerstreben versuchte.

Als Landrat von Schlobitzki, der sie zu Tisch geführt, sie gegen Ende der Tafel verließ, da er mit Justus Moller etwas Wichtiges zu bereden wünschte, winkte die prächtige Alberta Ernst, der eben das Glas gegen sie erhob, an ihre Linke. Er stand auf, stieß mit ihr an und ließ sich auf dem dargebotenen Ehrenplatze nieder.

„Nun, unterhalten Sie sich ein wenig, Herr Bürger?" fragte sie huldvoll.

„Ah, zweifelsohne, meine gnädige Frau."

„Hören Sie nur, da redet Direktor Moller wieder, er beherrscht die halbe Tafel allein. Kolonien — die Landwirtschaft — der Sozialismus — unser Verhältnis zu Rußland — und wieder der Sozialismus, ja, das ist ja alles so brennend interessant, aber ein wenig Abwechselung in der Unterhaltung wäre auch nicht übel." Und ehe er sichs versah, fand sich Ernst in ein Gespräch über die Aufgabe der Kunst zu idealisieren, über poetische Gerechtigkeit, die Macht der Liebe und dergl. mehr verwickelt. Anfänglich erwiderte er einiges, dann aber ließ er den Strom ihrer Beredsamkeit über sich ergehen, ihr mit einem leichten Spott in die Augen sehend, den sie ihrerseits für einen Ausdruck staunender Bewunderung nahm. Was sollte er auch viel sagen? Sogenannte geistreiche Unterhaltungen mit sogenannten geistreichen Frauen gehören bekanntlich zu den schwersten Prüfungen, denen ein vernünftiger Mensch ausgesetzt sein kann, und werden am besten resigniert erduldet.

Als die schöne Frau sich in diesem Tone Genüge gethan hatte, ging sie zu einem anderen über, wie die Verfolgung ihres Planes es ihr an die Hand gab. Sie sprach von sich selbst, von einem Abgrunde in ihrer Seele, von etwas Unerfüllbarem und anderen höchst beweglichen Dingen dieses Genres.

Ernst frisierte sein Bärtchen und lächelte.

Selbst für einen in mancher Beziehung noch so naiven Menschen wie er, war eine geistreiche Dame in Pose immer noch zu durchschauen, und er hatte die anfänglich etwas bewunderte Alberta allerdings längst durchschaut. Diese herrschsüchtige, verstandeskalte, eitle Frau, mit dem fadenscheinigen Mäntelchen der Sentimentalität drapiert, war wirklich hochkomisch. Und noch wußte er eigentlich gar nicht, wo sie hinaus wollte.

„Ah, Sie lächeln! Wer hätte Ihnen das zugetraut. Ich glaube, es gibt überhaupt keine guten Menschen mehr! Und gerade dieser traurige Umstand nötigt uns Schriftsteller ja, zu idealisieren, so sehr Sie dagegen sind," sagte sie seufzend. „Oder sind Sie ein guter Mensch? Sagen Sie auf alle Fälle Ja! denn wahrhaftig, es tötet mich, zu glauben, daß Sie es nicht seien." Und damit ging ihre Wehmut schon wieder in den Ton der Neckerei über.

Bürger lachte. Ein so ernsthafter Mensch er war, diese Situation war bei der völligen Ungeeignetheit des Opfertieres, das Alberta sich ausgesucht hatte, von einem so überwältigenden Humor für ihn, daß er nicht umhin konnte, darauf einzugehen, wenn sie nicht unerträglich langweilig werden sollte. Er nahm ihr den Fächer, in den ein Teil ihrer lebhaften Gefühle hinüberzuzittern schien, aus der Hand, wedelte, den Arm über die Stuhllehne gelegt, sich Kühlung zu und sagte: „O gewiß bin ich ein guter Mensch! und ich stelle Ihnen alle meine Tugenden zur Verfügung, Sie dürfen mich für jede poetische Gattung einschlachten. — Es war einmal ein Schlossersohn, der den Adel meucheln wollte, den Adel und die Juden obendrein, und grausame Anschläge in seinem Herzen that — so viel Schlechtigkeit müssen Sie mir schon zugestehen, sonst werde ich langweilig — bis er in ein Feenschloß geriet, wo er —"

„Nun, wo er — was?" fragte Alberta sehr befriedigt. Dieser Mensch konnte ja direkt reizend sein!

„Nun, wo in Anbetracht seiner übrigen Vortrefflichkeiten seine Sünden von den schönsten Händen entsühnt wurden, bis er als vollständig gebessert entlassen werden konnte."

„Und wie machte die Fee das?" fragte die schöne Alberta gut gelaunt.

„Wie? aber das war ihr Geschäftsgeheimnis! das eben könnte sie doch nur selbst verraten."

„Und wenn ich Sie nun noch keineswegs schon als vollständig gebessert entlassen könnte —"

„Sehr schlimm dann, ich ambierte bereits um eine Tugendprämie."

„Mais non! Ich brauche entschieden noch einige Zeit, um Ihre guten Anlagen bis zur Vollendung zu entwickeln."

„Das glaube ich nicht. Alle Zauberei geht schnell, Sie sind bloß so grausam, mich hinhalten zu wollen."

„Allerdings, so grausam bin ich, grausam egoistisch! — Wissen Sie, daß Herr von Döhring morgen abreist?

„Jawohl, ich hörte es."

„Seien Sie mal vernünftig, Bester. Diese Stellung eines Kommis in einem jüdischen Geschäfte ist Ihrer empörend unwürdig — kommen Sie zu uns, nehmen Sie sich meines Mannes ein wenig freundschaftlich an, arbeiten wir zusammen, zusammen an einer Aussöhnung von Armut und Reichtum. Sie schaffen dem Volke Brot, und ich — geistige Nahrung. Sehn Sie, das ist es: ich widme meine Schriften dem Volke — köstlich, nicht wahr? — ich werde Volksschriftstellerin und Sie — helfen mir!"

Ernst klappte den Fächer zu und starrte sie in äußerster Überraschung an. Dann, sich erhebend, sagte er: „Meine gnädige Frau, Sie übertreffen Iphigenien: in einem Atem sprechen Sie zwei große Worte gelassen aus. Werden Sie denn Schriftstellerin, werden Sie Volksschriftstellerin, wenn Sie können! was mich anlangt, so mag meine jetzige Stellung meiner unwürdig sein oder nicht, jedenfalls bin ich durch sie auf ein Jahr gefesselt, und so werden Sie mich denn doch als „ungebessert" entlassen müssen." Und zierlich überreichte er ihr das elfenbeinerne, mit Gold ausgelegte Spielzeug.

14. Kapitel.

Indessen ging es im Dorfkretscham nicht minder lebhaft zu. Nicht eben weit vom Schlosse stand das ländliche Wirtshaus, ein ziemlich großer, plumper Bau, Bindwerk mit Lehmfüllung, von der der Putz zum großen Teil heruntergefallen war, die kleinen Fenster der Gaststube weit geöffnet, so daß

der Lärm bisweilen bis zu den Herrschaften hinüberdrang. Drin sah es wüst genug aus. Ein langer Tisch war unordentlich mit allerlei Abraum bedeckt, den niemand forttrug, die Luft, halb undurchsichtig von Tabaksqualm, war mit Gerüchen von Schnaps, Bier, Schweinebraten, Zwiebeln und Käse erfüllt. Ein paar schmauchende Lampen dunsteten trübe in dieser Atmosphäre und aus dem Halbdunkel tönte Gesang, Kindergeschrei, ordinäres Gelächter, grelle Frauen- und rauhe Männerstimmen wirr durcheinander. Inmitten des Festraums, aus dem sich dem Auge die Gestalten erst nach und nach ablösten, saß der Gastgeber, Karl Kodalle, mit grauen Hosen, einem ziemlich altväterischen schwarzen Rocke, der seinen Ursprung aus dem Trödelladen verriet und ihm etwas Würdevolles gab, rotem Shlips, begossenem Vorhemdchen und durchschwitztem Kragen, das hübsche Gesicht durch einen wüsten und frechen Ausdruck entstellt. Karl Kodalle war in der Zwischenzeit entschieden heruntergekommen. In der Linken hielt er eine Cigarre, an der er ab und zu einen Zug that, die Rechte hatte er um den Leib eines jungen Weibes geschlungen, das, in einem rosa Waschkleid mit vielen Spitzen paradierend, einen Kinderwagen hin- und herstieß; eine Person von einer gewissen gemeinen Schönheit, mit großen wasserblauen Augen, in die eine krause schwarze Tolle hing, während das übrige Haar im Nacken in einen Knoten zusammengedreht war.

Die Gäste waren Maurer- und Zimmergesellen mit ihren Geliebten, Frauen und Kindern, ein paar gesetzt aussehende Leute von sonntäglichem Arbeitertypus und einige rohe Gesellen mit verglasten Augen — das Resultat des dauernden Gelages; die Frauen zum Teil in grellem Putz, zum Teil in dunkeln, schlichten Kleidern, deren altmodischer Schnitt ihnen ein lächerlich-wehmütiges Gepräge gab, während auf ihren harten, faltigen, zahnlosen Gesichtern ein säuerliches Lächeln lag; die Kinder, je nach dem Geschmack oder Stumpfsinn der Mutter oder den lüderlichen Gewohnheiten des Vaters affenartig aufgeputzt oder gedrückt und verwahrlost, einige mit gebrannten Löckchen, andere die dünnen Zöpfe mit schlechtem Öl gestrählt.

Die Männer ventilierten die Frage, wie lange Deutschland schon „fungieren“ möchte, was der Polier dahin entschied, daß es bereits zwei bis dreihundert Jahre fungiere; die Frauen erzählten sich ihre Streitigkeiten mit den Nachbarinnen oder empfahlen sich billige Gerichte wie Kürbisbrei mit Hirse (Kürbspappe genannt), die Kinder lärmten und johlten.

„Kodalle, noch eine Rede halten, los!“ schrie einer der jüngeren Gesellen, dem es äußerst gleichgültig war, wie das mit dem Fungieren stand.

„Zum Donnerwetter ja, noch eine Rede halten! der Kanzleiratssohn, der Lorenz!“

„Der Kanzleiratssohn mit der futschen Erbschaft,“ setzte ein Frauenzimmer leise kichernd hinzu.

„Na, Karle, los!“

Kodalle zog ein höhnisches Gesicht. „Singen wir lieber was,“ sagte er dann.

„Wir sollen wohl den geschätzten Täufling in Schlaf singen? was sollen wir denn singen?“

Eines der jüngeren Frauenzimmer sing forsch an:

„Ritz, ratz, Gedankenstrich,
Karline vor die Thür,
Kommt ein schöner Herr gegangen,
Schick ihn rauf zu mir,“

was allgemeinen Beifall fand. Die glückliche Gattin und Mutter — Karl Kodalle feierte das seltene Doppelfest seiner Verheiratung und der Taufe seines Kindes — stimmte munter ein, und zuletzt sangen es alle. Die Kenner unter ihnen sagten, es sei ein feines Lied.

„Warum heißt das kleine Mädel Friederike Charlotte?“ fragte ein dreizehnjähriger Junge, der wie neun Jahr aussah und gestickte Streifen unten herum um die Hosen gesetzt hatte.

„Ja, warum heißt sie gerade Friederike Charlotte? ich hätte sie doch Hulda oder Gretel genannt oder auch Helene.“

Karl Kodalle zog die Augenbrauen in die Höhe, lachte, ließ die Taille der Frau los und sagte aufstehend: „Warum Friederike Charlotte? das will ich Ihnen sagen, meine Herren.“

„Ruhe halten, der Kodalle hält eine Rede!“

Karl Kodalle erhob sich, stellte sich in Positur und begann: „Meine Herren, so

wie Sie mich hier sehen, bin ich eigentlich ein vornehmer Mann, denn wie Sie wissen —"

„Nein, davon wissen wir keinen Schimmer nicht."

„Er ist ein vornehmer Mann, hauen wir ihm die Seidel an den Kopf!"

„Warum nicht gar, wir sind alle vornehme Leute!"

„Ruhe!"

Kodalle hatte beide Hände auf den Tischrand gestützt und wartete mit der Miene grenzenloser Überlegenheit. Im Grunde seines Herzens nämlich verachtete er diese ganze „Blase", er nannte sie zwar Brüder und Genossen, aber dabei kam er sich doch unendlich viel besser vor als sie. Nicht zwar wegen seiner Vornehmheit, sondern, weil er wußte, daß er zehnmal klüger war als sie und daß er ein patenter Kerl sei, in den alle Frauenzimmer verrückt wären, und weil er reden konnte, ohne dazwischen zu „nurkeln und zu drocksen", wie die anderen und ein wenig doch auch wegen seiner Vornehmheit, obgleich das freilich mit seinen übrigen Ansichten ziemlich stark im Widerspruch stand.

„Schafsköppe seid Ihr alle miteinander!" fuhr er fort; eine Wendung, die, da sie mit Humor vorgebracht, auch so aufgenommen wurde. „Also: Wie Sie wissen, meine Herren, und zwar aus den famosen Zeitungsberichten, habe ich von meinem seligen Papa, dem alten Filzdeckel, Gott hab ihn selig, nicht eine blaue Bohne besehen. Aber das wenigstens hab' ich von dem alten Schmierfinken, daß ich weiß, daß meine Großmutter — übrigens mag sie der Teufel geholt haben! — ein adeliges Fräulein gewesen ist, ehe sie die Lorenzen war, somit ich, Karl Edler von Kodalle, blaues Blut in meinen Adern habe und außerdem —" hier machte der Redner einen diesbezüglichen schlechten Witz, worüber alles in helles Gelächter ausbrach. „Folglich ich, sintemalen meine Großmutter Friederike Charlotte hieß, ich mein kleines Mädel auch so genannt habe. Denn etwas, sagte ich mir, muß der Mensch von seinen Vorfahren haben, obgleich mir sonst die 92 000 Mark lieber gewesen wären, wo mir ja auch kein Mensch verdenken wird —"

„Die Friederike Charlotte soll leben, hoch!"

„Wie hieß sie denn?"

„von Wiesenbruch."

„Der Kodalle von Wiesenbruch mit dem blauen Blut soll leben, hoch!"

Der wackere Karl, nachdem er für diese Ovation gedankt hatte, goß sein Glas — zum ungezählten Male — hinter die rotseidene Krawatte, pickte seine Frau in die Seite, daß sie aufkreischte, und fuhr fort: „Worauf ich noch folgendes zu bemerken habe: nämlich erstens, daß ich den verfluchten Hund, der mich um mein väterliches Erbteil betrogen und meine mütterliche Liebe ins Loch gebracht hat, niederschlage, wo ich ihn treffe, und zwar elegant und in aller Gemütsruhe, und zweitens, daß unsere Gerichtsbarkeit ein unmoralisches und verpestetes Institut ist, was bei unsern ganzen Verhältnissen, die von oben bis unten auf dem Hunde sind, auch niemanden wunder nehmen kann, und sich auch nicht ändern wird, bis einmal ein paar tausend erleuchtete Köpfe und gesunde Arme das Oberste zu unterst werden gekehrt und diese pestilenzialischen Verhältnisse eingerenkt haben, und drittens, daß ich von euch ganz verfischten Kerlen und geehrten Handwerksgenossen mich entschlossen habe, an diesem meinen Fest- und Ehrentage mit dieser meiner Frau Hulda geborene Hickethier nebst meiner Tochter Friederike Charlotte zu verabschieden gesonnen bin —"

„Nanu!"

„Sintemalen Handwerk zwar goldenen Boden hat, welche glänzende Bemerkung Sie alle Tage bestätigt gefunden haben werden, ich jedoch mit meinen vornehmen Anticidentien, besonders aber in Anbetracht meines „ingeborenen Genies" der Mitwelt nicht länger die Dreckschwalbe abzugeben gedenke, sondern, nachdem mein Berlinischer Freund, mit dem ich eine Zeitlang Nachbarschaft zu halten genötigt war — auch von wegen unserer pestilenzialischen Gerichtsbarkeit, wo ich meine Alte bloß um ein paar lumpige Hundertmarkscheine erleichtert hatte, wozu mir als Sohn und Erben doch alle göttliche Gerechtigkeit zur Seite gestanden — also mein Berlinischer Freund Lehmann mein „ingeborenes Genie" für das Maschinenbaufach und die Erfindungskunst anerkannt hat, ich mich darauf gelegt habe, eine Dampfmaschine zu erfinden, wo zu einer Seite der Herr Fabrikdirektor hineingesteckt wird und zu der anderen ein

Digitized by Google

Cetheris. Nach dem Gemälde von N. Sichel.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

ausgewalkter Lump herauskommt, dergleichen man durch ein einfaches aber höchst unkonstruiertes Schlagwerk keineswegs in solcher Ebenmäßigkeit zu erreichen pflegt."

„Ah, bravo! Darauf müssen wir anstoßen!" Die glückliche Frau und Mutter, die den Kinderwagen in einen Winkel geschoben hatte, weil das Kleine über seines Vaters Rede eingeschlafen war, setzte eben sechs Seidel auf den Tisch und schob sie dann den Paten hin.

„Hast du 'n schon eingefangen dazu, den Fabrikonkel? das Versuchstier? Die springen wie die Huppepferde, die Fabrikdirektoren."

„Wenn du denkst du hast 'n,
Huppt er aus dem Kasten,"

sang der Chorus. Darauf ward ein neues Hoch ausgebracht auf das große „ingeborene" Genie Karl Kodalle geborenen Lorenz verehelicht gewesenen Rochefort, und seine Frau, bisherige Dame der Cigarrenbranche und glückliche Mutter einer adeligen Geniestochter, darüber der Täufling aufwachte und zu schreien anfing, weshalb sich die gefeierte Mutter mit ihm in eine Ecke zurückzog, wo sie ihn erquickte, wennschon nicht mit Schweinebraten und Korn. Kodalle verwandte kein Auge von seiner Frau, er war heftig in sie verliebt, besonders weil es ihm schwer geworden war, sie zu erobern, und weil er sie erst ihrem früheren Geliebten hatte abspenstig machen müssen, dem langen Robert aus der Schmierölfabrik, der jetzt beim Train stand.

„Wie hast du denn das eigentlich gemeint mit dem Verabschieden?" fragte der Polier, sich neben ihn setzend. „War da eigentlich was dran oder nicht?"

Karl Kodalle lachte, das ironisch-überlegene Lachen, wie es Leute haben mögen, die sich zugleich als Talente, als Helden einer pikanten Enthüllungsgeschichte wie als vom Schicksal hintangesetzt fühlen, die mit einer Abstammung prahlen, die dazu eigentlich gar keinen Anlaß gibt und an die sie im Grunde ihres Herzens nicht einmal glauben, die ihnen aber Veranlassung zu bitterer Unzufriedenheit gibt. Denn bekanntlich greift der Mensch, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, nach jedem Anlaß, unzufrieden zu sein. „Satt hab' ich die Maurerei," schrie er, „ein Schweinehandwerk ist's. Und wozu denn? Kann mehr als Ziegeln aufeinander pappen. Hab' 'ne Stelle als Hilfsheizer vom ersten ab, durch meinen Freund. Na, und Heizer und Heizer ist zweierlei, verstehst du? Maschinenheizer, das ist etwa nicht bloß in die Hand gespuckt und Kohlen eingefeuert, da heißt's mit Kunst, mit Genie. Der Berliner hat mir gleich gesagt: Kerl, das heißt ja eine Nachtigall braten, wenn man dich mauern läßt, du jehörst zu's Maschinenfach mit deine injeborene Talente!" Dabei schüttelte Kodalle die Manschetten, daß sie über die Daumen fielen, als ob die Manschetten auch zum Maschinenwesen gehörten. „Man wird später Maschinist, verstehst du, das ist ein schöner Verdienst, und zuletzt wird man Werkführer, das heißt: kann die Hände in die Hosentaschen stecken und herumlümmeln, und wenn man sich zur Ruhe setzt, hat man Haus und Hof hinter sich." Und er strich sich den Schnurrbart und ließ die Lider halb über die Augen fallen, ganz wie Justus Moller es machte, wenn er Ernst auseinandersetzte, daß er sich vorgenommen habe, einmal wie Gerson Falk und Compagnie dazustehen und daß er das sicher erreichen *werde* und *müsse*.

„Ei verflucht," sagte der Polier, „da hast du wohl auch eine Maschine erfunden, wo man an einer Seite den Maurergesellen reinsteckt und an der anderen der Fabrikdirektor rauskommt. Wenn man doch auch so'n Nachtigallenbraten wäre."

„Der hat wieder einmal ein großes Maul!" sagten die Frauen untereinander, aber dabei sahen ihn die jüngeren doch bewundernd an.

„Wo ist denn das, wo du die große Carrière machst?" fragte ein anderer, ein Zimmerer, der Nikolaus Papprzyk hieß und der schwarze Nickol genannt wurde wegen seiner braunen Haut und pechschwarzen Haare, derenungeachtet er eine zimmetfarbene Joppe und grünes Halstuch trug.

„Drüben, beim Juden Falk! Und siehst du —" hier beugte sich Kodalle näher zu dem Frager — „das ist ja mit der Spaß bei der Sache, dort ist auch das Aas, der Moller aus'm Prozeß — habe zwar noch keine Antwort, verstehst du, aber natürlich krieg' ich den Posten — und wenn ich den Kerl einmal beim Wickel fasse — ungeschmort kommt er mir nicht aus dem Loche."

Der schwarze Nickol lachte. Die Be-

drohungen, anderen ans Leben zu gehen, sind in den Kreisen der Kodalles so gebräuchlich, daß sie kein Mensch ernst nimmt.

„Hast du dich schon vorgestellt drüben?"

„Auf den Sonntag. Schöner Kerl wie ich — ha! anstelliger schneidiger Kerl, werden mal sehen, ha!" (mit einem ganz kurzen a). Lehnte sich hintenüber und frisierte das rotblonde Haar, ganz als steckte Justus Moller bereits im Maschinenheizraum zu Falkenhain und wäre die Lorenzische Erbschaft an Dame Rochefort und ihren zweiten Sprößling zurückgefallen.

„Singen wir doch eins!" schrien die jungen Mädel.

„Ja, singen wir eins! aber was?"

„Das vom Bügeleisen!" rief eine piepige dünne Stimme, die einem komischen kleinen Mädchen gehörte, einem blassen, hohläugigen Dinge, deren geschmackloser Putz ebenso wie ihre momentane Fröhlichkeit sonderbar abstachen von ihrem übrigen kläglichen Wesen.

„Richtig, vom Bügeleisen!"

Und nun sangen sie es alle, das herrliche Leiblied Karl Kodalles. Er selbst mit lauter falschen Tönen immer mitten rein, die Männer mit rauhem Gebrüll, die Weiber und Kinder in schneidendem, gequetschtem Diskant, die Frau etwas leiser und dabei das Kind auf den Knien hin- und herschaukelnd. Der Hödel-Richard, der eigentlich bloß Kalkträger war, aber wegen seiner musikalischen Talente in Ansehen stand, spielte auf der Harmonika dazu. Als sie es aber dreimal durchgesungen hatten bis zu „der Hund," setzte er eine hübsche Polka ein, und nun war kein Halten mehr, die Tische wurden an die Seite geschoben und alles fing an zu tanzen. Kodalle mit Frau voran — die Frau hatte in Anbetracht der Umstände von Kranz und Schleier Abstand genommen und war also weiter nicht geniert — dann der Polier mit der dicken Zimmereraltgesellenfrau, die in einem kaffeebraunen Kleide mit lila Schleifen fürchterlich schwitzte, der schwarze Nickol mit der Frau Schwester, einer kleinen Knopfmacherin, und so weiter.

Die dicke, übelriechende Luft zitterte, die Dielen dröhnten, die Tische mit allem unsaubern Glas- und Porzellangeschirr klapperten, die trüben Petroleumflammen in den Lampen, die von der Decke hingen, flatterten und leckten auf und ab, die ganze alte Baracke von Kretscham zitterte, wie sie jetzt schleiften und sprangen und mit den Absätzen aufhieben — so köstlich amüsierten sie sich. —

* * *

Nachdem Ernst die Gesellschaft — nach einem heftigen Disput mit Herrn von Hoplitz — verlassen hatte, war mit einiger Erregtheit die Frage nach seiner Persönlichkeit und nach seinen Beziehungen zu den Dalldorfs aufgeworfen worden, aber es dauerte nicht lange, so ging man über ihn zur Tagesordnung über, besonders seit Direktor Moller erklärt hatte, daß sein Freund offenbar des Guten zuviel gethan hätte und die schöne Alberta, daß sie einen faux pas begangen habe, den jungen Menschen einzuladen.

Im Grunde genommen behandelte Justus die Herren weit rücksichtsloser als sein Freund. In der Form freilich war er immer tadellos, aber wie er sie, die er in seinem Herzen Schöpse, schlappe Kerle und Schweinebändiger titulierte, durch Widerspruch und Belehrung — „Renseignements" in diesem Kreise — sozusagen zu Paaren trieb, war kaum schmeichelhafter für sie. Kein Mensch verstand so wie Justus, sich Oberwasser zu machen. Indem er die Frage eines einzelnen beantwortete, beantwortete er sie so, daß bald alle anderen zuhörten, daß neue Fragen aufgeworfen wurden, die er wiederum entschied. Manche haßten ihn, manche waren ihm geneigt, alle bewunderten ihn, keiner war zu stolz, sich „Renseignements" geben zu lassen, sei es über Abwaschungen der Pferde mit Rheinwein, über den Nutzen einer passenden Vorfrucht, über Heizanlagen, Wollzölle, Zwischenhandel oder was sonst. Besonders steigerte es den Glauben an seine Bedeutung, daß das Landrätchen ihn mit einer gewissen auszeichnenden Zärtlichkeit behandelte, er hatte sich neben ihn gesetzt, den Arm um seine Schulter gelegt, und machte bisweilen geheimnisvolle Andeutungen über geheimnisvolle Verbindungen, die noch zwischen ihnen beständen, und nannte ihn sogar einmal das „Regierungsmignon". Zuletzt kam man doch wieder auf Sozialpolitisches. „Das können Sie glauben, meine Herren," sagte Justus, der jetzt thatsächlich den Tisch allein beherrschte, „das können Sie glauben, daß das rote Gespenst eben nichts ist *als* ein Gespenst, mit dem man

Narren und Kinder schrecken kann, aber nicht besonnene Männer. Besonnenheit allerdings ist es, was unsere Zeit wegen der stark schiefgeneigten Ebene, auf die divergierende Interessen uns gebracht haben, erfordert, die Besonnenheit eines Arztes, der weiß, daß es ein Unsinn ist, gewisse Krankheiten der „Selbsthilfe" der Natur zu überlassen oder gar repulsiv behandeln zu wollen. Eine Eiterbeule schneidet man auf, sonst frißt sie um so tiefer nach innen. Ich sage: Herunter mit dem Pflaster des Sozialistengesetzes, damit der gärende Stoff einen Ausweg findet!"

Das fand doch viel Widerspruch, man dachte damals in diesen Kreisen überhaupt noch nicht an die Möglichkeit eines solchen Falles, Justus aber, dessen Feinfühligkeit für anderer Pläne und Absichten etwas von der guten Witterung eines Hundes besaß, hatte durch seine Verhandlungen mit den Regierungskommissarien die Überzeugung gewonnen, daß man höhererseits an eine Kursänderung denke und fand es nicht übel, der Prophet einer Auffassungsweise zu sein, die von oben her unterstützt werden sollte. Mit den berühmten Regierungsgeldern in der Tasche — was hätte er besseres thun können, als einem Gerüst, das man abzubrechen vermutlich die Absicht hatte, bereits einige kräftige Stöße zu versetzen.

„Es ist gar nicht anders möglich: das Sozialistengesetz *wird* und *muß* fallen. Wir dürfen es nicht bis zu Bajonetten kommen lassen. Denken Sie doch, meine Herren, welche ungeheuren Kräfte diese unteren Millionen repräsentieren, nicht sie zu *unterdrücken*, nicht sie zu *fesseln* suchen muß der Staat, sondern sie *gewinnen*, um sich ihrer bedienen zu können, ihnen die Hand bieten, um sie an sich selbst zu ketten. Und dahin wird es kommen, das werden Sie mal sehen."

„Na, na, Sie meinen wohl auch den *sozialistischen Staat*," grunzte Herr von Astroth, seine Serviette in einen Klumpen ballend, indessen die meisten anderen Gesichter machten wie kleine Kinder, denen zum erstenmal zugemutet wird, ihre Füße allein zu gebrauchen.

„Ich meine allerdings eine Art sozialistischen Staat," sagte Justus, in seiner überlegen-peremptorischen Art jedes Wort scharf betonend, „aber nicht, wie er meistens verstanden wird, sondern ich meine die sozialistische Monarchie, die sich auf eben die Elemente zu gründen weiß, die ihr jetzt zu widerstreben scheinen." Und er lehnte sich in den Stuhl zurück, die Augen halb geschlossen und strich sich den Schnurrbart, als wollte er sagen: „Dumme Kerls, die ihr alle gegen mich seid."

Herr von Reyphahn, ein junger Dandy, der zur „Cheitachei" gehen wollte, lachte, er lachte immer, wenn er etwas nicht verstand, die andern spielten mit ihren Bestecken, tranken ein paar Schlucke und überlegten, welche Argumente sie diesen Sätzen entgegenstellen könnten, ohne Gefahr zu laufen, sogleich zum allgemeinen Gespött widerlegt zu werden. Herrn von Astroth schien etwas einzufallen, er öffnete schon den Mund, um etliche Weisheit über Tisch dröhnen zu lassen, als die ganze Unterhaltung jäh abgebrochen wurde.

Zu den geöffneten Fenstern war schon des Öfteren Harmonikamusik und wüstes Lärmen hereingedrungen — in diesem Augenblicke ließ ein gräßlicher Schrei die Gesellschaft auffahren, einer jener Schreie, für die die Litteratur das Wort „markerschütternd" erfunden hat.

Einige eilten an die Fenster, andere sahen Herrn von Dalldorf an, als ob er für die Störung verantwortlich wäre, aber die Schreie wiederholten sich, bis sie von einem allgemeinen Gebrüll und Hilferufen verschlungen wurden.

„Der Teufel, was ist das? — Das ist ja scheußlich! — Um Gottes willen, meine gnädige Frau, Ihnen wird unwohl!"

„Sie morden sich drüben ein bißchen," sagte Herr von Döhring lächelnd. „Ländliche Hochzeitsidylle! — Ah — Herrn Mollers Protegés jüngsten Datums erhalten Succurs!" Damit erhob er sich langsam, ging die Fenster zu schließen und kramte dann ein Fläschchen hervor, das er der erschrockenen Schloßfrau vor die Nase hielt, obgleich Herr von Dalldorf die Stärkung noch nötiger gehabt hätte, denn er zitterte am ganzen Leibe und war dem Weinen nahe.

Justus hatte gleich beim zweiten Schrei einen der silbernen Armleuchter ergriffen und war mit einem „Halloh, da wollen wir mal zusehen!" hinaus gerannt. Herr von Astroth, Kurt von Hagen, noch ein paar Herren und einige Diener folgten ihm.

Man hatte den Hof zu durchschreiten und dann quer über den Dorfweg und ein paar Schritte hinaufzugehen, um das Gasthaus zu erreichen. Das Schimpfen, Schreien und Weinen dauerte fort. Justus, immer voran, eilte durch den ziegelgepflasterten Hausflur und betrat die offene Gaststube, in der ein Knäuel Menschen miteinander zu ringen schien.

„Halt da, Platz!“ rief Moller mit starker Stimme, und erstaunt traten die ersten zur Seite, löste sich beim Anblick der beherzt unter sie Tretenden das Handgemenge. Was Justus aber zuerst beschäftigte, waren nicht die Streitenden, sondern ein im Winkel neben der Thür auf einem Strohsack gebetteter Verwundeter, ein langer hagerer Mensch, nach seinen Kleidern zu schließen ein Urlauber vom Train. Er war ohnmächtig, das Gesicht wachsbleich, die Haare zerrauft; am Halse hatte er eine Wunde, die sie mit Taschentüchern und anderem Weißzeug verbunden hatten, ungeschickt genug, da das Blut noch stark hindurchsickerte.

„Was ist da geschehen?“ fragte Justus die Leute, die ihn sprachlos anstarrten. Aber in diesem Augenblicke fiel sein Blick auf etwas, davon ihm selber das Herz für einen Augenblick stehen blieb, so daß er weiß wurde bis in die Lippen hinein. Von zwei anderen festgehalten, die ihm ein Messer zu entwinden trachteten, stand ihm gegenüber ein Mensch, der — ja der *er selber* war, er Justus Moller, der ihn mit seinen eigenen Augen anstarrte, blaß geworden wie er selbst, über der weißen Stirn zerwühltes rotblondes Haar, denselben Zug von Dünkel auf den trotzigen Lippen, er selber, nur vergröbert, verroht, ein Elender, dessen Hände von dem Blute seines Opfers befleckt waren, von einem Ausdruck von rasender Wildheit gleichsam überlodert. Und indem Justus ihn anstarrte, erschien zugleich ein anderes Bild vor seinen Augen, deutlich bis in alle Einzelheiten, obgleich er es in Wahrheit nie in seinem Leben gesehen hatte. Ein zartblauer Himmel, weit gespannt, bis wo er die Erde berührt, ein sommerlicher Laubwald, dessen Blätter leise im Winde rauschen, dort Berge, dort ein braunes Heideland, ein schmaler Weg und eine Hecke, und hinter der Hecke ein Wägelchen, darin ein Knabe schlummert, dort aber über der Heide ein großes blondes Weib, den lebendigen Raub in der Schürze bergend, rennend mit großen Schritten, davon ihr die Röcke flattern, bis sie verschwindet, hinter dem Moor, in das sumpfige Nebelland — was deckt dieser Nebel? Noch schwimmt er vor Justus' Augen; doch — wie er wudelt und wogt, wie er sich teilt und zurückflieht, gebiert er aus seinen Schatten das grelle Bild des Zöglings Adeline Rochefforts.

Es war niemand, dem die Ähnlichkeit entgangen wäre, und kaum hätte es etwas geben können, das so sehr als sie im stande gewesen wäre, das Unheimliche der ganzen Situation zu erhöhen. Aber niemand sagte etwas, es war für ein paar Augenblicke so still, daß man nichts hörte, als das leise Schluchzen eines jungen Weibes, das, Ellenbogen und Kopf auf den Tisch gelegt, sich um nichts sonst bekümmerte. Langsam ließ jener das Messer fallen, langsam ließen seine Genossen ihn los, löste sich der wilde Ausdruck seines Gesichtes zu starrer Verwunderung. Dann legte er den Arm über die Augen, trat zurück und sagte endlich mit heiserer Stimme: „Verflucht — ja aber — ganz verflucht!“

Justus Moller, in dessen Hand der Armleuchter zitterte, gab ihn einem der Diener und that, einen Schritt näher tretend, die Frage, auf die er dank der Andeutungen Alexander Weinholds die Antwort doch schon wußte: „Wie heißen Sie?“ Auch seine Stimme klang heiser.

„Ich heiße Karl Kodalle. Und wenn Sie vielleicht auch so heißen, lieber Herr, dann, zum Teufel, wundere ich mich nicht darüber.“ Und er lachte.

„Und wer ist der dort?“ fragte Moller, nach dem Winkel deutend, ohne doch seine Augen von seinem Gegenüber zu wenden. Karl antwortete nicht. „Nehmen Sie den Mann, Johann, schaffen Sie ihn ins Schloß, ich nehm' es auf mich. Es holt sofort einer den Wundarzt aus Waldberg! bitten Sie die gnädige Frau um altes Leinen.“

„Das Zeug muß runter,“ sagte von Hagen, „werd' 'nen Notverband anlegen.“

„Ja, das thu' doch. Vorsichtig, Johann! So! — Und wie ist es nun gekommen?“

Da Kodalle beharrlich schwieg, mischten sich die andern hinein, besonders die Weiber, die ihren Wortreichtum am ersten wiederfanden. Der Verwundete sei der lange

Robert, der Hulda ihr erster Geliebter, der sei, gerade wie sie im schönsten Galopp gewesen, hereingekommen, habe die Hulda ihrem Tänzer aus den Armen gerissen und sie auch gleich am Halse gewürgt und ihr ins Gesicht geschlagen und habe in jeden hineingehauen, der ihm nahe gekommen; aber der Karl sei doch stärker gewesen, so daß der Robert die Hulda hätte loslassen müssen. Und das Kind sei nun erst fünf Wochen, und das wisse nun kein Mensch, wie ihr das bekommen würde, und er habe immer geschrieen, es sei sein Kind, und er wolle sie wieder haben, alle beide, und sich über den Karl hergemacht und hätte den beinah zu Tode gewürgt, da habe der halt sein Taschenmesser aufgeklippt und ihn in die Hand gestochen, daß er ihn loslassen sollte, und dann auch in den Hals, da hätte er nun freilich geblutet wie ein Schwein; keiner könnte sagen, sei er tot oder lebendig. Unter dieser Erzählung war auch die Frau aufgestanden, sie sah übel zugerichtet aus, die Spitzen beschmutzt und zerrissen, das Haar zerzaust, das Gesicht verschwollen. „So hat er mich —" doch da stockte sie auch schon, ihre Blicke wanderten von Justus zu Karl und wieder zurück, und dann gellte sie auf und verfiel in einem Übermaß von Erregung in Lachkrämpfe.

Das alles ertrug Justus mit innerer Qual, aber größter Selbstbeherrschung. „Bringen Sie die junge Frau zu Bett," sagte er zu den Weibern, „doch reden Sie nicht zu viel in sie hinein, sie muß Ruhe haben. Und ihr, Leute, nehmt eure Kinder (die saßen scheu zusammengeduckt in den Winkeln) und geht nach Hause, das Fest ist aus. Den Kranken übernehme ich, werden ihn schon zurecht flicken, wenn's irgend geht. — Sie aber, Karl Kodalle" — dicht an ihn herantretend — „suchen mich morgen früh auf, ich habe mit Ihnen zu sprechen. Ich wünschte, daß die Sache gütlich beigelegt würde, ich werde wenigstens alles daran setzen, daß Ihnen keine Unannehmlichkeiten erwachsen und will gern jedes Opfer bringen. Schlimmstenfalls Überschreitung der Notwehr unter Zubilligung mildernder Umstände, wird so gefährlich nicht werden. Haben Sie nur Vertrauen, Karl, ich denke, wir sind doch ein wenig aufeinander angewiesen." Und damit hielt er ihm die Hand hin in einem Doppelgefühle des Widerstrebens und der inneren Nötigung.

Kodalle, so ziemlich ernüchtert, empfand sehr wohl die dringliche Herzlichkeit, mit der Justus sprach, zudem wie hätte nicht schon seine Erscheinung allein ihn auf das tiefste bewegen sollen. Er legte seine Hand, eine blutige, unsaubere, nicht sehr große Hand in die des anderen, der sie drückte. „Na ja — natürlich — es ist mir sehr lieb, wenn Sie mir helfen wollen, ich — ich — ja man kann doch sein Frauenzimmer nicht abwürgen lassen — wenn Sie mir also helfen wollen um meines roten Bartes willen — so werd' ich schon kommen."

„Gut, ich erwarte Sie morgen um zehn auf der Moltkehöhe zwischen Rudersdorf und Falkenhain. Ich bin Direktor Moller aus Falkenhain."

„Sie — Sie sind —"

„Ich bin der Direktor Moller, jawohl," sagte Justus unerschrocken. „Tragen Sie mir darum keinen Groll, es wird sich manches gut machen lassen. Kommen Sie nur. Gute Nacht, Leute." Damit ging er.

Nun das gab noch einen Aufruhr! einen Halatz, wie die Leute sagten. Aber Kodalle blieb stumm, er hatte sich an den Tisch gesetzt, den Kopf in die Hände vergraben und gab keine Antwort, keine Gutenacht. Da wurden sie auch still und verließen einer nach dem andern den unheimlichen Raum.

15. Kapitel.

Es war eine kleine ländliche Wirtschaft eine halbe Stunde hinter Falkenhain, sehr malerisch gelegen, aber von etwas verwahrlostem Aussehen, wo sich Direkton Moller und der Maurergeselle Kodalle der nächsten Morgen trafen.

Moller war eher da. Er sah nach einer völlig schlaflosen Nacht bleich und erregt aus. Die Hände auf dem Rücken, ging er mit großen Schritten unter den Kirschbäumen vorm Hause auf und ab, nahm hin und wieder einen Schluck Kaffee und setzte seine Promenade fort, unausgesetzt damit beschäftigt, sich von neuem und wieder von neuem zurechtzulegen, was er dem andern sagen würde.

Endlich kam Kodalle. Er hatte seinerseits sehr gut geschlafen trotz der Wunde, die er dem langen Robert beigebracht, die

Digitized by Google

aber, wie er schon gestern Abend erfahren, nicht tödlich war — wegen einer ungefährlichen Geschichte aber sich des Schlafes zu berauben, hatte er jedenfalls für überflüssig gehalten — auch trotz des Geschreis der kleinen Friederike Charlotte und des „Radaus," den die junge Frau machte, die sich über das üble Ende ihres Hochzeitsfestes durchaus nicht beruhigen konnte.

Sauber gewaschen und gekämmt, in seinen Hochzeitsrock gesteckt, sah Karl heut erheblich besser aus, als in der wilden Scene, in der ihn Justus kennen gelernt hatte, aber er sah ihm eben drum auch noch ähnlicher. Das war nun so recht nach Justus' Art gewesen, daß er allen Anspielungen auf die Ähnlichkeit mit diesem Burschen die größte Kaltblütigkeit und Interesselosigkeit entgegengesetzt hatte, und daß er sich mit dem lebhaftesten Nachdruck der Sache annahm, sobald ihm sein alter ego lebendig, mit überzeugender Kraft seinen Ursprung darthuend, vor die Augen getreten und ihm damit die Notwendigkeit klar geworden war, einzugreifen.

Als er Kodalle herankommen sah — keineswegs niedergeschlagen, vielmehr mit dem Bewußtsein der Heldenrolle, die er gestern Abend gespielt, und des Interesses, das der andere für ihn hatte, fühlte er sich versucht, ihm entgegenzugehen; aber er bezwang sich, trat in die Schenke, ließ sich ein Glas Branntwein geben, das er schnell hinuntergoß, und wartete, bis jener auf einer der rohen Holzbänke Platz genommen hatte, die unter den Kirschbäumen standen, je zwei zu ein paar langen, ebenso roh gezimmerten Tischen gehörig, dann trat er schnell auf ihn zu, warf ihm einen kurzen Blick zu, der ihm das Blut in das Gesicht trieb, nickte und nahm ihm schräg gegenüber Platz.

Eine unsaubere Magd, die ihm auf dem Fuße folgte, stellte Kodalle ein Glas Bier hin, dann waren sie allein.

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Direktor," sagte Karl, ehe er das Bier an die Lippen setzte, wobei er ihn aus den Augenwinkeln scharf anblinzelte. Er begriff sofort, daß er in dieser merkwürdigen Situation Oberwasser hatte, warum es so war, wußte er doch nur halb; aber das war ja schließlich gleich. Er sah, daß dem Mossiöh Moller die Sache mit der Ähnlichkeit unangenehm war, daß sie ihm zugleich nahe ging und daß — na das hatte er ja schon gestern Abend gemerkt und gehört — daß der Direktor sich ihre raten Bärte wollte was kosten lassen und auch für die weggeschnappte Erbschaft eine hübsche Steuer erlegen. Gerührt wie gestern Abend im „besoffenen Elend" war er, Karl, durchaus nicht, ängstlich war er auch nicht, totschlägerisch gestimmt ebensa wenig — aber helle, sehr helle war er und sich durchaus klar darüber, daß er in gewissem Sinne momentan im Vorteil war.

Nachdem er das halbe Seidel hinuntergegossen hatte, stemmte er die Hände unter die Nase, lachte sich buchstäblich in die Fäuste und sah den andern mit Behagen an. Er hatte dabei Gelegenheit, den Schnitt seines eigenen Profils zu studieren, denn Justus, der nicht die Courage besaß, dem andern ins Gesicht zu sehen, hatte sich halb herumgedreht, bearbeitete seinen Schnurrbart und sah in die Landschaft hinaus, die, bedeckt wie der Himmel war, etwas Fahles, Eintöniges besaß, und auf einen neuen schiefergedeckten Kirchturm, der hier zwischen Wiesen und Getreidefeldern die bescheidene Gatik entfaltete, die er den Zeichenheften eines strebsamen jungen Architekten verdankte.

Kodalle wartete.

„Sie haben schon gehört, daß der junge Mensch, mit dem Sie Streit hatten, dieser pp. Robert, davon kammen wird," begann Justus, vergebens bemüht, das leichte Zittern in seiner Stimme zu unterdrücken, „und das ist natürlich das Wichtigste. Allerdings wird die Heilung ziemlich lange Zeit in Anspruch nehmen — die Wunde ist nicht unbedeutend und wäre übrigens um ein Haar, d. h. genau einen Millimeter, tödlich gewesen."

„Die Sache ist die, Herr Direktor," sagte Kodalle, die Ellenbogen vor sich auf den Tisch legend, „es kommt vor, daß der Mensch im Glück Pech hat — wie z. B. ich und meine Alte in der Erbschaftssache — und wieder im Pech Glück. Das muß sich dann komprensieren. Einmal hatte ich eine Keilerei mit einem — hast du nicht gesehen, da siehst du — der 'ne Beule, ich 'ne Beule, der 'nen Hundsfott, ich 'nen Lumpenkerl — da sagten sie beim Gericht, das thät sich komprensieren — haben wir alle beide nichts gekriegt. Sa geht's im Leben auch. — Freilich, hätten wir die

Erbschaft bekommen, denn braucht' ich nicht in Rudersdorf den Schafstall zu mauern, dann wäre ich mit Meiner nach Berlin gegangen — dort is nämlich hübsch, müssen Sie wissen — und da hätt' mich der lange Robert 'nmal suchen sollen. Aber so schwamm 's Kitschel — —"

Justus war sehr unangenehm berührt. Er hatte es sich sehr hübsch zurecht gelegt, wie er selbst auf die Erbschaftsgeschichte kommen wollte, das würde sich soviel anständiger gemacht haben, und nun verwirrte ihm der andere den Plan. Und dazu war der Mensch nicht dumm, das ließ sich sofort abmerken — nun wie hätte er auch sollen!

„Ich hab' 'n heidenmäßigen Durst, Sie erlauben wohl, daß ich noch um eine klopfe, Herr Nachbar," sagte Karl, beinah belustigt über diesen Direktor, dem er sich verschworen hatte, „das Leder voll zu hauen," und der ihm jetzt so hübsch in der Zwickmühle zappelte, ohne daß man sich aufzuregen brauchte.

„Dieser Robert Deichsel," nahm Justus wieder das Wort, bemüht, scharf pointiert, überlegen und ruhig zu sprechen, während er sich überstürzte und das Pointieren übertrieb, „sobald er wieder hergestellt ist, wird zunächst veranlaßt werden müssen, zu Ihren Gunsten auszusagen. Mit ein paar hundert Mark wird das zu erreichen sein. Ich werde das bezahlen, d. h. verstehen Sie wohl: nicht etwa ihn bestechen, ein falsches Zeugnis abzulegen, sondern ihn erst gut stimmen und dann ihm die Sache in einer günstigen Beleuchtung darstellen, daß ihm selbst zum Bewußtsein kommt, daß Sie nur in der Notwehr gehandelt haben. Daß ich die Kurkosten bezahlen werde, habe ich Ihnen gestern Abend schon angedeutet. Ich bin außerdem bereit, mich Ihrer selbst anzunehmen und Sie zu fördern, soweit ich irgend kann. Sie erwähnten schon die Lorenzische Erbschaftssache. Ich bitte Sie nun, Karl Kodalle, nicht etwa annehmen zu wollen, als hätte ich in dieser Sache das Bewußtsein, daß Ihnen hier unrecht geschehen wäre — ich handle nicht aus einer Art Schuldbewußtsein heraus. Ich bin als einziger erbberechtigter Verwandter aufgetreten, ohne vorher etwas von dem Erblasser gewußt zu haben, noch von anderen Personen, die in Beziehung mit ihm standen. Das Gericht hat mir seine Hinterlassenschaft zugesprochen, ich bedaure, wenn damit jene andern Personen, die sich Hoffnung darauf gemacht hatten oder der Meinung waren, gegründeten Anspruch darauf zu haben, verkürzt worden sind, aber ich habe nicht unrechtmäßig hier gehandelt. Immerhin, da uns das Schicksal zusammengeführt hat, wünsche ich die Härte auszugleichen, mit der es gegen Sie und die Ihrigen verfahren hat. Ich fühle — unbeschadet meines guten Rechtes — bei alledem eine Art moralische Verpflichtung, das heißt —"

„Oho, mein Herr Direktor! ich — und werde nicht wissen, was moralische Verpflichtung ist? Ich habe eine moralische Verpflichtung, meine Familie zu erhalten — ich habe eine moralische Verpflichtung meinen Parteigenossen gegenüber — ich habe eine moralische Verpflichtung, eine Arbeit, die ich übernommen habe, ordentlich zu machen! Nein, Herr Nachbar, Sie müssen mich nicht zu kurz nehmen: ich habe kein Gymnasium durchgemacht, aber deshalb bin ich auch nicht von schlechten Eltern. Im Gegenteil, auf die moralische Verpflichtung — oh — da bin ich Sie gar ein Aas."

„Und ich habe diese Verpflichtung um so mehr empfunden," fuhr Justus fort, „als diese — nun ja — diese — als es eben doch wohl mehr als ein sonderbarer Zufall ist, nämlich die gemeinsame Abstammung von den Wiesenbruchs — woraus sich diese — Gleichartigkeit in einigen Äußerlichkeiten — Sie verstehen mich — so daß allerdings bestätigt erscheint, was nicht nur ich, sondern auch alle anderen für eine Finte zu halten geneigt waren, nämlich — daß Sie in der That der Sohn des Verstorbenen gewesen seien. Denn, so seltsam es ist, daß bei einem verwandtschaftlichen Verhältnis von so großer Entfernung — angenommen, daß Sie der Sohn des verstorbenen Kanzleirat Lorenz sind, so würde ich immerhin erst einer späteren Generation angehören — eine so auffallende Gleichartigkeit sich geltend macht, ist der Fall denn doch nicht anders zu erklären. Oder wissen Sie hierüber anderes?"

Froh, diese viel zu schnell heraus geschleuderten Worte überhaupt herausgebracht zu haben, strich sich Justus, der dunkelrot darüber geworden war, das Haar aus der

Stirn und warf dem andern einen kurzen lauernden Blick zu, da er sich durchaus nicht entschließen konnte, ihn voll anzusehen, während Kodalle, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, ihn mit einer Art brutalen Ruhe betrachtete.

„Nee — bewahre," sagte er, „natürlich ist es so. Sie sind so 'ne Art Großneffe von meinem Vater und ich bin sein Sohn. Aber freilich — was frägt das Gericht nach der Natur? Das Gericht frägt nach alten Kirchenbüchern und vermodertem Pfarrensegen. Nach Ihrer Seite hin ist eben alles verheiratet gewesen und da haben Sie die Vorhand, und ich bin der arme Teufel, der ich war."

„Karl," sagte Justus, sich plötzlich umwendend und Kodalle jetzt voll ins Gesicht sehend, „Sie werden nicht meinen, daß ich mich des Umstandes, daß meine Eltern verheiratet gewesen sind, noch geradezu schämen soll. Seien wir beide vernünftig, ich glaube, einen zwar zu Heftigkeiten geneigten, aber nicht unverständigen und nicht ganz ungebildeten Mann vor mir zu haben, also machen Sie die Sache nicht schwieriger, als sie ist. Setzen Sie nicht die Natur, das heißt das erste beste Zufälligkeitsverhältnis geordneten legalen Beziehungen entgegen. Ich denke, wir machen uns die Sache ein für allemal klar: um Sie als eventuellen Erben hat es sich überhaupt nie gehandelt, sondern doch höchstens um die Schenkung an Ihre Mutter. Daran aber hätten Ihre sechs Geschwister mit Ihnen einmal gleichen Anteil gehabt; was Sie verloren haben, ist also eigentlich nichts als in zwanzig, fünfundzwanzig Jahren die Aussicht auf ein Siebentel der Summe, vorausgesetzt, daß sie dann noch vorhanden war. Also kurz und gut: Sie sehen, daß ich's gut mit Ihnen meine, Sie begreifen aber auch, daß ich das, was Sie Ihre eventuellen Ansprüche nennen könnten, doch sehr klar auffasse. Sie sehen das ein?"

„Nun — jaja — das seh' ich ein."

„Sie geben mithin zu, daß etwa von einer Auseinandersetzung zwischen uns nicht etwa die Rede ist, sondern nur von einer — humanen Auffassung meinerseits — von —"

„Ja ja, ich versteh' schon."

„Schön." Justus schien, seit er mit Karl Kodalle sich soweit verständigt hatte, seine Sicherheit wiedergefunden zu haben. „Also schön. Anderseits — ich kann ganz offen sprechen, wie?"

„Ganz offen. Ich bin weder auf den Kopf gefallen, noch bin ich ein empfindliches altes Weib, das gleich zu heulen anfängt."

„Also, Sie werden mich nicht mißverstehen. Ich wollte sagen: anderseits ist es doch nun so, daß etwas, ich möchte beinah sagen Lächerliches, etwas Peinliches, etwas, das zu Verwechselungen oder sonst Unannehmlichkeiten Anlaß geben könnte, für uns beide in dieser Ähnlichkeit liegt —"

„Nu — das ich nicht wüßte, mir kann's ja nur höchst schmeichelhaft sein," sagte Kodalle mit einer Art ironischer Verbindlichkeit. „Und was Sie anbelangt, so bin ich doch eben auch kein Lump, dessentwegen Sie sich etwa zu schämen brauchten. Ich bin sogar ein höchst anständiger Kerl und sehr angesehen bei dem, was meine Genossen sind, Herr Direktor, erstens wegen meiner Rednergabe, wie ich wohl sagen darf, zweitens wegen meiner Vereinsthätigkeit und Überzeugungstreue, und drittens, weil ich überhaupt kein Rindvieh bin. Denn was mein Freund ist, der aus Berlin — und ich habe auch schon in der Schule meine Prämien wegen Zeichnungen gekriegt — also der aus Berlin, der sagte: Kerl, sagt er, du mauern — das heißt 'ne Nachtigall braten, du mußt zu's Maschinensach, du hast ein mechanisches Genie, Kerl, hat er gesagt. Nun und deswegen ich eben bereits die Maurerei aufzugeben und eine talentvollere Carrière einzuschlagen gedachte, Herr Direktor, also, wenn ich auch ein einfacher Arbeiter bin, Sie sich doch meinetwegen nicht zu schämen brauchen. Denn wegen die paar Mark, die ich meiner Alten aus der Mappe gekapert habe — nee — das thue ich mir weiter nicht anrechnen! Seine eigene Mutter — Spaß! Herr Jesus, Sie mögen ja 'n seiner Herr sein, wenn aber Ihre Frau Mutter, was? oder z. B. Ihr Bruder, wenn Sie einen haben, oder so dergleichen — na mein Gott, damit ist's doch nicht wie unter Fremden! Und wenn ich z. B. 'ne Hunderttausend gehabt und meine Alte hätte mir was weggekapert, paar lumpige Dinger von Hunderten, oder 'n Bruder oder auch Schwager, Herr Jesus! Kerl, hätt' ich gesagt, da hast du noch einen dazu und da versauf's in Frieden. Und

das können Sie mir glauben, die Menschen sind überhaupt gar nicht so schlecht, wie man sie macht. Aus manchem macht erst die Polizei oder 's Gericht was. Also wegen der drei Wochen, wissen Sie — deswegen halt ich auch noch auf mich."

„Freut mich, freut mich zu hören! Denn freilich, das ist die Hauptsache, daß eines auf sich selber hält. Erst wer das verlernt, der ist unten durch!"

Karl Kodalle, der bei seiner Rede mit ziemlich protziger Miene vor sich hin gesehen hatte, wandte sich jetzt Justus zu, in dessen Stimme wieder etwas von der ersten Unruhe gelegen hatte, und sah jetzt, wie dessen Augen aus dem bleichen Gesichte mit einer Intensität leuchteten, die fast etwas Unheimliches hatte. Er konnte sich das nicht erklären, aber es ermunterte ihn eher, als es ihn einschüchterte, um so mehr, als er vorhin sehr wohl gemerkt hatte, wie der Direktor die Situation gewissermaßen an sich gerissen hatte, und daß er etwas ins Zeug gehen müsse, das Übergewicht wieder an sich zu bringen.

„Nu wissen Sie," sagte er. „Von unten durch, da ist bei mir schon lange nicht die Rede. Da fragen Sie mal nach, ob ich mir Respekt zu verschaffen versteh' oder nicht? Einen Heidendampf vor meinem Maul haben die Kerls, da fragen Sie mal, wen Sie wollen!"

Dies war eine Redensart, die so, ganz gerade so Justus Moller ebenso gut gethan haben konnte. Und er fühlte es sehr gut, und darüber stieß er einen starken zischenden Seufzer aus und fing an, in nervöser Unruhe mit der Hand auf dem Tische zu trommeln.

Der andere lachte. „Na sehn Sie mal, da möchte man aber doch die Motten in den Magen kriegen, Sie haben ja auch ganz solche Hände wie ich. Weißer halt und nicht so stark. Ja so entschuldigen Sie, es ist Ihnen ja unangenehm! Aber davon gingen wir eigentlich aus. Und also: gelt? mein Gesicht ist Ihnen hier zuviel im Lande? wollten also aus ‚moralischer Verpflichtung' oder ‚humaner Auffassung' hundertfünfzig Mark lose machen auf'n Zwischendeckbillet nach Witu oder Somaliland, wo man sich kann erst von der Sonne praßlich braten lassen, ehe einen die Herren Wilden auffressen? Da wären Sie den Vetter los! Aber da muß ich Ihnen nun gleich sagen: den Gefallen thu ich Ihnen nicht."

Justus hatte allerdings daran gedacht, aber er ließ sich das nicht merken, er ließ den Gedanken ohne weiteres fallen. Die Zähne fest zusammen gebissen, saß er da und schüttelte bloß den Kopf. Denn — für diesen Menschen — diesen — da ihm gegenüber — für den regte sich was in ihm, etwas, das zuerst bloß Grauen, dann leise, ganz versteckt, etwas wie Zuneigung war, etwas, das ihn empörte und ihm jetzt fast die Thränen in die Augen trieb, das seinen Stolz bis ins Tiefste verletzte und demütigte und ihn im nächsten Augenblicke fast mit einer Art eitler Freude erfüllte.

Dieses sein „anderes Ich," dieser Mensch, der er selbst wäre, wenn der Griff jener Landstreicherin zufällig um eine Spanne weiter gegriffen, dieser um alle Liebe, Pflege und Erziehung Betrogene, den er nun selber — nein, nicht betrog, denn es war nicht wahr, daß allein schon die Abstammung den Bruder macht, alles Gemeinsame erst, das gleiche Vaterhaus, der gleiche Name, die Reihe der Erinnerungen — und jetzt — was sollte ihm die Hälfte? jetzt um keinen Preis! erst langsam, ganz allmählich — dann später freilich — wenn er der gemachte Mann sein würde — dann — alles teilen — dann — diesen —

„Nun? was denken Sie, Herr Vetter?" fragte Kodalle.

Justus drehte sich langsam herum. „Bei allem, was mir heilig ist, ich kann Ihnen zunächst keine größere Summe bieten! Aber lassen Sie mich arbeiten, verstehen Sie, lassen Sie mich wuchern mit diesem Gelde, und nicht mit dem Gelde allein, mit meinen Kräften, meinen Händen, meinem Kopfe, und — so wahr mir Gott helfe — Sie sollen für alles entschädigt werden, hören Sie?"

Karl Kodalle sah sich den Vetter erstaunt an. Eben vorhin erst hatte er ihm demonstriert, daß — na das mit dem Rechtsstandpunkt und dem Siebentel und den Unannehmlichkeiten und so weiter, und jetzt — zur Schwerennot — er wußte selbst nicht mehr recht, was er sich da von seinem Spiegelbilde denken sollte. Denn, um es zu sagen, es überkam ihm — in diesem Augenblicke auch etwas von jener Mischung von Grauen und Zuneigung, die den andern bewegte.

„Immerhin aber könnte ich Ihnen doch bald eine Beisteuer zu Ihrer häuslichen Einrichtung geben und eine passende Stellung verschaffen, allenfalls etwas zu einer kleinen Pachtung zuschießen, oder wozu Sie sonst Lust hätten."

Karl Kodalle, wieder ganz ernüchtert, machte ein recht ironisches Gesicht. Dieser Eifer, diese Erregtheit, mit der ihm der Herr Direktor Anerbietungen und Versprechungen eine über die andere machte, waren doch ganz, als ob er ein schlechtes Gewissen hätte, oder — als ob er nicht recht gescheit wäre. So klug Kodalle sich dünkte — er mußte sich sagen, daß er diesen Moller nicht mehr begriff. Aber mit seiner Verwunderung wuchs doch seine Anmaßung, seine Ansprüche.

„Sehr freundlich, Herr Vetter," sagte er mit leichtem Spotte.

„Also vielleicht eine kleine Pachtung, wobei Sie nebenher Ihrem Handwerk nachgehen könnten," wiederholte Justus, der aufgestanden war und die Hände auf den Rücken gelegt, auf und abging. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war. Aber da soll mal einer immer den richtigen Ton treffen! Er begriff, daß wenn er diesen Menschen nicht anerkannte, er ihn ruhiger und vornehmer behandeln müsse, aber da war immer wieder die Gleichartigkeit auch der innern Anlagen, die aus der Brutalität dieses Menschen hervorleuchtete, die ihn stets von neuem verwirrte.

„Ach was," sagte Kodalle, „von der Landwirtschaft verstehen wir nichts, wir sind Großstädter. Und die Maurerei, wie gesagt, paßt mir überhaupt nicht mehr, dafür wollte ich eben lieber zum Maschinensach übergehen."

Justus biß die Zähne zusammen. „Wie wäre es, wenn Sie eine Gastwirtschaft anfingen?"

Kodalle überlegte eine Weile. „Nu, das würde mir schon besser gefallen, das wär' ein Gedanke von Schiller! Aber nein — da müßte Meine anders sein. Sich hinstellen und Gurken einsauern, so mit Wein- und Kirschblättern, verstehen Sie, Kartoffelsalat machen und Eisbeine einpökeln — ach davon versteht die nichts! die könnte höchstens die Leute beschuppen, das wär's einzige. Nee, so mit 'ner Kneipe, da laß ich mich nicht ein."

„Nun so sprechen Sie doch."

„Na eher so'n Posten als Aufseher oder Verwalter, Pedell oder Markthelfer, wo eben schon mehr Anstand dabei ist, 'n Vertrauensposten und wo einer seine Fähigkeiten gebrauchen könnte. Schnapsschenke — nee da dank ich. Lieber, wenn Sie mal was lose machen wollen, was Anständiges an Barem, da legte man's auf 'n Grundstück an, als Anzahlung. — Ah da gibt's Leute, die stehn sich sehr gut dabei und 's hat doch 'n Ansehn, das könnte dann meine Frau unter sich haben und ich —"

„Nun?"

„J, ich ginge nach Berlin, ließ mich in den Reichstag wählen für die Partei — der Teufel auch! — haben Sie nicht 'ne Cigarre, Herr Nachbar?"

Justus zitterte. Er hatte gegen diese Anrede schon vorhin remonstrieren wollen, es erschien ihm hart, aber er sah ein, es half nichts. „Ein für allemal," sagte er scharf, „das geht nicht, weder der Herr Vetter noch der Herr Nachbar. Es wäre die Grundbedingung zu allen weiteren Verhandlungen zwischen uns, daß Sie diese unpassenden Anreden unterlassen. Ich bin Herr Direktor für Sie. Sie sehen, daß ich Ihr Bestes will, aber ich verlange auch, daß Sie sich in den gebührlichen Schranken halten. — Hier haben Sie Cigarren." Aber er hielt ihm die Tasche nicht hin, er legte ihm drei Stück auf den Tisch.

Kodalle nahm eine zwischen die Finger, steckte die anderen ein und grunzte: „Na, nichts für ungut, Herr Direktor." Dann strich er sich ein Zündholz an den Hosen und steckte an. Justus sah an seinem Gesichte, daß diese Schwenkung sehr richtig gewesen war, daß er dem andern imponiert und daß er ohne diese Schroffheit nie vom Flecke mit ihm gekommen wäre.

„Das mit dem Reichstag ist natürlich Unsinn," sagte er. „Ich will Sie gern, so weit es in meinen Kräften steht, flott machen, und das verspreche ich Ihnen ganz bestimmt, daß, solange ich atme, ich meine Hand nicht von Ihnen abziehen werde, vorausgesetzt, daß Sie sich ordentlich halten, aber davon kann nicht die Rede sein, Sie zu einer Art Rollespielerei, der Sie in keiner Weise gewachsen wären, zu poussieren."

Kodalle lachte. „Na — ja ja — das kann ich Ihnen auch weiter nicht verdenken."

Und so saß er eine Weile, die Augen niedergeschlagen, da, machte ein nachdenkliches Gesicht und qualmte die Landschaft an.

Justus beobachtete ihn. Nein, ein schlechtes Subjekt war er eigentlich nicht, er war dreist, eitel und renommistisch und er war auch ein rabiater Geselle vorkommenden Falls, aber wenn man ihn richtig behandelte, war er doch so schlimm nicht. Wie, wenn kein anderer ihn so richtig zu behandeln verstand? wie, wenn er ihn, statt mit ein paar Hundert Mark gehen zu heißen, an seine Person kettete? Aber lag darin nicht am Ende gerade etwas Unwürdiges, etwas, das ihm alle Tage von neuem peinlich sein würde?

„Ich weiß nicht," begann Kodalle in diesem Augenblicke, „ich hatte mich doch in Falkenhain zu dem Heizerposten gemeldet, ich hätte das gerne gelernt, so um die großen eisernen Dinger herum, die Maschinen, und das sind doch auch hübsche Posten, aber nu mögen Sie mich durchaus nicht wegen der — Ähnlichkeit. Vielleicht mögen Sie mich aber wo andershin empfehlen — sonst —"

„Nun, Karl, sonst?" fragte Justus, der sehr wohl sah, daß in der Seele dieses Menschen etwas vorging, etwas Großes, Wichtiges, etwas, das eben wieder aus dem Blicke sprach, den er langsam auf ihn richtete, und in dem etwas lag, wie die Bewunderung vor der Art von Vollendung des Wesens, das er, Karl, vielleicht selbst hätte erreichen können, wenn er von Anfang an in den saubern Kleidern gesteckt hätte wie der andere, dem er so ähnlich sah. „Was wollten Sie sagen?" setzte Justus sehr freundlich hinzu, selbst auf's tiefste bewegt.

„Sonst — wenn Sie mich halt hätten behalten wollen, als was es wär', es ist ja wahr, ein Muster bin ich nicht, aber wenn einer was aus mir machen könnte — wo man nicht immer bloß getreten und angeschnauzt würde — und Sie brauchten einen, der für Sie durch dick und dünn ginge — na also ja — aber das ist nu nichts wegen — na ja."

In diesem Augenblicke geschah den beiden Männern etwas Sonderbares. In beiden war doch eine leidenschaftliche Art des Empfindens, die, meist von ihrem Egoismus und ihrer Eitelkeit zurückgedrängt, bisweilen überraschend zum Ausdruck kam. Als sich jetzt ihre Augen begegneten, blitzartig nur für einen Moment, gewahrte jeder in dem andern hervorquellende Thränen und fühlte sie mit Verlegenheit in den eigenen. War es eine reine, tiefe und uneigennützige Empfindung, die sie erzeugte, oder war es, weil jeder in dem andern sah, *was er* an seiner Stelle hätte werden können? Wer könnte es sagen? und wer könnte es sagen, daß es je ein reines, d. h. ganz unpersönliches Gefühl gegeben hätte, das uns auf das tiefste zu bewegen fähig gewesen wäre? Justus wandte sich um und that wohl, als sei ihm etwas ins Auge geflogen, indessen Karl, sitzen bleibend, mit dem Rockärmel über das Gesicht wischte und dann über seiner Cigarre paffte, als sollte sie mit vier, fünf Zügen fertig sein.

„Ich hätte eine Stellung für Sie, eine Art Vertrauensposten," sagte Justus, sich umwendend, „als Aufseher bei einem Fabrikbau, nicht weit von hier, zwischen Karlsbrunn und Rittersbach, ein Vertrauensposten wie gesagt —"

„Gut, Herr Direktor, geben Sie ihn mir, ich werd's machen, ich," sagte Kodalle munter in einer Art auflodernden Ehrgeiz; „nun, ob ich's machen werd'!"

„Schön. So kommen Sie morgen früh herüber, dann werde ich alles mit Ihnen besprechen, das heißt: erwarten Sie mich um elf ein Stück hinter der Kirche, bei den Poppeln, dann fahren wir zusammen hinüber. Nur — allerdings — *eine* Bedingung hätte ich noch —," und er blieb vor ihm stehen und strich sich ein paarmal den Bart, „würden Sie —?"

Karl Kodalle wiederholte diese Manipulation und machte ein Gesicht, wie einer, der sagen will: ich verstehe schon, aber habe verdammt wenig Lust dazu. „'s ist halt Schade drum," sagte er endlich.

Justus zog sein Portemonnaie und legte ihm zwei Zwanzigmarkstücke hin.

„*Das* könnte man ja wohl stehen lassen," meinte Karl, den Schnurrbart streichend, während seine Augen nach den Goldstücken schielten.

„Ich denke auch."

„Na, denn in Gottes Namen! Für vierzig Mark — das heißt eigentlich: Ihnen zuliebe — mag ihn der Teufel holen." Dann lachte er. „Ja — gestern hab ich mich noch verschworen, daß ich Sie totschlagen wollte — und nun — na, das ist

Digitized by Google

es eben: man soll doch nichts verreden im Leben. Also auf Ihre Gesundheit, Herr Direktor." Damit stand er auf und goß den Bierrest hinunter.

Justus gab ihm die Hand, lächelte halb verlegen und nickte ihm zu.

Während Kodalle sich nach links wandte, mit einem schlauen Gesicht, das er sich selbst vormachte, während in seiner Seele doch eine gewisse Konfusion von Begriffen und Empfindungen war, die diese merkwürdige Verhandlung heraufbeschworen hatte, trat Justus, kaum mehr fähig, seine maßlose Erregtheit zu beherrschen, in das Haus, ihre kleine Zeche zu bezahlen.

„Sie schwitzen aber ord'ntlich," sagte die Bäuerin, ein hageres Weib in schmutzigem Nesselrock, „nu 's is heiß, 's is schwül, zieht sich was zusammen; heut noch nich, aber in der Nacht, da kriegen wir's."

16. Kapitel.

Es war irgend ein zufälliges Moment, das Ernst einige Tage nach dem Rudersdorfer Herrendiner sich an den Grafen Velthaus und damit zugleich an den Brief erinnern ließ, der seitdem noch uneröffnet in der Brusttasche seines Frackes steckte. Mit einem Seufzer machte er sich daran, das Schriftstück zu suchen und zu lesen. Es enthielt eine kurze, sehr verbindliche Aufforderung zu einem Besuche in Burkertsdorf mit einem Hinweise auf die gemeinsamen Beziehungen, die beide zu der Familie von Dalldorf unterhielten, ein Hinweis, der zugleich zur Erklärung dieser Einladung diente. Ernst gestand sich zu, daß er blutwenig Lust habe, der Aufforderung nachzukommen, daß es ohne genügende Ursache aber doch nicht wohl anginge, die Bitte des alten Herrn unberücksichtigt zu lassen; und um die Sache desto schneller vom Halse zu haben, entschloß er sich, sich noch am Nachmittage frei zu machen und nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Burkertsdorf zu pilgern.

Es war ein köstlicher Herbsttag, der Himmel von reiner Bläue, das leichtgebauschte Gewölk von schimmerndem Silberweiß, das Grün der Kronen noch voll und frisch, nur da und dort von gelblichem und rötlichem Laubwerk durchbrochen. Auf einem kleinen See, der sich zwischen Buchenwaldung und braunem Ackerland dehnte, kräuselten sich kleine, glitzernde Wellen, weiße Möven hoben sich von dem Gestade auf und schossen über die Wasser hin, indessen im Röhricht versteckt Angler saßen, die ihre Schnuren dort ausgeworfen hatten. Dann wieder führte der Weg an einer Ziegelei vorüber, davon der Boden weithin eine rote Farbe angenommen hatte, dann an Wiesenplänen, wo große Leinenstücke ausgespannt lagen, die die Mädchen reichlich begossen, dann an Kartoffelfeldern, auf denen altes und junges Volk durcheinander beschäftigt war, die ausgeharkten Früchte in Körben zu sammeln und auf Wagen zu laden, oder an Weideplänen, auf denen das Heerdenvieh abgraste, was die letzte Grummet übrig gelassen. Aus den Hütten der Dörfler klang das monotone Klappern der Handwebstühle, dazwischen Hundegebell oder das scharfe Zischen einer Sägemühle, allerorten aber rauschte es von plätschernden Quellbächen, deren Lauf das dort üppiger wuchernde Gras versteckte und zugleich verriet. Endlich verlor der Weg sich in die Tiefe des Laubwaldes mit seinem grünen Schatten, dazwischen die goldene Sonnenflut doch wieder durchbrach, hier voll und leuchtend, dort mit zarten Strahlen geheimnisvollen Schimmer zwischen den Stämmen webend, da über die Moose und Farren zitternd und über das niedere Eichen- und Erlengebüsch, deren zarte Sprossen blutrot und purpurn wie große Blütenbüschel prangten. Und dazwischen das Summen und Surren, das lockende Gepiep der Vogelpärchen, all' das märchenhafte Flüstern, Knistern und Murmeln des sommerlichen Gehölzes, bis alles in der feierlichen Schweigsamkeit eines düsteren Tannendickichts erstarb. Dann ein steiniger Abstieg und mit einemmale am Ende einer langen Allee riesenhoher Kastanien, deren mächtige Äste sich zu dichtem Laubgange verstrickten, Schloß Burkertsdorf, von Sonnenglanz hell umflutet, die Türmchen und Erker wie von leuchtenden Nebeln umsponnen.

Ernst hatte den Weg verdrossen genug angetreten. Er war auf die Rudersdorfer schlecht zu sprechen, besonders auf die treffliche Alberta, die so gütig gewesen war, ihm den achtunggebietenden Gesellschafterposten bei ihrem Gemahl in einer Weise anzubieten, als hätte er die Verfügung über sein Schicksal in ihre Hände gelegt, er war wütend auf einen gesamten christlich-germanischen Adel:

über diese Selbstverständlichkeit der Rassepferde, Champagnerkeller und Zobelpelze, während eingestandenermaßen die Dominialarbeiter auf Felddiebstähle angewiesen waren, wenn sie überhaupt nicht verhungern sollten, er war wütend auf sich selbst — er wußte nicht recht warum. Die Wanderung durch den Wald aber erinnerte ihn an seine letzte Begegnung mit Melitta, an seine unglücklichen Beziehungen zu ihr, an die Demütigung, die das kurze Verhältnis zu ihr ihm bereitet. So kam es, daß er, obschon sonst ein Mensch mit starkem Naturempfinden, heut wenig Freude fand an dem, was ihn umsproßte und umleuchtete, daß eine düstere, leidenschaftlich-feindselige Stimmung das gefaßtere, zukunftsfrohere Wesen verscheuchte, das ihm zu eigen geworden, seit er erkannt zu haben meinte, nach welcher Richtung seine Fähigkeiten ihn drängten. Mit dem alten, finstern Ausdruck schritt er vorwärts, kaum daß sein Auge die glänzende Wasserfläche streifte, aus der die Sonne tausendfach wiederstrahlte, kaum daß es die leise rauschenden grünen Wipfel grüßte; da er aber in die Allee einbog, an deren Ende das graue Schloß sich mächtig und leuchtend erhob, stockte sein Fuß, gab sich sein Gemüt dem wunderbaren Eindrucke hin, der auf ihn einströmte. Vor seinen Blicken wandelte sich die „Zwingburg der Usurpatoren", wie er sie im ersten Anblick bei sich selbst genannt, in das um, was all' diese Burgen und Schlösser ursprünglich sein wollten: in einen Hochsitz wahren Adels, des Adels, der noch einen Beruf, eine Pflicht anerkennt: den des Schutzes, der Fürsorge, der Sättigung derer, die in seinem Schatten wohnen, eines Adels, der sich auf die höheren geistigen und moralischen Eigenschaften seiner Träger stützt, dem jedes Recht ein Recht der Pflichterfüllung ist, jedes Vorrecht einen königlichen Dank bedeutet für Verdienste um das allgemeine Wohl. Aber diese Stimmung hielt nicht lange an. Denn wo war der Edelmann, der seinen Adel so auffaßte? Freilich umkleidete diese hohen Pfeiler die Poesie historischer Stimmung, freilich rauschte es durch diese Kastanien wie Grüße aus stolzer alter Zeit — aber er hatte besseres zu thun, als sich in sentimentalen Schauern an den Resten einer Vergangenheit zu berauschen, die im Grunde nicht besser gewesen als die leidvolle Gegenwart, ein Ideal zu ehren, das keine Wirklichkeit hat, das vielleicht niemals eine besessen hat — er, der es in Zukunft bauen wollte!

Mit solchen Gedanken, nicht mehr mit düsterer Feindseligkeit, aber auch ohne Achtung vor dem Stück Mittelalter, das in diesem stolzen Mauerwerk ins Land ragte, betrat Ernst den Schloßhof. —

Graf Velthaus befand sich in seinem Arbeitszimmer, vor seinem Schreibtisch. Einige Rechnungsbücher und verschiedene Quittungen und Forderungen, die dort aufgestapelt lagen, hatten ihn noch soeben in Anspruch genommen, jetzt lagen sie unbeachtet da, denn der Graf hatte seinen Stuhl durch einen leichten Druck auf den Mechanismus herumgedreht und wandte seine Aufmerksamkeit der kleinen Karte zu, die er zwischen seinen Fingern hielt. Es machte den Eindruck, als brauche er einige Zeit dazu, sie zu studieren, obschon sie nur zwei Worte trug, den Namen eines titel- und würdenlosen Menschen. Der Diener verhielt sich indessen, eines Bescheides gewärtig, einige Schritte von ihm entfernt.

„Ich lasse den Herren bitten", sagte Velthaus endlich und legte die Karte hin.

Bald darauf trat Ernst ein, nicht stutzerhaft aber gut gekleidet, in sicherer Haltung, mit einem Ausdrucke freimütigen Selbstgefühls, das Gesicht frisch und blühend in der ihm eigentümlichen etwas herben Schönheit, die durch das dunkle Haar und die blauen Augen ein besonders charakteristisches Gepräge trug. Den Hut zwischen den Händen haltend, blieb er einen Augenblick an der Thür stehen und sagte in verbindlichster Höflichkeit unter dem Eindrucke der vornehmen Würde desjenigen, dem er gegenüberstand:

„Ich habe die Ehre, dem Herrn Grafen auf seinen Wunsch meine Aufwartung zu machen."

„Ich rechne es Ihnen sehr hoch an, verehrter Herr, daß Sie diesem Wunsche Folge gegeben haben," sagte der Graf. „Ich begrüße Sie herzlich. Wollen Sie nicht näher treten?" Und er streckte ihm wie einladend die Hand entgegen. „Sie müssen entschuldigen, daß ich Ihnen nicht entgegen komme, aber, wie Sie vielleicht bereits erfahren haben, kann ich nicht mehr über alle meine Glieder frei verfügen."

Ernst trat näher, verbeugte sich noch-

mals und nahm dem Grafen gegenüber Platz. „Ich habe mit Bedauern gehört, daß der Herr Graf gelähmt ist," sagte er mit konventioneller Teilnahme, ein wenig verlegen vor sich hinsehend, um dem forschenden Auge des alten Herren auszuweichen.

„Sie sind ein Freund der Familie von Dalldorf?"

„Ich hatte die Ehre, eine Zeitlang dort zu verkehren."

„Man hat mir viel von Ihnen erzählt, was mir ein besonderes Interesse für Sie eingeflößt hat, von Ihren Kenntnissen sowohl als der lebendigen Teilnahme, die Sie wichtigen Tagesfragen entgegenbringen. Frau von Dalldorf namentlich ist immer Ihres Lobes voll."

Ernst strich sich das schwarze Bärtchen und verneigte sich mit einem Ausdrucke, als wolle er sagen: diese Hochschätzung ist eine mäßige Ehre und wenig kompetent. Velthaus bemerkte das sehr gut und lächelte. „Sie scheinen den Herrschaften denn doch nicht so nahe zu stehen, als ich glaubte," sagte er mit einer gewissen Befriedigung, „entschuldigen Sie, wenn ich mich hier täuschte, indes es schien, daß man die Absicht hatte, Sie noch näher an die Familie zu fesseln."

„In der That, man hatte diese Absicht," antwortete Ernst mit einem leichten Erröten.

Es trat eine kleine Pause ein, die ihm peinlich war, er wußte doch nicht recht, was er hier solle. Zum Glück trat in diesem Augenblicke der Diener ein, der Wein und Cigarren präsentierte, und nun hatte der Graf doch wieder eine sehr liebenswürdige Art, zu fragen, ob er Kaffee oder Münchener Bier vorgezogen hätte oder ob man ihm etwas Kuchen bringen dürfe oder ob er Wasser befehle, das der Diener mitgebracht hatte, und ob ihm Cigaretten vielleicht lieber gewesen wären. Nachdem diese Sache erledigt war und sich die Herren wieder allein fanden, fragte der Graf ohne alle Umschweife: „Sie sind Sozialdemokrat, Herr Bürger?"

Ernst, die Cigarre, die er eben abknipsen wollte, wieder hinlegend, sagte: „Wenn ich damit irgend ein Parteiprogramm unterschreiben sollte, so würde ich sagen: nein; den Begriff im weitesten Sinne genommen, könnte ich die Frage allerdings nicht anders als mit ja beantworten. Ich will das dem Herrn Grafen ganz unumwunden zugestehen, damit wir uns über die Feindseligkeit unserer Tendenzen nicht täuschen."

„Kennen Sie denn die meinen so genau?"

„Ich erlaubte mir allerdings, aristokratische vorauszusetzen. — Wie ich hörte, hat sich der Herr Graf indes mit sozialistischen Studien beschäftigt —"

„Ein wenig. Vielleicht würden Sie mir in dieser Rücksicht einige Ratschläge geben können, die ich mit Dank entgegen nehmen würde, einige Mitteilungen —"

„Große Ehre. Indes mache ich den Herrn Grafen darauf aufmerksam, daß ich selbst in diesen Studien mitten drin stehe, daß mir der freie und klare Blick über den Wert mancher Publikationen noch fehlt, daß ich aber andererseits den Wert gelehrter Kenntnisse in dieser Richtung auch nicht allzuhoch anschlage. Es ist zuletzt ziemlich gleichgültig, ob ich den Begriff der Arbeit nach Roscher oder nach Brentano erkläre, ob ich über das Kapital mit Marx oder mit Rodbertus philosophiere, das Wesentliche ist, daß, im Gegensatz zu jenen Prinzipien, die neun Zehntel der Menschheit zu Sklaven und Nutztieren eines Zehntels machen zu dürfen das Recht behaupten, Mittel gefunden werden, die geeignet sind, einen Ausgleich des Mißverhältnisses zu schaffen, in das wir geraten sind. Immerhin aber sind diese Studien nebenbei empfehlenswert, und wennschon dem aristokratischen Großgrundbesitzer kein anderer Nutzen daraus entsprießen dürfte als die Fähigkeit, den Fragen der Zukunft mit Verständnis gegenüberzutreten, so sollten wir sie allerdings überall mit Freuden begrüßen, denn ein solches Verständnis allein würde schon dem Aufgeben eines Teiles ihrer Sonderinteressen gleichkommen und damit die Spannung zu lockern fähig sein, die, wenn sie wüchse, ihnen gefährlich werden könnte."

„Hm. Sie sind offen, das freut mich. Sie sehen in meinen Studien eine Spielerei, die mir wider Willen nützlich sein könnte. Vielleicht ist es in der That nicht anders. Jedenfalls sind Sie ein nicht unwesentlich anderer, als ich Sie mir vorgestellt habe. Zu denen, die die freien Prinzipien auf den Lippen und die Lakaiengesinnung im Herzen tragen, wie ich fürchtete, gehören Sie allerdings nicht. Sie hassen die Aristokratie ehrlich, Sie verachten sie sogar. Ge-

ſtehen Sie nur, es hat Ihnen einige Überwindung gekoſtet, herüberzukommen?“

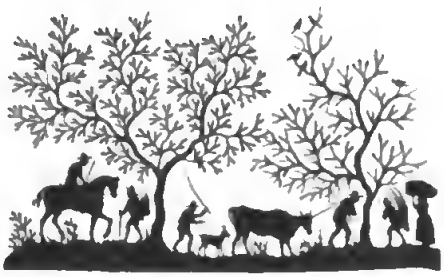
Ernſt ſah den Grafen an. Dieſer ſchwergeprüfte Mann, aus deſſen blaſſem Geſicht die Augen noch ſo jugendlich leuchteten, war keiner von den Krautjunkern, wie er ſie neulich beim Diner ſo hübſch zuſammengefunden, keiner von denen, die in ihrer Jugend am beſten gethan hätten, den Hals im Handicap zu brechen. Er lächelte und ſagte mit der Freimütigkeit, die ihm ſo gut ſtand, und nicht ohne Herzlichkeit: „Verzeihung: Überwindung hat es mich nicht gerade gekoſtet, aber ich zweifelte, ob für einen von uns beiden aus einem Verkehr etwas Weſentliches herausſpringen würde, ob für mich eine neue Erfahrung, für den Herrn Grafen irgend welche Annehmlichkeit, die ihm meine Bekanntſchaft verſchaffen könnte. Ich geſtehe, daß ich ſehr wohl empfinde, daß ich dieſe Erfahrung zu machen im Begriff ſtehe, ſowie es mich aufrichtig freut, daß Sie mich für einen anſtändigeren Charakter anſprechen, als Sie dank der Hochſchätzung der Frau von Dalldorf glaubten, in mir vorausſetzen zu dürfen. Aber es iſt mir zweifelhaft, ob Sie ſich nicht von meinen Fähigkeiten vielleicht mehr verſprochen haben, als ich zu halten in der Lage bin.“

„Vielleicht geben Sie mir eine Zeitlang Gelegenheit, dies bei mir feſtzuſtellen. Wenn ich Ihnen nämlich nicht zu viel zumute mit der Bitte, einem einſamen alten Manne — in dem Sie doch ruhig den Ariſtokraten vergeſſen wollen, wenn er Ihnen läſtig iſt — hin und wieder eine Stunde zu ſchenken, die ihm Gelegenheit gibt, mit der Jugend, mit der ſein Alter ſich berührt, Fühlung zu nehmen. Ich bin alt, aber ſolange ich atme, will ich nicht tot ſein; tot ſein heißt, dem geiſtigen Leben ſeiner Zeit abſterben.“

Ernſt war beſchämt, gerührt. Seine Stimme klang weich und herzlich, als er ſagte: „Gewiß, ich werde ſehr gern kommen, wenn der Herr Graf es wünſcht. Aber wie kommt es, daß Sie auf dieſem ſchönen Landſitze ſo vereinſamt leben?“

„Wenn man die Seinen verloren und mit ſo manchem innerlich gebrochen hat, das einem früher galt, ſo bleibt einem nichts als die Einſamkeit. Allerdings verfüge ich über ein ganzes Heer von Vettern, Neffen und Großneffen, aber es iſt gleich, unter welchem Gedränge wir vereinſamen, ein König kann unter Königen und ein Bettler unter Bettlern alleinſtehen. — Doch ich komme auf Sie und Ihr Glaubensbekenntnis zurück: Sozialdemokrat ſein, heißt vor allen Dingen Optimiſt ſein, denn die Abſicht, die Lage der Majorität der Menſchheit weſentlich zu verbeſſern, ſetzt den Glauben an eine ſolche Möglichkeit voraus. Was aber könnte optimiſtiſcher ſein?“

(Fortſetzung folgt.)



Silhouette. In gleicher Größe aus ſchwarzem Papier geſchnitten von A. D.

Lieder.

(Abdruck verboten.)

Pfingsten im Schnee.

Den 17. Mai 1891.

Von J. Trojan.

1. In der Nacht zum ersten Pfingstfeiertag
Fiel Schnee in gewalt'gen Mengen,
Am Morgen darauf er schimmernd lag
Im Thal und auf Bergeshängen.
Nach Veldenz kam ich im Moselland
Bei hellem Sonnenscheine,
Da alles schon längst in Blüte stand
Auf Wiesen und im Haine.

2. Es waren bedeckt mit Blütenschnee
Die Apfelbäume vor allen,
Darüber war aus Himmelshöh'
Der kalte Schnee gefallen.
Zwar weggeküßt hatt' die Sonne ihn
Beinah schon von den Zweigen,
Doch unten lag er hoch auf dem Grün;
Es war ein Bild gar eigen.

3. Ich that, ein sorgloser Wandersmann,
Im Wirtshausgarten stehen,
Da hub auf einmal etwas an,
Das ich noch nimmer gesehen.
Jünglinge und Mägdlein aus der Näh'
Erschienen, und ohne Säumen
Warfen einander sie mit Schnee
Unter den blühenden Bäumen.

4. So freundlich war der Sonnenschein,
So hell die Vöglein sangen,
Und Schnee und Baumblüte im Verein,
Was für ein Glänzen und Prangen!
Der Tag so schön, der Jubel so laut,
Es war nichts Arges dahinter.
Nie habe so reizend ich geschaut
Des Sommers Streit mit dem Winter.

Frühlings-Erwachen.

Von Hedwig Gräfin Rittberg.

In der schweigenden Winternacht
Ist ein holdes Wunder geschehen, —
Ist ein ahnendes Frühlingswehen
Schmeichelnd und flüsternd aufgewacht.

Noch sind die Zweige braun und kahl —
Doch in wenig flüchtigen Wochen
Sind all die Knospen aufgebrochen,
Duftet und blüht es überall.

Ach, nach des Winters Schnee und Leid
Will es nun wieder sonnig werden,
Lächelt im Herzen, wie auf Erden,
Selig hoffende Frühlingszeit!

Frühling.

Von Georg Scherer.

Unter blühenden Apfelbäumen
Lieg ich verloren in holdes Träumen.
Berg' und Burgen in gold'nem Duft,
Wonnig zittert die sonnige Luft.

Finken schlagen im Blütenbaum,
Lerchen jubeln im blauen Raum;
Blumen am Anger, Primeln am Rain,
Veilchen am Hage, Glöckchen im Hain.

Drüben am Walde weidende Rinder,
Hier an der Halde singende Kinder
Pflücken sich Glocken und schmücken die Locken,
Schlingen den Reigen mit hellem Frohlocken.

Schafe mit hüpfenden Lämmern grasen
Drunten auf dem blumigen Rasen,
Und des Hirten Gesang erschallt
Fröhlich zurück aus dem Buchenwald.

Laut in die lachende Frühlingsluft
Singt mein seliges Herz in der Brust,
Und das trunk'ne Auge blickt weit
Hinein in die blühende Herrlichkeit.

In den Voloten. Nach dem G

Gemälde von Ad. Schweitzer.

Eine süße Plauderei.

Von

Dr. Wurm.

(Abdruck verboten.)

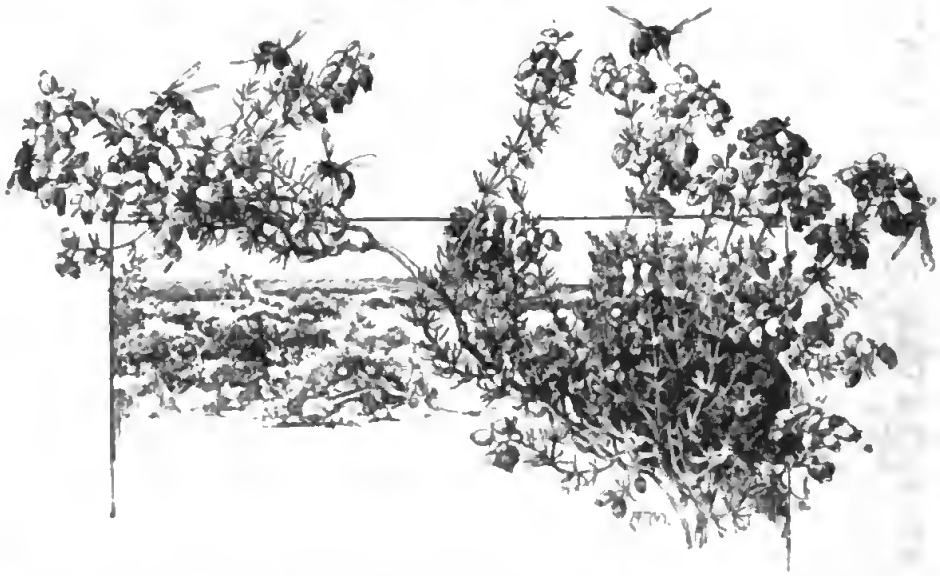
Auf die Gefahr hin, manchem Leser einige Enttäuschung zu bereiten, haben wir vorstehende Überschrift gewählt. Nicht daß wir eine alte „glücklicherweise wohlkonservierte" Wachswalze mit dem Phonogramm eines feurig-zärtlichen Zwiegesprächs Abälards mit Heloise oder Pauls mit Virginie entdeckt hätten, oder gar eines noch unberühmten modernen Liebespaares Geflüster (das doch nur den Beteiligten interessant zu sein pflegt!) indiskret in Druckerschwärze umsetzen wollten, — die nebenstehende Vignette mag den Textinhalt verraten. Auch wenn wir hier von der so vielfältig behandelten Naturgeschichte der Biene absehen, gibt dieses Tierchens Leben und Wirken doch eine Fülle von unterhaltenden und belehrenden Beobachtungen und Gedanken.

Wo wir einen Bienenstand erblicken, wäre es selbst in der veralteten, jetzt durch Rahmenkästen verdrängten Form der Strohkörbe, da muß uns unwillkürlich das frohe Gefühl der Befreiung ergreifen, der Befreiung aus dem Zwange der städtischen Mauern und der damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Vor- und Rücksichten. Lust- und Lichtfülle weitet Brust und Kopf und duftende Blüten aller Art, farbenprächtige Gartenblumen, buntschimmernde Wiesenflächen und als Horizontabschluß der Wald sagen uns, daß wir der Allmutter Natur näher getreten sind. Glücklich, wer ihre Sprache versteht, wer ihren heilsamen Einwirkungen sich nicht verschließt! Wo die Biene, dies aus Sonnenschein, blauendem Äther, Pflanzennektar und Familienliebe entsprungene Geschöpf, lebt, wirkt, sich nährt und fortpflanzt, da ist es auch für den Menschen gut sein. Sicher findet sich unweit unserer Bienenkörbe die mit Geisblattranken und Clematis umsponnene Gartenlaube, welche nach des Tages Last und Hitze, während Reseden, Flieder und Rosen verstärkte Wohlgerüche aussenden und vom Kirchturm die Abendglocke herüberklingt, des Besitzers Familie in Gemütlichkeit versammelt. So bringt die kleine, unscheinbare Biene Glück. „Die Biene meidet alles Niedere. Bienen-Seelen sind daher (nach altgriechischer Meinung) diejenigen Seelen, welche sich rein erhalten und auf die Rückkehr denken."

Aber auch den wilden, freien Naturgarten draußen belebt und verschönert also ihre Anwesenheit.

„Come, where the heather bell,
Child of the Highland dell,
Breathes its coy fragrance o'er moorland and lea!"

In menschenferner Heidewildnis würden wir einen wesentlichen Teil des Tierlebens vermissen, wenn hier nicht Bienen und Hummeln um die fleischroten Blütenglöckchen der Erika, die leuchtend gelben Ginsterblumen und die blauen Campanulablüten summten. Da in Deutschland wilde, in hohlen Bäumen oder in Felsklüften bauende Bienenvölker kaum vorkommen und Hausbienen höchstens $^3/_4$ Stunde weit ausfliegen, so dürfen wir wohl annehmen, daß ein vorsorglicher Bienenvater seine Wanderstöcke hierher herausgefahren habe, um sie im Herbste, schwer von der Tracht, wieder heimzuholen und nach Erhebung seines süßen Tributes im Schutze des Hauses zu überwintern. Obwohl etwas rauh, ist der rötliche Heidehonig doch rein und gut; milder, aromatischer und heller aber wird der von



Klee, Esparsette, Linden, Akazien, Raps, Thymian ersammelte, unansehnlich schwarz dagegen der aus dem Nektar der Sonnenblumen bereitete. Derselbe wunderbar feine Geruchssinn, welcher die legitimen Bewohner eines Stockes von fremden Eindringlingen oder von feindlichen Raubinsekten unterscheidet, führt die Bienen zu ihren Futterpflanzen.

Brauche ich ferner an den sprichwörtlichen Fleiß der Bienen zu erinnern, der uns schon in Kinderversen als Muster vorgehalten wird? Wenn ich selbst fleißig bin, so ist dies vielleicht der Mahnnng zu danken, welche darin liegt, daß mein Haus auf einer natürlichen Terrasse des Emberges (alt: Imberg, Immenberg) steht. Freilich schützt, wie der 1815 und 1870 hinweggefegte Napoleonische Kaisermantel lehrt, das Bienensymbol nicht immer vor dem Schiffbruche, so anheimelnd und sinnreich es erscheint. Wenn 100 Kleeköpfe — zu je 60 Blüten — 0,8 Gramm Zucker enthalten (und der Honig 75%), so muß nach Wilsons Berechnung eine Biene behufs Erzielung von einem Pfund Honig $2^1/_2$ Millionen Blumenbesuche machen. Hut ab vor solchen Leistungen, welche zudem weitaus mehr der Allgemeinheit des Bienenstaates zu gute kommen, als dem einzelnen kurzlebigen und freudenarmen Individuum, und noch mehr dem menschlichen Usurpator, der da, indem er die reiche Honigtracht notdürftig gegen Zuckerwasser umtauscht, schmunzelnd sagt: „Sic vos, non vobis mellificatis, apes!“ Und die Winterfütterung seitens des Imkers will ja doch nur den Hungertod der Henne verhüten, welche ihm die goldenen Eier legt.

Jawohl, wir Menschen erfreuen uns der Früchte des Bienenfleißes. Was wäre Weihnachten ohne die Leckerei der Honigkuchen und ohne den Duft der Wachskerzchen? Welche Rolle spielt das mit naiven Versen beklebte Lebkuchenherz des Kirmesmarktes als ländlicher Ehevermittler! Der grellbunt gefärbte Wachsstock, ehedem Handleuchter und Schreibtischinventarstück, ist zwar beinahe verschwunden, doch sind spießbürgerlich solid brennende Wachslichter und Wachsfackeln noch immer die nobelsten Lichtspender bei Hoffesten u. dergl. trotz der neutechnischen Zauberwerke: Gas, Magnesium und Elektricität. Wie die Alten, so schrieb das Wunder der Neuzeit, der Phonograph, auf Wachstafeln, und rührend muten uns die wächsernen Votivbilder katholischer Wallfahrtskirchen an, welche den Dank für Heilung so mancher Gebrechen durch Vermittlung des Ortspatrones ausdrücken sollen. Im Karneval amüsieren uns Wachsmasken; Blumen und anatomische Präparate werden in Wachs vortrefflich nachgebildet, wie die ebenso gemischte als steife Gesellschaft der Wachsfigurenkabinette. Es macht sich nützlich als Heilsalbenbestandteil, als Bougie, als wasserdichte Stiefelschmiere, als Wachstuch und Wachspapier, in der enkaustischen Malerei und in der fleißigen Hand der Näherin; nur die sonst so vielseitige mensch-

liche Verdauung vermag dasselbe nicht zu bewältigen oder zu assimilieren.

Man spricht gern von heilsamen Wirkungen des Honiggenusses. Diese scheinen uns ebenso zweifelhaft, als die angenehmen Eindrücke desselben auf unsere Zungennerven unzweifelhaft. Nicht mehr ist darum der Honig ein Bestandteil des luxuriösen Schweizer- oder Schwarzwälder-Frühstückes allein, sondern er hat sich als solcher in allen besseren Gasthäusern der Welt eingebürgert. Indessen paßt er gewiß nicht für jede Konstitution, da er, wie Zucker überhaupt, ein starkes Reizmittel für die Schleimhäute, namentlich des Magens und des Darmes, in Gaben zu 50 Gramm selbst ein direktes Abführmittel ist. Über giftig wirkenden Honig berichtet uns schon Xenephons Anabasis; eine mikroskopische Untersuchung weiset alsdann Pollenkörner jener Giftpflanzen nach, aus deren Nektarien er zusammengetragen worden (Ranunkulaceen, Azaleen, Akonit, Euphorbiaceen, Strychnos u. s. w.). Vielleicht nimmt man übrigens oftmals Giftwirkungen des Honigs an, wo nur eine individuell verstärkte Wirkung des Honigs überhaupt oder sogar eine ganz andere Ursache zu Grunde liegt. Das biblische Schlaraffenland, „wo Milch und Honig fließt," das römische Liebkosungswort mellieulum und mea mellitula des Plautus, mel meum, mel et deliciae tuae, das Horaz selbst auf die Poesie überträgt (poëtica mella), das griechische Wort „meliglossos" (von honigsüßer Sprache), die Redensart „Jemanden Honigseim um den Mund streichen" für „durch Schmeichelei oder sanfte Überredung von jemanden etwas zu erreichen suchen," der Preis der „Honigwochen" u. dergl., all das beweiset die Wertschätzung dieses — dem wesenlosen Phantome Saccharin gegenüber — reellen Süßungsmittels. Selbst scheue Marder und Bären lassen sich durch solche Schmeichelei mittelst Honiglirrung in die tückischen Schlagfallen locken, warum sollte also nicht der minder scharfsinnige Mensch gleicher Versuchung unterliegen? Im Gegensatze zu rohem, dunklem Honig bekam das sehr reine, weiße Produkt junger Völker den Ehrennamen „Jungfernhonig".

Viele Schmetterlinge und Käfer „kneipen" gegohrene süße Baumsäfte, und es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß diesen Kindern der Luft der zur Mutter Erde hinabziehende Katzenjammer als Folge solcher Excesse bekannt sei. Kenne ich doch selbst mehrere Fälle von gewohnheitsmäßiger Trunkenboldigkeit von Hausrehen, zahmen Bären, Pferden, Hunden, Gänsen, Hühnern, ja gerade auch von unseren Bienen, welche sich wiederholt in mit Branntwein vermischtem Honig toll und voll tranken. So hat der alles ausprobierende Mensch bereits in Urzeiten den Honig, wie andere gärungsfähige Stoffe, durch Abkochen, dann Zusatz von Wasser, Hefe und Gewürzen in ein berauschendes Getränke, in den Meth oder Honigwein, umgewandelt. Gerade unsere Voreltern sollen Erkleckliches in dessen Vertilgung geleistet haben, wobei ihnen Bärenhäute als bequeme Parterresitze dienten. Noch jetzt wird bei den Slaven, auch in England viel Meth konsumiert, und ich erinnere mich noch der Methschenken in Wien und in München, wo altem Gebrauche zufolge besonders die Dienstmädchen im Staate silberner oder goldener Riegelhauben, seidener Brusttücher und silberner Geschnüre mit oder ohne bärtigen Schatz den Zielwechsel feierten.

Das ameisensaure Bienengift und der Stachel, den nur die Königin und die Arbeiter (bekanntlich unentwickelte Weibchen) tragen, erfüllt nicht nur einen kriegerischen, sondern noch weit mehr einen friedlich-nützlichen Zweck. Indem nämlich die Bienen in jede honigvolle Zelle ein Tröpfchen

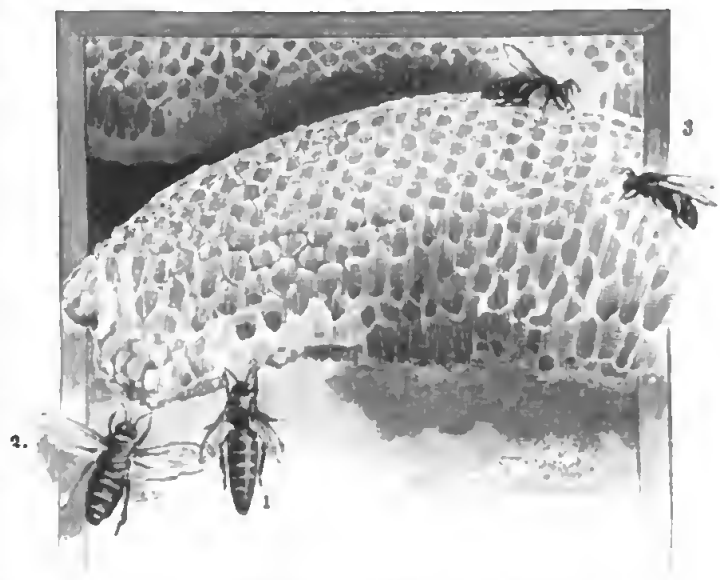
des Giftes durch den Stachel einlassen, erzielen sie die Haltbarkeit ihres Produktes, weil die Ameisensäure den Eintritt der Gärung wesentlich verzögert. Auch die körnersammelnden Ameisen wissen die Keimung des Getreides in ihren Vorratskammern aufzuhalten, ohne die Keimfähigkeit selbst zu zerstören. Wenn der Bienenstaat sich in Ordnung befindet und man die Tierchen nicht etwa, absichtlich oder unabsichtlich, reizt, so ist der Stachel überhaupt nicht zu fürchten. Denn in der Regel folgt auf den Stich der Biene deren Tod, weil der mit Widerhäkchen versehene Stachel gewöhnlich abreißt und einen Teil der Eingeweide mit heraus nimmt, was die Biene sehr wohl weiß. Obwohl meine Gartenterrasse ihrer Reseden-

pflanzen wegen massenhaft von Bienen umschwärmt, aber auch von vielen Fremden (Kindern wie Erwachsenen) besucht wird, ist mir binnen der 13 Jahre, die sie steht, kein einziger Fall von Bienenstich an dieser Stelle bekannt geworden.

Die Verdienste der Bienen und anderer Insekten um den Menschen gipfeln jedoch keineswegs in dem direkten Nutzungswert ihrer selbst oder ihrer Produkte, sondern in einem ganz andern, meist völlig übersehenen Punkte. Es ist dies die Befruchtung unserer Zier- und Nutzgewächse. Nicht nur diejenigen Pflanzen, deren männliche und weibliche Blüten getrennten Stöcken angehören, sondern selbst zwitterblütige bedürfen des den Blütenstaub auf die Narbe übertragenden Besuches durch Insekten, weil deren unerwünschte Selbstbefruchtung durch den Bau der Blütenteile, wo nicht ganz ausgeschlossen, so doch erschwert ist. Namentlich dem Obstertrage kommt diese Thätigkeit zu gute; auch soll die Biene beim Durchkriechen der Baumblüte die Eier des verderblichen Pollenwurms herauswerfen und so manchen Apfel retten. Ein Jahresbericht des „Bienenwirtschaftlichen Hauptvereins im Königreich Sachsen" berechnet, daß die Bienen seiner 17 000 Vereinsstöcke 3 400 000 000 000 Blüten des Jahres besucht und mindestens 68 000 000 Pfund Samen erzielt hätten, wonach jeder Bienenstock für die gesamte pflanzliche Bodenkultur einen Wert von 40 Mk. darstellte.

Mit der Schilderung des Lebens und Treibens in dem wunderbaren Bau des Bienenstockes ließen sich Bogen füllen. Einiges allgemeiner Ansprechendes sei daraus hervorgehoben. Nur zoologischer und politischer Dilettantismus kann die Übertragung der Verfassung des Bienenstaates auf das menschliche Staatsleben für wünschenswert halten. Jeder Individualismus, jede sitt-

liche, geistige und ökonomische Vervollkommnung würde dadurch ausgeschlossen. Denn einerseits herrscht im ersteren weder absolute, noch konstitutionelle Monarchie, ebensowenig Demokratie, Anarchie, Hierarchie oder kriegerisches Amazonentum, sondern nur Familieninteresse, anderseits sind die positiven wie die negativen Aufgaben des Bienenvolkes doch so einseitig und beschränkt, daß ein bloßer Vergleich mit den tausendfach verschiedenen menschlichen Gesellschaftszwecken unthunlich wird. Nicht einmal für die den Bienen so nahestehenden Mauerbienen, Meliponen, Hummeln und Wespen taugte die gleiche Verfassung. Also den Bienen den Bienenstaat! Hier erfüllen sie durch innigen Familienzusammenhalt, höchste individuelle Anspruchslosigkeit, Ordnung und Reinlichkeitsliebe, fleißigste Arbeit, überraschende Intelligenz und gemeinsame Verteidigung nicht nur ihre Lebensaufgabe, sondern schaffen sogar, wie wir gesehen haben, mittels eines Leistungsüberschusses dem Menschen aus sonst wertlosem Blütenstaube, Blumennektar und Wasser neue Werte. Die einzige Königin des Stockes (der Weisel, Fig. 1 der Abb.) bevölkert ihn mit 600—800 stachellosen männlichen Bienen (Drohnen, Fig. 2) und mit 10 000 bis 40 000 Arbeitern (Weibchen, deren Eierstöcke durch enge Eizellen und sparsame Ernährung zur Verkümmerung gebracht sind, Fig. 3), und begründet, wenn eine ausgeschlüpfte junge Königin für die zahlreich gewordenen Arbeiter weitersorgen kann, mit ihrem Anhange ausschwärmend, neue Kolonien. Junge Königinnen gehen aus gewöhnlichen Arbeitsbieneneiern hervor, welche die Königin in größere Zellen (Königinwiegen) ablegte und deren Maden von den Arbeitern durch besseres Futter zur vollen Entwicklung der Weiblichkeit gebracht worden. Während die Arbeiter häufig nur einen Sommer durchleben, mag die Königin vier bis fünf Jahre alt werden; die im Herbste entbehrlichen Drohnen dagegen werden als unnütze Fresser aus dem Stocke geworfen oder gar abgestochen (Drohnenschlacht). Ein einziger Hochzeitsflug mit den Drohnen befähigt sie lebenslänglich, viele Tausende von Eiern abzulegen. Nachdem allgemein angenommen ist, daß die Königin willkürlich Drohneneier hervorbringe, indem sie dieselben unbefruchtet an der Samentasche vorübergleiten lasse, wollte im Jahre 1878 J. Perez diese sogenannte Parthenogenesis-Lehre durch die Beobachtung widerlegen, wonach bei Bordeaux neu eingeführte italienische Drohnen — die italienische Biene ist an ihrer gelberen Färbung wohl kenntlich — zu sofortiger Erzeugung einer Drohnenmischform geführt hätten. Indessen erfreut sich nach wie vor die alte Lehre unseres Wissens ungeteilter Anerkennung. Wie die Eiform diejenige geometrische Form ist, welche den bedeutendsten Inhalt bei kleinstem Umfange faßt, so ist das Sechseck das das wenigste Baumaterial erfordernde Gebilde, der Typus aller zusammengedrängten Zellen in der gesamten Natur. Diese Bauweise hat sich bei den Bienen in vieltausendjähriger Übung und Vererbung fortgesetzt, so daß die Annahme kaum weiter nötig scheint, die Stellung der Augen zwinge die Tiere zur Einhaltung derselben. Die Bienen selbst gehen mit dem Wachse, jenem aus ihren Hinter-



1. Der Weisel, die einzige Königin des Stockes.
2. Eine Drohne, stachellose männliche Biene.
3. Arbeiter, verkümmerte Weibchen.

leibringeln abgeschiedenen, kostbaren Baumateriale, sehr haushälterisch um; außer zum Zellenbau für Brut und Honigvorräte benötigen sie dasselbe zur Errichtung von Schanzen gegen Raubtiere, zu Pfeilerbauten für die Waben, zum Verstreichen von Ritzen und Spalten des Stockes, zur Bedeckelung der Brutzellen, endlich, um in die Wohnung gedrungene Fremdkörper, Leichen von Schnecken oder Mäusen u. dergl. durch Überziehen damit reinlich und geruchlos zu beseitigen.

Wie der Sinn für zweckmäßige Architektur ist auch die Fähigkeit zu gegenseitiger Verständigung bei den Bienen hoch ausgebildet und es findet letztere Vermittlung sowohl durch eine Lautsprache (mittelst der Atmungsöffnungen) als durch Geberden- und namentlich durch Tastsprache (mittelst der empfindlichen Fühler) statt.

Die Bienenpflege hat sich durch intensive Vereinsthätigkeit wesentlich ausgebreitet und wurde namentlich durch Dzierzon und v. Berlepsch auch rationell verbessert, so daß man nunmehr mit Verwunderung selbst in ganz abgelegenen Einödhöfen des Schwarzwaldes den Honig durch Centrifugen ausschleudern sieht.

Bienenfeinde gibt es nur unter den Menschen, und diese bilden wohl eine recht unbedeutende Minorität. Denn die Störche, Wespenbussarde, Bienenfresser, Hühner, die Raubbienen selber und die kleinen insektenfressenden Vögel (welche übrigens wohlweislich nur stachellose Drohnen wegschnappen), die gefährlichen Wachsmotten, die honiglüsternen Totenkopfschmetterlinge, Wespen, Bienenläuse, Öl- und Bienenkäfer, oder Mäuse und Marder ꝛc. muß man ja doch eher Liebhaber der Bienen und ihrer Produkte nennen als Feinde derselben. Wer allerdings durch Zufall oder durch eigene

Schuld wiederholte oder schwere Verletzungen von Bienen erfahren hat — ein Massenüberfall derselben tötet bekanntlich Menschen und selbst Pferde, — der mag wohl mit Erbitterung fremde Bienen in seinem Garten herumschwärmen sehen, oder Vorstände der Zuckerfabriken mögen die Mengen der sich eindrängenden Bienen unerbittlich durch Dampfstrahlen töten, da sie nicht nur Tag für Tag zentnerweise Zucker stehlen (der ihnen noch gegönnt wäre!), sondern auch, in unglaublichen Massen in die Leitungsröhren und Ventile geratend, den Betrieb unterbrechen, das Material verunreinigen, fertige Zuckerwaren anbohren und die Arbeiter gefährden. Denn deren mit einer Zuckerschicht überzogene Körper dienen ihnen förmlich als Weideplätze. Eine Zuckersiederei bei Paris wies einen jährlichen

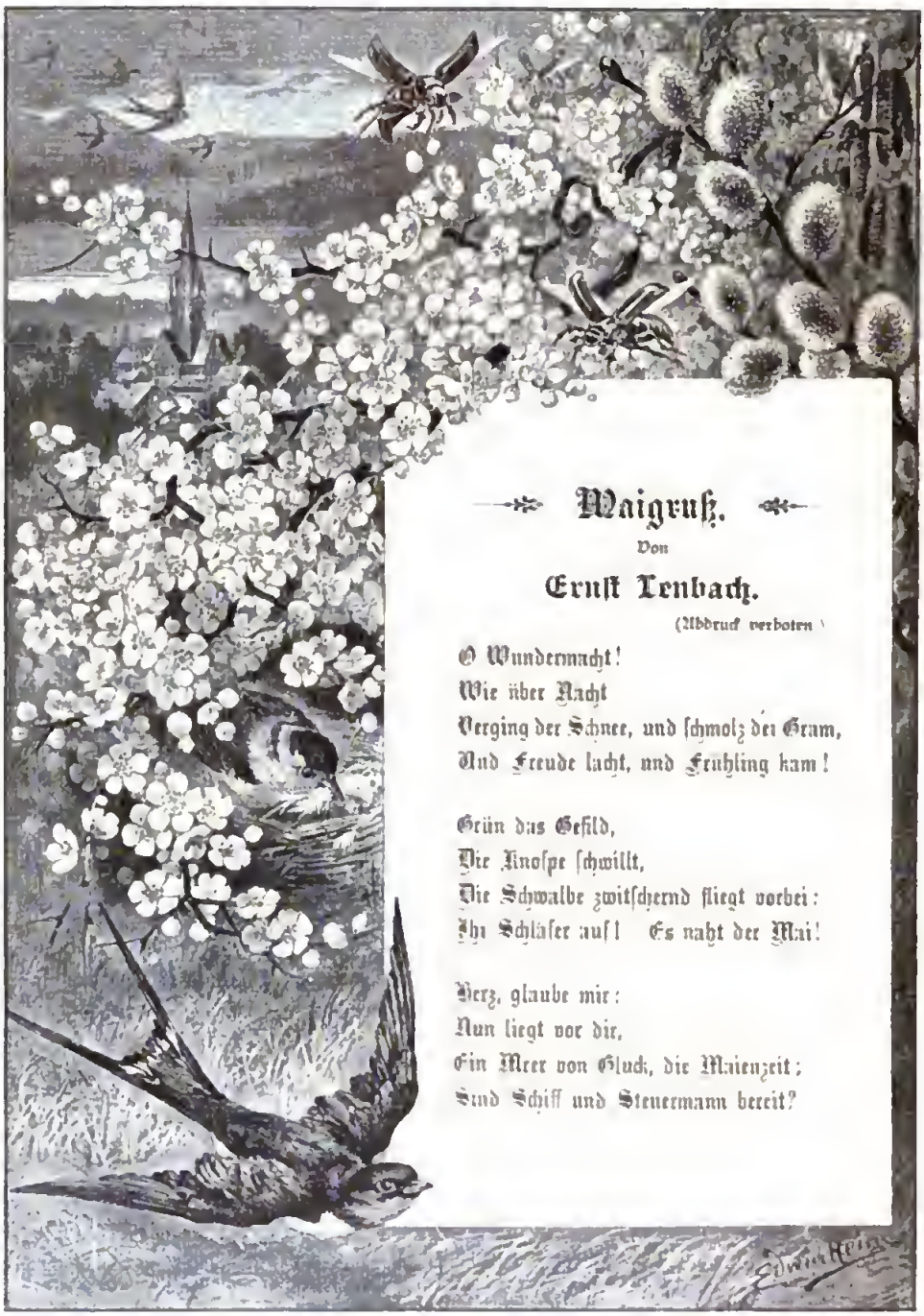
Materialverlust durch Bienen von 25 000 Frcs. nach und in der Stuttgarter Zuckerfabrik kamen an einem Sommertage deren 152 000 um, wie eine auf Wägung beruhende Schätzung ergab. Wollte man die Fenster gegen den Eingang der Bienen durch Drahtgitter verwahren, so müßten deren Maschen so eng sein, daß dadurch die Ventilation der Fabrikräume aufgehoben würde und die Arbeiter, welche ohnedies durch die Hitze leiden, gar nicht mehr aushalten könnten. Die Formulierung eines Bienengesetzes, mit dem sich der Reichstag schon einmal beschäftigte, stößt daher auf große Schwierigkeiten. In alten Zeiten dagegen, wo noch die deutschen Kaiser z. B. den Nürnberger Reichswald „unsern und des Reichs Biengarten" nannten und die Rechte der 50 Zeidlergüter darin genau feststellten (i. J. 1310 und 1331), hielt die Dünnheit der Bevölkerung wie andere, so auch derlei Interessenkollisionen und Streitigkeiten nieder.

Krankheiten dezimieren die Bienen ebenfalls: Ruhr, Faulbrut, Hungersnot u. dergl., und wie beim Menschen treten Epidemien um so verheerender auf, je dichter die Bevölkerung geworden. Irreparabler Verlust der verehrten, bezüglich ihrer Rechte wie ihrer Pflichten aber stets überwachten Königin führt bekanntlich zum Untergange des Stockes. Es fehlt sonach dem lichten Bilde, welches wir von der Biene und ihrem Leben zeichnen durften, auch die düstere Schattenseite keineswegs, und Pan, der hellenische Bienengott, hatte gewiß alle Hände voll zu thun.

Wie alle Haustiere, folgte die Biene dem Menschen seit unvordenklichen Zeiten, lange ehe Virgil sie besang, und sie folgte ihm selbst hinüber in die neue Welt (Australien eingeschlossen) und hat sich dort den wilden und unproduktiven einheimischen Meliponen und schwarzen, stachellosen Verwandten gegenüber ungemein verbreitet, so daß jetzt z. B. die Antillen, Chile ꝛc. einen beträchtlichen Export von Wachs und Honig erreichen. Erst im Jahre 1848 hat D. Patricio Larrain die (italienische) Biene in Chile eingeführt, wo sie derart gedeiht, daß ein Bienenstock, der 1855 noch über 200 Mk. kostete, jetzt um 3—4 Mk. zu haben ist. Den nordamerikanischen Indianern war unsere Freundin, die sie „Engländer-Fliege" nannten, verhaßt, weil ihr die fremden Usurpatoren auf dem Fuße folgten. Sie schließt sich dem Menschen um so leichter an, als sie, gleich diesem, nicht leicht in die rauhen, stürmischen Höhen über 2000 Meter ü. M. aufsteigt.

Bei einem Wettfluge zwischen (gezeichneten) Bienen und Brieftauben wurden letztere glänzend geschlagen, und da eine Biene 20 ihrer Genossen mit Leichtigkeit trägt, so vermag sie die verhältnismäßige Kraft einer Lokomotive zu entwickeln.

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß unsere Leser, wenn nun wieder summende Immen die sonnendurchleuchtete, vom Blütenduste gewürzte Lenzesluft durchsegeln, in ihnen nicht nur pflichtschuldigst nützliche Insektenproletarier erblicken, sondern sich so mancher interessanter Züge aus der Geschichte ihres physischen Seins und ihrer hochstehenden Charakter- und — sagen wir es ungescheut! — Geistes-Eigenschaften erinnern.



Maigruß.

Von

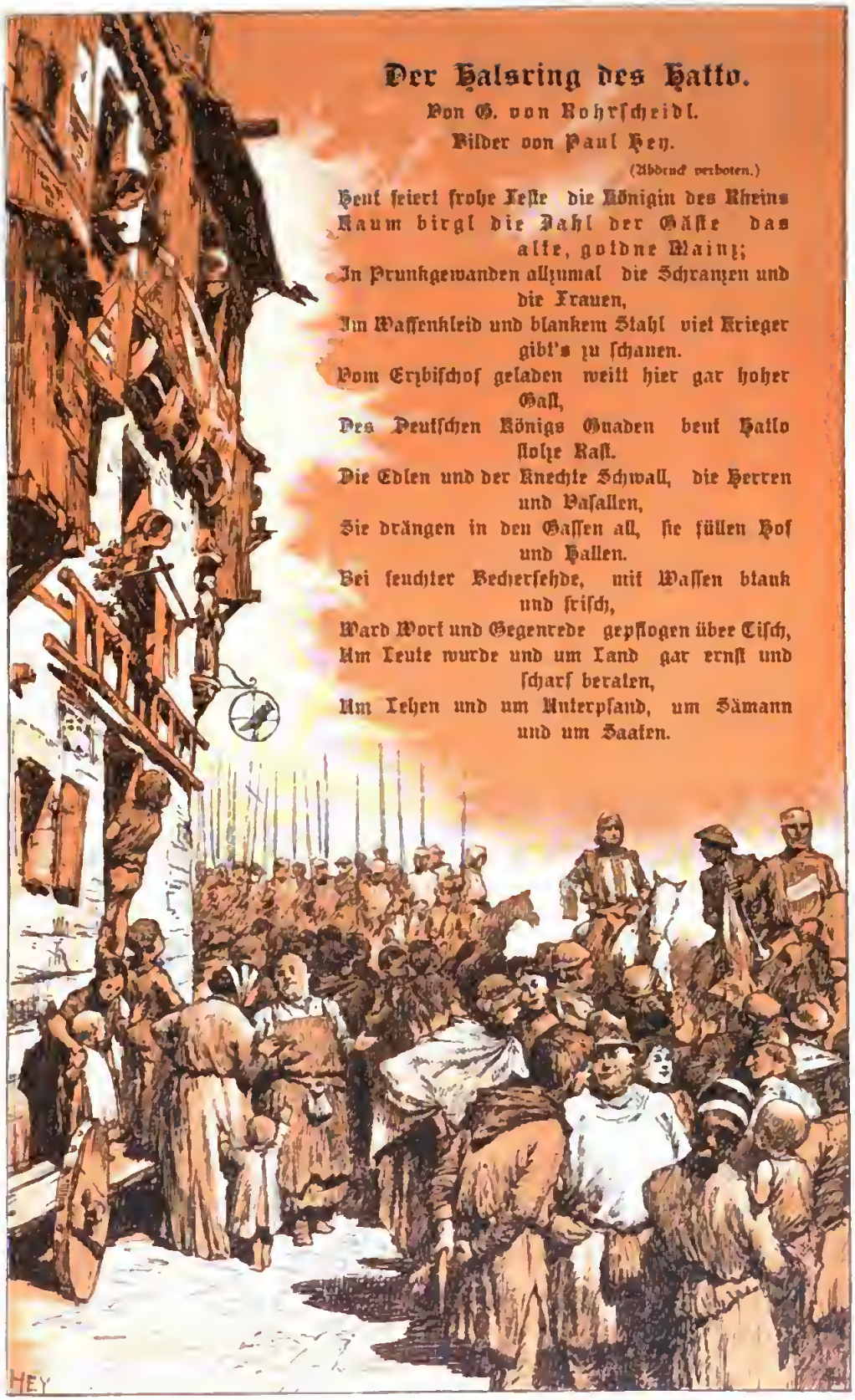
Ernst Lenbach.

(Abdruck verboten.)

O Wundermacht!
Wie über Nacht
Verging der Schnee, und schmolz der Gram,
Und Freude lacht, und Frühling kam!

Grün das Gefild,
Die Knospe schwillt,
Die Schwalbe zwitschernd fliegt vorbei:
Ihr Schläfer auf! Es naht der Mai!

Herz, glaube mir:
Nun liegt vor dir,
Ein Meer von Glück, die Maienzeit;
Sind Schiff und Steuermann bereit?



Der Halsring des Hatto.

Von G. von Rohrscheidt.

Bilder von Paul Hey.

(Abdruck verboten.)

Heut feiert frohe Feste die Königin des Rheins
Kaum birgt die Zahl der Gäste das alte, goldne Mainz;
In Prunkgewanden allzumal die Schranzen und die Frauen,
Im Waffenkleid und blankem Stahl viel Krieger gibt's zu schauen.
Vom Erzbischof geladen weilt hier gar hoher Gast,
Des Deutschen Königs Gnaden heut Hatto stolze Rast.
Die Edlen und der Knechte Schwall, die Herren und Vasallen,
Sie drängen in den Gassen all, sie füllen Hof und Hallen.
Bei feuchter Becherfehde, mit Waffen blank und frisch,
Ward Wort und Gegenrede gepflogen über Tisch,
Um Leute wurde und um Land gar ernst und scharf beraten,
Um Lehen und um Unterpfand, um Sämann und um Saaten.

Gar mancher ſchlich als Kätzlein und ward als Maus erwiſcht,
Und mancher ſtellt ein Netzlein und ward als Lachs gefiſcht,
Und mancher hob die Zähne auf zu luſt'gem Nüſſeknacken
Und klaubte ſtatt der Kerne drauf nur Schalen aus den Backen.
Jüngſt kam, gar hehr zu ſchauen, Herr Heinrich ruhmbekannt,
Er herrſcht in Sachſens Gauen und auch im Thüringland;
Beſſ' zweites Lehen gäbe gern der König andren Augen,
Dieweil ſo übergroße Herrn ſchlecht zu Vaſallen taugen.
Herr Konrad mußte wählen den alten Herrſcherbrauch:
„Soll ich dir juſt befehlen, mußt du gehorchen auch!
Der Kuckuck könnte König ſein im lieben deutſchen Reiche,
Wenn jeder Fürſt für ſich allein ſpielt Hecht im Karpfenteiche."
Mit Spruch und ſcharfem Schwerte hat Konrad nichts erzielt,
Heinz ſeine Thüringerdr mit Bärenpranken hielt,
Drum lud er ihn im jungen Jahr nach Mainz zu Ding und Rechten,
Weil Hatto wohlbewandert war in liſt'gem Zungenfechten.
Der ſtand in hohen Ehren beim königlichen Herrn,
Das möcht ihm niemand wehren, die Treue lobt man gern,
Jedoch ein Gottesdiener ſoll, nach des Erlöſers Bilde,
In Werken leben liebevoll, in Worten wahr und milde!
Solch Beiſpiel liebt er nimmer, kein Mittel war ſo ſchlecht
Dem Erzbiſchof war's immer zu ſeinen Zwecken recht;
Schimpflieder ſang man überall von ſeinen Heidingsthaten, —
Hört von des Babenbergers Fall, wie ſchnöd er den verraten:

Kühn trotzt und unverdroſſen Ludwigs des Kindes Schwert,
Auf Tetraß eng umſchloſſen, der edle Adalbert.
Da iſt als übler Wuntewall der Mainzer hingeritten,
Läßt vor der Burg um Einlaß bald als Königsbote bitten.

Mit salbungsvoller Lüge vom Gottesfried er spricht,
Daß sich ein Frommer füge dem christlichen Gericht,
Mit schwerem Eide er ihm schwört, wie sich der Graf bedinget,
Daß selber er ihn unversehrt zurück zur Veste bringet.
Da reitet Albert gerne zum Königszelt hinaus,
Doch als sie noch nicht ferne sind von des Grafen Haus,
Hemmt Hatto seinen Gaul voll List: „Das Fasten möcht uns grämen!
Wie wär's, wenn klüglich wir zur Frist erst einen Imbiß nähmen?"
Der Held denkt nicht an Tücke, leiht willig ihm sein Ohr,
Führt ihn als Gast zurücke durchs kaum verlassne Thor;
Als sie sich baß gestärket han durch Trank zuvor und Speise,
Beginnen sie von neuem dann die unterbrochne Reise.
Sie kommen zu den Zelten — da überfällt ein Troß
Den Grafen frech mit Schelten und reißt ihn hoch vom Roß —
Schmachvoll gefesselt wird er dort den Fürsten vorgeführet
Und bald nach hartem Richterwort ist ihm der Tod geküret.
Mit finstrer Mahnung schaute er Hatto ins Gesicht:
„Du, dessen Wort ich traute, Erzpfaffe, schwurst du nicht,
Frei sollte ich und unverletzt heimwärts nach Tetraß reiten,
Und du bist's selber, der mir jetzt die Schlinge hilft bereiten?"
Doch Hatto spöttisch lachte und höhnt den Helden noch:
„Zurück zum Schlosse brachte ich dich zum Frühstück doch?"
Voll Abscheu ihm den Rücken kehrt das Opfer seiner Schande,
Und blutend sank durchs Henkerschwert das stolze Haupt zum Sande.

Als Heinrich das erfahren, glüht er in edlem Zorn,
Vor seiner Mannen Scharen schmäht er zu Paderborn:
‚Judas Ischarioth sei noch da, und stieg der Heiland nieder,
So fänd er heut sein Golgatha zu Mainz am Anger wieder!'
Das Wort klang allerwegen, flog über Berg und Wald,
Es schallt auf Markt und Stegen, auch Hatto hört es bald,
Zog sauer lachend das Gesicht: „Ihr mögt dem Heinz erzählen,
An gutem Platz sollt' es auch nicht für liebe Schächer fehlen!"

Der Herzog war gewarnet vor bösem Pfaffenmut,
Daß man ihn nicht umgarnet, war scharf er auf der Hut;
Ein tapfrer Mann steht der Gefahr, doch in den offnen Rachen
Steckt nur, wer aller Klugheit bar, sein Haupt dem grimmen Drachen.

Konrad, der ehrenfeste, brach nimmer seinen Eid,
Treu schützte alle Gäste sein königlich Geleit,
Den Mainzer doch mit guter Art von Argliſt abzuschrecken,
Begleiten Heinrich auf der Fahrt zwölfhundert harte Recken.

Mit Schmausen und mit Bechern verging manch langer Tag,
Auch morgen winkt den Zechern ein festliches Gelag.
Herr Heinrich geht bei später Zeit nach wach'rem Trunk und Rate
Mit guten Schwertgenossen heut zu seiner Kemenate.
Dicht vor der Herberg Thore vertritt ein Mann den Paß,
Neigt sich zu seinem Ohre: „Nimm mich in dein Gelaß!"
Und flüstert hastig und verstört: „Der Erzbischof sinnt Tücke!"
Der Sachsenfürst ihn willig hört zu Deutschlands Heil und Glücke.

„Den Goldschmied, Herr, belohnet
man hier mit vieler Gunst,
Denn unterm Krummstab wohnet
sich's gut mit meiner Kunst;
Demut und fromme Dürftigkeit trifft
selten man bei Pfaffen!
Jüngst gar ein wunderlich Geschmeid
mußt meine Werkstatt schaffen.
Geheimnisvoll in Eile trug
mir der Bischof an,
Daß ich ein Halsband feile für einen
schlimmen Mann,
Das, als Geschenk gewidmet sein,
ihn zum Erwürgen bringet,
Ein Schlangenkönig sollt' es sein,
der seinen Schwanz verschlinget.
Zum Palas trug ich bange den un-
bequemen Schmuck,

Er ſpielt, gibt man der Schlange aufs Krönlein einen Druck.
Herr Hatto machſ' das Probeſtück an einem ſtarken Braten
Und legte ſelbſt mit viel Geſchick den Ring ihm um den Nacken.
Ein Fingerkupf befreite die Feder in dem Schweif,
Kaum bis zu Armesweite bleibt noch zuletzt der Reif,
Mit Ächzen muſſt und Krächzen bald der arme Hund verrecken,
Da raunte Hatto hämiſch halt: ‚He, Heinz, wie wird das ſchmecken?'
Ich ſollte wohl nicht hören das unbedachte Wort!
Dem feigen Mord zu wehren, trieb's mich von Hauſe fort,
Ich ahnte, wem das Stücklein gält, und müßt' ich zehnfach ſterben,
Nicht ſoll der Deutſchen beſter Held durch meine Kunſt verderben!" —

Schaut dort in Pracht und Schimmer die Herren ohne Zahl!
Es glänzt im Kerzenſchimmer der hohe, weite Saal,
Des Wirtes Antlitz heiter lacht und ſtrahlet, traun, noch heller,
Vom Übermaß die Tafel kracht aus Küche und aus Keller.
Ob all die goldnen Weine vom Rhein hielt man Gericht,
Auch derer von dem Steine vergaß man weislich nicht,
Manch tapfrer Mann vom Oſten denkt: „Das Dürſten könnt mich dauern,
Wo man den Wein am Quell verſchänkt — daheim gibt's doch nur ſauern!"
Herüber und hinüber flog Scherz und Tafelſpruch,
Schon hätte mancher lieber von Wein und Wort genug,
Da wendet ſich der Hausherr itzt mit leiſem Wink zur Seite,
Sein umflät dunkles Auge blitzt in Haß und Schadenfreude.
Auf weißem Seidenkiſſen, herfrugs ein Kämmerling
Gar zierlich dienſtbefliſſen, glüht ein Karfunkelring;
Es ſenkt der Kirchenfürſt das Haupt zu ehrfurchtsvollem Neigen:
„Mein königlicher Herr erlaubt, ihm Wirtrecht zu erzeigen?"
Dem Herrſcher an den Finger ſtreift er den Ring und ſpricht:
„Stets ſei ſein Glanz geringer als deines Ruhmes Licht!"
Darauf ein rotes Kiſſen ſchnell ein zweiter Schranze weiſet,
Drauf gleißt ein Wurm von Golde hell, der in den Schweif ſich beißet.
„Der Thüringe und Sachſen viel edler Fürſt und Held!
Weit Weisheit feſtverwachſen zur Macht ſich dir geſellt,
So biet ich als dein Sinnbild dir die krongeſchmückte Schlange,
Am klugen Mann das kluge Tier als Halsgeſchmeide prange!"
Da ſchnellt von ſeinem Sitze Herr Heinrich jäh empor,
Wild ſprühen blaue Blitze aus ſeinem Aug' hervor,
Mit raſchem Griffe hält er ſchon den Würgering in Händen,
Wie Donner grollt der Stimme Droh'n, nachhallend an den Wänden:
„Die Wälſchen und die Frauen, die tragen Gold am Hals,

. . . Da ſchnellt von ſeinem Sitze Herr Heinrich jäh empor . . .

Bei Sachſen mag man's ſchauen am Arme allenfalls!
Des Judaskuſſes eingedenk bin ich bei guten Zeiten,
Brut mir ein Römling ein Geſchenk, wend' ich's nach allen Seiten.
Klemmt ich es um die Kehle, macht es mir leicht zu warm,
Daß nicht die Luft mir fehle, prüf' ich's vorerſt am Arm!"
Ein Druck, ein Schnapp — und gierig ſchlingt den Schuppenſchweif die Schlange,
Des Herzogs Eiſenarm umzwingt ihr Leib wie eine Zange.
Ein Aufſchrei, hundertſtimmig, tönt aus der Gäſte Mund,
Aufſtampft der König grimmig, es bebt der Halle Grund.
Der Prieſter ſtöhnt in Schreck und Wut, erbleichend ſinkt er nieder,
Rot von den Lippen träufelt Blut, ſtarr ſtrecken ſich die Glieder.
Des Herrſchers Stirne lodert in ſchamvoll heißem Brand,
Mit offnem Blicke fodert Herr Heinrich ſeine Hand.
„Mein König, mancher Stoß und Streich mag zwiſchen uns noch hallen,
Doch du bleibſt treu und ehrenreich vor Deutſchlands Fürſten allen!
Der Thüringer begrüßte wohl trotzig andren Herrn.
Wem leben auch vermißte der Finkler nimmer gern,
Denn iſt die friſche Mannesthat in blanker Wehr und Waffen,
Der Rothenburger Konrad hat mit Meuchlern nichts zu ſchaffen!"

Heim durch die Mainzer Lande zog Heinrich harkgemut,
Da ſtieg von manchem Brande zum Himmel rote Glut.
Mocht Hatto unter Haß und Fluch auch ſterben unterdeſſen,
Der Volksmund, dem das nicht genug, ließ ihn von Mäuſen freſſen.

Unser Liebling. Porträt von Anton Schöner.

Mutter und Kind. Studie von Paul Thumann.

Der jüngste Nothelfer.

Von

Hermine Villinger-Karlsruhe.

(Abdruck verboten.)

Die Turmuhr der hübschen, kleinen bergumfriedeten Schwarzwaldstadt verkündete die zwölfte Stunde des Tages. Jeder beeilte sich heimzukommen, denn sämtliche Schornsteine entluden ihre Rauchwolken, somit das Zeichen gebend: s'ist Essenszeit!

Aus dem Kern'schen Laden, dessen Auslage sich mit peinlicher Genauigkeit in Mode- und Schreibwaren schied, eilte der letzte Käufer; die Ladenjungfer schloß die Thüre und begab sich in die kleine, hinter dem Laden gelegene Eßstube. Hier war schon alles um den Mittagstisch versammelt; eine schwarzgekleidete Frau von ungefähr vierundzwanzig Jahren, mit einem ungemein schönen, regelmäßigen, etwas strengen Gesicht, saß obenan und schöpfte die Suppe in die Teller.

Zur Rechten der Mutter, auf hohen Kissen, thronte ein ungefähr zweijähriges Büblein; diesem gegenüber saßen zwei größere Knaben, im Alter von vier und fünf Jahren.

Sämtliche Kinder benahmen sich bei Tisch höchst ordentlich und nett. Gesprochen wurde kein Wort, man hörte nur das Geräusch von Messer und Gabeln, und das Ticktack der großen Schwarzwälderuhr neben dem Ledersopha. Über diesem hing das Bildnis eines jungen Mannes, dessen Antlitz den Stempel braver Zuverlässigkeit trug. Die Blicke der schönen Frau glitten manchmal über dies Bild hin, worauf sie mit ver-

schärfter Aufmerksamkeit das Gebaren der Knaben beobachtete.

Diese hatten eben ihr Tischgebet gesprochen, als kräftig gegen die in den Hof führende Thüre gepocht wurde, und herein trat ein ungewöhnlich groß gewachsener Mensch; er trug einen perlgrauen Anzug, darüber leuchtete ein Vollbart vom schönsten Hellblond, und aus diesem hinwiederum ein Augenpaar vom lichtesten Blau.

Mit lautem Jubelgeschrei stürzten die größeren Knaben dem Ankömmling entgegen; der Kleine auf seinem hohen Polsterstuhle ließ nicht nach mit Strampeln und Schreien, bis ihn der große Mann auf den Arm genommen; und da saß er nun, höchlich zufrieden, das Gesichtchen gegen den blonden Bart drückend.

„Nämlich, liebe Frau Lisbeth," hub der Besuch an, „die Sache ist die: es ist Robi heute einmal nicht um die Welt mit Vernunftgründen beizukommen."

„Ich hab's gehört," rief der Älteste der Knaben, „ganz gut hab' ich's gehört, daß der Robi schrie, aber wir dürfen nicht sprechen bei Tisch, sonst hätt' ich's gesagt." —

„Ach so — ja richtig, nicht sprechen bei Tisch — welch' eine —"

„Herr Inspektor," nahm die junge Frau das Wort, „es war dies ein Grundsatz meines Mannes — Kinder sollen bei Tisch nicht sprechen. —"

Sie schaute sehr ernsthaft zu dem großen Manne auf, der schnell die Augenlider senkte, wie um seine Gedanken dahinter zu verbergen; aber sie verrieten sich doch, und zwar in dem eigentümlichen Zucken seiner Mundwinkel.

Frau Lisbeth dachte: Was dieses Gezucke nur immer zu bedeuten hat, wenn ich von den Grundsätzen meines Mannes rede —

Laut fügte sie hinzu: „Was ist es wieder mit Robi?"

„Stellen Sie sich vor," war des Inspektors Antwort, „er ist plötzlich auf den Gedanken gekommen, es für eine unerhörte Ungerechtigkeit zu halten, daß Fratz allein auf der Erde essen soll, und wir am Tisch. Infolgedessen setzte der kleine Mensch sämtliche Teller auf den Boden, legte sich neben Fratz hin und verlangte von mir, das Gleiche zu thun." —

„Es ist zu verwundern, daß Sie's nicht thaten," meinte Frau Lisbeth, den Inspektor mit einem Blick tiefsten Mitleids messend, „mein Mann sagte immer — wer von seinen Eltern nicht die nötige Schläge kriegt, der kriegt sie später von fremder Hand."

„Der Herr Kern hatte ja wahrscheinlich recht," seufzte der Inspektor, „aber stellen Sie sich vor, liebe Frau Lisbeth, das kleine Kerlchen und die Hand" — er hielt seine große, kräftige Rechte dicht vor sie hin — „die Sache wäre ja doch gar zu ungleich!"

„Ich will Sie's einmal lehren, wie man's macht," sagte die junge Frau und holte eine kleine Rute hinter dem Spiegel hervor — „oder ist die noch vorhanden, die ich Ihnen gab?"

„Ich glaube, Fratz hat sie zerrissen," lautete des Inspektors Antwort, dabei sah er so betrübt und ängstlich drein, als sei er's, dem die Schläge blühe.

Frau Lisbeth mußte lachen, sie hätte gern etwas gesagt, schwieg aber der Kinder wegen und schritt, die Rute in der Hand, in den Hof hinaus.

„Bitte, Onkel Inspektor, nimm uns mit!" baten die Knaben.

Sofort nahm er zu dem Kleinsten auch noch den Vierjährigen auf den Arm, während sich der Große an seinen Rock hing.

„Was sollen nun die Kinder da oben?" wandte sich Frau Lisbeth um.

„Aber es wäre doch Barbarei, eine so kleine Bitte abzuschlagen," meinte der Inspektor und trottete gutmütig mit seiner Last hinter der Frau her, die über den Hof schritt und dann die Treppe hinauf, in das zweite Stockwerk des Hauses.

Frau Lisbeth warf im Vorbeigehen einen Blick in die Küche — wie sah's da aus, was war aus all' dem hübschen Porzellan, den glänzenden Gerätschaften geworden, die die junge Frau Inspektor mit in die Ehe gebracht? Im Eßzimmer war's noch schlimmer — nichts stand hier mehr am rechten Platz, die einst glänzenden Silbersachen auf dem Büffet waren nicht mehr zu erkennen; auf dem Tisch lag ein schmutziges Tischtuch, und den schönen Teppich auf den Boden garnierten eine Anzahl Teller.

Hier, lang ausgestreckt, die Füßchen in der Luft, den Kopf voll lichtblonder Locken tief herabgebeugt, lag der unüberwindliche Robi und leckte mit Fratz, einem schwarz und gelben Dachs, aus einer Schüssel.

Als er der Eintretenden ansichtig wurde, flog er in die Höhe und stürzte mit dem Jubelruf: „Karl! Karl!“ auf den ältesten der Knaben zu.

„Robi,“ sagte Frau Lisbeth, „ich höre, du bist nicht brav gewesen!“

„Aber ich hab' ja nur wollen dem armen Fratz fressen helfen, daß er nicht so allein ißt — warum ist das nicht brav?“ erkundigte sich Robi.

Der Inspektor lachte laut auf: „Alle seine Sünden kommen vom helfen wollen — ich mache den Antrag, ihn der Kette der vierzehn Nothelfer als jüngsten beizufügen — was meinen Sie, Frau Lisbeth?“

„Ich meine,“ sagte sie, „ich bin zum Strafen herauf gekommen und nicht —“

„Das ist wahr,“ seufzte der Inspektor und schaute nach seinem Knaben.

Mit diesem hatte sich inzwischen Karl ins Einvernehmen gesetzt, und die beiden kleinen Burschе räumten nun eiligst die Teller vom Boden auf und waren so ungeschickt, daß Frau Lisbeth ihre Rute beiseite legen mußte, um ihnen beizuspringen.

„Haben Sie eigentlich gegessen?“ wandte sie sich an den Inspektor.

„Durchaus nicht,“ lautete die Antwort.

Frau Lisbeth rief nach dem Mädchen.

Es kam mit großen wuchtigen Schritten herbeigestürzt und über die Schwelle gestolpert — der Inbegriff einer Unschuld vom Lande.

„Wie sieht es da oben aus, Dortel,“ begann Frau Lisbeth.

„Hab' i ebbes vergesse?“ fragte das Mädchen, sofort losschluchzend.

Dies schien Fratz, dem Hunde, Vergnügen zu machen, denn er sprang alsbald in lustigen Sätzen um das Mädchen herum, dabei in der eigentümlichsten Weise die Oberlippe zurückschiebend, daß seine sämtlichen Zähne zu sehen waren.

„Da haben mer's,“ schrie Dortel auf, „schauet Se hin, schauet Se hin, etzt lacht er mi wieder us — er lacht mi immer us!“

„Schäm' dich, du große Person,“ sagte Frau Lisbeth, „komm schnell in die Küche!“

Es dauerte nicht lang, saß der Inspektor mit seinem Söhnchen vor einem wohl zubereiteten kleinen Mahl.

„Es ist eine gute Weile her,“ meinte er, „daß ich's da oben so gemütlich hatte.“

„Aber die Ursache, weshalb ich heraufgekommen bin,“ wollte Frau Lisbeth einwenden.

Er unterbrach sie: „Sollten Sie böse sein, weil nichts aus der Schläge geworden?“

Sie sah ihn vorwurfsvoll an: „Glauben Sie, ich strafe gern? Aber ich hab' es meinem seligen Mann versprochen, die Buben zu rechtlichen tüchtigen Männern zu erziehen, und dazu braucht's vor allen Dingen der Strenge. Daß es mir nahe geht, wie Sie Robi aufwachsen lassen, überhaupt zusehen zu müssen, wie der ganze schöne Haushalt zu Grunde geht, statt daß Sie jemand —“

„Um Gotteswillen,“ unterbrach er sie, „kommen Sie mir nur nicht wieder mit einer sogenannten „besseren Person!“ Ich versichere Sie, so ein herzensgutes ehrliches und harmloses Geschöpf wie die Dortel, ist ein viel gesunderer Umgang für ein Kind, als irgend ein erfahrenes, gebildet sein wollendes und unausgesetzt tadelndes Wesen höhern Ranges.“

Frau Lisbeth erhob sich mit einem Seufzer: „Kommt Kinder,“ sagte sie und wandte sich zum Gehen.

„Nein, nein, wir bleiben bei Papa,“ erklärte Robi, „er ist unser Pferd — gelt, Papa, du bist unser Pferd!“

Die junge Frau schaute noch einmal zurück, allein keines ihrer Kinder machte Miene, ihr zu folgen, die von Robi eröffneten Aussichten waren zu verlockender Natur.

Da lag er auch schon auf der Erde, der Inspektor, und sämtliche Kinder machten sich ans Werk, seinen breiten Rücken zu besteigen; dabei ging ein Treiben los, ein Gepurzel und Gejauchze, wie sich's ein Kinderherz nicht toller wünschen kann. Plötzlich hatte der Gaul genug und breitete die Arme aus mit der Frage:

„Und was bin ich jetzt?“

„Unser lieber, lieber Papa!“ schrien sie alle durcheinander und flogen an seinen Hals.

„Drunten aber,“ sagte Karl, „drunten müssen wir Onkel Inspektor sagen — weil's die Mutter will.“

Der Inspektor lachte kurz auf, erhob sich und machte sich zum Ausgehen fertig.

Die Kinder verbrachten ihren Nachmittag drunten, um den runden Tisch im Eßzimmer; sie waren große Zeichner von Grundrissen

Das Altmännerhaus in Amsterdam. Nach dem Gemälde von Max Liebermann.

und gingen beim Errichten ihrer Schlösser, Schulen und Kirchen immer mit einem gewissen Plan zu Werk; das hatte sie der Inspektor gelehrt.

Gleich hinter der Thüre des Eßzimmers war eine Ecke im Laden, da saß Frau Kern die meiste Zeit des Tages, hinter ihrer Kasse, einen Korb voll Flicksachen neben sich. Und es nahm sie immer wieder wunder, wenn sie den Spielen der Knaben lauschte, wie so viel fertiger Robi in seinen Reden und seinem Thun war, als ihre eigenen Kinder.

Sie waren langsam und schwerfällig wie sie selber, denn hatte sie nicht in der That mehr als zwanzig Jahre gebraucht, bis sie endlich aus dem Halbschlaf erwachte, der ihre Seele gefangen gehalten.

Es fiel ungefähr mit der Zeit zusammen, als der junge Bauinspektor mit seiner reizenden Frau den oberen Stock des Hauses bezog. Sie waren Rheinländer, eine ganz andere Art von Menschen, als Frau Lisbeth sie bisher gekannt; immer heiter und so viel rascher in Reden und Handeln, als die mundfaulen schwerfälligen Schwarzwälder.

Die kleine Frau kam öfter auf ein halbes Stündchen in den Laden, um sich bei Frau Lisbeth über alle möglichen Dinge Rats zu erholen; beide Frauen erwarteten ihr erstes Kind, da begegneten sich ihre Interessen. Aus dem Geplauder der jungen Rheinländerin ging aber der schlichten Kaufmannsfrau eine ganz neue Welt auf — eine Welt behaglicher Sorglosigkeit und fröhlichen Genusses.

Frau Lisbeth war in der kleinen Eßstube hinter dem Laden aufgewachsen; nach dem frühen Tod ihres Vaters hatte der Sohn eines fernen Verwandten das Geschäft übernommen. Es fiel ihr nicht ein, sich dagegen zu wehren, als ihr die Mutter eine Heirat mit dem braven tüchtigen Mann vorschlug. Lisbeth zählte siebzehn Jahre, und Kern war der einzige Mann, den sie kennen gelernt; es fiel ihr auch nicht ein, irgend etwas in ihrer Lebensweise zu ändern, nachdem sie verheiratet und die Mutter gestorben war. Das Eßstübchen mit dem Ledersopha und die Ecke im Laden blieb ihre Welt; im Hinterhaus, eine Treppe hoch, waren die Schlafstuben; man mußte über den Hof gehen, um hin zu gelangen. Das hatten die Eltern nicht bequemer gehabt, und der Mann verlangte es auch nicht anders; er ging völlig in seinem Geschäft auf.

Als seine Frau meinte, man müsse den Besuch im obern Stockwerk erwidern, erklärte er:

„Wir sind Geschäftsleute — Besuche machen ist für Nichtsthuer."

Eines Tages jedoch ließ sich Frau Lisbeth von der jungen Frau bereden und suchte die Hausgenossen auf. Sie war ganz in Gedanken, als sie wieder herunterkam.

„Ist das schön, so eine behagliche Häuslichkeit," meinte sie bei Tisch.

„Was, schön!" der Mann schaute sie ganz verwundert an, „was liegt denn an schön — die Hauptsach' ist, das Geschäft geht gut, und man kommt vorwärts."

„Natürlich," gab sie zu, aber sie ging nicht mehr hinauf, die Frau Inspektor mochte sagen, was sie wollte — sie fühlte, es that ihr nicht gut, Vergleiche drängten sich ihr auf, die Enge der hintern Stube bedrückte sie; sie bemerkte plötzlich, wie alt und häßlich die Möbel waren, und wie verbraucht alles aussah.

Und außerdem — die Art, wie die beiden da oben miteinander verkehrten, machte ihr zu schaffen, sie erschienen ihr wie Menschen einer höhern Gattung, und es war ihr eine stille Wonne, von ihrem Fenster aus zu den verhüllten Scheiben hinauf zu sehen, hinter denen nach ihrer Meinung alles Glück der Welt wohnte.

Eines Tages aber hielt Frau Lisbeth ihren Erstgeborenen im Arm, bei dessen Anblick sie von all' ihren heimlichen Wünschen und Vergleichen genaß.

Droben wurde vierzehn Tage später ebenfalls ein Söhnlein geboren, allein die junge Mutter ließ dafür das Leben, und man trug sie im blumengeschmückten Sarg zu ihrem fröhlichen sonnigen Heim hinaus.

Dieser plötzliche Riß in ein so schönes Glück machte auf Frau Lisbeth den tiefsten Eindruck; sie beweinte die junge Frau wie eine Schwester, ließ sich das Kleine bringen, stillte es mit ihrem Knaben und wiegte sie beide zusammen zu Ruhe.

Inspektor Klein hatte keine Eltern mehr, die Familie seiner Frau war bereit, das Kind zu sich zu nehmen, allein davon wollte der junge Witwer nichts wissen.

Frau Lisbeth versprach, für eine Wärterin zu sorgen und das Kind so lange zu behalten

Darüber vergingen Wochen und Monate — zu jener Zeit geschah's, daß ein zweiter Stuhl in die Ladenecke, neben die Kasse geschoben wurde. Klein hatte es gethan; er saß hier jeden Nachmittag und jeden Abend und hielt sein Kind im Arm und freute sich über dessen Gedeihen.

Die junge Frau sagte ihm nie, welch' unendliche Mühe ihr das lebhafte überzarte Geschöpfchen verursachte, das dreifach mehr Zeit in Anspruch nahm, als das eigene kugelrunde, schon in der Wiege biedere Söhnlein.

Zuweilen kam's vor, daß der Inspektor über sein Kind weg von andern Dingen redete, von Zuständen und Ereignissen, die über das Tägliche hinausgingen und ihr Einblicke in neue Verhältnisse gewährten. Dann richtete sie die Augen groß und fragend auf sein Antlitz, und der Ausdruck ihrer geistigen Hilflosigkeit rührte ihn tief.

Er legte eines Tages ein Buch vor sie hin, mit der Aufforderung, es zu lesen.

„O was denken Sie," rief sie aus, „dazu komme i ch nicht!"

„Warum nicht, hat sich's ja sogar der liebe Gott am siebenten Tag ein wenig bequem gemacht."

„Freilich, das ist wahr — nun vielleicht ging's des Sonntagnachmittags, wenn mein Mann schläft." —

Es ging — ja, nach langen Gewissenskämpfen brachte sie es sogar dahin, täglich ein Stündchen für's Lesen zu erübrigen; freilich legte sie dabei nie den Strickstrumpf aus der Hand, zur Abschwächung des großen Genusses, den sie sich gönnte.

Fragte Klein, wie ihr das Buch gefallen, wurde sie rot und stotterte ein — „Ich weiß es nicht —"

Auch wenn sie etwas zweimal gelesen, wurde ihr das Reden darüber schwer.

„Ich bin so langsam," klagte sie, „so ungeschickt —"

Das war sie, ein echtes Kind ihres Volkes, schwerfällig im Denken und Reden, eingeschüchtert durch das Gefühl des eigenen Ungeschickes, und doch eine ganze Welt der Empfindung und Entwickelungsfähigkeit in sich tragend.

Die Knaben waren schon sieben Monate alt, als Frau Lisbeth endlich die Wärterin gefunden zu haben glaubte, der sie ihr Pflegekind anvertrauen durfte. Sie trug den Kleinen selbst hinauf, in die von ihr hergerichtete Kinderstube. Der Inspektor nahm sein Söhnchen mit einem lauten Freudenruf in Empfang. Endlich sollte er's haben, ganz und gar, sich immerfort an seinem Anblick, seinem Wachstum erfreuen dürfen!

Da saß es auf seinen Knieen, und es war zum Lachen possierlich, wie sich der große, starke Mann abmühte, das kleine Wesen so zart wie möglich anzufassen.

Schon ein paarmal hatte Frau Lisbeth die Thürklinke in die Hand genommen, um zu gehen, und immer wieder kehrte sie zurück, um der Wärterin noch irgend etwas Dringliches ans Herz zu legen.

Jetzt aber war sie fertig — ihr Blick suchte das kleine, zart behaarte Köpfchen — o Gott, was war das für ein brennender, heißer Schmerz, der da plötzlich in ihrer Seele aufstieg und ihr die Kehle mit Gewalt zusammenpreßte!

Sie stöhnte laut auf, suchte mit zitternder Hand die Thürklinke, fand sie nicht und hielt im nächsten Augenblick unter bitterlichem Weinen das Kind in ihren Armen. Sie wollte etwas sagen, sich entschuldigen, aber da gewahrte sie, daß auch dem Manne vor ihr die Augen voller Thränen standen.

Der Abend kam; sie saß und strickte, der Mann hatte das Kontobuch vor sich. Sie hätte so gern ihren Kopf an seinen Arm gelehnt und sich ausgeweint, daß sie das Kind hatte hergeben müssen. Sie wußte selber nicht, weshalb sie es nicht wagte, sondern nur in leisem Tone die Bemerkung fallen ließ: „Jetzt ist der Robi oben."

„Ja, gottlob," sagte er, „eine Last weniger für dich — es war ein unruhiges Kind."

„Das ist wahr," gab sie zu, „aber man hat eben doch nicht umsonst so ein Kleines sieben Monate um sich gehabt." —

Sie konnte nicht weiter reden, aus Angst in Thränen auszubrechen.

„Geh'," wies sie der Mann zurecht, „eine Mutter muß doch genug an ihrem eigenen Kind haben."

Der Stuhl aber in der Ladenecke blieb stehen, und Klein fand sich nach wie vor allabendlich auf seinem Platze ein. Er war nie mit der Wärterin einverstanden, und die Wärterin nie mit ihm.

Frau Lisbeth mußte immerfort Rat erteilen, Friede stiften und herauf kommen, um nach dem Rechten zu sehen. Sie hatte Robi als wohlerzogenes Büblein aus ihren Händen gegeben und mußte nun erleben, ihn zu einem ganz eigenwilligen kleinen Wesen heranwachsen zu sehen, das sich weder um Tages- noch Nachtzeiten kümmerte und sowohl seinen Vater als dessen Teppiche mit vollkommener Respektslosigkeit behandelte. Es war diesem unglückseligen Mann nun einmal nicht beizubringen, daß Kinder von klein auf mit Strenge erzogen werden müssen.

Neben diesem Kampf um Meinungen handelte es sich um Bücher, die er fortwährend brachte und über deren Inhalt sich Frau Lisbeth jetzt mit viel mehr Mut und weniger Stottern auszusprechen verstand.

Eines Sonntags, als sie mit ihrem Mann spazieren ging, überkam sie die plötzliche Sehnsucht, ihm ihr Inneres zu erschließen, damit auch er an dem Reichtum teilnehme, den sie in sich werden fühlte.

Kern hörte den nicht ganz geschickten Versuchen seiner Frau eine Weile zu, hierauf sagte er, indem er ihre, auf seinem Arm ruhende Hand streichelte: „Laß dir von dem überspannten Inspektor keine unnötigen Dinge in den Kopf setzen, liebes Kind; ich bitte dich, ein Mensch, der mit einem spannenlangen Buben nicht fertig wird und immer von seinen Vorgesetzten gemahnt werden muß, daß er seine Pflicht thut! Ganze Stöße von Arbeiten sollen auf dem Baubureau liegen, die der Erledigung harren, er aber rennt lieber in die Berge, läßt sich teure Bücher kommen und verwendet den geringsten Teil des Tages zur Arbeit. Er ist gutmütig, das ist wahr, und giebt uns viel zu lachen, und ich habe nichts dagegen, daß du dem hilflosen Menschen beistehst, aber verschone mich mit seinem Gedankenkram, denn ich habe absolut keine Zeit für unnötige Dinge."

Als der Inspektor in den nächsten Tagen wieder ein Buch vor die junge Frau hinlegte, schob sie es mit den Worten zurück:

„Ich danke Ihnen, bringen Sie mir nichts mehr, es ist besser, ich höre mit dem Lesen auf."

„So, was für ein heiliger Skrupel ist Ihnen wieder einmal über den Weg gelaufen?"

Sie errötete, daß er sie so genau kannte. „Wir sind nun einmal verschieden," sagte sie, „Sie nehmen alles leicht, ich nehme die Dinge ernster; ich kann's nicht verantworten, daß ich etwas treibe, woran mein Mann nicht teil nimmt; Mann und Frau aber sollen zusammen gehen —"

„Oder sich ergänzen," fiel ihr der Inspektor ins Wort, „so daß, wenn Ihr Mann aus Ihrem Sohne einen arbeitstüchtigen Menschen macht, es auf Sie komme, sein Gemüt zu bereichern, auf daß er nicht einseitig werde. Lesen Sie nur ruhig weiter, liebe Frau Lisbeth, denn je mehr Sie einheimsen, desto mehr haben Sie zu geben."

Da nahm sie die Bücher wieder zur Hand, sich fortan ohne alle Quälereien ihrem Streben hingebend, denn — es war ja für ihren Sohn, was sie sich erwarb.

Zur Zeit als eben ein zweites Söhnchen im untern Stockwerk selbständig auf der Erde herumzukrappeln begann, geschah es, daß sämtliche Kinder des Hauses das Scharlach befiel. Kurz, nachdem Frau Lisbeth Robi zu ihren Kindern genommen, um sich die Pflege zu erleichtern, legte sich der Inspektor. Kern fand es wundervoll, daß der lange Mensch an einer Kinderkrankheit lag, dann erfaßte es auch ihn und schon nach vierzehn Tagen war er tot.

Sechs Wochen nach diesem Schlag bekam Lisbeth ein drittes Söhnchen. Nachdem sie wieder im stande war, ihre Pflichten aufzunehmen, ging sie umher, tief innerlich entsetzt, nicht unglücklicher zu sein. Ihr Herz empfand keine Lücke. Manchmal stand sie und rang die Hände und fragte sich:

„Was bin ich denn für ein Geschöpf!"

Aber es half nichts, daß sie sich abhärmte und quälte und anklagte — sie war eine zu ehrliche Natur, um sich über ihr eigenes Fühlen hinwegtäuschen zu können; sie beweinte den Vater ihrer Kinder und gelobte sich, dieselben in seinem Sinne weiter zu erziehen; sie wollte diesen Mangel an Trauer damit gut machen, daß sie nach den Ansichten und Grundsätzen ihres Mannes weiter handelte und vor allen Dingen das Geschäft auf seiner Höhe erhielt.

Aber es fiel ihr nicht leicht; die große Gewissenhaftigkeit, mit der sie alles betrieb, erforderte mehr Zeit, als der Tag ihr zur Verfügung stellte, sie saß daher noch die

halbe Nacht über ihrem Kontobuch und rechnete, bis ihr die Augen zufielen.

Der Inspektor sah das Licht allabendlich in der Eckstube drunten, er erriet die Ursache und machte sich, so oft sich ihm die Gelegenheit bot, über das Kontobuch und die Korrespondenz her. In kurzer Zeit hatte er die Buchführung und Bestellung der Waren wie ein Kaufmann inne, und das Geschäft, das früher Herr Kern mit einem so großen Aufwand von Kraft und Umständlichkeit betrieben, wurde nun in aller Stille, ohne viel Aufhebens, vom Inspektor weiter geführt.

„Herr Inspektor," sagte Frau Lisbeth eines Abends, als Klein, das jüngste Büblein auf den Knieen schaukelnd, über dem Kontobuch saß, „ich habe Ihnen so viel zu danken, daß ich nicht weiß —"

„Hören Sie auf," unterbrach er sie, „was ist denn das bischen Zusammenrechnen im Vergleich" —

„O still," fiel sie ihm ihrerseits ins Wort, „außerdem — ich hab' noch was anderes auf dem Herzen — ja, Herr Inspektor, mein Mann und ich, wir haben Sie recht verkannt — wir hielten Sie für einen unvernünftigen Menschen und trauten Ihnen keinen Funken Ernst zu —"

Er lachte: „Da gehen Sie nun alle Sonntag in die Kirche und wissen nicht einmal, daß der Apostel Paulus gesagt hat: Seid allezeit fröhlich!"

Es war am Abend des Tages, an dem Frau Lisbeth oben war, um Robi mit der Rute zu züchtigen; die Züge der jungen Frau, die in ihrer Ladenecke saß, drückten Bekümmernis aus. Droben, die vernachlässigten Stuben, all' die heruntergekommene Herrlichkeit von ehedem, von der sie in ihren stillen Stunden geträumt, machte ihr das Herz schwer. Es quälte sie, daß sie den verlassenen Haushalt nicht hatte vor dem Verfall retten können, während ihr all' die Hilfe zu teil wurde, deren sie zur Aufrechterhaltung des Geschäftes bedurfte.

Während sie so saß, schlich Robi auf den Zehenspitzen an ihr vorbei und setzte sich dicht hinter sie, in eine offen stehende Schieblade. Gleich darauf wurde die Ladenthür mit festem Druck geöffnet, und der Inspektor schritt herein.

Nach herzlichem Gruß nahm er auf seinem Stuhl Platz und begann seine Arbeit; plötzlich erhob er den Kopf und ließ den Blick über Frau Lisbeths Züge gleiten:

„Was bedrückt Sie heute?"

„Droben die Unordnung," gab sie zur Antwort, „daß ich's nicht fertig bringe, Ihnen ein behagliches Heim zu schaffen —"

Sie sprach noch weiter, und er vertiefte sich in ihr schönes Gesicht, das sich in den letzten zwei Jahren, seit dem Tode ihres Gatten, so merklich verändert.

„Frau Lisbeth," sprach er leise, sich von seinem Buch wegwendend und mühsam Atem holend, „ich wüßt' ein Mittel — ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen — kommen Sie herauf zu mir — als mein geliebtes Weib — als Robi's Mutter —"

„O," stöhnte sie auf, „was haben Sie gethan — was haben Sie gethan —" und wie in tiefster Seelenpein barg sie das Gesicht in beide Hände.

„Was ich gethan habe?" fragte er, „ist denn auf der Welt etwas natürlicher, als daß wir zwei zusammen gehören?"

„Nein, nein," preßte sie hervor, „eine Frau, die Kinder hat — ich müßte mich verachten — kommen Sie nie wieder darauf zurück — nie, nie!"

„Es könnte uns geholfen werden," sprach er, mit Gewalt an sich haltend, „eine Beförderung in die Residenz ist mir angetragen — ich kann jeden Tag fort —"

„Aber doch nicht mit Robi?"

„Wären Sie grausam genug, mich auch noch meines Kindes berauben zu wollen?"

„Sie wissen nicht, wie zart er ist," fiel sie ihm ins Wort, „Sie haben keine Ahnung — Zweimal habe ich ihn mir dem Tode abgekämpft — damals, als ich ihn in der Wiege hatte und später beim Scharlach — was soll aus ihm werden, in der Stadt, ganz den Dienstboten überlassen — jetzt, wo er endlich zunimmt — Neulich lief er in zu kurzen Schuhen herum — das sehen Sie alles nicht — Sie sehen ja überhaupt nichts, und ich müßt' in beständiger Todesangst um das Kind leben, das mir wie ein eigenes am Herzen liegt. Thun Sie mir das nicht an!"

Der Inspektor erhob sich: „Gut," sprach er, „vergessen wir, was vorgefallen."

Drinnen in der Eckstube saßen die drei Kern'schen Kinder um ihre Abendmilch, und es entstand ein großes Geschrei, als der sonst immer heitere und zum Scherzen auf-

Täubchen. Gezeichnet von Alfred Seifert.

gelegte Freund plötzlich Miene machte, mit langen Schritten, ohne ein Wort zu sagen, durch die Stube zu eilen. Männle, der Jüngste, geberdete sich ganz desperat und ruhte nicht, bis er aufgenommen wurde und es ihm vergönnt war, sein Milchbärtchen an des Inspektors blondem Barthaar abzuwischen. Frau Lisbeth drohte dem ungestümen Burschen mit dem Finger, und sie und Klein bestrebten sich zu lächeln mit ihren noch von der Erregung bleichen Gesichtern; wunderbarerweise fiel es keinem von ihnen ein, nach Robi zu fragen, um den sich doch noch soeben all' ihre Gedanken gedreht hatten.

Als der Inspektor die Treppe zu seiner Wohnung hinauf stieg, stahl sich plötzlich eine kleine warme Hand in seine Rechte, und er fuhr wie aus einem Traume auf und nahm seinen Jungen auf den Arm.

Wie immer brachte er den Kleinen selbst zu Bett; Robi fügte sich in all' die Unbequemlichkeiten der Nachttoilette nur unter der Bedingung völliger Gleichberechtigung; erst wusch Papa Robi's Gesicht, dann wusch Robi Papa's Gesicht, dabei pflogen sie der freundschaftlichsten Unterhaltung, in der auch wieder jeder die gleichen Rechte besaß.

An diesem Abend saß Robi still und in sich gekehrt in seinem herabgelassenen Hemdchen auf dem Tisch und schaute den kleinen Wasserperlchen nach, die an seiner Brust herniederrannen. Als er eben in das große Bett der verstorbenen Mama gelegt werden sollte, schlang er plötzlich beide Ärmchen um des Vaters Hals und flüsterte ihm ins Ohr:

„Armer Papa, wenn ich nur wenigstens einmal mit dem Storch reden könnt!"

„Mit dem Storch — was soll uns der Storch?" meinte sein Vater in etwas zerstreutem Tone.

„Er könnt' dich vielleicht der Mutter bringen, und dann müßte sie dich nehmen," lautete des Kindes Antwort.

„Hm," räusperte sich der Inspektor, „was weißt du denn —"

„Alles weiß ich," versicherte Robi, „ich bin zum Glück hinter euch in einer Schieblade gesessen, weil ich dich hab' erschrecken wollen. Gelt, wenn's mit dem Storch ginge, da wärst du froh?"

„Allerdings," sagte der Inspektor, sein Gesicht tief in Robis blondes Haar drückend, „aber ich fürchte, ich bin ein wenig zu lang."

„Freilich, das könnt' sein," gab Robi zu, „aber sei nicht traurig, Papa, ich helf' dir doch!"

Der Inspektor setzte sich aufs Bett hin und nahm die Händchen seines Knaben in seine Rechte.

„Hör', mein kleiner Freund, ich will dir was sagen — wir haben jetzt ein Geheimnis miteinander — weißt du, was ein Geheimnis ist? Etwas, das man keinem Menschen weiter sagen darf —"

„Keinem Menschen," flüsterte Robi, die großen glänzenden Augen mit dem Ausdruck tiefster Verwunderung auf den Vater gerichtet, „nicht einmal die Mutter darf's wissen?"

„Nicht einmal die Mutter."

„Und Karl nicht und Frieder nicht, und auch nicht s' Männle! Gelt, Papa, nicht einmal der Fratz?"

„Niemand als du und ich, mein Liebling."

„O, Papa," seufzte Robi auf, „das ist wunderschön, wunderschön!" und er zog die großen Hände seines Vaters an sein Herzchen und hielt sie da fest, bis er einschlief.

Am Ende der langen Gasse, gleich um die Ecke, in einem großen Garten war die Kleinkinderschule. Frau Lisbeths Sprößlinge und Robi begaben sich jeden Morgen dahin, Nachbars Nannele mit sich nehmend, in das sämtliche Bublein bis über die Ohren verliebt waren.

So trotteten sie, sich fest bei den Händchen haltend, die Gasse entlang, dicht hinter ihnen Fratz, der immer mit zur Schule ging und dort zu den beliebtesten Schülern zählte.

Für Karl, den Ältesten, war dieser Schulweg stets ein Schmerzensgang; er saß nun schon ein halbes Jahr auf der Bank der Großen und war unter diesen der einzige, der noch ein Kinderschürzchen trug — und zwar ein sehr kurzes, verwachsenes.

Er hatte durch dasselbe außerordentlich viel Hohn und Spott zu erleiden, und wenn er sich bei der Mutter beklagte, gab sie ihm zur Antwort:

„Daraus macht sich ein ordentlicher Bub' nichts."

Aber Karl machte sich doch etwas daraus, und darum sagte er eines schönen Morgens beim Schulgang:

„Ich weiß nicht, was die andern Leut' am Leben finden, ich find' nichts daran."

„Weißt du was," sagte Robi, der die Ursache dieses düstern Ausspruchs sofort erriet, „wir machen's kaput!"

Und er zerrte so lang an Karls unglückseligem Schürzchen, bis er's ihm abgestreift hatte; hierauf hielt er's dem stets zu allen Missethaten aufgelegten Fratz hin, der sich nicht lange bitten ließ und das Fähnchen in Fetzen riß.

Es war nun freilich sehr schön, als Großer, ohne Schürze, in der Schule zu erscheinen, allein auf dem Heimweg stellten sich die Folterqualen des Gewissens ein und preßten dem armen Karl dicke Angstthränen aus den Augen.

„Sei nur ruhig," tröstete ihn Robi, „ich will's schon machen —" packte Fratz bei den Ohren und zerrte ihn in den Laden.

„Er hat dem Karl seine Schürz' zerrissen," berichtete er Frau Lisbeth.

Sie warf einen Blick auf die Kinder: „Er ganz allein?"

„Ich hab' auch ein wenig mitgeholfen," gab Robi zu, „wir haben, glaub' ich, alle ein wenig mitgeholfen."

„Und warum habt ihr das gethan?" forschte Frau Lisbeth weiter.

Robi schaute sie an, ihre ernste Miene erinnerte ihn an das Ereignis des vergangenen Abends, und er brach in bitteres Schluchzen aus, indem er die Worte hervorstieß:

„Warum bist du denn so bös und machst uns alle traurig?"

Die junge Frau sah dem im nächsten Augenblick davoneilenden Knaben erschrocken nach, dann wandte sie sich zu ihren eigenen Kindern, die in der That den Ausspruch des Gespielen auffallend rechtfertigten, denn wie die ärmsten Sünderlein standen sie da, mit Unheil witternden Mienen zur Mutter aufschauend.

Da überkam sie eine plötzliche Angst, ob sie mit ihrer Strenge nicht am Ende zu weit gehe und die Herzen ihrer Kinder sich dadurch entfremde, statt ihre Liebe zu gewinnen.

„Drück' sie ans Herz," sprach eine Stimme in ihr, „zeig' ihnen deine Zärtlichkeit, nicht nur deine Strenge."

Aber sie brachte es nicht fertig, dieser inneren Stimme Folge zu leisten, gehalten wie immer von irgend einer Enge ihres Herzens.

Als sie ein paar Augenblicke später ihre Kinder dem heimkehrenden Inspektor im Hof entgegeneilen sah, als sie gewahrte, mit welcher Innigkeit die kleinen Gesellen an dem Mann emporstrebten, wie sie seine Hände, seinen Rockzipfel, alles, was sie von ihm zu erhaschen vermochten, küßten und an sich drückten — da überkam sie's plötzlich, daß sie an sich selber die Frage stellte: Sollte das nicht am Ende das einzig Richtige sein?

Aber schon im nächsten Augenblick schrak sie zusammen und wandte sich zu dem Bildnis ihres Mannes und blieb vor ihm stehen, sich die ganze Vergangenheit ins Gedächtnis zurückrufend. Aber es kam ihr keine Hilfe, kein Gefühl der Gewißheit oder auch nur der Beruhigung, nur Vergleiche drängten sich ihr auf, Vergleiche, die ihr zu denken gaben und ihre Seele mit Pein erfüllten.

Nein, sie war nicht länger die allezeit Gegenwärtige, der nichts entging, weder im Laden, noch in der Kinderstube. Es geschah sogar eines Tages, daß drinnen die Uhr fünf schlug und Frau Lisbeth, aus ihren Gedanken auffahrend, mit Schrecken gewahrte, daß das Vesperbrot der sonst um vier Uhr von der Schule zurückkehrenden Kleinen noch unberührt auf dem Tische lag.

Sie eilte vor die Ladenthüre und schaute die Gasse entlang; nach kurzem Besinnen verfügte sie sich in die Kleinkinderschule, wo sie erfahren mußte, daß die Kinder gar nicht dagewesen waren. Nun eilte sie in heller Angst zum Inspektor aufs Baubureau und teilte ihm das Verschwinden der Kleinen mit.

Er lachte sie aus, nahm seinen Hut und versprach, die Ausreißer wohlbehalten heimzubringen.

Und er hielt Wort; es dunkelte schon ein wenig, als er mit einem Karren die Gasse daher gefahren kam, auf dem sämtliche Vermißten saßen, mit großem Geschrei und Gejauchze ihre Ankunft verkündend.

Frau Lisbeth, im Innersten glückselig über den Anblick, legte nichtsdestoweniger ihr Gesicht in die ernsthaftesten Falten und schritt den Kindern mit einem strengen: „Wo seid ihr gewesen?" entgegen.

Wie ein großer Schutzengel breitete der Inspektor die Arme über die ihn umdrängenden Kleinen aus.

„Sie sind so hungrig," meinte er, „fast am Verhungern sind sie."

In der That, die kleinen Ausreißer hatten schon Platz genommen, und jeder machte sich über sein Vesperbrot her, die Sorge um sein Wohl und Weh dem Freunde überlassend.

Gesenkten Hauptes, mit einem Lächeln auf den Lippen folgte er Frau Lisbeth in die Ladenecke.

„Herr Inspektor," sprach die junge Frau im Tone tiefster Bekümmernis, „was soll aus meinen Kindern werden, wenn das so fortgeht?"

Er stand unter der Thüre gelehnt, die Hände in den Taschen, und schaute über die junge Frau weg in irgend eine für ihn vorhandene Ferne.

„Es gibt ein schönes Bibelwort, kennen Sie's? — Ist die Wurzel heilig, sind es auch die Zweige."

„Wissen Sie, liebe Frau Lisbeth," nahm er wieder das Wort, da auf seinen Spruch hin eine jener Pausen entstand, aus denen man die Atemzüge werdender Gedanken zu spüren glaubt, „wer von uns kann sagen, er erzieht seine Kinder so, wie es recht ist? Der eine hält die Zügel zu stramm, der andere zu lose. Man müßte verzweifeln, wenn jenes Bibelwort nicht wäre, so aber wissen wir — wir Eltern haben's in der Hand — unser Beispiel thut die Hauptsache. Darum sorgen Sie nicht, liebe Frau Lisbeth, Sie werden nie einen gewissenlosen Sohn haben — selbst wenn dann und wann einmal die Strafe ausbleibt. Erlauben Sie, ein Beispiel von der Macht des Beispiels: Als ich vor sechs Jahren hierher kam, war die Hauptsorge meines Daseins — nur keine Beamtenmaschine werden — kein Berufsmensch, kein Fachsimpel! Meine Antipathie gegen diese Sorte von Unmenschen ging so weit, daß ich mein Amt auf das kläglichste besorgte; so oft ich ein Vergnügen der Pflicht vorzog, log ich mich an, dies aus Rücksicht für meinen Grundsatz zu thun — kurz, ich war ein unzuverlässiger Arbeiter und sah es ruhig mit an, wie sich auf meinem Bureau die Zahl der unerledigten Arbeiten zu Stößen aufbauten. Nun weiß ich nicht mehr, wann es zum erstenmal geschah, als mich plötzlich ein unheimliches Gefühl beschlich, Sie immerfort thätig, in ununterbrochener Pflichttreue auf Ihrem Platz zu finden. Ein Mann schämt sich nicht gern vor einer Frau — ich schloß also mit Vorliebe die Augen und rannte an Ihnen vorbei — aber es half nichts, ich sah Sie doch! Da saßen Sie auf Ihrem Posten, vermeintlen einen Strumpf zu stricken und verfertigten mir ein Gewissen — ein ungemein beschwerliches, immerfort mahnendes Gewissen. — Und so, ohne ein Wort zu sagen oder mein Treiben zu tadeln, machten Sie mich nach und nach zu dem zuverlässigen ordentlichen Arbeiter, der jetzt die Ehre hat vor Ihnen zu stehen. Sehen Sie, so mächtig wirkt das Beispiel!"

Frau Lisbeth schaute lächeind zu dem Sprecher empor.

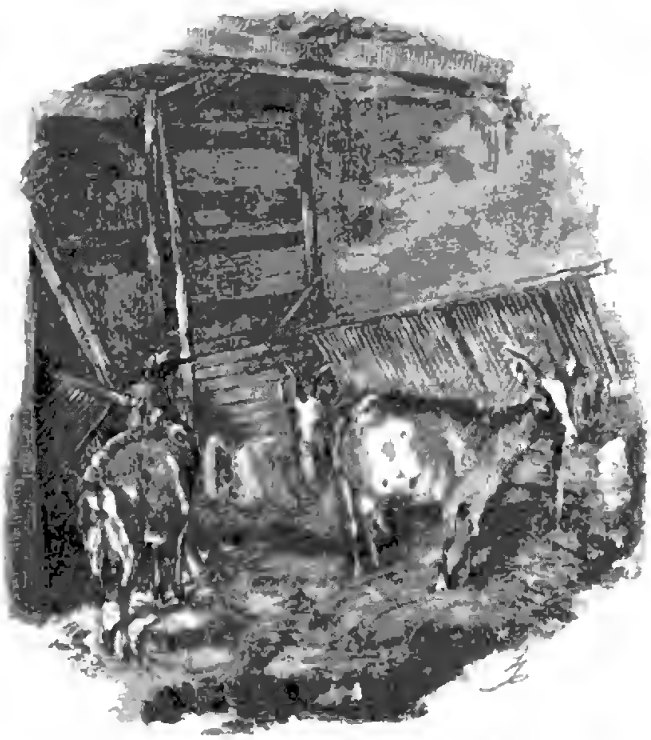
„Aber wenn ich Ihnen nun kein gutes Beispiel gegeben hätte? Ich meine, es ist unter allen Umständen das beste, wir geben unsern Kindern von vornherein eine gute Portion Pflichtgefühl mit, was liegt daran, wenn man sich zuweilen mit ein paar Ohrfeigen verständlich machen muß. Sehen Sie, das ist mir unbegreiflich an Ihnen: stürzt ein Kind die Treppe hinunter, daß das ganze Haus zittert, Sie rühren sich nicht — Sie spielen mit den Buben Ball und werfen Sie mir in der Luft herum, daß mir Hören und Sehen vergeht — aber über ein paar unschuldige Ohrfeigen —"

„Erlauben Sie," unterbrach sie der Inspektor, „wissen wir denn, was in so einem Kinderköpfchen vorgeht — ob seine in unseren Augen so große Verbrechen wirklich immer strafwürdige sind? Wieder ein Beispiel: Eines Tages komme ich als kleiner Junge durch den Vorplatz unsers Hauses, steht da ein großer Korb mit Krautköpfen — unglückseligerweise lehnt daneben ein Besenstiel. Ich ergreife ihn und durchstoße mit dem spitzen Ende des Stiels sämtliche Krautköpfe — sämtliche! und mit einer Geschäftigkeit und Wonne ohnegleichen, bei jedem Stoß hinzufügend: Und jetzt kommst du — und du — und du!

Zu jener Zeit las ich ein Märchen; wenn ich mich recht erinnere, hieß es Prinz Nase; in diesem Märchen spielten eine Masse Krautköpfe irgend eine böse Rolle — und nun hatt' ich sie in meiner Macht und verdarb sie alle.

Nach geschehener That mußten wir Jungens antreten, und die Frage wurde gestellt: Wer von euch hatte die unerhörte Bosheit, sämtliche im Hausflur stehende Krautköpfe zu durchstoßen?

Ich erinnere mich noch an das große



Ziegen im Stalle. Gezeichnet von L. v. Nagel.

Erstaunen, das in meiner Kinderseele aufdämmerte über das Wort — Bosheit — ich konnte mich nicht rechtfertigen, unfähig, die Beweggründe meines Handelns zum Ausdruck zu bringen — und erntete meine Ohrfeigen. So oft sich's nun um das Strafen eines Kindes handelt, tauchen jene Krautköpfe aus der Tiefe meines Gedächtnisses auf, mit einem Beigeschmack jenes bitteren Gefühls, das mir damals so heiße Thränen entlockte."

Frau Lisbeth schüttelte das Haupt: „Dann müßte man ja fortwährend Untersuchung halten und das nähme entsetzlich viel Zeit in Anspruch."

„Nur hier nicht sparen," unterbrach sie der Inspektor, verfügte sich mit zwei Schritten ins Nebenzimmer und nahm am Tisch bei den Kindern Platz.

„Nun," begann er, „jetzt, da ihr gegessen habt, wünsche ich zu wissen, weshalb man, statt in die Schule zu gehen, den ganzen Nachmittag in der Stadt herumgelaufen ist — und zwar, wie mir der Bäckermeister Straube mitteilte, von einem Laden in den andern. Könnt ihr mir irgend welche vernünftige Beweggründe für euer Betragen angeben?"

„Natürlich, Papa," erklärte Robi, „drüben, 's Nannele hat geweint, weil's keinen Hut hat für sein Poppeile, da sind wir in allen Läden in der ganzen Stadt gewesen und haben für einen Pfennig einen Hut kaufen wollen und doch keinen kriegt."

Der Inspektor streifte mit einem Blick die unter der Thüre lehnende junge Frau und meinte dann, indem er sämtliche Scheitel der ihm zustrebenden Kinderköpfchen mit einer einzigen Handbewegung in Unordnung brachte:

„Daß ihr nicht habt böse sein wollen, ist klar, aber — aber, euer Fortbleiben hat der Mutter Kummer gemacht."

„Ach, Papa, es ist ja gar nicht wahr," rief Robi aus, „siehst du denn nicht, sie lacht ja! o Mutter, Mutter!" und er schlang seine kleinen Arme fest um Frau Lisbeth, „nimm doch Papa, daß er nimmer traurig ist!"

Die junge Frau wurde erst dunkelrot, dann leichenblaß; sie starrte einen Augenblick wie fassungslos in das Kindergesicht, das zu ihr aufsah, dann plötzlich brachte sie das laute Atmen des Mannes, der mit ausgebreiteten Armen vor ihr stand, zu sich selber. Mit ein paar Schritten war sie hinter ihren Kindern; sie sprach kein Wort,

aber sie hielt sie umfaßt, und der Inspektor und Robi standen allein.

„Komm," sagte er, nahm sein Kind bei der Hand und verließ mit ihm die Stube.

Droben fragte der Kleine: „Glaubst du, daß sie dich jetzt nimmt?"

„Robi, Robi," seufzte sein Vater, „du hast mir nicht Wort gehalten, es thut mir sehr leid, daß ich ein Geheimnis mit dir habe."

Das Söhnchen streichelte ihm die Wange: „Will's nimmer thun," versprach er, „aber helfen thu' ich dir doch!"

Es kam nun eine Zeit peinvoller äußerlicher Fremdheit; der Inspektor und Frau Lisbeth verkehrten zwar nach wie vor miteinander, aber sie saßen so still und gedrückt in ihrer Ladenecke, als hätten sie sich nichts mehr zu sagen.

Es war Robi vorbehalten, das erlösende Wort zu sprechen, indem er sich eines Abends mit der Bemerkung zwischen die beiden drängte:

„Wenn die Mutter so ein Fältchen auf der Stirn hat, weiß ich, daß sie was betrübt; bin ich's vielleicht wieder?"

Die junge Frau strich dem Kind die Haare aus der Stirne und schickte es zu den Gespielen; hierauf legte sie einen Brief vor den Inspektor hin.

Er kam von der Großmutter in Säckingen; die alte Frau lud, wie alljährlich, ihre Urenkel zu sich ein, verbat sich aber diesmal Robis Besuch; er sei ihr schon im letzten Jahr zu lebhaft gewesen, sie fürchte, nicht mehr mit ihm fertig zu werden.

„Es ist mir keine kleine Aufgabe, den Kindern den Kummer bereiten zu müssen," sagte Frau Lisbeth.

„Das wollen wir schon machen," fiel ihr der Inspektor ins Wort, und sie atmeten beide auf, denn nun war das Eis gebrochen, und sie durften wieder einander helfen und gemeinsam sorgen und handeln.

Zwei Tage später schritt der Inspektor mit den größern Knaben voraus zur Bahn. Er hatte es für gut befunden, erst im letzten Augenblick mit seiner Angelegenheit ins Treffen zu rücken und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Robi ist ja ein vernünftiger kleiner Mensch und bleibt gewiß gern bei seinem Papa zurück."

Eine unheimliche Pause entstand, nachdem er gesprochen, tiefe Atemzüge wurden hörbar und das noch eben so herzhafte fröhliche Kindergetrippel hörte sich plötzlich ganz anders an.

„Das nehm' ich der Urgroßmutter recht übel," platzte mit einem Male Robi heraus, „und siehst du, Papa, wenn ich auch meinetwegen vernünftig bin, jetzt weint der Karl, und das geschieht dir recht!"

Als in diesem Augenblick Frau Lisbeth mit den kleinern Knaben hinter ihnen her kam, stürzte ihr Karl mit dem Ausruf entgegen: „Ich will auch daheim bleiben, ich will nicht ohne Robi fort!"

Frieder und Männle, in der dunklen Ahnung irgend eines großen Unglücks, brüllten sofort los, und es war gut, daß der Zug herandampfte. Im Nu war Frau Lisbeth mit ihren Kleinen untergebracht, und der Inspektor nahm sein tapfres Büblein auf den Arm und winkte den Davonfahrenden nach.

Jetzt aber war es mit Robis Fassung vorbei; er weinte laut auf und streckte mit dem Rufe: Mutter! Mutter! Mutter! beide Arme nach dem Zuge aus.

Frau Lisbeth stand am Fenster und umfaßte die beiden mit einem letzten Blick, und da überkam sie's mit plötzlicher sieghafter Gewißheit: „Ja wohl, ja wohl gehören wir zusammen — auf der Welt ist nichts natürlicher!"

Sie faß und hielt ihren Jüngsten an sich gepreßt und lehnte ihre Wange gegen das blonde Köpfchen, kaum zu atmen wagend unter der Macht des wunderbaren Gefühls, das plötzlich von ihrer Seele Besitz nahm, all' ihre Bedenken rückhaltlos in die Flucht schlagend.

In Säckingen an der Bahn stand die Urgroßmutter, eine rüstige, wohlbeleibte Frau mit roten Wangen und fast noch schwarzen Haaren; neben ihr, klapperdürr und voller Runzeln, die über fünfzig Jahre bei ihr dienende Magd.

Aus allen Gassen kamen Verwandte oder Befreundete, und sie konnten nicht genug über das Äußere der jungen Frau staunen, die wie eine Rose blühte und glühte und aus der Verlegenheit nicht heraus kam.

Endlich aber langte man in der Fischergaff' an, wo das saubere kleine Häuschen der alten Frau stand.

Während die Kinder sich im Garten herum trieben, saßen die beiden Frauen auf

einer Bank, an der Mauer, hinter der die grünlichen Wellen des Rheinstroms vorbei zogen.

„Sei mir nicht bös, daß ich den Robi nicht hab' haben wollen," meinte die alte Frau, „ich fühl' halt doch meine Siebzig in den Beinen, weißt — und dann, man muß ein Fremdes nicht so einschlachten —"

„Ein Fremdes," fiel ihr die Enkelin ins Wort, „der Robi! aber Großmutter, ich hab' ihn so lieb wie meine eigenen Kinder!"

„Eben, das ist nicht recht," sagte die alte Frau, „ja, wenn's noch ein Verwandtes wär', aber so landsfremde Leut', da liegen halt doch ganz andre Grundsätz' im Blut — überhaupt —"

Die junge Frau vermied die eindringlich auf sie gerichteten Blicke der Großmutter und sah hinab in die Fluten; dabei wurde sie rot und blaß, bis sie mit eins den Blick mutig erhob, mit den Worten:

„Wenn ich wieder heiratete —"

„O Kind," fiel ihr die alte Frau ins Wort, „wer so was thut, gehört zu den leichtfertigen Frauensleut' — das will ich nicht an dir erleben! In den großen Städten, hab' ich vielmals sagen hören, da soll man's nicht so genau nehmen mit der Treu und der Pflicht und lieber dem Glück nachjagen. Drum sag' ich ja, nur nicht mit Fremden sich einlassen, die haben ganz andre Grundsätz' im Blut. Jetzt muß ich aber hinein, der Gustel beim Tischdecken helfen, sonst wird sie bis zwölfe nicht fertig."

Die junge Frau blieb draußen sitzen; sie hörte, wie aus weiter Ferne, die Großmutter mit der Gustel herumstreiten, die behauptete, längst alt genug zu sein, um selber an alles denken zu können. Das war so, seit Lisbeth sich zu besinnen vermochte; im Städtchen nannte man das Verhältnis den fünfzigjährigen Krieg.

„Nein, die Großmutter geht nicht ab von dem, was sie einmal als recht erkannt," murmelte die junge Frau vor sich hin, „und ich fühl's, ich bin ein Stück von ihr — ich komm' nicht über mich selbst hinaus —"

Sie fuhr mit dem Abendzug nach Hause.

Ihre Knaben saßen unterdessen mit glänzenden Augen über der messingbeschlagenen Bibel mit den schauerlichen Bildern, die immer von neuem ihre Anziehungskraft ausübten.

„Was hat denn der arme Johannes gethan, weil sie ihm den Kopf abgeschlagen?" erkundigte sich Frieder.

„Er wird seiner Mutter an die Tinte gegangen sein," belehrte ihn Karl.

So fragten und schwatzten sie und vergaßen sich, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen. Aber statt sein Nachtgebet zu sprechen, sagte Karl mit einemmal: „Jetzt ist der Robi ganz allein" — grub sein Gesicht in das Kissen und schluchzte jämmerlich. Die Jüngern schlossen sich, ohne lang zu fragen, seinem Schmerze an, und die Großmutter mochte sagen und versprechen, was sie wollte, sie ließen nicht ab mit Weinen, bis sie einschliefen.

Plötzlich mitten in der Nacht fuhren sämtliche Insassen des Großmutterhäuschens erschrocken aus dem Schlafe. Drunten an der Thüre wurde geläutet, als ob es brenne — unausgesetzt, es war ein Höllenlärm.

Die Großmutter wollte mit dem Licht hinunter, die Gustel wollte es nicht leiden. Sie schrien sich an und vermehrten noch den Lärm, schließlich gingen sie beide hinab, und die Großmutter schob die Magd zurück und öffnete resolut die Hausthüre.

Draußen stand ein Mann mit einem kleinen Knaben.

Die alte Frau hob das Licht in die Höhe: „Wer ist denn das, so spät?"

„Ich, der Robi," lautete die Antwort, „zur Straf', weil du mich nicht hast haben wollen!"

Er war schon oben.

„Ja, das ist ein Kerl," lachte der Mann, „der Zug will eben von der Station abfahren, springt mir des Inspektors Kleiner auf den Wagentritt und erklärt: ich will mitfahren zur Großmutter, nach Säckingen. — Was hab' ich wollen machen?"

„In Gottesnamen," seufzte die Großmutter, wanderte mit der Laterne zum Postgebäude und telegraphierte an die Enkelin: „Robi ist da, schicke seine Kleider."

Am andern Tag gab's einen neuen Jubel; Fratz erschien — mit weit heraushängender Zunge und ganz ergraut vor Staub, denn er hatte seinen Weg zu Fuß gemacht.

Arme Urgroßmutter! die fünfe standen ihr gegenüber wie ein Mann.

„Gebt mir wenigstens das Versprechen," sagte sie, „daß mir keins hinunter ans Fischerthörle geht, da liegt man gleich im Wasser, und denkt auch, wie eure Mutter weinen müßt', wenn euch ein Unglück geschäh' —"

„Und der Papa!" platzte Männle los.

Die alte Frau zog ihn auf die Kniee:

„Mußt nicht so sagen, Männle, dein Papa ist im Himmel — du hast keinen Papa mehr —"

Der Kleine verzog erst das Mäulchen und brach dann in bittere Thränen aus. Sofort war Robi an seiner Seite:

„Wein' nicht," beschwichtigte er das Kind, „du hast den allergrößten und den allerschönsten Papa — du und ich, und der Karl und der Frieder" —

„Nun, Karl," sagte die Großmutter, „ist das wahr?"

Der Knabe schwieg und sah verlegen vor sich nieder; Frieder suchte die Sache ins Reine zu bringen.

„Weißt, Urgroßmutter, der Papa, der im Zimmer hängt, das ist der Vater, und der ist im Himmel, aber der Papa, der mit uns spielt, der ist lebendig und wohnt im obern Stock."

Die alte Frau schwieg, sich damit begnügend, dem Ältesten einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen. Er empfand ihn tief und schlich, nachdem die andern die Stube verlassen, hinter den Stuhl der Urgroßmutter:

„Weißt," sagte er ihr ins Ohr, „ich weiß recht gut, daß Robis Papa nicht unser Papa ist, ich hab' nur nichts sagen wollen, sonst könnt' er am End' meinen, unsre Mutter wär' auch nicht seine Mutter —"

Darauf fuhr die alte Frau dem Buben über das schlichte dunkle Haar und drängte ihn seufzend zur Thüre hinaus.

„Dieser Robi," murmelte sie, „man kommt nicht gegen ihn auf, ich mag's machen, wie ich will —"

Eines Abends berichtete er:

„Im Rhein liegt der Friedlinsacker — und das ist eine Insel, und wenn man da drauf ist, kann man sich verstecken, und es kann einen niemand mehr finden?"

„Nein, dann ist's aus," sagte sie, um ihm Angst zu machen.

„Und auf der Insel sind Bäum' und ein Wald, tiefer, tiefer Wald?" forschte Robi weiter.

„Warum nicht gar, eine kleine kahle Sandbank ist der Friedlinsacker, weiter nichts —"

„Das weiß ich aber besser," ereiferte sich Robi, „Papa hat ein Bild von einer Insel, da sind sogar sehr viele Bäum', und auch Häuser und Menschen drauf —"

Des Abends, es war ein sehr heißer Tag gewesen, saß die Gustel mit den Kindern auf dem Friedhof.

Robis Gedanken hielten noch immer an seinem Friedlinsacker, und er preßte die Alte mit Fragen. Aber Gustels Phantasie war kahl wie die kleine Sandbank, um die es sich handelte. Sie ließ den Buben schwatzen, so viel er wollte, und nickte nur immerzu mit dem Kopfe. Die Mücken summten ihr eintönig ums Haupt, des Kindes Stimme hatte einen leisen, geheimnisvoll gedämpften Ton — mit einemmal richtete sich der nickende Kopf nicht wieder in die Höhe, und ein paar schnarchende Atemzüge bedeuteten den Kindern, daß die alte Magd schlief.

Robi legte das Fingerchen auf den Mund und winkte den Gespielen. Er zog sie mit sich zur kleinen Treppe, die vom Friedhof in den Rhein führte.

„Aber wir dürfen ja nicht!" flüsterte Karl.

„Ja, zum Spielen nicht," sagte Robi, „das weiß ich, es ist aber jetzt Ernst."

Er stand schon im Nachen, Fratz ebenfalls, und Karl mußte seine ganze Kraft aufwenden, um Männle festzuhalten, der durchaus Robi nachstrebte.

„Ich hab' keine Zeit," erklärte dieser, „wenn ihr nicht kommt, fahr' ich allein!"

Er löste die leicht um den Pflock geschlungene Kette. Da entschloß sich Karl und stieg mit Männle ein; ihnen folgte Frieder.

Hinter dem Friedhof war die Stadt zu Ende, nur vereinzelt lugte da und dort noch ein Häuschen aus dem Grünen. Nichts war zu hören weit und breit, als das Plätschern der Wellen gegen den Kiel des Nachens.

„O schaut, schaut," rief Robi, zum Himmel deutend, „lauter Gold dort droben und lauter Gold im Wasser — hinunter mit dir, hinunter in das schöne, schöne Gold!" und er warf sein Hütlein ins Wasser.

Frieder und Männle machten es sofort nach.

Karl saß da wie die menschgewordene Gewissenspein; er hielt den jüngsten Bruder mit der rechten Hand fest an sich gepreßt, mit der linken hatte er Frieder beim Kittelchen gepackt, der über den Rand des Nachens lehnte und in die goldig schimmernden Wogen starrte.

Allgemach verteilten sich die Abendwolken, und der Himmel erblaßte. Männle schloß die lachenden Augen, und Karl ließ ihn sachte auf den Boden des Nachens gleiten, ihm als Kissen ein paar alte Säcke unterschiebend.

Amaryllis. Nach einer Zeichnung von Heinr. Lossow.

Frieder, der ganz betreten aussah, seit kein Gold mehr aus der Tiefe des Wassers schimmerte, meinte mit einem leisen Zittern des Stimmchens:

„Gelt, aber der liebe Gott paßt auf, damit uns nichts geschieht?"

„Wenn wir brav sind," murmelte Karl.

„Ich bin brav," erklärte Frieder, streckte sich neben Männle aus und schlief bald so fest wie dieser; Karl streifte seinen Kittel ab und deckte ihn, recht wie ein sorgliches Mütterchen, über beide Brüder hin.

„Glaubst du," wandte er sich an Robi, „wir müssen am End' ertrinken?"

Der lachte laut auf: „Wir ertrinken doch nicht, wir kommen auf die Insel — und dann meint die Mutter, wir sind verloren und weint, und der Papa kommt und findet uns, und dann ist sie so froh und nimmt ihn — und darum verstecken wir uns — weißt du, darum —"

„So," seufzte Karl, recht kleingläubig dreinschauend, „und was ist denn dann, wenn sie ihn nimmt?"

„Ich weiß nicht," sagte Robi, sich eng an Karl anschmiegend, „das Wasser ist so schwarz, wir wollen uns nicht fürchten, Karl, gelt nicht?"

„Nein," schluchzte der, „aber ich kann nichts dafür, ich fürcht' mich doch —"

Da that's einen lauten scharfen Krach, und das Fahrzeug saß fest. —

Ungefähr in eben diesem Augenblick erhielt der Inspektor eine Depesche, die ihn und Frau Lisbeth unverzüglich nach Säckingen rief.

Sie fanden die halbe Einwohnerschaft des Städtchens an der Bahn und wußten's schon, eh' sie noch bei der Großmutter ankamen — alle vier Kinder waren verschwunden — ein Fischer hatte drei Hütchen im Rhein schwimmen sehen und herausgefischt.

Der Inspektor und Frau Lisbeth verständigten sich mit einigen Männern, Laternen wurden gebracht, und eine Anzahl Nachen stießen vom Ufer.

Unterdessen saß die alte Frau in einem Zustand völliger Erschöpfung auf den Steinstufen ihres Hauses und betete. Aus dem Innern tönte das Geheul der Magd, die mit dem Gesicht in den Armen über dem Küchentisch lag und sich fortwährend anklagte:

„Ich bin schuld — ich bin schuld — ich bin allein schuld!"

Eine Anzahl Nachbarinnen hockte und trippelte um die Großmutter herum, bald betend, bald einem Schwall von Vermutungen Raum gebend. Nachdem jedoch die Turmuhr der Sankt Fridolinskirche Mitternacht verkündet, entfernten sich die Weiber, eine nach der andern. Die Schritte der letzten waren eben verhallt, da trat die alte Gustel aus der Hausthüre; sie legte ein dickes wollenes Tuch um die Schultern ihrer Frau und setzte sich dann neben sie, die dürren Hände gefaltet, ohne sich zu rühren.

Der Morgenstern erschien über dem Gäßlein, und ein fahles Licht zeigte sich am fernen Himmel. Mit eins kam Leben in die starre Miene der Gustel, sie fuhr mit einem Ruck in die Höhe: „Das ist der Fratz," schrie sie, „um Gottes willen, ich hör' den Fratz!"

Da war er schon, in lustigen Sätzen an den Frauen hinaufspringend, und sein sieghaftes Gebell weckte alle Nachbarn aus dem Schlaf. Sie erschienen an den Fenstern:

„Sind sie da? leben sie? ist kein Unglück geschehen?" hieß es allenthalben.

„Das walte Gott!" murmelte die alte Frau.

„'s kommt was gefahren," schrie Gustel, „ich hör's, Frau, Ihr könnt Euch d'rauf verlassen!"

Jetzt bog's um die nächste Ecke, und die beiden Alten auf ihrer Treppe standen plötzlich wie versteinert da und starrten in die fast noch völlig finstre Gasse.

„Alles gesund!" ertönte die Stimme des Inspektors durch die lange Stille, „alles wohlauf, Großmutter!"

Da rannte die Gustel wie der Blitz auf den Wagen zu und schüttelte dem Verkünder der frohen Botschaft mit einer solchen Heftigkeit die Hand, daß sie ihm fast aus dem Gelenke ging; sie schüttelte sie Frau Lisbeth, daß diese einen Aufschrei nicht zu unterdrücken vermochte; sie rannte an alle Fenster, immer mit ihrer sehnigen, weit ausgestreckten Rechten, und die Gewalt ihrer Empfindung richtete überall Unheil an.

Frau Lisbeth war ausgestiegen und hielt einen Augenblick ihre alte schluchzende Großmutter in den Armen; dann half sie dem Inspektor die festschlafenden Kleinen aus dem Wagen nehmen und ins Haus tragen.

Sie erzählten der Großmutter, daß sie die Kinder kurz vor Rheinfelden, in einer

Fischerhütte aufgefunden; die Leute seien durch das Heulen eines Hundes aufgeschreckt worden; der Nachen mit den Kindern hatte sich im Sand festgefahren.

Das kleine Volk war am andern Morgen gleich wieder guter Dinge, bereit in sorgloser Vergessenheit der überstandenen Gefahren darauf loszutollen.

Es kam ihnen aber alles urplötzlich ins Gedächtnis zurück, drunten am Frühstückstisch, beim ersten Blick in das gänzlich seiner frischen Farben beraubte Antlitz der Urgroßmutter. Kein freundliches Wort klang ihnen aus dem Munde der Mutter entgegen, und der sonst immer hilfbereite, zu allen Nöten freundlich schauende Papa stand heute am Fenster und trommelte gegen die Scheiben.

„Kommt einmal her, ihr zwei Großen," sagte Frau Lisbeth, „diesmal gilt's Ernst — euer Ungehorsam hat uns traurige Stunden bereitet. Ihr habt doch gewußt, daß ihr nicht ans Wasser hinunter und nie in einen Nachen steigen dürft — warum habt ihr's doch gethan?"

„Ich darf's nicht sagen," flüsterte Robi.

„Unbegreifliches Kind!" fuhr die Großmutter auf.

Da stürzten Robi die Thränen aus den Augen.

„Papa," schluchzte er, „Papa, so hilf mir doch!" und er kletterte an seines Vaters breitem Rücken empor und flüsterte ihm zu:

„Ich hab' ja nur die Mutter zwingen wollen, daß sie dich nimmt —"

Der Inspektor schloß den zitternden Mund seines Kindes mit einem Kuß und hielt dann Robi fest an sich gepreßt, während er mit verdoppelter Kraft gegen die Fensterscheiben trommelte.

Frau Lisbeth wandte sich an den eigenen Sohn:

„Karl," sprach sie, den Knaben an beiden Schultern schüttelnd, „ist denn gar kein Verlaß auf dich — bedenkst du denn nie, daß dir zwei kleine Brüder anvertraut sind?"

„Ich hab's bedenkt, Mutter," sagte Karl, „aber dann hab' ich wieder bedenkt — wir können doch nicht Robi ganz allein ertrinken lassen."

Das Getrommel an den Fensterscheiben hörte plötzlich auf, und der Inspektor wandte sich dem Innern der Stube zu.

Da wurde mit einem Schlage alles anders, die geängsteten Kinderherzen atmeten tief auf, und im nächsten Augenblick hingen sämtliche Kleinen wie die Kletten an dem großen Mann.

Er öffnete die Thüre und jagte sie alle ins Freie, dann setzte er sich am Tisch nieder, auf den er beide Ellenbogen stemmte.

„Ach, daß wir nicht bleiben, wie wir als Kinder sind," brach's ihm über die Lippen, „daß wir so früh verlernen, rückhaltlos der Stimme unsers Herzens zu folgen — es ist doch das einzig Richtige!"

„Das einzig Richtige ist das Rechte thun," unterbrach ihn die alte Frau, „die Stimme unsers Herzens zieht nur zu leicht die angenehme Pflicht der schweren vor."

Der Inspektor lachte bitter auf; er verstand sie, die alte Frau und ahnte, worauf sie zielte.

„Das wär' mir eine schöne Welt," stieß er hervor, „in der es bloß darauf ankäme, das Unangenehme zu thun, um sich sagen zu können, das Rechte gethan zu haben."

„So weit denken wir nicht, die Lisbeth und ich," sagte die alte Frau.

Die Enkelin senkte das Gesicht tief auf ihre Arbeit herab. Fühlte sie's doch nur zu deutlich in diesem Augenblick — sie gehörte nicht mehr in den Rahmen, in dem sich ihrer Eltern und ihr eigenes früheres Dasein abgespielt. Damals hätte sie genau wie die Großmutter gesprochen — jetzt konnte sie nicht anders, als sich gestehen — es waren andere Augen, durch die sie sah, andere Gedanken, die in ihr dachten. Aber es fehlte ihr der Mut, die Kraft und die Größe, die morsche Brücke hinter sich abzubrechen und ihren neuen Glauben zu bekennen.

Sie schwieg, und der suchende Blick des geliebten Mannes ersah aus ihren gesenkten Wimpern keinen Trost.

„Wenn sich's um ein Opfer handelte," sagte er sich, „um irgend ein grenzenloses Elend, das sie auf sich nehmen könnte — aber gerade weil sie ahnt, daß wir unendlich glücklich sein könnten — darüber kommt sie nicht weg."

Und der Inspektor kam mit sich selbst überein: „es muß ein Ende gemacht werden — es ist ein Zustand, den ich nicht mehr aushalte."

Er sah es wie einen Glücksfall an, daß gerade um diese Zeit ein Jugendfreund seine Hochzeit in der Residenz feierte und ihn

dazu einlud. Dort bot sich ihm die Gelegenheit, mit seinen Vorgesetzten zu reden und um eine sofortige Versetzung einzukommen.

Robi mußte natürlich mit; es war nicht ratsam, den unberechenbaren kleinen Menschen allein bei Frau Lisbeth zurückzulassen.

Aber Robi erklärte, nicht ohne Karl zu reisen, und der Inspektor suchte die junge Frau auf und trug ihr seine Bitte vor, ihm Karl mit zur Hochzeit zu geben.

Sie war entsetzt und machte ihm den Vorwurf, daß er nicht vernünftiger sei, als die Knaben.

„Ach was, vernünftig," gab er zur Antwort, „man muß oft genug vernünftig sein, weil's eben nicht anders geht; wenn's aber anders gehen kann, dann zum Kuckuck mit aller Vernünftigkeit! Lassen wir die kleinen Freunde dieses Vergnügen noch zusammen genießen — wer weiß, wie bald ihnen die Trennung blüht. —"

Frau Lisbeth blickte erschrocken auf, eine Frage schwebte ihr auf den Lippen, allein sie fürchtete, damit ihr bebendes, zitterndes, der Verzweiflung nahes Innere zu verraten.

Sie ging und holte ein Stück Zeug aus einem obern Fache des Ladens.

„Ich werde den Buben blaue Anzüge für die Hochzeit machen," sprach sie, mit aller Gewalt an sich haltend, „was meinen Sie, Herr Inspektor?"

Er beugte sich über den Ladentisch; das Zeug, das ihm die junge Frau mit zitternden Händen hinhielt, war nichts weniger als blau, sondern grün. Aber auch er merkte es nicht. „Schön," sagte er, „recht schön" und ging.

Frau Lisbeth benutzte die Abwesenheit des Hausgenossen, um im zweiten Stockwerk alles wieder möglichst blank und wohnlich herzustellen, wie zur Zeit, als die kleine blonde Frau noch lebte, und sie — Lisbeth — unten stand, hinter ihren Vorhängen, von einem Glücke träumend, das sie nicht kannte.

Zur Ankunft des Inspektors hatte sie den Tisch droben gedeckt mit dem Besten, was noch von den früheren Herrlichkeiten übrig war. Dann stand sie am Fenster und sah ihn daher stürmen, den sehnsüchtig Erwarteten — rechts und links einen Buben — sie hätte lachen und weinen mögen zugleich. Wie gut, wie gut, daß Kinder genug da waren, hinter die man sich verschanzen konnte!

„Gott sei Dank, daß ich wieder daheim sitze," rief der Inspektor aus, an seinem Tische Platz nehmend. „Sie glauben nicht, was das für eine Unzufriedenheit ist, unter den Männern draußen! Jeden drückt der Schuh wo anders — jeder will mehr als er hat — und das Geschimpfe und Geklage nimmt kein Ende. Da lob ich mir das Leben in unserm kleinen Nest, man versumpft ein wenig, aber man lebt mit der Natur, und die macht froh."

„Nun aber, ihr Buben, los mit euern Erfahrungen! was hat euch am besten gefallen in der Residenz?"

„Mir die großen Häuser," sagte Karl.

„Und mir die Reden bei der Hochzeit," rief Robi, „besonders eine — es war eine Überraschung, weißt du, Papa, wie der Herr aufgestanden ist und die große Neuigkeit gesagt und was die zwei dann gethan?"

„Laß hören," ermunterte ihn Frau Lisbeth.

„Ja, das geht nicht so schnell," meinte der kleine Schelm, „erst muß ich Wein im Glas haben — wir alle müssen Wein haben, damit wir anstoßen können." —

Die Bitte wurde erfüllt, und Robi stieg mit seinem Gläßchen auf den Stuhl.

„Lieber Papa," begann er, „liebe Mutter, lieber Karl, lieber Frieder, liebes Männle und lieber Fratz! Jetzt glaub' ich, hab' ich niemand vergessen, wenn ich aber doch jemand vergessen habe, dann bitt ich ihn um Verzeihung.

„Verehrte Anwesende, jetzt habe ich Ihnen nämlich eine Mitteilung zu machen, die sie alle in Erstaunen setzen wird. Nämlich ich teile Ihnen zu meinem großen Vergnügen am heutigen Tag unsre neue Verlobung mit, von dem lieben Papa und der lieben Mutter und fordere jeden auf mit mir anzustoßen — hurra hoch!"

Nichts war der Wirkung dieser Rede vergleichbar — die Kinder schrien wie am Messer, die beiden großen Menschen aber sanken sich, ohne an einen Widerspruch zu denken, in wortloser Glückseligkeit in die Arme.

„Gelt aber," jubelte der kleine Nothelfer, „ich hab' gesagt, ich helf' euch!"

Erwachen.

Vignette von **Anton Lewy**.

(Abdruck verboten.)

Ein raſcher Funken rotes Morgenlicht
Fällt zündend in des Stromes dunkles Bette.
An! ruft der Tag und zieht der Stadt der Städte
Den Flor vom übernächt'gen Angeſicht.

Kein ſanftes Fragen: Haſt du ausgeruht?
Nein, gleich ein ſchnelles, grelles Traumverſcheuchen,
Ein Brauſen, Brauſen, Rollen, Jagen, Keuchen,
Ein neues Wettgefecht um Geld und Gut.

Das alte Großſtadtlied, der alte Brauch! — —
Und doch mit jedem neuen Morgenglühen
Ein neues Zauberlicht um Kampf und Mühen,
Ein neuer Duft, ein neuer friſcher Hauch.

Im engen Hofe ſpielt ſein neuſtes Stück
Der blinde Leiermann, der Vorſtadtbarde.
Goldlock'ge Jugend ſtreckt aus der Manſarde
Die Hand: — „Du ſchöner Morgen, gieb mir Glück!“ —

Frida Schanz.

Blumen in Berlin.

Von

J. Trojan. Bilder von **W. Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Der Stadt Berlin fehlt es nie an Blumen, wenn sie zu einem Fest sich schmücken will. Am reichsten und glänzendsten vielleicht ist sie in dieser Beziehung im Winter versorgt, aber am schönsten steht auch ihr der Blütenschmuck des Frühlings. Der Frühling und der Anfang des Sommers noch bilden die Zeit, da Berlin sich, wie viele behaupten, am besten ausnimmt. Um diese Jahreszeit hat das junge Laub noch nicht vom Staube gelitten, auf den Schmuckplätzen und in den Anlagen blühen Bäume und Sträucher, und auch die Vorgärten gewähren einen sehr freundlichen Anblick. Das ist die schöne Zeit, welche beginnt mit dem Erblühen der Aprikosen- und Pfirsichbäume und endet mit der Rosen- und Lindenblüte. Dann kommt die Reisezeit der Berliner, und wenn sie zurückkehren, ist das Laub fahl geworden, und manche Bäume auf den Straßen stehen schon kahl da. Aber Blumen gibt es noch, vor allen Dingen in den Blumenläden.

Die Blumenläden, in großer Anzahl über ganz Berlin verstreut, sind eine Zierde der Stadt. Ich weiß nicht, ob ein anderer Ort so viel Hübsches der Art aufzuweisen hat. Die Berliner Blumenhändler sind sehr geschickt darin, ihre Schätze in den Schaufenstern geschmackvoll zu arrangieren, und einige solcher Schaufenster Unter den Linden, in der Leipziger- und in der Potsdamerstraße gehören zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Wo es angeht, werden auch draußen vor der Thür noch blühende Topfgewächse aufgestellt, vorausgesetzt daß die Witterung es zuläßt. Für mich und gewiß noch für manchen anderen sind die Blumenläden Berlins eine Quelle vielen Vergnügens. Ich gehe bei keinem vorbei, ohne hineinzuschauen, und vor allem gern verweile ich vor einigen, die immer etwas ganz Besonderes haben: eine Alpenblume oder eine ungewöhnlich prachtvolle Orchidee oder sonst eine fremdartige Schönheit seltener Art. Man kann sagen, daß diese Läden in ihrer Gesamtheit eine immerwährende Blumenausstellung bilden, in der das Schönste zu sehen ist, was die Jahreszeit im Verein mit gärtnerischer Kunst hervorbringt. Die Kunst des Gärtners aber respektiert die Jahreszeiten gar nicht, sie bringt es zuwege, daß Blumen außer ihrer Zeit blühen, so schön, so vollkommen, als wäre es ihre natürliche Blütezeit. Im Spätherbst schon gibt es bei den Blumenhändlern Maiglöckchen, Hyacinthen und Tulpen, und im Januar fängt schon der schönste Rosenflor an. Veilchen aber findet man das ganze Jahr hindurch, die heiße Sommerszeit ausgenommen. Bei unsern Dichtern erscheint das Veilchen noch als die eigentliche Frühlingsblume, das es in Wirklichkeit längst nicht mehr ist. Nun kommt es auch draußen im Freien vor, daß einzelne Veilchen im Herbst, gleichsam aus Irrtum und durch den milden Sonnenschein verlockt, sich aufthun, und ich habe selbst im letzten Oktober noch solche auf dem Rhöngebirge gepflückt; in der großen Stadt aber erscheinen sie gerade im Herbst in einer solchen Fülle, daß es den Anschein hat, als wäre es nun die richtige Veilchenzeit. Hie und da auf den Straßen spürt man ihren lieblichen Duft und kann sich hineinträumen in den alten guten Frühling der Dichter, muß aber dabei wohl darauf acht geben, daß man nicht unter die Wagenräder kommt.

Außer in den Läden findet ein Blumenverkauf von größerem Umfange in den Markthallen Berlins statt. In der sehr geräumigen Markthalle in der Lindenstraße, in welcher der Blumenhandel eine große Rolle spielt, haben die vereinigten Berliner Gärtner eine verschließbare Verkaufshalle. Im übrigen besitzt jede einzelne Markthalle eine Abteilung für Blumen, die aus mehr oder weniger zahlreichen Ständen besteht. Hier halten Händler und Händlerinnen — letztere sind in der Mehrzahl vorhanden — ihre Topfpflanzen und Freilandpflanzen, ihre Kränze und Sträuße und losen abgeschnittenen Blumen feil, mit denen sie früher unter freiem Himmel auf den Märkten saßen. Es wurde ihnen anfangs etwas sauer, sich an das Eingesperrtsein zu gewöhnen. Ich erinnere mich, eine alte Frau einmal sagen gehört zu haben: „Lieber will ick doch zehn Platzregen übern Kopp kriegen, als eene Stunde in so'ne dunstige, qualmige Halle sitzen." Mit der Zeit werden die wackeren Damen der Halle nun wohl eingesehen haben, welchen Vorteil es zumal in der rauhen Jahreszeit mit sich bringt, ein Dach über dem Kopfe zu haben. Allerdings, einige Mißstände führt der Aufenthalt in der Markthalle für die Blumen herbei. Sie müssen den Raum, der zuweilen etwas enge ist, teilen mit verschiedenen Käsearten, Salzheringen, Fluß- und Seefischen und Räucherwaren. Die nicht durchaus erfreulichen Gerüche dieser sonst so vortrefflichen Lebensmittel mischen sich mit den zarten Düften des Resedas, des Heliotrops, der Rosen und Nelken, erheben einen Wettstreit mit ihnen und sind ihnen — es muß leider gesagt werden — „über." Das überhaupt etwas furchtsame Veilchen gibt den Kampf mit dem Hering auf, die Rose erklärt sich für überwunden vom Spickaal, und vor dem Limburger Käse räumt auch die stark duftende weiße Lilie das Feld. Die Händlerinnen aber haben es eigentlich noch am besten. Wo der Raum sehr beschränkt ist und die Stände sehr enge aneinander gedrängt, wie in der Markthalle auf dem Magdeburger Platz, sind sie förmlich eingebaut in Blumen. Wie in einer prächtigen Laube sitzen sie, und da mag es doch vorkommen, wenn sie so ganz zwischen Flieder, Maiglöckchen und anderem duftigen Frühlingsblumenwerk eingebettet sind, daß sie mit ihren armen alten Nasen etwas von den lieblichen Düften aufzufangen imstande sind

Bis jetzt war die Rede von dem Blumenverkauf in Läden und an festen Standorten. Daneben besteht in Berlin ein sehr umfangreicher ambulanter Blumenhandel, und zwar seit noch nicht sehr langer Zeit. Als ich vor etwas über dreißig Jahren nach Berlin kam, war davon noch nicht die Rede. Das Aufblühen Berlins hat auch den Blumenhandel in lebhaften Aufschwung gebracht. Der ambulante Handel aber, von dem eben die Rede war, erstreckt sich nicht nur auf abgeschnittene Blumen, sondern auch auf Topfgewächse. Mit Beginn der Sommerszeit sieht man Handwagen, die mit blühenden Marktpflanzen, Fuchsien, Pelargonien und anderen gewöhnlichen Topfgewächsen beladen sind, durch die Straßen fahren. Gewöhnlich ist es eine Frau, die den Wagen zieht, manchmal auch ein Hund. Hier und dort wird Halt gemacht und auf Kunden gewartet, die sich denn auch einzustellen pflegen, denn die Pflanzen werden sehr billig abgegeben. Und so ein blühendes Topfgewächs für 25—50 Pfennige ist denn doch eine sehr preiswerte Zimmerzierde, außerdem ein immer willkommenes und nett aussehendes Geburtstagsgeschenk. Und wie dankbar blühen diese Gewächse! „Das geht nicht ein," sagt der Händler, „wenn es nicht gerade zu schlecht behandelt wird. Nur immer tüchtig gießen und alle drei Jahr einmal umsetzen. Und Ableger kann man auch davon machen, so viel man will." Es sind kleine Leute, die auf solche Weise sich durchzubringen suchen, und gewiß ein mühseliges Gewerbe ist es, mit den Topfgewächsen, die unterwegs auch einmal getränkt werden müssen, durch die Straßen zu ziehen. Leichter hat der Mann es, der in der Hasenheide oder in Moabit eine Blumenverlosung leitet. Die Blumenverlosung gehört mit zu den allerhand Vergnügungen, welche die großen Bierlokale der genannten und ähnlicher Orte dem Volk bieten, und wenn abends der Bürger mit Weib und Kind heimzieht, dann sieht man überall die glücklichen Gewinner, welche die von Frau Fortuna ihnen bescherten Blüten- und Blattgewächse mit möglichster Vorsicht nach Hause tragen. Nun gibt es niedliche kleine Töpfe mit einem Vergißmeinnicht oder einem Tausendschönchen, die leicht zu

transportieren sind; wer aber am Sonntag geboren ist, kann auch wohl ein hohes, sperrig gebautes Geranium oder gar ein Rhododendron gewinnen, und dergleichen Haupttreffer sicher bis an die Hausthür und dann noch drei bis vier Treppen hoch zu befördern, ist nicht ganz leicht, zumal wenn der Träger solcher blühenden Herrlichkeiten keinen ganz sicheren Schritt mehr hat oder dazu geneigt ist, Händel zu suchen.

In größerem Umfang als mit Topfgewächsen besteht ein ambulanter Handel mit abgeschnittenen losen oder in Sträußchen zusammengebundenen Blumen. Es hat sich in Berlin ein eigner Stand der Blumenmädchen oder Blumenfrauen herausgebildet. Man darf aber bei ihnen nicht an die italienischen oder hellenischen Blumenmädchen neuer und alter Zeit denken, wie die Maler und Dichter, die allerdings zum Übertreiben geneigt sind, sie uns vorführen. Nein, eine Phyllis oder Chloris, wie man sie sich vorzustellen gewöhnt ist, findet sich selten unter ihnen. Es sind meist „Personen in gesetztem Alter" und manche unter ihnen haben etwas entschieden Hexenhaftes an sich. Ein Teil von ihnen hat gewisse Standorte an verschiedenen Plätzen der Stadt. An der Potsdamer Brücke stehen den ganzen Tag über und das ganze Jahr hindurch mehrere dieser Zunft mit großen Körben voll einzelner Blumen, blühender Zweige und Sträußchen. Andere Blumenverkäuferinnen gehen umher und bieten in öffentlichen Lokalen aller Art ihre duftende Ware an, besonders Veilchensträußlein, Nelken und Rosen. Das kann, wenn sie einigermaßen geschickt sind, ein einträgliches Gewerbe sein. An solchen Orten verkehren Einheimische und Fremde mit ihren Damen, und wer erwirbt nicht gern für ein Weniges eine Blume, um damit seiner Holden, der Gattin, der Tante oder gar der Schwiegermutter eine zarte Aufmerksamkeit zu erweisen, und zumal die Fremden sind gute Kunden. Unter diesen wandernden Verkäuferinnen befinden sich denn auch junge und solche, die besser aussehen als die Schicksalsmütter an der Potsdamer Brücke. Einige von ihnen gehen im Kostüm als echte oder auch unechte Vierländerinnen.

Woher kommen alle die vielen Blumen, die in Berlin feilgeboten werden? Zum Teil sind die Händler zugleich Gärtner und ziehen sich selbst einen großen Teil ihres Bedarfes heran. Die unter ihnen nur Händler sind, entnehmen ihr Material zumeist den Berliner Gärtnereien. Die Berliner Gärtner, das muß man sagen, sind ein emsiges und intelligentes Völkchen. Die Berliner Gärtnerei aber ist, wie ein großer Teil der Berliner Industrie, wesentlich französischen Ursprungs. Noch jetzt tragen verschiedene Inhaber Berliner Gärtnerfirmen französische Namen, ihre Vorfahren gehörten zu den Refugiés, die seiner Zeit der Große Kurfürst von Brandenburg mit offenen Armen bei sich aufnahm, wofür seine Nachfolger den ungeahnt reichen Lohn erhielten.

Mit dem Anwachsen Berlins haben die Gärtner immer weiter fort von dem Mittelpunkt der Stadt ziehen müssen. Als ich nach Berlin kam, gab es noch mitten in der Stadt große Gärtnereien. Die sind natürlich alle eingegangen, und wo man vor drei Jahrzehnten noch nichts sah als schimmernde Blumenbeete, da steht jetzt eine hohe Mietskaserne neben der anderen. Ich möchte wissen, wie viel Menschen schon geboren und gestorben sind auf dem Terrain der früheren Mathieuschen Gärtnerei, wo ich so oft für meine Braut Blumen geholt habe. Jetzt ist die Hasenheide, auf deren dürrem Sande die Gärtner früher so zahlreich saßen, ihnen schon zu enge geworden, sie werden durch die in Scharen vorrückenden Häuser verdrängt. In Schöneberg wohnen ihrer noch ziemlich viele, andere in Steglitz, in Lichterfelde, in Charlottenburg, in Weißensee und in den Vororten an der oberen Spree.

Die Berliner Gärtner sind, ich sagte es schon, ein sehr strebsames Völkchen. Sie lernen den Fremden sehr leicht ab, was diese Gutes haben. In der Blumenzwiebelkultur haben sie mit Erfolg den Holländern Konkurrenz gemacht. Diese Kultur wird in der Umgegend von Berlin in großem Umfange betrieben. Im Frühling kann man im Osten von Berlin weite Felder sehen, die mit blühenden Hyacinthen, Tulpen und anderen Zwiebelgewächsen bedeckt sind. Die Rosenkultur und Rosentreiberei hat in Berlin einen hohen Aufschwung genommen, und zwar neuerdings erst und in sehr kurzer Zeit. Es ist auch noch nicht lange her, seit die Berliner Gärtner gelernt haben, die schönsten Orchideen als Schnittblumen

In der Markthalle.

zu ziehen. Für Maiglöckchen als Winterblumen aber ist Berlin seit längerer Zeit schon der erste Platz der Welt. Die Berliner Maiglöckchenkeime gehen überall hin und weit übers Meer. Darum darf man sich nicht wundern, wenn man im Sommer im Umkreise von Berlin weite Flächen mit nichts anderem als Maiglöckchenblättern bedeckt findet.

Abgesehen von dem, was die Gärtner heranziehen, wird Berlin noch von seiner Umgebung aus und von weiter her mit einer Unmasse von abgeschnittenen Blumen versorgt. Die meisten davon gehören wild wachsenden Pflanzen an. Es ist unglaublich, was für eine Menge von solchen Blüten auf den Berliner Markt geworfen wird. Kornblumen und Mohn erscheinen in Tausenden und aber Tausenden von Bündeln und ebenso Seerosen, gelbe und weiße, die so brauchbar für die Binderei sind. Und was kommt sonst noch alles auf den Markt von der Wiese, vom Feldrain und aus dem Walde: Vergißmeinnicht, Kuckucksblumen, Kuhblumen, Maiglöckchen, Zweiblatt (Majanthemum bifolium), Nachtschatten (Platanthera bifolia), Zittergras, Heidekraut und wer weiß was sonst noch alles. Diese abgeschnittenen wilden Blumen werden zur Sommerszeit, da sie in größter Menge in Berlin ankommen, hie und da in improvisierten Läden feilgeboten. So pflege ich meinen Bedarf in solchen Sachen, der nicht ganz klein ist, aus einem Hausflur in der Lützowstraße zu beziehen. Manche von den wilden Blumen kommen ziemlich weit her. Schneeglöckchen werden aus Schlesien, Maiglöckchen aus Süddeutschland, Schlüsselblumen, wie ich von den Händlern gehört habe, aus dem Königreich Sachsen bezogen.

Mit Schnittblumen endlich wird Berlin versorgt seit einigen Jahren von Italien aus. Es sind die Blumen der Riviera, mit denen die Hauptstadt des deutschen Reiches überschüttet wird vom Spätherbst an bis zum Beginn des Sommers. Zuerst sind es, neben narkotisch duftenden Tuberosen, besonders Veilchen und Rosen, beide nicht allzu schön. Beide haben unterwegs den Duft verloren, was aber die Rosen betrifft, so stehen sie an Schönheit weit hinter den in Berlin gezogenen zurück. Da sie aber um die Zeit kommen, da wir in Berlin keine haben und außerdem sehr billig sind, kann man sie sich gefallen lassen. Ja, billig sind sie! Zur Zeit, da sie mit den Berliner Rosen zusammen auf dem Markt erscheinen, werden diese zehn- bis zwanzigmal so hoch bezahlt wie ihre italienischen Kolleginnen. Aber Italien soll doch gelobt sein für seine Frühlingsblumen, die es uns schon mitten im Winter sendet, für die reizenden Narzissen und Tazetten und vor allem für die unvergleichlich schönen farbenprächtigen römischen Anemonen, denen von den Alten der Name der Kranzblume im Besonderen gegeben war. Coronaria hieß diese Blume. Einen reizenden Zimmerschmuck erhalten wir auch in den blühenden Akazienzweigen, die uns Italien schon vor Beginn unseres Frühlings sendet. Ich habe auf den Straßen Berlins fünf verschiedene Arten dieser gelbblühenden, lieblich duftenden Akazien gesammelt und es stellte sich heraus, daß es sämtlich neuholländische Arten waren, die seit längerer Zeit schon in Italien kultiviert werden. Diese italienischen Schnittblumen sind außerordentlich wertvoll für die Binderei, die in Berlin zu großer Blüte emporgediehen ist. Ich bin nicht mit allem einverstanden, was die Berliner Blumenbinderei hervorbringt. Die Blumenkissen, die Blumen-Ostereier, die Hufeisen und Leiern aus Blumen und nun gar die aus Blütenköpfchen hergestellten Porträts berühmter Persönlichkeiten halte ich für Geschmacksverirrungen. Ich bin auch gegen den Draht eingenommen, es thut mir im Herzen weh, wenn ich auf Draht gespießte Blumen oder mit feinem Draht zusammengenähte Rosen und Kamelien sehe. Ich gebe aber gern zu, daß man in den Schaufenstern unserer Blumenhändler wie auch auf unsern Blumenausstellungen sehr geschmackvolle „Arrangements," besonders auch hübsch gebundene Kränze zu sehen bekommt. Und neuerdings kommen ja auch die sogenannten „deutschen" Blumensträuße, die ohne Eisen gebunden sind, wieder mehr in Aufnahme. Übrigens trete ich gern in einen Blumenladen und sehe zu, wie gebunden wird. Es ist ein netter Anblick das fleißige Mädchen, das den Strauß bindet oder den Kranz flicht, auch wenn es mit Draht dabei hantiert.

Es ist natürlich, daß die Privatgärten im eigentlichen Berlin seit einigen Jahrzehnten stark abgenommen haben. Unzählige

Der Blumenhandel auf der Straße.

Bierländerin im Bierlokal. „Veilchen gefällig?“

In der Blumenbinderei.

sind eingegangen, sind „verbaut“ worden. Ich hatte noch, als ich im Jahr 1866 meinen Hausstand gründete, als Mieter in Berlin ein Stück Gartenland, das ich nach Gefallen bebauen konnte. Da gedieh alles sehr gut, weil ringsum auch Gärten waren, wir hatten die köstlichsten Rosen, selbst rote und weiße an demselben Strauch. Das ist alles längst hin, in demselben Garten wächst jetzt nichts mehr, weil er zwischen himmelhohen grauen Wänden liegt und kein Sonnenstrahl mehr in ihn hineinfällt. Trotzdem gibt es hie und da selbst mitten in der Stadt noch einen Garten, von dem man von der Straße aus nichts bemerkt. Diese verborgenen Gärten entdeckt man, wenn man von der Höhe des Rathausturmes auf Berlin herabsieht. Und dann bekommt man auch einige Berliner „Dachgärten“ zu sehen. Dieser nach dem System Semiramis auf flachen Dächern vier und fünf Treppen hoch angelegten Gärten gibt es in Berlin eine ganze Anzahl, und einige von ihnen habe ich besucht. Sie haben etwas sehr Anziehendes für mich, und zwar nicht nur weil sie von den Schwalben umflogen werden, was ja allein schon sehr hübsch ist. In diesen Gärten werden die prächtigsten Blumen gebaut, in einigen auch etwas Strauchobst und Gemüse. Und, was das Hübscheste ist, es finden sich auf ihnen von selbst Pflanzen an, die wer weiß woher kommen. Vielleicht bringt sie der Wind oder ein Vogel.

Ich habe keinen Garten zu ebener Erde und auch keinen Dachgarten, ich muß mich, wie so viele andere, mit einer kleinen Balkonkultur begnügen. Es läßt sich aber auf einem Balkon, wenn er keine allzu schlechte Lage hat, allerhand Hübsches kultivieren. Ich ziehe auf dem meinigen sogar wilde Pflanzen, die ich von meinen Reisen und Wanderzügen mitgebracht habe. Mein Balkon hat aber auch die beste Lage. Er schwebt vier Treppen hoch über der Straße. Dort oben ist die Luft sehr rein, und ich habe den Vorteil, daß ich nur das Wasser vom Himmel und nicht das von anderen Balkonen abtropfende erhalte.

Fensterblumen sieht man in Berlin nicht viel, in den besseren Etagen sind sie selten. Am meisten werden sie gezogen im Souterrain bei dem Portier oder kleinen Handwerker, bei dem sie merkwürdig gut gedeihen, und dann in den Wohnungen nach dem Hof zu. Dort sind auch häufig vor den Fenstern von unten bis zum höchsten Stockwerk hinauf die hübschen Blumenbretter angebracht, auf denen eine Menge Topfgewächse sich aufstellen läßt. Man kann darüber

Ein Berliner „Dachgarten."

Vor der Mansarde.

Beobachtungen anstellen, wenn man auf der Stadtbahn zwischen den Rückseiten der Berliner Häuser hindurchfährt. Auf diesen Blumenbrettern hoch über dem Hof wachsen und blühen auch in Berlin Rosen und Nelken und andere Blumen, wenn jemand sie im Auge behält und Freude an ihnen hat.

Für den kleinen Mann aber gibt es in Berlin noch eine Art von Gartenvergnügen, dessen Wert nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Vor der Stadt, im Westen, wie im Osten und im Norden pachten die ärmeren Leute sich ein kleines Stück Land, das sie für sich bebauen. Der Magistrat von Berlin gibt auch solches Land ab an Kleinbürger der Stadt. Auf solch einem Grundstück wird dann allerhand Gutes gebaut, Kartoffeln, Gurken, Bohnen und anderes Gemüse. Vor allem aber wird auch eine Laube aufgestellt mit kleinen Bänken und

um die Laube herum gesät und angepflanzt: Mohn, Kapuzinerkresse Nelken und Astern. dann am Feierabend oder „Pflanzer," den Seinen und fühlt gibt in Berlin, zumal große Niederlassungen es an Sonntagen sehr wird Kaffee gekocht, gesungen und getanzt. die Pflanzung bewundert, eine natürliche Gurke

werden Blumen angesät und angepflanzt: Zierbohnen, gefüllter und Sonnenblumen, In der Laube sitzt der „Grundbesitzer" wie er sich nennt, mit sich sehr wohl. Es im Osten der Stadt, der Art, auf denen lustig hergeht. Es Vor allem aber wird und ist wirklich erzielt worden, so

wird sie wochenlang als ein Wunder umhergezeigt, ehe man sich dazu entschließt, sie zu schlachten.

Diese Kleingrundbesitzer habe ich oft um ihr Gärtchen und ihre Laube beneidet. Nun, wer auch das nicht haben kann, muß mit weniger fürlieb nehmen. Auch eine einzige Zimmerblume schon verleiht einem Raum als etwas Lebendes eine gewisse Behaglichkeit. Solche wird allerdings durch einen Vogel in noch größerem Maße hervorgerufen und weit mehr noch, als durch einen Vogel, durch Kinderstimmen. Auch diese schallen bei mir.

Berliner „Kleingrundbesitzer."

Er und Sie.

Skizze von

Sylva Testa.

(Abdruck verboten.)

In olympischer Klarheit wölbte sich ein tiefblauer Himmel über dem alten Rom. Es war Neujahrstag.

Auf einem bemoosten Granitpfeiler, es mochte der Eckstein eines Königspalastes gewesen sein, saß am Abhange des Palestra ein Wanderer. Von seinen mächtigen Schultern hing ein grauer Mantel herab; ein breiter Schlapphut beschattete sein Antlitz. Trug es die Züge eines Herrschers oder eines Briganten? Das hätte sich schwer entscheiden lassen. Er war ein König in der Welt des Geistes und er raubte den Menschen ihr höchstes Gut: den Glauben an Gott und an Tugend.

Mit der Schwertesschärfe seines Intellekts hatte er des Menschen Brust gespalten und aller Ideale baar gefunden. „Selbsterhaltung und Genuß" hieß die Doppeltriebfeder des Lebens, das hatte er bis zur Evidenz bewiesen. „Geht hin und kämpft den Kampf ums Dasein ohne Rücksicht und Erbarmen — geht hin und genießt. Das Leben flackert nur in euren Sinnen und erlischt mit ihnen. Laßt euch nicht um den Augenblick betrügen." Das war seiner Lehre Inbegriff.

Aber er wußte dieses Eisgefilde der Selbstsucht mit dem Nordlichtschimmer seiner Beredsamkeit magisch zu färben. Er zeigte den Leuten Paradiesesfrüchte, nach denen zu greifen nur Ammenmärlein und Pfaffentrug ihnen wehrte. Er mischte Schlamm und Feuerwein im Goldpokal seiner Rede für Tausende zu einem berauschenden Trank. Die Menge, die ihre Propheten steinigt und ihren Verderbern zujauchzt, verehrte ihn wie einen Gott. Er beherrschte sie mit eisernem Willen und kalter Verachtung — ein Heros der Welt.

Und heute, nachdem er den übervollen Becher des Ruhmes und des Genusses bis auf den Grund geleert hatte, was tönte wohl in seiner Brust? Das einzige Wort aus einem längst vergessenen Buche, das er noch wußte: „Es ist alles ganz eitel."

Er lehnte sich zurück an die Felswand und ließ den Blick auf der grandiosen Trümmerwelt zu seinen Füßen ruhn: „Alles zerfallen, was die Cäsaren und was die großen Kirchenfürsten schufen — Staub — Erinnerung im Dämmerschein der Sage — und das Heute gehört einem Geschlecht von Zwergen, das an den Sarkophagen der Riesen herumhuscht und klopft und Geisterstimmen zu vernehmen hofft; aber der Geist des Altertums läßt sich nicht mehr heraufbeschwören, und auch das blutige Mittelalter flüstert nur undeutlich und geheimnisvoll. Die Kleinen von heute können die Tugenden und Laster der großen Toten nicht mehr verstehen!" — so sprach der Wanderer zu sich selbst. „Tugend und Laster," wiederholte er, „imaginärer Unterschied! Wie sich der Wille zum Leben äußert, ist ganz gleichgültig — sein Endzweck ist Genuß. Aber warum dieser Wille zum Leben, diese Selbsterhaltungstollheit," fuhr er sinnend fort, „auch wenn sich der Genuß längst in Überdruß verwandelt hat? Warum?" — er lachte bitter — „Weil dieses Geschlecht zu abergläubisch und zu feige ist, um nach dem Taumelkelch der Freude den Giftbecher an die Lippen zu setzen!"

Die Schatten wurden länger, und ein kalter Windstoß ging über die Steinöde. Der Wanderer erhob sich und stieg den Hügel hinab mit dem stolzen Bewußtsein: Ein Imperator bin auch ich! Ja, er war eine Herrschernatur. Er war der verkörperte Zeitgeist, er hielt die Seelen der Menschen in seiner despotischen Hand. Wie sich Klientenscharen an den Nachbleibseln der kaiserlichen Festgelage übersättigten, so nährten sich Tausende von den Gedankenspänen, die er achtlos fallen ließ, und dünkten sich der Weisen weiseste zu sein! Wo er ging und stand, umschwärmten den Gefeierten seine Verehrer und lagen schöne Frauen ihm zu Füßen. Er hob sie auf, die reizenden Geschöpfe, und warf sie fort in die Vergessenheit, wie Nero seine Geliebten ins Meer. Ja, er fühlte sich als ein echter und großer Römer, dieser Sohn des Nordens, er konnte mit Feuerzungen

reden, wie Cicero. Er hätte schwelgen und morden können wie Tiber und sterben, wie der edelsten Stoiker einer.

* * *

„O welch eine fesselnde Erscheinung!“ hatte wohl schon mancher innerlich ausgerufen, der ihr irgendwo in der Welt begegnet war, und das konnte an den verschiedensten Orten geschehen: in ausgewählten Gesellschaftskreisen, Ateliers großer Meister, Museen, Konzertsälen, Theatern — kurz überall, wo ein reger ästhetischer Geist mit dem Pulsschlag seines Jahrhunderts Fühlung sucht und findet; aber auch im tiefsten Waldesschatten begegnete man ihr, auf einsamen Pfaden, welche Menschen betreten, die einen großen Schatz im Gemüte tragen und gerne mit der eigenen Seele Zwiesprache halten.

Augen, meertiefenblau, unter dunklen Wimpern und feingeschwungenen Brauen, mit dem warmen Blicke sinniger Heiterkeit, eine kühn gebogene Nase und ein ausdrucksvoller Mund mit roten Lippen, über der noch jugendlichen Stirn leicht ergrautes Haar in üppiger, welliger Fülle. Zu diesem ebenso anziehenden als ungewöhnlichen Antlitz stimmte die etwas über mittelgroße schlanke, doch füllige Gestalt mit den harmonisch lebhaften Bewegungen auffallend. Über der ganzen Erscheinung lag der Zauber einer rein weiblichen, dabei aber energischen selbständigen Anmut.

Heute saß sie an der Table d'hote des Hotel Quirinal und unterhielt sich lebhaft mit ihrem Nachbar, einem englischen Reverend. Da ging plötzlich ein Flüstern durch den Saal. Die Hühnengestalt des berühmten Mannes, der seit gestern in diesen Mauern weilte, war in der Thür erschienen. Mit den Gebärden öligster Ergebenheit geleitete ihn der Oberkellner auf seinen Platz, ihr gerade gegenüber.

Der kleine Backfisch zu seiner Rechten verging vor angegruseltem Verlangen angeredet zu werden; die alte blaustrumpfige Miß zu seiner Linken drehte erwartungsvoll den goldenen Bleistift an ihrer Urkette zurecht, um der Nachwelt jede Silbe zu erhalten: beide wurden sie grausam enttäuscht. Der große Mann öffnete den Mund, nur um eine ganz banale Nudelsuppe und alles, was darauf folgte, zu sich zu nehmen, mit stummer Resignation, als sei er eigentlich an Pfauenhirn und Lerchenlebern gewöhnt, fände aber an diesen Leckerbissen keinen Genuß mehr.

Wie eine dichte Mähne hing ihm das weiße Haar um den gewaltigen Beethovenkopf und fiel in großen Locken auf die breite Stirn, hinter der so düstre Symphonien spielten. Sein bartloses Antlitz war von klassischem Schnitt und tiefer Blässe. Um die schön geformten Lippen legte sich ein Zug schmerzlicher aber eiserner Ironie. Die leuchtenden schwarzen Augen bedeckten schwere, meist halbgeschlossene Lider, die er jedoch bisweilen langsam aufschlug, sein vis-à-vis groß und voll anzublicken. Auch sie sah manchmal flüchtig zu ihm hinüber, das war gar nicht anders möglich. Wer die Überraschung hat, in einem Geflügelhause unter gackernden Hennen, dicken Enten und girrenden Täubchen einen Löwen zu erblicken, der wird eben nur den Löwen ansehen und wird sich wundern, wie das dumme Volk so harmlos um den Schrecklichen herumpickt und gluckst. Wie würde der Schwarm kreischend auseinander stieben, wenn er nur einmal brüllen wollte!

Am folgenden Morgen reiste der Reverend ab. Wie viele seiner Klasse war er ein Kulturmensch in der besten Bedeutung des Wortes. Der weitschauende, weltbürgerliche Blick des Engländers, der sich in fünf Erdteilen heimisch fühlt, hatte sie sehr angezogen; sie hatte sich gern mit ihm unterhalten. „Wer würde nun wohl seinen Platz einnehmen?“ dachte sie, sich zu Tische setzend. Da kam der große Mann den Saal hinabgeschritten. Er schien es genau zu wissen, wo für ihn gedeckt sei, und verbeugte sich ehrerbietig vor ihr, ehe er sich setzte, ihr seinen Namen nennend — einen Namen, den Europa im Munde führte, den auch sie selbstverständlich kannte. Seit Jahren hatte er sich nicht die Mühe genommen, ihn auszusprechen, aber heute, ihr gegenüber, mußte das Genie hinter dem Menschen zurücktreten.

Seine Nähe beklemmte sie durchaus nicht. Im Gegenteil, er war ihr sehr willkommen. Zweien geistreichen Menschen kann es an Unterhaltungsstoff niemals fehlen, zumal in Rom.

Sie sprachen anfangs vorsichtig, hin und her das Terrain rekognoscierend, dann immer eifriger einer des anderen noch verhüllte Ansichten erforschend. Ein neues, dem eigenen Sein entgegengesetztes Etwas fesselte jeden in der Persönlichkeit des anderen.

Wären sie Gesinnungsgenossen gewesen, sie hätte bald in dem redegewandten Manne ihren Meister anerkannt. Aber sie stand in einem anderen Lager und trug eine andere Rüstung als er. Ihre Kraft wurzelte in einem anderen Boden und eben darum fühlte sie sich ihm ebenbürtig und jeden Augenblick dazu bereit, mit ihm die Klingen zu kreuzen. Und er, der gestern noch alles bis auf den Grund zu kennen und zu verspotten meinte, sonderlich das Weib, verlor die gewohnte kalte Sicherheit dieser vergeistigten Natur gegenüber, die ihn rätselhaft anzog und zu deren Wesenheit der Schlüssel ihm fehlte. Sein verwüstetes Leben hatte einen Inhalt gefunden.

Sonst jede Pünktlichkeit mit souveräner Verachtung behandelnd, erwartete er bald die Table d'hote-Stunde, die Uhr in der Hand. Seine Unterhaltung wurde täglich sprühender. Sein Bestes, sein Tiefstes erschien ihm für sie nicht gut genug. Instinktmäßig suchte er dabei die schauerliche Nachtseite seiner Seele zu verschleiern. Mit vollen Händen warf er Rosen auf ihren Weg, wie man sie auf einer Königin Pfad streut; aber die Gabe, Dornen abzubrechen, besaß er nicht. Oft sah er beim leisen Zusammenzucken ihrer Stirne, daß ein Stachel sie verletzt hatte, und es that ihm weh!

Ja, einen wunderbaren Zauber strahlte ihr Wesen aus. Ihre Nähe wirkte wohlthuend auf alt und jung. Frauen fanden bei ihr das feinfühligste Verständnis für alles, was das Dasein hebt und schmückt, in geistiger wie in äußerlich ästhetischer Beziehung, und genossen im Verkehr mit ihr unbewußt die gänzliche Abwesenheit alles Kleinlichen, das weiblicher Bildung und Denkweise so leicht anhaftet. Ihre seltene Gabe, in der Unterhaltung stets anregend, erfrischend und zugleich vertiefend zu wirken, verbunden mit der vollendeten Anmut ihrer Erscheinung, mußte in den Augen aller sein empfindenden Männer ihrer Persönlichkeit unwiderstehlichen Reiz verleihen.

So hatte sie denn auch seit ihrem ersten Auftreten leidenschaftliche Neigungen erweckt. Hatte sie keine erwidert?

Sie gehörte nicht zu jenen Arglosen, die sich so leicht im goldenen Netz der Liebe fangen lassen, aber auch nicht zu den kalten Jägerinnen, die nur zum Zeitvertreib mit Amors Geschossen spielen. Ihr Sinn stand viel zu hoch dazu. Was sie nicht ändern konnte, ließ sie eben geschehen — mit einem Lächeln oder auch mit einem Seufzer.

Aber warum fand unter den vielen Stimmen, die im Lebensmai das süß lockende, ewig junge Lied der Liebe sangen, keine den Wiederhall weckenden Ton? War denn keiner da, wert, eine Perle zu erringen? Keiner, dem ein edles Weib mit stolzer Freude angehören durfte?

Ja, vielleicht war einer da — und dann? Erhob das Schicksal etwa unerbittlich abwehrend die Hand?

Nein — kein grausames Geschick türmte unübersteigliche Schranken auf. Es gibt Naturen, deren seelisches Nervensystem so fein organisiert ist, daß sie wohl vollen, mitfühlenden Anteil an allem nehmen können, was die Erdentage bringen, zugleich aber in einer andern idealeren Welt atmen müssen, in einer Welt idealer Freiheit, und die geht dem Weibe, auch in den glücklichsten Verhältnissen, verloren, sobald die Selbstbestimmung aufhört. Für die eine kann dies Ergänzung und Vollendung, für die andere Vernichtung der Persönlichkeit bedeuten. Letzteres trifft freilich nur Ausnahmewesen, die selten sind wie Goldkörner im Sande, wo sie sich nicht mutwillig in eitler Selbstsucht dem allgemeinen Frauenlos entziehen, sondern aus unwiderstehlicher, naturnotwendiger Überzeugung ihr Leben einer edlen Freiheit weihen. Bleibt eine solche in ihrem tiefsten Sein zur Freiheit berufene Seele sich selbst getreu, so erringt sie sich ein köstliches Diadem — mit Thränen erkauft, mit Herzblut vielleicht, aber von unvergleichlichem Glanze.

„Weit hinter ihr, in wesentosem Scheine,
Liegt, was uns alle fesselt, das Gemeine."

Sagen wir auch mildernd „das Kleine," ein Etwas von der bittern Wahrheit trifft uns doch alle, die die Natur aus gröberen Stoffen schuf.

Außer leidenschaftlichen Verehrern und enthusiastischen Freundinnen hatte sie auch gute alte Tanten, und diese meinten, da sie so ganz alleinstehend und selbständig sei, könne sie auch etwas „Nützliches" beginnen.

Es gibt sehr brave, tüchtige und geschäftige Menschen. Sie füllen ihren Platz im Leben aus, und ihre Werke stehen da und reden für sich selbst. Leider sind diese wirklich vortrefflichen Menschen zu-

weilen ein wenig einseitig. Ist man nicht in der Kinderbewahranstalt, im Jungfrauenverein oder im Siechenhause thätig, so leistet man eben garnichts. Sie sagen wie der Kater und die Henne zum jungen Schwan: „Kannst du auch schnurren und einen krummen Buckel machen? Kannst du auch Funken sprühn und Eier legen? Nun, wenn du das nicht einmal kannst, was kannst du denn überhaupt?“

Wahr ist es ja: Jungfrauen müssen auf dem schmalen Pfad der Tugend gegängelt, schmutzige Kinder gewaschen und hilflose Grelse gefüttert werden. Ehre denen, die es thun! Aber nicht ein jeder ist hierzu befähigt und befugt. Es gibt noch unendlich viele Aufgaben für die Kinder des Lichts in einer Welt voll Finsternis, die sich nicht vorschreiben, nicht mit Namen nennen lassen. Das können die bewußten guten alten Tanten nicht immer verstehen. Sie wollen alles, was man that, thut und thun wird, in Rechenpfennigen vorgezählt und addiert haben; und wie armselig ist doch alles, was sich zählen, wägen und berechnen läßt! Weiß der Sonnenstrahl etwa, wie viele Knospen er küßte, daß sie sich in Duft erschließen mußten, und wie viele Tautropfen er gleich Edelsteinen aufleuchten ließ? Ahnt er es wohl, wie viele goldene Ähren er reifte? Ein Mensch, der mit hohen Gedanken und warmem Herzen durch dieses kalte Leben geht, wie kann er doch dem Sonnenstrahl so ähnlich sein!

Als die Pforten des Paradieses sich für immer schlossen, da trug der Abendhauch aus dem versunkenen Eden eine Wolke Blütenstaub in die öde Welt hinaus. Sie senkte sich auf das dürre Land und in die traurigen Herzen der ersten Menschen, und als die Sonne des neuen Tages aufging, da erblühte das Schöne. Tausendfache Gestalt nahm es an. Dem einen erschien es am lieblichsten in der erblühenden Rose, der andere erblickte es mit Andacht in der Lilie engelgleichem Kleide. Als unsterbliches Lied flutete es aus des Sängers Brust, und, ein Gebild von ewigem Glanze, entsprang es der freudigen Schöpferkraft des Künstlers. Im Frühlingsduft, im Sternenschimmer, im Zauberhauch der Poesie berührte es leise die Seelenharfe des Menschen, daß ihre Saiten in den reinsten, tiefsten Tönen erklangen, und mit den Worten: Vaterland und Ehre entfachte es feueratmend das höchste Kraftgefühl der Männerbrust.

Ein mächtiger Lichtstrom, rauscht das Schöne belebend und verjüngend durch die Welt. Wer kann seine tausend Strahlen alle nennen, die sich in sprühenden Regenbogenfarben brechen! Wo sich in einem Herzen das Schöne in der Liebe zu Gott und den Menschen verklärt, da fließen sie im Brennpunkt der höchsten Leuchtkraft zusammen. Ein solcher Mensch hat eine hohe Mission auf Erden: er ist ein Bannerträger des Idealen in der Verschmelzung des Guten mit dem Schönen. Er ist es mit vollem Bewußtsein, oder auch unbewußt, durch den seelischen Ausdruck seines Wesens. Sein Leben ist unermeßlich reich — er schöpft es aus dem unerschöpflichen Urquell des Lichtes. Unwiderstehlich zieht er die Geister an; denn wohl in jeder Menschenbrust lebt, wenn auch oft tief verborgen, die Sehnsucht nach dem Idealen. Wie ein dumpfes Heimweh regt sie sich selbst in dem Unglücklichen, der den Glauben an das Schöne und Gute in sich und anderen erstickte.

* * *

Bald wandelten sie nicht mehr ein jeder für sich durch die ewige Stadt. Ihr war Rom seit zwei Jahren eine zweite Heimat, und sie ward ihm, der die geweihte Stätte zum erstenmal betrat, eine begeisterte Führerin. Das waren Wanderungen von unsäglichem Reiz! Jeder Schritt weckte das Echo schlummernder Jahrhunderte, und jeder Stein wußte wundersames und großes zu erzählen. Aber nicht allein Rom lernte er auf diesen Gängen kennen, wie wir es nur mit eigenen Augen und durch den Seelenspiegel des Freundes an unserer Seite kennen lernen können, sondern das gesamte Weltbild in seiner Brust gestaltete sich allmählich um.

Ob sein Schritt in düstern Katakomben, in Museen oder Kirchen hallte, überall mußte er das Geisterflüstern versunkener Geschlechter vernehmen. Er, der bloß an naturnotwendiges Verlangen und Gewinnen, nicht aber an Schuld und Verantwortung glaubte, hörte hier, und wollte er sich auch die Ohren gewaltsam verschließen, immer wieder hinter den dunklen Weltgeschicken die donnerstrafenden Gerichte grollen. Er sah die Menschheit von einst wie heute noch mitleidlos im Kampf ums Dasein ringen, unersättlich nach Genüssen jagen. Allein er mußte auch die Auserlesenen sehen, die das Gute und Schöne um des Guten und

Schönen willen leidenschaftlich liebten, die nach Tugend strebten, die sich einem hohen Ziele mit glühender Begeisterung weihten, die einem heiligen Glauben lebten und starben. Wohin er sich auch wandte, es begegnete ihm einer aus der Schar derer, die den göttlichen Funken im Busen trugen.

Er konnte diese Thatsache nicht abweisen, wie früher, als Thorheit einzelner Phantasten, mit der die vernünftige Natur und der normale Mensch, dessen gesunde Sinne ihr brutales Recht fordern, nichts gemein hat. Zu viel Auserwählte hatten hier im warmen Schönheitskultus, in heroischer Vaterlandsliebe, im glaubenstreuen Martertode leuchtende Spuren ihres Erdenwandels hinterlassen. Sie stürmten auf ihn ein — sie wurden ihm zu stark. Und er hätte sich ihrer dennoch erwehrt; aber das Leben selbst stand mit ihnen im Bunde: aus tiefblauen Augen blickte ihn reine, enthusiastische selbstlose Seelenschönheit klar und warm bis in das innerste Herz.

Und sie war keine unreife Schwärmerin! Sie kannte das Leben in Schatten und Licht, und es hatte ihr die Ideale nicht geraubt, es hatte nicht vermocht, ihren Glauben an Freundschaft und Liebe, an Gott und Unsterblichkeit zu zerstören. In ihr gewann die Wahrheit des Guten und Schönen sichtbare Gestalt für ihn, und er konnte sie nicht mehr verspotten und wegleugnen wie einst. Die Grundfesten seiner Erkenntnis hatten zu schwanken begonnen, aber sein stolzer Mund wollte es nicht bekennen, denn noch hob der alte Dämon in ihm immer wieder das trotzige Haupt mit dem steinernen Antlitz voll vernichtenden Hohnes. Noch rang er um sein altes verödetes Ich und konnte den Ausgang des Kampfes nicht sehen.

* * *

Eines Tages schritten sie, von einem weiten Gange kommend, über den freigelegten Hof des Hauses der Vestalinnen, am Fuße des Palatins und Kapitols.

Ermüdet ließ sie sich auf einer Marmorschwelle nieder.

„Wohin mag diese Stufe wohl gehört haben?“ fragte sie leichthin, indem ihre weiße Hand den glatten Stein berührte.

„Zu einem Thron vermutlich,“ erwiderte er in seinem alten sarkastischen Ton, „der Thron ist in nichts zerfallen, samt dem, der in Krone und Scepter darauf saß. Oder zu einem Tempel — auch der Tempel ist Staub und die mächtigen Götter, die ihn bewohnten, sind ins schöne Märchenland geflüchtet, wo aller alte, bunte, überflüssige Plunder ungestört in holder Eintracht fortlebt, für große und kleine Kinder zum Zeitvertreib. Wenn der Altertumsforscher einmal die Schaulustigen mitnimmt und die Rumpelkammer der alten, abgelegten Heiligtümer aufschließt, dann ist des Besehens und Belächelns kein Ende, und ehe wieder abgeschlossen wird, bekommt die Sammlung allemal einige andere, entwertete Reliquien geschenkt. — Aber ich vergesse,“ fügte er ernster hinzu, „daß für Sie, die an die Gottheit glauben, jeder zerfallene Tempel ein entmutigender Anblick sein muß.“

„O nein,“ entgegnete sie, zu ihm aufblickend, „mögen Idole verschwinden, der Geist, dessen vergängliche und unzulängliche Symbole sie waren, offenbart sich immer aufs neue. Die Menschheit mußte sich an einzelnen Lichtstrahlen genügen lassen, oder im tiefsten Dunkel wandeln, bis die Sonne der Wahrheit, in gottmenschlicher Gestalt, den armen Erdenkindern aufging.“

„Sonnen gehen auf und gehen unter,“ meinte er mit skeptischem Lächeln. „Auf bekränzten Altären streut man himmlischen Wesen Weihrauch, die morgen schon in Dunst und Nebel zerfließen. Wäre es nicht endlich an der Zeit, die Sonne ein- für allemal von diesem Gaukelspiel der Phantasie, von diesen Trugbildern zu befreien?“

Er war kampflustig heute, allein seine alten Waffen waren stumpf geworden, sie hatten gar zu lange im Tau und Sonnenschein der Güte geruht.

„Und wenn Sie alle guten Geister ausgetrieben haben werden aus den Tempeln und Herzen der Menschen, wird dann die goldene Herrschaft der Vernunft beginnen?“ fragte sie. Aber ehe er erwidern konnte, rief sie lebhaft: „O, hoffen Sie das nicht! Unter wüstem Dorngestrüpp werden unheimliche Raubvögel und lichtscheue Nachtfalter in Ihren entgötterten Heiligtümern hausen, wie sie es schon heute thun, wo sie eine öde Stätte finden.“

Sie hatte den Hut abgenommen und das anmutige Haupt zurückgelehnt, ihren Gefährten voll und ruhig anschauend. „Du bist solch ein entgöttert Heiligtum,“ sagte

ihr Blick, „die Ruine dessen, was du zu sein vermöchtest.“ Dann leuchteten die tiefblauen Augen auf in freudiger Zuversicht. „Aber das Licht der Wahrheit wird dein kaltes, stolzes Herz erfüllen und in blendenden Fluten wirst du es hinausströmen lassen in die finstere Welt.“ Ihre Lippen aber sprachen die kühne Ahnung nicht aus.

„Seit wann,“ fragte sie, „sind Sie ein Geist, der stets verneint? Glaube und Vertrauen sind doch hinieden unser erst Geleit.“

„Solange meine Mutter mit mir betete,“ erwiderte er zögernd, „erfüllte inbrünstige Andacht mein Gemüt; ich war ein Kind — vor des Jünglings aufdämmernder Vernunft mußten sich die rosigen Morgennebel auflösen.“

„Erlebte Ihre Mutter diesen traurigen Tagesanbruch?“ fragte sie, sich erhebend.

Er schüttelte verneinend das Haupt! Dieser Mann in weißen Haaren konnte nicht ohne tiefe Bewegung von seiner Mutter sprechen. Ihr Bild war der einzige geweihte Inhalt seines verödeten Herzens gewesen, ein langes, wüstes Leben hindurch. Die Erinnerung an ihre Liebe war ihm der einzige himmlisch reine Laut, aus stürmischer Jugendzeit herüberklingend. Und doch hatte er niemals zugegeben, daß Mutterliebe etwas Höheres sein könne als ein tierischer Instinkt. Das war nun einmal die grausame Logik seiner Theorien.

Während sie schweigend heimwärts gingen, lag der Schatten fernen süß-schmerzlichen Gedenkens auf seinem strengen Antlitz und verlieh ihm einen ungewohnt weichen Ausdruck. Das Bild seiner schönen stillen Mutter war ihm in dieser Stunde so unerwartet, so greifbar nahe getreten; der Hauch ihrer Liebe und Sanftmut schien sein Haupt zu umschweben und ihm ward auf einmal unaussprechlich weh. Aus seiner müden Seele rang sich's wie ein tiefer Seufzer:

„In jenes Kirchlein möcht' ich treten,
Da ich im Lenz des Lebens stand,
Da konnt' ich weinen, konnt' ich beten,
Da hat mich Gott so gut gekannt!“

Im nächsten Augenblicke schon wollte er sich ob seiner thörichten Schwäche verspotten, allein es gelang ihm nicht mehr.

Eines Abends hatte sie sich an den Bücher- und Zeitungstisch in den Wintergarten gesetzt. Sie war allein: im anstoßenden Musiksalon sang eine hübsche Amerikanerin und alle waren dort, um ihr zu applaudieren.

Aus dem Lesen wurde nichts. Sie lag sinnend im Schaukelstuhle, den großen schwarzen Federfächer mechanisch öffnend und schließend. Sie war sehr bleich, oder machte es das schwarze Spitzenkleid, das Hals und Oberarm so schneeweiß durchschimmern ließ? Den ganzen Tag hatte sie sich mit seinen Schriften beschäftigt, die sie bisher nur oberflächlich gekannt hatte. Seine hinreißende verderbliche Macht hatte sich ihr mit furchtbarer Klarheit offenbart, und in ihren schönen Augen zitterte jetzt eine Thräne um den gefallenen Lichtgeist, mit dem sie nun schon lange täglich rang, und für dessen königliche Seele sie so himmelstürmend um Erleuchtung flehte.

Da trat der Dämon ein, rückte einen Stuhl, der neben ihr stand, weiter und setzte sich. Sonst war es seine Gewohnheit, Frauen, die ihm gefielen, recht nahe zu bleiben; allein die ungeahnte Hoheit edler Weiblichkeit hatte ihn längst in seine Schranken gewiesen.

Er sah sie an, als wollte er sie etwas fragen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Über diese ungeahnte Regung lächelnd, griff er nach den Zeitungen auf dem Tisch und durchblätterte sie zerstreut. Da streifte sein Blick eine Besprechung seines neuesten Dramas, das eben zum dreißigsten Mal in Berlin gegeben worden war.

In diesem seinen letzten Werk hatte er sich selbst überboten. Zaum- und zügellos war er, geistsprühender aber auch cynischer denn je, als verwegener Atheist hervorgetreten. Er acceptierte rückhaltlos alle Konsequenzen seiner Anschauung, die das Ethische, das Gute an sich leugnete und nur noch den Forderungen der physischen Natur Rechnung trug. In ergreifenden Bildern mitten aus dem pulsierenden Leben zeigte er, wie thöricht es sei, Dämme von Sand: Tugend, Ehre, Religion genannt, den menschlichen Leidenschaften entgegensetzen zu wollen. Heiligkeit der Ehe, Freundschaft, Treue — leere Worte, Seifenblasen, vom Sturm selbstsüchtiger Begierden im Nu verweht. Sitte — Moral — Krücken für Schwachmütige, vom Aberglauben ersonnen, imaginäre Hemmnisse einer genußfrohen Lebensführung. Wo heiße Begierden, ungestüme Wünsche Erfüllung heischten, da hatte er nur Verachtung für den Schwächling, der

nicht alle geweihten Bande von sich warf, wie ein Seil aus Stroh geflochten. Seine Helden kannten kein erhabenes Ziel, nur eine allsiegende Kraft der Instinkte. Sie schüttelten den Baum der Lebensfreude, bis die letzte Frucht herabfiel, und versanken dann lachend im ewigen Nichts. Das fand man erhaben.

Seine jüngste Schöpfung trug mehr als alle früheren den Stempel souveränster Freiheit des Gedankens — keine Konzessionen, keine Halbheit. Die Ideale waren tot, man trug sie triumphierend zu Grabe und schmückte die Stirn ihres Mörders mit Lorbeer. Nur vereinzelte Stimmen erhoben sich gegen den genialen Maler dieses epochemachenden Zeit- und Zukunftsgemäldes. Seine Anwesenheit, der Einfluß seiner Persönlichkeit in maßgebenden Kreisen wirkten lähmend auf die öffentliche Meinung. Aber jetzt, nachträglich fiel eine ganze Schar kampflustiger Idealisten ihn an. Er selbst hatte die Träumer aufgerüttelt aus ihrem Halbschlaf, sie sahen plötzlich ihr Verderben vor Augen und suchten nun zu retten, was noch zu retten war.

Seine Stirne umwölkte sich drohend. Er wollte seinen Pegasus besteigen, der ihn zwar nie in die Lüfte trug, sondern mit dröhnendem Huf Funken aus dem Boden schlug. Er wollte seine Gegner niederrennen mit zerschmetternder Wucht, er wollte wieder einmal den Beifall der Menge vernehmen, die er in der Halbheit ihrer Überzeugungen verachtete und durch die Ganzheit der seinigen beherrschte. — Aber gleich darauf stieg es in ihm auf, wie ein tiefer erdrückender Überdruß: fünfundzwanzig Jahre das Idol des Publikums, mit Blumen und Herzen überschüttet — mochten sie ihm nun zujubeln oder ihn auspfeifen, es war ihm im Grunde gleich, ganz gleich. Verächtlich warf er das Blatt auf den Tisch. Aber was dachte sie?

„Haben Sie meine Schriften gelesen?“ fragte er, sich plötzlich erhebend. Es klang fast zaghaft.

„Ja,“ erwiderte sie kurz.

Die Hand auf den Tisch stützend, blieb er gesenkten Hauptes vor ihr stehen.

Sie lehnte sich zurück und wehte leise mit dem großen schwarzen Fächer. Die vielen feinen Goldreifen, die ihr Handgelenk umschlossen, klirrten dabei leise wie ein Harfenton. „Ja,“ wiederholte sie, „ich habe sie gelesen mit tiefer Seelenpein. O, daß ein solcher Geist sich zum Apostel der Finsternis macht und mit den gewaltigen Kräften, die Gott ihm verliehen, Gottes Heiligtümer zu zertrümmern trachtet. Der Mensch ohne Hoffnung und Liebe, der Mensch ohne Ideale ist ja nur ein Tier! Sie wollen ihm nehmen, was ihn zum Menschen macht — was geben Sie ihm dafür?“

„Den vollen Genuß der Gegenwart für die verblaßte Anweisung auf ein erträumtes Jenseits.“

„Für eine selige Ewigkeit,“ rief sie in heller Verzweiflung, „den Rausch des Augenblicks und dann die Leere — das Hohngelächter der Hölle! Sie sollten unter den Menschen eine Leuchte der Wahrheit sein, und wurden zum Blendwerk der Lüge, zum Seelenmörder!“

„Und Sie haben diesem Lucifer geflucht?“ fragte er mit unsäglich traurigem Lächeln.

„Nein,“ antwortete sie, „ich habe um ihn geweint!“ Und es traf ihn ein Blick des tiefsten Mitleids, ein reiner Strahl aus dem Prisma göttlicher Liebe, der ihn noch nicht berührt hatte.

Was hatte ihn nicht schon alles aus schönen Frauenaugen angeblickt: Leidenschaft bis zum Wahnsinn, hoffnungslose Reue, Verzweiflung der gequälten Seele — Mitleid nie. Es bäumte sich ein dämonischer Trotz in ihm auf — nein, nur diesen Blick nicht! Aber noch ruhte er auf ihm, und schon war sein Trotz dahin. Schluchzend hätte er niederknieen mögen wie vor einem Gnadenbilde.

„Vergessen Sie,“ bat er. „Ich habe ja schon lange nicht mehr zu den Menschen geredet. Meine Worte werden bald verhallen.“

„In Ihren Schriften reden Sie täglich,“ erwiderte sie streng, „und Sie werden von Tausenden gehört.“

„Ich bin die eigene Sprache müde,“ gestand er, „ich bin sehr müde.“

Er beugte das schwere Haupt noch tiefer, und seine forschenden Blicke suchten die ihrigen. Er fühlte sich tief gedemütigt durch sein Bekenntnis und bedurfte eines Trostes, einer Hoffnung.

„Müde?“ lächelte sie, „der Gegner ist Ihnen zu stark gewesen; es war der Geist des Lichtes selber, den Sie bekämpften — Sie werden ihn nie überwinden! — Schlafen Sie,“ fügte sie sanft hinzu, „im Schlafe erneuert sich die Natur. Unsere Abend- und Morgengedanken gleichen einander oft

gar nicht. Ruhen Sie aus und dann frisch ans große Werk eines neuen Tages!"

„Die Natur erneuert sich nicht, wenn man ein Fünfziger ist," erwiederte er trübe, „und ich — ich habe die größte Summe des Genusses in jede Stunde drängen wollen — ich habe mit doppelter Intensität gelebt, ich bin hundertjährig!"

„Das alles liegt hinter Ihnen," sagte sie zuversichtlich. „Für die unsterbliche Seele hat der Urquell des Lichtes unerschöpfliche Kräfte der Erneuerung. Sie sind ein Jüngling, denn vor Ihnen liegt ein neues Leben — ein Leben, das der freudigen Anstrengung, im Dienste der Wahrheit gelebt zu werden, wohl wert ist. Die Menschen, denen Sie ein falscher Prophet gewesen sind, fordern ihre verlorenen Ideale zurück; Sie werden den Raub herausgeben — zwiefältig!"

„Da müßte ich erst an das glauben lernen, was ich zerstörte," seufzte er, „an all das Nebelhafte zwischen Himmel und Erde." Er machte eine bezeichnende Handbewegung in die Luft.

„An all das Wahre," entgegnete sie, „an all das Schöne und Gute, das niemals stirbt, das sich auf Schutt und Trümmern immer wieder mächtig zum Licht emporringt — auch in Ihrem Herzen. — Das Leben ist stärker als der Tod!"

Sie erhob sich und ging mit freundlichem Gruß. Er blickte ihr nach wie im Traum; dann suchte auch er sein einsames Zimmer auf und warf sich erschöpft in den Lehnsessel am hell flackernden Kamin.

Der Bediente rückte den Tisch mit der Lampe neben ihn und überreichte ihm eine reichhaltige Post. Massenhafte, enthusiastische Zuschriften seiner Verehrer, Zeitungsausschnitte, Broschüren. Die Jünger hatten ihres Meisters Lehren mit durchschlagendem Erfolge verfochten. Die Opposition war endlich verstummt. War sie darum besiegt? Er schüttelte ungläubig den Kopf — der Besiegte war er.

Lange saß er trübe sinnend da, dann durchflog er Blatt um Blatt. Seine Theorien, seine Schlagwörter fortzündend, verheerend — für ihn nur noch inhaltleerer Schall — alles ganz eitel! Glühender Ehrgeiz, ein Führer der Menge zu sein, hatte ihn nicht gestachelt. Wilder Haß gegen alles, was ihm im Frührot des Lebens schön und gut erschienen und sein Sehnen und Verlangen nach einem unendlichen Glück doch nicht gestillt hatte, weil er es in kalter Selbstsucht heischte, erfüllte mehr und mehr seine Brust mit nimmer rastendem Vernichtungseifer. Das Ziel seines Ehrgeizes hatte er spielend erreicht und wertlos gefunden. Aber der Kampf seines Lebens war vergeblich gewesen. Das Gute und Schöne, das er als Trug- und Luggebild verfolgte, lebte in tausendfältiger Gestalt, blühte in unsterblicher Jugendfülle!

Jetzt, wo es wieder einmal galt, in die Schranken zu treten, um den idealistischen Menschen zu zeigen, daß sie arme betrogene Thoren seien, erfüllte mutloser Überdruß seine Seele.

Blatt um Blatt warf er ins Feuer. Es wandte und krümmte sich in den Flammen wie in stummer Qual und wirbelte in den Rauchfang hinauf. Seine Gedanken, seine um den Kaufpreis alles Heiligen gewonnenen Überzeugungen — der Wind trug sie als Aschenatome fort und streute sie herab auf das alte Rom — Staub zum Staube.

Er trat an das Fenster und öffnete es weit. Seine Brust hob und senkte sich tief wie eine große Welle, die lange, lange schon Ruhe sucht und nur den Sturm findet.

Er beugte sich hinaus und blickte empor zu den leuchtenden schweigenden Sternen. In seinem tiefsten Innern regte sich die Ahnung, daß er nach oben schauen müsse, zu einem unwandelbaren klaren Lichte empor, um unten den Weg in den Wirren des Lebens zu finden. Sie hatte hinauf geblickt zu den höchsten Höhen, er hinab in den dunklen Strudel. Wem hatte sich das Antlitz der Wahrheit enthüllt? Wer war am Ziel?

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," schien eine innere Stimme ihm zuzurufen. Die Frucht seines Lebens hieß Haß und Verzweiflung! Und ihres Lebens Frucht hieß: Liebe und Frieden — sie hatte gesiegt. Mit unwiderstehlicher Schöpferkraft drang das Gute und Schöne in sein starres Herz und löste den eisigen Bann. Nacht und Tag hatten miteinander gerungen, und das Licht hatte die Finsternis überwunden.

* * *

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht auf den Ruinen."

Ja, das Alte war vergangen, ein Neues regte sich in seiner Brust und brachte ihm unsägliche Schmerzen. Drei Monde lang hatten sie im täglichen geistigen Austausch

Im Grünen. Nach dem Ge
(Mit Genehmigung der Photogra

nälde von F. Andreotti.
hischen Gesellschaft in Berlin.)

Im Grünen. Nach dem Ge
(Mit Genehmigung der Photogra

nälde von F. Andreotti.
hischen Gesellschaft in Berlin.)

Im Grünen. Nach dem Ge
(Mit Genehmigung der Photogra

Digitized by Google

nälde von F. Andreotti.
bischen Gesellschaft in Berlin.)

miteinander verkehrt, und wie der Mond sein aufgefangenes Sonnenlicht mild verklärend in die Dunkelheit gießt, so hatte ihre lichte Seele immer tiefer, immer heller in sein nächtliches Innere gestrahlt.

Der große Wendepunkt seines Lebens war gekommen, und in einsamen Stunden griff er verzweiflungsvoll in sein weißes Haar und rief: „Zu spät."

Eines Abends zur Osterzeit lehnten sie an der Ballustrade der Monte Pincio-Terrasse und blickten zum letztenmal gemeinsam auf das alte Rom zu ihren Füßen nieder. Die untergehende Sonne goß eine Flut von Gold über den großartigen Überresten einer toten Welt aus, deren Schönheitsgedanken unsterblich sind.

Ihm war, als ständen sie beide am Sarkophage einer großen Weltbeherrscherin und als spräche der schöne Mund der königlichen Toten: Lorbeer welkt, und Edelsteine zerfallen in Staub unter dem ehernen Rade der Zeit. Meine Krone ist glanzlos geworden, mein schöner Leib ist tot, aber mein Geist, der großes schuf, ist lebendig. Er konnte in die Irre gehen, Gewalt und Frevel üben; aber er konnte nicht sterben, denn Geister sind ewig. – Auch du bist für die Ewigkeit geschaffen."

„Für die Ewigkeit," wiederholte er erschaudernd, „verloren, verdammt!"

Da war ihm, als vernähme er eine andere Stimme; volltönend und weich drang sie friedeatmend in sein angsterfülltes Herz, die sprach: „Ja, Zweifler, Geister leben in Ewigkeit; auch der Geist der Wahrheit lebt und siegt. Denn er steht im Dienste Gottes, des Allmächtigen; er vermag die Verlorenen zu retten."

In tiefer, fast schüchterner Verehrung wandte er sich an seine Gefährtin, seine mitternächtigen Augen suchten die ihrigen. Ihr Blick begegnete ihm in heiterem Leuchten wie der Sonnenstrahl dem hinschmelzenden Eisgefunkel, als ahne er nicht, daß er die Winterriesen tötet und den lachenden Lenz ins Land ruft.

Voll vertrauender Güte reichte sie ihm die Hand zum Abschied.

„Nicht mehr das herzlose ‚Nimm', sondern das beseligende ‚Gib'," sagte sie mit heller Zuversicht, „soll fortan die Losung sein. Nicht mehr in die grauenhaften Tiefen menschlichen Elends und Verderbens werden Sie fortan zeigen, als auf den unabänderlichen Lauf der Natur, für den kein Mensch verantwortlich ist, sondern nach den Höhen werden Sie weisen, wo jene Edlen aller Zeiten wandeln, der ganzen Menschheit zum Ruhm und jedem Einzelnen zum Vorbild und Trost, deren Dasein dem geweiht war und ist, was schön, was rein und heilig von Anbeginn."

Er hielt ihre schlanke weiße Hand in seiner kraftvollen Rechten, er fühlte, daß sie stärker sei als die seinige, und er neigte sein stolzes Haupt und drückte sie mit heißer Andacht an die Lippen, eine Andacht, wie er sie nicht mehr empfunden, seit seine Mutter mit ihm betete.

„Des Menschen Herz ist groß," sagte er, sich aufrichtend, „alle Schätze der Erde füllen es nicht aus. Es sehnt sich nicht allein nach Freude, es verlangt auch nach verzehrendem, veredelndem Schmerz."

„Und wenn die Schmerzen ausgetobt haben und es stille geworden ist," sprach sie sanft, „dann steigen aus der Tiefe großer Herzen unvergängliche Schönheits- und Wahrheitsgedanken empor, und des dunklen Pfades Endziel ist Licht. — Auf Wiedersehen! und mögen gute Geister Sie geleiten!"

Traumverloren sah er ihr nach, wie ihre anmutige Gestalt im Lorbeerhain verschwand und ein inbrünstiges: „Gott segne dich" glitt über die Lippen des Spötters. Dann schritt auch er den Hügel hinab.

Sein Haupt war weiß; aber seine Seele war jung und ungestüm. Wie der Gletscher, den die Frühlingssonne auftaut, sich unaufhaltsam hinabstürzen muß in das dürstende Thal, so trieb es auch ihn jetzt wieder hinab ins pulsierende Leben. Kampf war sein Element, und an Siege war er gewöhnt. Im Widerstreite der Überzeugungen sollte die eigene schwer errungene gefestigt, die letzte Fessel der Knechtschaft, die er bisher Freiheit nannte, abgestreift werden. Ein müder Wanderer mit einem toten Herzen in der Brust, war er nach Rom gekommen. Ein freudiger Held, von selbstvernichtendem Kampfesmut getragen, zog er hinaus.

O Macht des Schönen, Guten und Wahren, aus einer edlen Menschenseele leuchtend, wer könnte dir dauernd widerstehen?

* * *

Ein Jahr verstrich, und wieder wurde es Frühling. Die braune Campagne warf

ihr grünes Gewand und ihre Blumentoga um. Aus jeder Felsenspalte rang sich ein blühender Hauch hervor, und das zerklüftete Gemäuer der alten Roma verschwand unter Rosen. Ja, das alte starre Herz der Welt regte sich mächtig in junger Liebe, und Schutt und Gräber überwucherte ein frisches duftendes Leben.

Er war nicht mehr zurückgekehrt in die ewige Stadt. Sie weilte in ihrer nordischen Heimat. Auch dort zog Gott Balduin ein im grünen Mantel, im Sonnenhaar den Veilchenkranz.

Eines Morgens ward ihr ein Buch gebracht, noch frisch vom Druck. Auf dem Titelblatt stand, von seiner Hand geschrieben, ihr Name und der seinige darunter. Das war seine Huldigung, das war sein demütiges Bekenntnis: du hast mich überwunden!

Sie nahm das Buch mit sich in den Wald. Auf einem Baumstamme sitzend, las sie mit brennenden Wangen Seite um Seite und empfand es in heißer Wonne, wie ihre Seele in seiner Brust zum Feueratem der Wahrheit geworden war, zum Orkan, vor dem die Felsen bebten. Nur ein Titane des Geistes konnte die Kraft, nur ein Mann, dem es Zeitlebens um die Wahrheit aufrichtiger Ernst gewesen war, konnte den Mut haben, so kühne Umkehr zu halten, wie dieser Jüngling im Silberhaar. Mit einer neuen Überzeugung gewappnet, das Werk seines Lebens zu zertrümmern, die Fahne des Abfalls, die er so lange ruhmgekrönt getragen, in die Reihen seiner ehemaligen Anhänger, jetzt seiner wutschnaubenden Gegner zurückzuschleudern — das war eine große heroische That.

„Meine Lehre war Trug," rief er ihnen zu, „und ihr habt mich vergöttert. Jetzt hebt die Steine auf, denn ich will euch die Wahrheit verkünden! Nicht aus der leblosen Materie konnte der königliche Geist des Menschen entspringen. Der einzige Weltenschöpfer schuf ihn, sich zum Bilde, derselbe Gott, der sich das Universum als Herrschermantel um die Schultern legte. Und was er schuf, war licht und rein. Die Flecken machte der Satan und seine Kinder, ihr nnd ich, und nur ein Gott des Erbarmens kann sie tilgen. Wir sind nicht da, uns auf den schmachvollen Polstern niedriger Eigensucht behaglich auszustrecken und unseren Gelüsten gewissenlos zu fröhnen, sondern nach Tugend und Gerechtigkeit zu streben und mit den Waffen des Lebens dem Tode die Beute abzujagen."

Was er behauptete, das bewies und verfocht er mit der haarscharfen Logik, die ihn so überzeugend machte. Bald sprach er sanft, tief in die Herzen dringend, bald fuhr er wie der Sturm daher und riß den Verblendeten die Dächer von den Häusern, daß sie nicht mehr die Straße allein aus ihren kleinen Fenstern sahen, sondern auch den Himmel mit seinen tausend Sternen — daß Gottes Odem von oben hineinwehen konnte, vor dem die Grüfte sich aufthun und die Toten auferstehen.

In verzehrendem Eifer um alles wahrhaft Gute und Edle, das er einst verlachte, wollte er den Irrtum seines Lebens sühnen. Und wenn seine freudige Energie einmal zu erlahmen drohte, dann gedachte er an zwei Augen, dunkel wie die Meerestiefe, in der die Perlen ruhen, und aufleuchtend wie der Sonnenstrahl auf den Wellen, in denen er den Funken hatte schimmern sehen, der in Ewigkeit nicht erlischt, der sein Herz durchglüht hatte, daß er lieben und glauben mußte in ursprünglicher Wärme und Kraft.

Es war Abend, als sie das Buch aus der Hand legte. In tiefen Zügen trank sie den Duft der jungen Birken. Die Vögel in den Zweigen schliefen. Nur ab und zu vernahm man abgebrochene süße Töne von einem, der in Liebesliedern träumte.

Sie sah in die sinkende Sonne und ihr war, als sähe sie ein goldenes Thor aus dichten Nebelstrahlen und an dieser Himmelspforte einen lichten Reiter auf schneeweißem Pferde, in der Rechten ein weißes Banner mit dem Bilde der Sonne tragend, als Symbol der Gnade, der Liebe und des Lebens. Und dieser Reiter kam einst, ein Heros der Nacht, auf einem schwarzen Höllenroß daher gesprengt!

In den schönen dunkelblauen Augen, die einst um einen Verlorenen geweint hatten, schimmerten Freudenthränen über einen Erlösten. Das Leben hatte den Tod besiegt. Es war Frühling! —

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Neue Lyrik.)

Wenn man einige dreißig Bände neuer Lyrik vor sich liegen hat, kann man an die Aufgabe, sie zu besprechen, nur mit dem Trost gehen, daß es bei der Unvollkommenheit alles menschlichen Thuns nicht darauf ankommt, ob dieses Thun einmal noch unvollkommener ausfällt als gewöhnlich. Denn, um es von vornherein zu sagen, selbst wenn ich im Laufe des vergangenen Jahres nichts anderes zu bewältigen gehabt hätte, wie das Studium dieser dreißig und einiger Bände mit lyrischen Gedichten, wäre ich dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Dazu müßte ich selbst lyrischer konstruiert sein, als ich mich dessen rühmen kann. Es ist also möglich, daß sich unter diesem Bücherstoß einige finden, die sehr wohl erwähnenswert gewesen wären und die ich doch unter den Tisch fallen lassen muß, weil ich nicht bis zu ihnen durchgedrungen bin. Wenn das vielleicht Ursache werden sollte, daß im Laufe des nächsten Jahres noch einige Dutzend Stachelreime auf gewissenlose und dumme Recensenten mehr geschmiedet werden, als ich sie unter dem Weizen dieses Jahres gefunden habe, so macht mir das nichts aus. Es ist mir immer eine Freude, wenn ich einen Menschen Temperament äußern sehe, und den einzigen Beweis von Temperament habe ich bei einigen dieser Lyriker in ihrem Ärger darüber gefunden, daß ihnen ihre gereimten Wonnen und Schmerzen nicht schon bei Lebzeiten ein Denkmal eingetragen haben. Die naive Tenoristeneitelkeit, die das einzig Charakteristische für eine ganze Anzahl besonders jüngerer deutscher Dichter ist, hat gar nichts gemein mit dem starken Selbstbewußtsein, das der Nestor der deutschen Dichter, Wilhelm Jordan, in seinen Gedichten äußert, die er als „Letzte Lieder" erscheinen ließ (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. Leipzig, F. Volckmar). Hat sich doch Jordan sogar veranlaßt gefühlt, diese „Letzten Lieder," die hoffentlich nicht seine letzten Lieder bleiben werden, nicht ohne ein Motto in die Welt gehen zu lassen, das fast so klingt, als ob er ihr Erscheinen entschuldigen müßte:

„Volle fünfzig Jahre heuer
Zählt mein erstes Liederbuch.
Ging da nicht das Jugendfeuer
Längst mir aus zum Dichterflug?

Wer sich freudefähig weiß,
Tapfer auch, sein Leid zu tragen,
Darf sich noch als Jubelgreis
Auf den Flügelreifen wagen."

Freilich will es mir scheinen, als seien diese Freudefähigkeit und Tapferkeit Wilhelm Jordans nicht gar so verdienstvoll, als sei er eine von Natur ganz besonders glücklich beanlagte Individualität. Dichterseelen wenigstens weisen nicht häufig einen so starken Zug praktischer Nüchternheit auf, wie er aus vielen dieser „Letzten Lieder" spricht, und die Poeten sind gewiß selten, die wie Jordan in ihrem ganzen Leben niemals einem Unerreichbaren, einem Traum nachgejagt haben. Deshalb sind der Stolz darauf, daß er alles erreicht hat, was er zu erreichen sich vorgesetzt, nicht minder berechtigt, die Wahrheitsliebe und Klarheit, mit denen er auf sein Leben zurückblickt, um so bewundernswerter. Charakteristisch hierfür sind die beiden Lieder: „Aus gleicher Tonart," in denen er das Verhältnis zu seiner vor Jahresfrist verstorbenen Gattin schildert:

I.

„Ich dachte nicht beim ersten Mal
Daß ich dich lieb gewänne.
Ich spürte nichts vom Himmelsstrahl,
Der flugs im Herzen brenne.

War weder scheidend krank vor Gram,
Noch kommend überselig.
Warum ich immer wiederkam,
Das ahnt' ich nur allmählich.

Als weit ich dann auf lange schied,
Erfuhr ich, was mir fehle.
Am lustgemischten Schreck erriet
Den Wohngast meiner Seele.

So hab ich statt aus falscher Scham
Zu fabeln, eingestanden,
Wie schlicht und wenig wundersam
Wir uns zusammenfanden.

Erst als wir spürten, daß zu zweit
Wir zehnmal mehr vermöchten,
Stand fest, daß wir den Lebensstreit
Zum Paar verschmolzen föchten.

Um desto sichrer glückgekrönt
Ist unser Bund geblieben,
Je sachter war uns angewöhnt
Einander treu zu lieben.

II.

Sobald wir für die Lebensfahrt
Uns miteinander bestgepaart
Empfanden mehr als wußten,
Erwuchs uns mit der Liebesglut
Auch sichrer Trotz und fester Mut
Zu wagen, was wir mußten.

Sie war den Kinderjahren kaum
Entwachsen; toller Schülertraum
Hieß unsre Brautschaft allen.
Wir ahnten unserer Treue Lohn
Und ließen lächelnd uns den Hohn
Sechs Jahre lang gefallen.

Sie teilte manches Kärbchen aus;
Indes erschrieb ich mir ein Haus.
Als fünfundzwanzig Jahre
Ich zählte, schwieg der Spöttterschwarm,
Das junge Paar stand Arm in Arm
Beseligt am Altare.

Die Feder flog ums liebe Brot,
Die Sorge kam, es traf uns Not

Durch Niedertracht und Tücke.
Doch tapfer schlugen wie uns durch;
Wir hatten eine feste Burg
An unserm Doppelglücke.

Was zähneknirschend ich aerlar,
Vermachte schöner denn zuvor
Mein Lied mir zu aerdienen.
Wie dankte mir Frau Ute bald
Für echtes Nibelungengold
Als Armband mit Rubinen.

Gewinnaersichert wett' ich zwar
Daß nimmee sich ein Krösuspaar
So daß zu freun verstehe
Am eisigsten Opal, Beryll. —
Doch kein arkadisches Idyll
Berühm' ich unsre Ehe.

Denn rastlos mußte, sie daheim,
Auf Reisen ich mit Vers und Reim,
Erwerben und erwirken.
Nach darf ich fabeln, daß im Nest
Wir immer nur vom Wannefest
Erkämpften Glückes girrten.

Gestanden sei's, uns schliff auch Zank
Einander endlich spiegelblank
Die harten Naturaturen,
Indem wir erst im Widerstand
Wie stark, wie fest, wie streitgewandt
Wie feien, stolz erfuhren.

Wir hatten immer beide Recht:
Wenn das nach jedem Wortgefecht
Wir lachend eingestanden,
Wie köstlich war der Friedensschluß,
Sobald von selbst zu langem Kuß
Sich unsre Lippen fanden.

Nach innigee mit jedem Jahr
Denn ehedem als junges Paar
Drum liebea sich die Alten,
Die mehr, weit mehe, als einst ihr Mund
Gelobt beim ersten Herzensbund,
Einander treu gehalten.

So hatt' uns doch die frühe Wahl,
Die Liebesheldblick uns befahl,
Wie laut als unbesonnen,
Als Jugendstreich, nur allzubald
Gewiß bestraft, für jedee schalt,
Das große Los gewannen."

Gewiß sind wenige Dichter einen so geraden Weg durch das Leben gegangen, wie ihn hier Wilhelm Jordan als den seinen schildert, und sicher sind er und Frau Ute zwei Kernnaturen, die Schulter an Schulter tapfer zusammengestanden haben. Daß in diesem Dichter auch etwas vom Philister steckt, läßt sich wohl nicht leugnen, aber gegenüber all' der falschen und erheuchelt genialischen Lebensanschauung, mit der unsere jüngste Dichtergeneration prunkt, wirkt diese nüchterne Solidität keineswegs ernüchternd.

Frida Schanz hat unter den Lesern der Monatshefte so viele Freunde, die ihr für manche tiefe und anmutige Gabe Dank wissen, daß ich kaum mehr zu thun habe, als das Erscheinen eines neuen Werkes der Dichterin anzuzeigen. Ich kann mir aber doch nicht versagen, aus ihren zweihundert Spruchstrophen, die in schöner Ausstattung unter dem Titel „Vierblätter" (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing) erschienen sind, einige herauszugreifen. Das Vierblatt ist bekanntlich das Glücksblatt, und wenn ich auch nicht dafür garantieren will, daß es schon zum Glück genügt, diese Vierblätter im Hause zu haben, so bin ich doch überzeugt, daß jeder, der diese Spruchstrophen durchforscht, eine Anzahl finden wird, die ihn ganz besonders berühren und denen er einen Trost, eine Erhebung, eine Richtschnur oder einen kräftigen Ausdruck dessen dankt, was ihn selbst bewegt. Also:

„Das hat mit einem köstlichen Wein
Eine innige Freude gemein,
Daß sie den um meisten erfrischt,
Dem sie am seltensten aufgetischt."

•

„Dem Feind verzeihn und dennoch weiter grollen,
Das heißt: von einem schönen, edlen Gut,
Das man verschenkt im raschen Edelmut,
Das beste heimlich wieder stehlen wollen."

•

„Die kleine, schwache, gute That
Im Reifrock eitler Überschätzung,
Das ist von allem Plunderstaat
Die häßlichste Geschmacksverletzung."

•

„Durchs Sonnenland von sel'gen Freudentagen
Scheint dich ein Schnellzug eilend hinzutragen.
Im Leid wird dir kein Aufenthalt erspart.
Wieviel Stationen doch, wie endlos lang die Fahrt!"

•

„Harre nur! Rüste für und für
Deiner Hoffnung schwankes Gebäude!
Über Nacht hängt vielleicht die Freude
Still ihr Kränzel an deine Thür!"

Der starke Band „Gedichte" von Felix Dahn (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel) vermittelt uns zugleich die Bekanntschaft der zweiten Gattin des Dichters, Therese Dahn, die eine ganze Anzahl von Balladen und lyrischen Gedichten beigesteuert hat. Ein vorsichtigeres Dichterpaar würde zweifellos den Band zu einem Bändchen zusammenschmelzen lassen, aber in dem Arbeitszimmer des Breslauer Professors scheint es an einem Papierkorb zu fehlen. Mit seiner „Vorbeugenden Abwehr" wird Felix Dahn selbst seine wütendsten Verehrer nicht überzeugen, daß in diesem Bande mehr Weizen als Spreu vereinigt ist.

„Ich hör' es schon! ‚Wie unbedeutend!' — tönt es —
Wie nichtig diese Staffe! Unanerständlich
Oft die Beziehungen! Was gehen uns
All diese Hochzeiten und Taufen an?
Die Feuerwehr sogar besingt der Mann!
Und welche grenzenlose Eitelkeit,
All diese Beeslein drucken gar zu lassen!
Ins Kleinlichste verläuft die Dichtung hier.'
Gemach, ihr Herrn! ‚Sub specie aeterni'
Betrachtet ist auch Kleines, Flüchtiges
Nicht wertlos: wie Gott nicht nur in den Sternen, —
Im kleinsten Blümchen lebt in Wald und Flur,
So kann die Kunst — und soll's! — das Ideale
Auch in dem Kleinsten finden und verkünden.
Der Tropfen Tau, darauf die Sonne scheint,
Wird zum Demant und strahlt in höchster Schöne."

Nun höre man, wie Felix Dahn „eine von Breslau an den Rhein Verpflanzte" sub specie aeterni andichtet:

„Du bist nun, hör ich, Rheinfroh.
Wir waren hier so dein froh,
In Würzburg wärst du Main-froh.
Denn dir im Hirn liegt kein Stroh!
Sei nimmer aall- und rein-froh,
Sei immer groß-, nie klein-frob,
Im Ernst und nicht zum Schein' frob:
Weil rein du bist, sei fein-froh,
Nur plumpe Leut' sind schwein-froh.
Im Tanze schwing das Bein frob,
Sei Wald- und Berg- und Hain-frob,
Und gegen Freier Nein-froh.
Bis endlich wirst du „Sein"-frob.
Und sticht dich mal ein Reinfloh,
So sei auch dieser Pein froh,
Und nimmermehr sei dein Fall,
Du Liebliche, ein Reinfall;
Doch denk auch manchmal Rheinfroh
Nach deines Felix Wein-frob."

Es ist ja nicht ganz unmöglich, daß die angesungene junge Dame sich über die Verse gefreut hat; aber damit sollten sie doch auch ihrem Zweck genügt haben. Wie mit diesen ist es fast mit allen andern Dahnschen Gelegenheitsdichtungen, mag er sie nun der Sendung eines Fäßchens Kaviar beifügen, der Braut eines Reichsbankbeamten aber seinen zahlreichen Paten widmen, — man sieht das Wasser, aber die Sonne scheint nicht darauf. Vereinzelt findet sich Schönes, wie „König Manfreds Grab;" seltsam mutet es dagegen an, bei Dahn, der sich selbst den „Wahlsahn Odhins van Asgardh" nennt, die alten Germanen zu Odhin beten zu hören:

„Und du, der du, kundig wie keiner, kennst
Die Herzen der Holden,
Der erfreuenden Frauen,
Der lieblichen, lichtäugigen, linde lispelnden,
Der weißbusigen Weiber, —
O gib mir, ihre Gunst zu gewinnen,
Und in Kosen und Küssen
Ihr wonnig Gewähren.

— — — — — — — —

Laß mich auch der Scheuesten Scheu
Mit sanfter Süße besiegen,
Der Keuschesten Kälte
Durch leise glimmende Glut im Geblüt
Zündend verzehren!"

Solche Begehrlichkeit war den alten Germanen durchaus fremd, wenn man alten Überlieferungen trauen darf. Auch ihren Aufstieg gen Walhall dachten sie sich kaum derart, daß sie Odhin bitten konnten:

„Dann sende der schwanenschwingigen,
Der schönen Schildmaide schicke
Die weißeste, wonnigste mir,
Daß mich die Zarte zärtlich
In den Armen umfangend
Trage, mich Treuen,
Aufwärts nach Asgardh."

Die Germanen dachten sich die Schildjungfrauen gar nicht zart und zärtlich, sondern schrecklich schön, und das Gefühl, mit dem der Muslim etwa an die ihn im Paradiese erwartenden Huris denkt, wenn er in den Kampf geht, kannten sie nicht. Da sich aber Felix Dahn das germanische Heidentum ganz nach seinen Bedürfnissen zurechtgeschneidert hat, ist es kein Wunder, wenn er dichtet:

„Hob ich die Wahl zwischen Christ und Jud, den beiden, —
Lieb' ich halt allewelt vor — den Heiden! —"

Es ist ja nur konsequent, wenn der Wahlsahn Odhins sich selbst vergöttert. In Asgardh mag es darob trotz aller Götterdämmerung manchmal furchtbar heiter zugehen. Verwunderlich, daß Dahn zur Gründung seines Odhinkultus nicht bereits eine Aktiengesellschaft gebildet hat; die Juden würden freilich jetzt nicht mehr zeichnen, — er hat es ja gewagt, sie mit den Christen in einen Topf zu werfen.

Weniger, als er es verdient, ist in Deutschland bisher Christaph Mickwitz bekannt geworden, dessen „Gedichte" (Reval, Verlag von Franz Kluge; Leipzig, Rud. Hartmann) in zweiter Auflage erschienen. Die Deutschen in den baltischen Provinzen, die ihn den Ihrigen nennen, schätzen ihn seit lange und mit Recht sehr hoch. Von großer Vielseitigkeit, tiefem Gehalt und schöner Form, scheinen mir das Charakteristischste und Anziehendste seiner Persönlichkeit, doch die Wahrheit seiner Empfindung und die Schlichtheit des Ausdruckes zu sein. Man muß sich in die Lage der Deutschen in den baltischen Provinzen hineinversetzen, um der männlichen Persönlichkeit des Dichters ganz nachfühlen zu können, was ihn „Zum Jahreswechsel 1890" bewegte:

„Lebensmüd' und lobverfallen
Steigt beim dumpfen Glockenschallen
Matt vom Wandern
Zu den andern
Still das alte Jahr hinab.

Keine Blumen, keine Kränze
Feilsch gepflückt im Hoffnungslenze,
Keine Spende
Wormer Hände
Legen wie ihm auf das Grab.

Wenig Freude, wenig Frieden
Hat es lebend uns beschieden,
Aber Saegen,
Tief verborgen,
Trug es viel in seinem Schoß.

Wird das neue Bess're geben?
Keiner kann den Schleier heben,
Und so trage
Sondre Klage
Jeder still gesollt sein Los."

Die lyrischen Gedichte von Christaph Mickwitz erscheinen niemals als mühselig in Reime geschmiedete Gedanken, sondern immer als eine gewaltsam in Versen hervorbrechende Stimmung, wie das schöne:

„O Jugend, o Jugend, du schöne Rosenzeit!
Da leuchtet noch der Himmel so freudig weit und breit.
Es strahlt die goldne Sonne
So warm durch Strauch und Baum
Und durch das Herz voll Wonne
Zieht hell der erste Traum,
Daß es nur jauchzt und jubelt voll junger Seligkeit:
O Jugend, o Jugend, du schöne Rosenzeit!

Da regt sich im Herzen und singt mit leisem Schall
Zum erstenmal verstohlen der Liebe Nachtigall.
Sie singt mit scheuem Bangen
Von einer Rose Pracht,
Sie schmettert voll Verlangen
Ihr Lied bei Tag und Nacht
Von Liebesluft und Wonne und Frühlingsherrlichkeit:
O Jugend, o Jugend, du schöne Rosenzeit!

O Jugend, o Jugend, du schöne Rosenzeit!
Schon hat der Reif des Alters das Haupt mir weiß
beschneit.
Zu Neste geht die Sonne,
Die einst so hell geglüht,
Verweht die Liebeswonne,
Die Rosen abgeblüht.
Doch wenn ich dein gedenke, so wird das Herz mir weit,
O Jugend, o Jugend, du schöne Rosenzeit!

„Leben und leben lassen" nennt Rudolf Presber einen hübsch ausgestatteten Band (Frankfurt a. M. C. Naemitzers Verlag), in dem er zumeist die Liebe, den Wein und ungebundene Jugendlust besingt. Daß die vergnügte Leichtlebigkeit ihm aber nicht Lebenszweck ist, beweist nicht nur die an seine Mutter und seine Frau gerichtete Widmung des Buches, sondern neben manchem anderen auch das folgende wohl der letzteren geltende Gedicht:

„Du nennst dich ‚unklug'; — wie bescheiden! —
Weil, wo ein andres eitles lockt,
Die Worte die vorübergleiten,
Und du dem Sinn nicht nachgedocht;

Weil, was ein andres hassend wehrt
Im Busen, leicht dein Herz ergötzt;
Weil du den schlichten Sinn bewahrst;
O bleibe, Liebchen, wie du bist!

So, wie du bist, lernt' ich dich lieben,
So hab' ich dich zuerst geküßt,
So hat's mich zu dir hingetrieben —
O bleibe, Lirbchen, wie du bist.

Lrrn' nir verstehen das Gemeinr,
Nie Weltbetrug und Menschenlist;
Ich nennr stalzer dich dir Meine —
O bleibe, Lirbchen, wir du bist."

Maurire Reinhold van Stern, der in Zürich lebende Balte, der in jüngeren Jahren manches Lied zum Preis der sazialistischen raten Fahne gesungen hot, widmet unter seinen neueren Gedichten, die unter dem Titel „Nebensonnen" (Dresden, E. Piersans Verlag) erschienen sind, der roten Internotionale eine sehr deutliche Absage, die sicher ehrlich gemeint ist. „Verstanden!?" nennt Stern das Gedicht:

„Wrnn das Vatrrland flrrend in Waffen strht,
Sind dir Feindr vereint,
Was Sozialdemokrat, was Majestät,
Hier ist Drutschland gerint!

Was rotrr Lappen, was preußischer Nar,
Es wird Treue grwahrt,
Ist das herrlichr Vatrrland in Gefndr —
Das ist deutschr Art!

Rust das Vaterland einst sein verlaufenrs Kind,
Wird ein Kämpirr begehrt —
Mit dem jungen rhrlichen Brausrwind
Zög' ich seldrr das Schwert!

Das ist ein ehrliches Wort, wenn es auch ein selbstverständliches sein sollte, — für einen Reichsdeutschen wenigstens, der Stern nicht ist. Traurig genug, daß er in der Notwendigkeit war, einem seiner reichsdeutschen politischen Gesinnungsgenossen eine solche Antwort zu geben. Eine merkwürdige Begriffsverwirrung liegt freilich darin, daß der in der Schweiz lebende russische Unterthan deutscher Zunge Deutschland ols sein Vaterland apostraphiert und sich ats dessen verlaufenes Kind betrachtet. Wenn Stern sich so deutsch fühtt, sollte er sich ouch kaiserlich deutsch fühlen, denn zu einer Absage an die Internotionote hat er eigentlich kein Recht, so lange er ols russischer Unterthan, in der Schweiz lebend, van einer politischen Umgestaltung Deutschlands träumen zu dürfen glaubt. Dos ist ein Traum, der internationales Bewußtsein van ihm varousetzt. Vielleicht klören sich seine Begriffe auch nach dieser Richtung noch, nnd es steht dann zu hoffen, daß er nicht mehr Verse um der Verse willen mocht, was jetzt noch häufig der Fall ist. Van vielen seiner Gedichte bleibt nichts übrig, wenn der Leser sich nicht van ihrem Klang berouschen lößt, soudern noch dem Geholt forscht.

Freunde van Dialektdichtmngen möchte ich auf die „Schnoke und Schbuhze," eine Sammlung heiterer Gedichte in pfälzer Mundort van Max Borock (Stuttgart, Verlag von Adalf Bonz & Camp.) aufmerksam macheu. Boracks Humor ist monchmal etwos derber Art, aber es ist immer echter Humor. Ein liebenswürdiger Scholk spricht aus dem Gedicht „E guter Rot:"

„Liewr Mädchrr, laßt rich sage:
Wann'r us der Schdroß' als grht
Odder dri Belannde schdrht —
Nar die Nage niederg'schlage,
Wann e alter Jungg'sell grißt!
Denn die Well, dir — wir'r wißt —
Gar geern rähsonniere dbut,
Sacht, das schdänd de Mädcher gut.
Zudem merkt der Weck dann nach
An dem Nagrnnirderschlag,
Daß e Mädchr, jung und schön,
Nix will vun so altr Kracher
Un so Schbarsanzemacher
Un — daß er könnt writergehn.

Herengrgr, liewe Kinner,
Schdickt nix Bös's so d'rhinner
Un's is ganz was anneresch't's, wann
Als rmal a jungrr Mann
Zu 'me Gruß vae eich sein Hut
Odder's Käppche runnerdhut —
Gener, vnn dem's ganz gwiß
Un nit zu drzwrifln is,
Daß er rich im Herze trägt
Un in Lied' un Trei drin hegt:
Dann braucht ihr als — tozusage —
Kren so Schbarglemende mache!
Kren, ihr liewe Mädchee all',
Loßt rich sage: in dem Fall
Braucht ihr als nit eirr' Nage
Eirr' schönr, nirdrrschlage.
Kunträr, laßt eich mit Brrdrane
Nrin wie in'n Schdichel schaue,
Daß d'e nis der jungr Mann
Sehe un erkennr kann,
Daß drin schdeht: „Ich hab' dich grern,
Liewer als sunicht allr Herrn —
Drrntweg' kumm', du kannschl m'r's glaawr,
Nar Karasch — ich din zu hawe!"

In dem Bande „Erlebte Gedichte" von Otta Julius Bierboum (Berlin, Verlag von Wilhelm Ißleid [Gustov Schuhr]) ist mit vielem Schönen viel anspruchsvoller Bombost vereint. Zu dem letzteren zähle ich vor allem den sich geniolisch geberdenden Widmungsbrief an Detlev Freiherrn von Liliencran und die eingestreuten Prasagedichte, die nicht bizarrer sein könnten, wenn der Dichter sie mit der bewußten Absicht geschrieben hätte, die Leser den Kopf schüttetn zu lossen. Aber Bierbaum ist ein zu echtes Talent, ats daß man nicht aus dem Vielen, wos einem mißfällt, sich gerne das herousfuchte, was einem gefällt. Doß er in seinen besten Gedichten nicht gerade neue Töne anschlägt, trotzdem er sich wie ein Neuerer geberdet, hot er mit allen seinen Kollegen gemein, die mit lyrischen Gedichten nicht nur den Parnaß stürmen, sondern auch die alte Ordnung umwälzen zu können glauben. Ich wähle aus der Sammlung das Gedicht: „Schlagende Herzen," trotzdem ich vermute, der Dichter selbst wird es nicht gerode zu dem Bedeutendsten aus derselben zählen:

„Über Wiesrn und Feldrr ein Knabe ging,
Kling-Klang schlug ihm das Herz,
Es glänzt ihm am Fingrr van Golde ein Ring,
Kling-Klang schlug ihm das Herz.
‚Ob Wiesen, ob Felder,
Wir srid ihr schön!
Ob Brrgr, ab Wälder,
Wir srid ihr schön!
Wie dist du gut, wie dist du schön,
Du galdenr Sanne in Himmrlshöh'n!'
Kling-Klang schlug ihm das Herz.

Schnell eilte der Knabe mit fröhlichrm Schritt,
Kling klang schlug ihm das Herz,
Nahm manche lachende Blume mit,
Kling klang schlug ihm das Herz.
‚Über Wiesen und Felder
Weht Frühlingswind,'
Über Berger und Walder
Weht Frühlingswind.
Im Herzen mir inurn weht Frühlingswind,
Der trribt zu die mich krise, lind!'
Kling-klang schlug ihm das Herz.

Zwischen Wiesen und Feldern ein Mädel stand,
Kling klang schlug ihr das Herz,
Hielt über die Augen zum Schauen die Hand,
Kling klang schlug ihr das Herz.
„Über Wiesen und Felder
Schnell kommt er her,
Über Berge und Wälder
Schnell kommt er her.
Zu mir, zu mir schnell kommt er her!
Ob wenn er bei mir nur, bei mir schon wär'!"
Kling-klang schlug ihr das Herz."

Zum Schluß möchte ich noch die „Lieder der Waldfrau" von Heriberta von Poschinger (München, Verlag von Dr. E. Albert & Co.) erwähnen. Nicht weil sie mich besonders entzückt haben, sondern weil die Verfasserin von den Jüngstdeutschen als eine der Ihrigen gefeiert wird, trotzdem sie so romantisch angehaucht ist wie möglich. Das scheint mir charakteristisch für meine Überzeugung, daß die sogenannten Jüngstdeutschen gar keine bestimmte Richtung markieren, sondern nur durch das Bedürfnis, sich gegenseitig zu stützen, zusammengeführt sind. Zum Beweise, daß Heriberta von Poschinger ganz im Banne der Romantik steht, das hübsche, wenn auch nicht gerade vielsagende Gedicht „Ein Gnadenbild:"

„Durch die grüne Ebne zieht
Sich ein Pfadgewinde,
Blühend steht im Weizenfeld
Eine alte Linde.

Gott nur weiß, von wessen Hand
Ward vor langen Tagen
An den Stamm ein Gnadenbild
Heimlich angeschlagen."

Ebenso romantisch ist das Gedicht „Susanne," das ich gleich daneben finde:

„Wenn der Scheiter helle Flamme
Knisternd flackert im Kamin,
Sitzt am Rocken nachts Susanne
Und singt leise vor sich hin:

Liebe ist ein schlimmes Feuer,
Beennt im Herzen, brennt im Blut,
Nur die Flut im Erlenweiher
Kann mir löschen ihre Glut." —

Warum gerade Susanne so singt, ist mir nicht klar geworden, da „Susanne" auf „Flaume" nicht einmal einen Reim gibt. Vielleicht liebt es die Waldfrau, Rätsel aufzugeben.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Mai! Der alte Spielplatz draußen auf der Wiese ist nun wieder bezogen! Aus Scheitholz und Bohnenstangen ist vor dem Baumstrunke ein Katheder gebaut, von dem herab noch in buchstadierender Langsamkeit die „Große" die Geschwister mit den Märchenwundern bekannt macht: zum hundertstenmale werden sie gelesen, und die Kleinen reißen immer aufs neue die Augen und Münder auf und lauschen den sonderbaren Dingen! „Es war einmal . . ." Hinten die alten Bauernhütten am See und die sich begrünenden Linden; die Bienen summen und die Lerchen flattern laut singend aus den sonnenbeleuchteten Feldern auf: Mai ist's auf der Bleistiftzeichnung der Münchnerin Anna von Wahl.

Und Mai ist's bei Adolf Lüben, Mai nicht nur nach dem Blumenstrauße, welchen das junge Mädchen als „Frühlingsboten" sich an die Brust steckt, sondern in dieser selbst, unter dem sorgfältig gebundenen Brusttuch: Wie sich schämig die Augen niederschlagen, wie sorgfältig, vorsichtig die arbeitsgewohnten Hände das Geschenk des „Wonnemonats" beschützen!

Selbst aus dem kleinen Blatte des angenannten Künstlers A. D. winkt der Mai: Noch sind die Bäume kaum belaubt, noch sproßt an den Büschen kaum ein Blatt, aber schon hat die Natur, der es an Blumen fehlt, Mensch und Tier zu ihrem Schmuck herbeigerufen: die Bauern, die mit Vieh zu Markt ziehen, die Wanderer der Straße, die vom Wald mit Laubstreu Heimkehrenden. Seit Carl Fröhlich, der Dichter mit der Schere, und Konewka, der früh verstorbene Meister der Silhouette, der Welt gezeigt haben, wie groß die Ausdrucksmittel ihrer Kunst seien, ist diese nie wieder ganz vergessen worden. Wohl hat die Photographie die Bildnisse verdrängt, die man noch hier und da in alten Familien — und alten Studentenkneipen — erhalten findet, jene Versuche, die Züge eines Menschen in billiger Weise festzuhalten, aber gerade weil die Konkurrenz anderer Ausdrucksmittel zu stark wurde, hat sich die Technik des Ausschneidens so außerordentlich verfeinert, es mußte in der Zierlichkeit und im weicheren Gegenstande neue Reize suchen. In rascher Bewegung fliegt bei der Herstellung solcher Kunstwerke das Blatt schwarzen Papiers in der Linken des Künstlers, während die kleine Schere langsam aber gleichmäßig zuschneidend alle jene Biegungen und Wendungen des Umrisses in verkleinertem Maße nachschneidet, welche die gewissermaßen als Storchschnabel benutzte Linke das Papierblatt in Großen machen läßt.

In Anton Schöners Bildnisse „Unser Liebling" blickt wieder der Frühliag aus den frischen Augen. Der tüchtige, 1866 in Nürnberg geborene und in Berlin lebende Maler hat mit wenig Mitteln geschickt den vornehmen Lockenkopf vor uns hinzustellen gewußt, den trotzigen Mund und die kecke Nase, den aufgeweckten Sinn im Auge. Es ist kein Naturbursch, den er uns schildert, sondern ein verfeinertes Produkt der Städte, das zwar Herzen zu gewinnen, aber auch sich zurückzuhalten weiß — wenn es will!

Maienfrisch zieht's auch durch das Herz der Skizze einer jungen Mutter, welche Paul Thumann, der vielgeliebte Illustrator, uns beisteuerte. Wie das kleine Pätschchen sich weich und warm an den Hals der Beglückten legt, wie durch ein paar Striche die sorgsam pflegende Haltung der das Kindchen schützenden und sein rundes Köpfchen tragenden Linken charakterisiert wurde!

Um Thumann einen Antipoden entgegenzustellen: Max Liebermann und sein „Alt-

männerhaus in Amsterdam." Schon ist der Garten belaubt, die Sonne leuchtet warm durch das Gezitter des Laubwerks. In Reihen sitzen die Pfründner auf den Bänken, rauchend, plaudernd, meist sinnend, nur sich selbst hinlebend. Das Werk des Lebens haben sie vollendet, der draußen auf der stürmischen See, jener daheim in rastloser Arbeit, in dröhnender Werkstätte, auf dem Felde: Nun gibt ihnen die reiche holländische Heimat ein gemütliches Heim, eine anständige Versorgung, die auch noch zu einem Pfeifchen langt und sie jene Maientage in beschaulicher Ruhe genießen läßt, welche ihnen noch beschert sind!

Unter den Malern, welche der Nation allzeit reges Bedürfnis nach Bildnissen hübscher Mädchen zu befriedigen wissen, hat jetzt Alfred Seifert eine der ersten Stellen. Es ist ja auch die Frauenschönheit eine Sache des wechselnden Geschmackes. Einst war das hellenisch-klassische devorzugt, gerade strenge Nase und hachgeschwungene Lippen; dann kam das romantisch-arientalische, mandelförmige Augen, volle Rundung des Gesichts, rabenschwarzes Haar; nun sind wir bei dem bürgerlich-neckischen, ein Zug von Schwärmerei muß im Auge liegen, ein wenig Naivetät und Treuherzigkeit in dem vollen kußgerechten Mund und ein Zug der Unbändigkeit, ausgesprochenen oder nach schlummernden Willens in dem der Ordnung widerstrebenden Haar: Das Näschen wird fein, rundlich, die Wange weich und voll, die Stirn klar und freundlich. Das ist das Muster eines Mädchens, wie es Baumbach aber Wolff dichtete und wie es uns Seifert in seinem „Täubchen" darstellt.

Man vergleiche es mit der „Amaryllis" von Heinrich Lassaw. Jene gehört dem Mittelalter, diese dem Rakoko an, dem von Lassow mit aller seiner Koketterie so geschickt behandelten Zeitalter. Aber sie sind trotz des Zwischenraumes von mehreren Jahrhunderten, die sie kostümlich trennt, doch beide die Töchter gleichen Blutes. Das Täubchen, welches sich dort sentimental anschmiegt, es hat bei Lassow unter Rosen den Freund gefunden. Und die widerstrebenden Haare sind der Jungfrau aus der Stirn heraus zu zierlichen Locken gewellt, auf denen der kecke Hut thront. Aber das feine Näschen hat die Enkelin behalten und den neckischen Zug um den lächelnden Mund. Und wieder blicken die Augen zur Seite, prüfend und fragend — dieselben Augen: Aber sie fragen zuversichtlicher bei der schönen Schäferin, welche zwar die Sichel aufs Feld trägt, aber wahrlich nicht zur schweren Arbeit: Schon blüht das Korn, schon beginnt das Reifen.

Die Italienerin, welche F. Andreatti uns zeigt, ist so sehr anders, als jene beiden deutschen Mädchen, wie es deutschem Frühling gegenüber die schon in der Fülle des Grüns prangende Landschaft ist, in welcher sie sitzt: Jener elegante Jüngling hat ihr den „Adone" des Marini vorgelesen, zierliche Verse, in welchen das Leid verschmähter Liebe in kunstvoller Verschränkung stets in neuer Form geklagt wird. Und bequem hingestreckt, schaut er mit einem Blicke zu ihr auf, welcher fragt, ob denn all die süßen Worte nicht ihr Herz bewegten. Sie aber regt sich kaum: Ein warmer Ton, der aus dem eigenen Gefühl des Freundes käme, würde die stolze Schönheit wohl schnell bezwingen. Doch was soll ihr das kunstvolle Stöhnen des wortreichen Dichters?

Dort unten im Nillande brennt schon heiß die Sonne Müde vom Tanz — man sehe, wie die das Tambourin schlagende Linke erschlafft niederhängt — sitzt das braune Fellachenmädchen auf der Stufe eines Monumentes, träumend blickt sie vor sich hin, während des Mundes Wellenlinie sich hebt, bis die weißen Zähne hervorblitzen — nach klingen die Finger der Rechten leise die Takte des Tanzes auf dem Tambourin an: Unter Palmen läßt sie Rath. Sichel träumen.

Durch Ad. Schweitzers fein beobachtetes Bild „In den Lofoten" haben wir einen Blick in die Ferne, nach den Gegenden, in welchen die Sonne auf so lange Zeit verschwindet, um dann so lange Zeit rings den Horizont zu umkreisen, bis sie endlich Wärme bringt, helles klares Licht. Wir sehen den Norden Norwegens im Mai, im beginnenden Erwachen der Natur.

Wenn dort die Halde sich mit frischem Grün überzieht, spielen die Kinder unserer Dörfer schon mit den „Maikätzchen". Huga König mag es uns erzählen, wie die junge kraftvolle Mutter sich ihrer im durchsonnten Garten spielenden Kinder freut. Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 24450